S.P.R. 1883



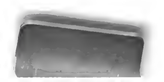
Sphinx

EARD.
MITH.
WELLS.

ELECTRO-MAGNET)
$\frac{1}{6}$ SCALE.









SPHINX

Monatsschrift

für die

geschichtliche und experimentale Begründung

der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden,

Dr. J. U.

I. Jahrgang. 1886 Zweiter Band.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)

Leipzig.

Inhalts-Übersicht

des

Zweiten Bandes

1886.

Kürzere Bemerkungen.

Abbildungen

im

Zweiten Bande.

Erster Jahrgang

1886.



Zusammenstellungen übersinnlicher Thatsachen

bieten in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts besonders folgende

Sammelwerke:

Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde, Nürnberg 1808.
Georg Conrad Horst, Zauberbibliothek, 6 Bde. Mainz 1821—26.
— Deuteroskopie, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1830.
Dr. Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, 5. Aufl. Cotta, Stuttgart 1877.
— Blätter aus Prevorst, Band 1—12. Karlsruhe 1831—39.
— Geschichte Besessener neuerer Zeit. Karlsruhe 1834.
— eine Erscheinung a. d. Nachtgebiete der Natur. Stuttgart 1836.
— Nachricht v. d. Vorkommen des Besessenseins. Stuttgart 1836.
— Magikon, Archiv f. Beobachtungen a. d. Gebiete der Geisterkunde. Band 1—5. 1840—53.
— Die somnambulen Tische, Stuttgart 1853.
Gerber, Das Nachtgebiet der Natur, Augsburg 1844.
C. Crowe, Die Nachtseite der Natur, deutsch v. Kolb, 2 Bde. J. Scheible, Stuttgart 1849.
Prof. Dr. Herbert Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus (mit einer Tafelzeichnung), deutsch von Dr. Hugo Hartmann, F. A. Brockhaus, Leipzig 1854.
Prof. Dr. G. H. Schubert, Ansichten v. d. Nachtseite der Naturwissenschaft Leipzig 1850.
— Symbolik des Traumes, 4. Aufl., herausgegeben von Dr. Fr. Heinr. Ranke, F. A. Brockhaus, Leipzig 1862. (4 M.)
Dr. H. B. Schindler, Das magische Geistesleben, ein Beitrag zur Psychologie W. G. Korn, Breslau 1857. (4 M.)
— Der Aberglaube des Mittelalters, ein Beitrag zur Kulturgeschichte, ebendaselbst 1858. (4 M.)
Daumer, Das Geisterreich, 2 Bde. Dresden 1867.
— Das Reich d. Wundersamen u. Geheimnisvollen, Regensburg 1872.
Prof. Max Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1872.
— Der neuere Spiritualismus, ebenda 1877.
Johannes Kreyher, Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder, 2 Teile: I. Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens II. Die biblischen Wunder; 34¾ Bog. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1881. (8 M.)
Franz Splittgerber, Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits, 2 Teile: I. Schlaf und Traum, Ahnungsvermögen und natürliche Prophetie, II. Das Auftauchen des höheren Geisteslebens im Sterben, Jul. Fricke, Halle 1881. (9 M.)
Prof. J. C. Friedrich Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, 4 Bde. in 5 Abthlgn., Leipzig 1878—81, durch die Nicolaische Buchhandlung in Berlin C., Brüderstraße 13, zu beziehen (statt M. 87.50) für M. 50. — Thatsachenmaterial im II. und III. Bande: Die transscendentale Physik.
Aus Aksakows „Bibliothek des Spiritualismus", besonders die Werke von A. R. Wallace, Wm. Crookes, Robt. Hare, J. W. Edmonds, Edw. W. Cox und der Bericht über den Spiritualismus von seiten des Kommitees der Dialektischen Gesellschaft zu London.

Mesmerismus und Somnambulismus

behandeln vorzugsweise nachfolgende deutsche Spezialwerke:

Dr. Fr. Hufeland, Über Sympathie, Weimar 1811; 2. Aufl. 1822.

Baron Fr. Karl v. Strombeck, Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus, Braunschweig 1813.

Dr. Fr. Anton Meßmer, Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen, herausgegeben von Dr. Karl Chr. Wolfart, Berlin 1814.

Dr. Karl Chr. Wolfart, Erläuterungen zum Mesmerismus, Berlin 1815.

Prof. Dr. Ferd. Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, Berlin 1815.

Dr. Meier und Dr. Klein, Höchst merkwürdige Geschichte der magnetisch hellsehenden Auguste Müller, Stuttgart 1816.

Archiv für den tierischen Magnetismus, herausgegeb. von Prof. Eschenmayer, Prof. Kiefer und Prof. Nasse, 12 Bde. Leipzig 1817—24.

Dr. C. Kämer, Ausf. hist. Darstellung einer höchst merkw. Somnambule, Stuttgart 1821.

Dr. Justinus Kerner, Geschichte zweier Somnambulen, Karlsruhe 1824.
— Franz Anton Mesmer, Lit. Anstalt, Frankfurt a. M. 1856.

Dr. J. Carl Passavant, Untersuchungen üb. d. Lebensmagnetismus u. d. Hellsehen, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1837.

Bernh. Gärwitz, Richards natürlich magnetischer Schlaf, Leipzig 1837.

Dr. M. Wirner, Selma die jüdische Seherin, Berlin 1838.

Dr. H. Werner, Die Schutzgeister, Stuttgart 1839.
— Symbolik der Sprache, Stuttgart 1841.

Dr. Jos. Ennemoser, Geschichte der Magie, F. A. Brockhaus, Leipzig 1844.
— Der Magnetismus im Verh. zur Natur u. Relig., 2. Aufl. Stuttgart 1853.

Dr. Herm. Görwitz, Idiosomnambulismus, Leipzig 1851.

Dr. Georg Barth, Der Lebensmagnetismus, Heilbronn u. Leipzig 1852.

Dr. J. M. Haddock, Somnambulismus u. Psycheismus, Deutsch von Professor Dr. C. L. Merkel, Leipzig s. a.

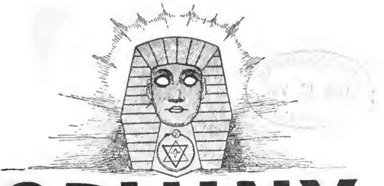
Colquhoun, Histor. Enthüllungen üb. d. geheim. Wissenschaften aller Zeiten und Völker, deutsch von Dr. Hugo Hartmann, Weimar 1853.

J. P. F. Deleuze, Prakt. Unterricht üb. d. tierischen Magnetismus, übersetzt von F. X. Schumacher. Deutsche Verlagsanstalt vormals Eduard Hallberger Stuttgart 1853 (jetzt statt 3 M. für nur 1 M. zu beziehen).

Hofrat Hubert Beckers, Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen, ein Bild aus der Gegenwart, F. A. Brockhaus, Leipzig 1856.

C. G. Carus, Über Lebensmagnetismus u. üb. d. magischen Wirkungen überhaupt, F. A. Brockhaus, Leipzig 1857.





SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben von

Hübbe-Schleiden

Dr. J. U.

II, 1. Heft. 1886 Juli, Nr. 7.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)

Leipzig.

C. Klincksieck,
11 rue de Lille,
Paris.

George Redway,
15 York Street, Covent Garden,
London.

Haar & Steinert,
9 rue Jacob,
Paris.

Amerika:
Colby & Rich,
9 Bosworth Street,
Boston, Mass.

Australien:
W. H. Terry,
84 Russell Street,
Melbourne.

Die „Sphinx" ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur; der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;
2. der Besprechung solcher Thatsachen; der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;
3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in der „Sphinx" ausgesprochenen Ansichten, soweit dieselben nicht von ihm selbst unterzeichnet sind. Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Einsendungen ohne Namen und Adresse der Verfasser finden keine Berücksichtigung.

Sphinx II, 1. **Inhalt.** Juli 1886.

Seite.

Die „Sphinx" erscheint monatlich im Umfange von ungefähr 3 Bogen.

Der Abonnementspreis im Buchhandel beträgt halbjährlich:

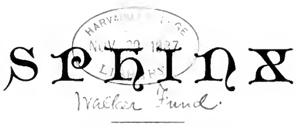
		einzelne Nummern:
für Deutschland und Österreich .	M. 5,—	—
„ „ bei direktem Bezuge	„ 5,60	M. 1,50 (portofrei).
„ das Ausland „ „	„ 6,20.	
„ Frankreich	7 frs. 50 cts.	2 frs. — cts.
„ England, Indien und Colonien	6 sh. 3 d.	1 sh. 6 d.
„ Amerika	$ 1,50 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Die „Sphinx" ist im Postzeitungskatalog eingetragen unter

Nr. 5007 a.

Expedition: Königstraße 19, Leipzig.



II, 1. Juli 1886.

Der Doppelgänger.

Von
Carl du Prel.

Die wissenschaftliche Erklärung der mystischen Kräfte des Menschen kann nur aus dem richtigen Begriff der Seele heraus gefunden werden. Diesen Weg glaubte ich daher einschlagen zu sollen und habe in den bisherigen Heften der „Sphinx" Untersuchungen über den Begriff der Seele vorangestellt.

Ich hätte nun allerdings das Recht gehabt, den Begriff der Seele aus den mystischen Thatsachen zu gewinnen, die dann aus ihm auch erklärbar wären; indessen habe ich — und der Skeptizismus wird mir dafür vielleicht Dank wissen — den Begriff der Seele auf anderem Wege gesucht, und zwar aus solchen Thatsachen abgeleitet, die mit der Mystik gar nichts zu thun haben: aus den merkwürdigen Analogien nämlich, welche bestehen zwischen dem Formalprinzip unseres Organismus und unserer Geistesprodukte. Das organisierende Prinzip, das unseren Körper gestaltet, zeigt sich als identisch mit dem sogenannten Unbewußten im menschlichen Geist, d. h. mit dem Prinzip, welches unsere Geistesprodukte ohne Anteil des sinnlichen Bewußtseins gestaltet. Damit ist der Dualismus von Körper und Geist aufgehoben, beide sind zurückgeführt auf ein gemeinschaftliches Drittes, auf eine Seele nämlich, welche sowohl denkt als organisiert. Die Seelenlehre muß also monistisch werden im Sinne des Aristoteles.

Es fragt sich nun aber, ob der auf diesem unparteiischen Wege gewonnene Begriff der Seele sich als fähig erweist, die mystischen Thatsachen zu erklären. Dies ist der Fall. Die Doppelfunktion der Seele umfaßt das ganze mystische Gebiet. Die mystische Thätigkeit der denkenden Seele erklärt die Phänomene der transscendentalen Psychologie; die mystische Thätigkeit der organisierenden Seele aber ergiebt den Astralleib, und dieser liefert den Schlüssel zur Erklärung gerade der meist bestrittenen Phänomene: der Gespenster und Materialisationen. Bevor wir aber diesen uns zuwenden, dürfte es geraten sein, die Realität des Astralleibes noch innerhalb des irdischen Daseins nachzuweisen. Damit betreten wir das interessante, aber noch wenig durchforschte Gebiet der Doppelgängerei.

Gelegenheitsursachen der Doppelgängerei.

(a. Krankheiten.)

Wir müssen ein Einteilungsprinzip für das Phänomen der Doppelgängerei zu gewinnen trachten, aus dem zugleich Licht fällt auf die Entstehungsursache derselben. Zu diesem Behufe müssen wir die körperlichen und geistigen Dispositionen des Menschen untersuchen, gelegentlich welcher das Phänomen eintritt.

Wie bei allen magischen Fähigkeiten ist auch hier die Unterscheidung von Ursache und Gelegenheitsursache — causa und conditio — sehr wichtig, und zwar um so mehr, als die vulgäre Psychologie, die von der Seele nichts weiß, alle Äußerungen derselben als Wirkung physiologischer Zustände erklärt, und somit Ursachen und Gelegenheitsursachen beständig verwechselt. Da nun zu den Gelegenheitsursachen auch Krankheiten gehören, so glaubte man das Phänomen, insbesondere das Sichselbstsehen, kurzweg als krankhafte Einbildung, d. h. Halluzination erklären zu können.

Die einfachste Form der Doppelgängerei, das Sich-doppelt-Fühlen, tritt in Krankheiten nicht selten auf; aber schon hier kommt es manchmal zur Sichtbarkeit eines Phantoms. Dr. St. erwähnt einen am Nervenfieber erkrankten 15jährigen Knaben, den er beim Besuche am Rande des Bettes liegend fand, und der darüber befragt ärgerlich erwiderte, ob man denn nicht sehe, daß er selbst, in seinem gewöhnlichen Hauskleide, noch einmal neben sich liege. Das Gleiche beobachtete derselbe Arzt bei einer Frau, die in einem heftigen Anfall von Wechselfieber behauptete, ihr zweites Ich sitze im Hauskleid neben ihrem Bette.[1]) Calmeil erwähnt neben anderen Fällen auch einen Bürger, der zu bemerken glaubte, daß sein Körper doppelt sei; immer, selbst im Bette, schien es ihm, als ob er an seiner eigenen Seite läge.[2]) Auch die Seherin von Prevorst, krank im Bette liegend, sah sich selbst auf dem Stuhle sitzend, stieß darüber einen Schrei aus, worauf das Phantom verschwand.[3])

Dieses Verschwinden des Phantoms — welches nur optisch zu nehmen ist, auch wenn die Realität des letzteren angenommen wird — kommt nun in derartigen Fällen und den Gespenstergeschichten so häufig mit einem Schrei des Erschreckten verbunden vor, daß wir diesen Umstand verwerten können für die Frage, mit welchem Organ der Doppelgänger wahrgenommen wird. Wenn die Wahrnehmung durch die peripherischen Sinne, Gesicht und Tastsinn, geschehen soll, dann muß einem realen Phantom ein äquivalenter Verdichtungsgrad zugeschrieben werden, nur daß, da bekanntlich alle Sinne Täuschungen unterliegen, diese bloße Wahrnehmung allein noch keine Realität beweist. Andrerseits könnte aber der Entstehungsherd des Phantoms im Gehirn liegen, ohne daß die peripherischen Sinne affiziert wurden, dann müßte es eine Halluzination genannt werden; wir haben aber bereits gesehen, daß Halluzinationen über die Realitätsfrage nichts entscheiden, weil solche sowohl der aktiven

[1]) Kerner, Blätter aus Prevorst. VIII, 114, 115.

[2]) Calmeil, de la folie. I, 122. — [3]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. 97.

Phantasie, wie im Traum, aber auch der passiven Phantasie entspringen können, d. h. daß das Organ der Phantasiebilder auch durch reale Objekte angeregt werden kann. Nur Merkmale des Phantoms selbst und seiner Thätigkeit können die Realitätsfrage entscheiden, die ganz unberührt bleibt von dem Nachweise, daß wirkliche Sinnesaffektionen stattfanden — denn alle Sinne unterliegen subjektiven Täuschungen — oder daß nur Halluzination stattfand — denn diese, als Produkt sowohl der aktiven wie passiven Phantasie, umfaßt sowohl die Wahrnehmung nichtrealer wie realer Dinge. Wenn nun das Organ der Träume auch Wahrnehmungsorgan für reale Phantome sein kann, so muß ein mehr oder weniger umflortes Bewußtsein als Annäherung an den Traumzustand auch eine günstige Disposition bilden für die Wahrnehmung von Phantomen; dann aber muß auch beim Erschrecken, das so häufig mit einem Schrei verbunden ist, das wache Bewußtsein zurückkehren, und das Phantom optisch verschwinden, mag es nun real sein oder nicht.

Es sind somit drei Fälle von Visionen zu unterscheiden. Das Wahrnehmungsorgan ist immer das Gehirn; dieses kann aber affiziert werden sowohl indirekt auf dem Wege der peripherischen Nerven, als direkt; endlich kann es aber auch selbstthätig Halluzinationen erzeugen, die alsdann in das Gebiet der subjektiven Täuschungen gehören. —

Ein junger Mann befand sich in Heidelberg, entfernt von seiner schwer erkrankten Mutter. Eines Morgens, da er schon erwacht noch im Bette lag, klopfte es an die Thüre, und da sich diese auf sein Herein! öffnete, sah er seine Mutter gegen sein Bett herankommen, die aber sogleich verschwand, als er sie erstaunt anrief. Er meldete dieses Ereignis nach Hause mit der Befürchtung, es möchte der Mutter etwas zugestoßen sein, erfuhr jedoch, daß dieselbe zwar in jener Nacht in der Krise gelegen, seither aber wieder besser geworden sei. [1]) Auch in diesem Falle, in welchem das Erstaunen gleich dem Erschrecken in anderen Fällen wirkte, erfolgte aus dem Aufhören der subjektiven Wahrnehmungsfähigkeit das optische Verschwinden des Phantoms. Das vom Standpunkte des Astralleibes irrationale Anklopfen an der Thüre reiht sich den zahlreichen Beispielen an, in welchen der Doppelgänger seine Handlungsweise gerade so einrichtet, wie sie von der Person selbst in der gegebenen Situation vorgenommen würde. Bei der Möglichkeit kombinierter Sinnestäuschungen liegt in diesem Klopfen allerdings noch kein Realitätsbeweis, der in dem vorliegenden Falle eher daraus geschlossen werden könnte, daß die Mutter in der Krise lag, als ihr Doppelgänger erschien.

Brierre de Boismont spricht von einem Fieberkranken, dessen fixe Idee es gewesen, daß sein Doppelgänger, krank wie er selbst, an seiner rechten Seite liege. Er wurde sehr ungeduldig, daß man diesem seinem Kameraden so wenig Sorgfalt zukommen lasse und nichts zu trinken gebe, sprach ihn oft an, und als das Fieber nachließ, sah er ihn noch immer in der Nähe stehen. In jeder anderen Richtung waren die

[1]) **Splittgerber**, Schlaf und Tod. II, 115. —

Ideen des Kranken vollkommen gesund; wenn man ihn aber glauben machen wollte, er leide an Halluzinationen, antwortete er bestimmt: Hier steht er und kommt her; ich fühle ihn, sehe ihn, berühre ihn, ich spreche mit ihm und er antwortet mir.[1]) Boismont verfolgt in seinem ganzen Buche die Tendenz, die Vereinbarkeit von Visionen und geistiger Gesundheit zu beweisen. Dies ist bei ihm insofern ein Widerspruch, als er gleichwohl solche Visionen aus der aktiven Phantasie entspringen läßt, was bestenfalls auf eine im übrigen vorhandene geistige Gesundheit schließen läßt. Um sein Stichwort zu finden, hätte dieser Arzt die Existenz einer passiven Phantasie betonen müssen, d. h. die Möglichkeit, daß unser Vorstellungsvermögen von außen durch reale Objekte angeregt werden kann, ohne daß doch die in solchen Fällen wahrnehmungsunfähigen Sinne den Stoff liefern. Nur dann kann geistige Gesundheit mit Visionen vereinbar sein, wenn die Vorstellungen des Gehirns, welchen eine krankhafte innerliche Erregungsursache zu Grunde liegt, sich weder formal noch durch ihren Schauplatz unterscheiden von anderen Bildern von objektiver äußerer Erregungsursache, deren Reizstärke aber für die sinnliche Wahrnehmung nicht genügt.

Wenn wir in der Geburt des Menschen die Verbindung eines transscendentalen Subjekts, eines Astralleibes mit einer körperlichen Hülle sehen, im Tode dagegen die „Entleibung" desselben, dann begreift sich, daß Krankheiten als Annäherungszustände an den Tod auch Annäherungsformen an den Doppelgänger liefern, daß aber nicht nur Krankheiten, sondern alle Zustände, denen die Verbandlockerung zwischen Körper und Astralleib gemeinschaftlich ist, zur Doppelgängerei disponieren. Schubert erwähnt eine Mutter vieler Kinder, die, so oft sie in der Hoffnung war, ihren Doppelgänger sah,[2]) und Eschenmayer kannte eine Frau, die als Wöchnerin sich selbst sah und zugleich von ihrem Kinde gesehen wurde, welches rief: Mutter, du sitzest ja dort in der Ecke![3])

Wenn die Sichtbarkeit des Astralleibes in der Ferne unter Umständen als objektives Merkmal der Doppelgängerei angesprochen werden kann, so die Gleichzeitigkeit eines doppelten Bewußtseins unter Umständen als subjektives Merkmal. Nicht nur aus dem Verhalten des Phantoms also kann der Realitätsbeweis geführt werden, sondern auch aus dem Verhalten des körperlichen Zwillings. Auch hier begegnen wir Annäherungszuständen an ein doppeltes Bewußtsein, das bei verschiedenen Anlässen eintritt. Zu diesen gehört auch der Genuß von Haschisch; wenigstens beschreibt Preyer Selbstbeobachtungen eines Haschischessers, wobei es heißt: „Dann verfiel ich in einen Zustand von Halbschlaf und aus diesem erwachte ich plötzlich und fühlte mich sehr erfrischt. Ich hatte das Gefühl, als ob ich meinen Körper verlassen hätte; ich bestand aus zwei Wesen und hatte zwei unterscheidbare neben einander herlau-

[1]) Brierre de Boismont, des hallucinations. 587.

[2]) Schubert, Symbolik des Traumes. 87.

[3]) Eschenmayer, Mysterien des inneren Lebens. 10.

fende Gedankengänge."[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solche Fälle des Doppeltfühlens entweder zu einer sichtbaren Doppelgängerei gesteigert werden könnten, oder daß vielleicht nur die Wahrnehmungsfähigkeit fehlt, um eine solche zu konstatieren.

Merkwürdig sind jene körperlichen Annäherungszustände an den Doppelgänger, wobei das Phänomen auf einzelne Teile des Körpers beschränkt ist. Chardel erwähnt eine Somnambule, die bei der magnetischen Behandlung steif und unempfindlich wurde, dann aber, als das Leben in die oberen Körperteile zurückgekehrt war, erklärte, daß sie ihren übrigen Körper außer sich sehe, wie ein fremdes Objekt, und daß sie keine Lust habe, sich mit demselben wieder zu vereinigen.[2]) In solchen Fällen ist daher die Doppelheit auf die kataleptischen Teile beschränkt, wie in den anderen Fällen vollständiger Katalepsie auf die ganze Figur ausgedehnt.

Wo sich doppelte Leiblichkeit und doppeltes Bewußtsein vereinigen, ist auch die Realität des Phantoms um so wahrscheinlicher, weil andernfalls eine Kombination von Fernwirken beziehungsweise Sichselbstsehen, und Fernsehen angenommen werden müßte. Professor Perty erzählt: „Fräulein Sophie Swoboda hatte sich an einem Augustnachmittag 1855 — sie war damals 20 Jahre alt — wegen starker Kopfschmerzen im Zimmer ihrer Mutter auf das Sopha gelegt und schlummerte endlich ein. Es schien ihr nun, als die Mutter leise das Zimmer verließ, sie erwachte. Sophie fühlte sich nun ganz leicht und schmerzlos, erhob sich eiligst, um der Mutter in das dritte Zimmer nachzueilen und ihr diese günstige Veränderung zu berichten. Die Mutter saß über einem Strickzeug und ihr gegenüber der Vater, vorlesend aus Bonaventuras (Schellings) „mystischen Nächten". Sophie stellte sich neben beide, um eine Pause im Lesen für ihre Mitteilung zu erwarten, aber die Eltern nahmen von ihr keine Notiz, obwohl sie öfters aufblickten und gegen einander ihre Ansichten über das Gelesene aussprachen. Befremdet hierüber zog sich Sophie in eine Fensternische zurück und hörte auf die Lektüre. Bald aber erhob sich die Mutter mit den Worten: „Sophiens Unwohlsein macht mir Sorge, ich muß nach ihr sehen", und jetzt trat diese schnell herzu, um sie zu beruhigen, aber die Mutter sah nicht nach ihr, sondern ging rasch zur Thüre hinaus in das erste Zimmer, wo Sophie dieselbe, um sich bemerkbar zu machen, mit einem Kuß von rückwärts überraschen wollte; aber die Mutter eilte mit banger Hast zum Sopha, worauf sich Sophie gelegt hatte, und rief der durch eine andere Thüre eintretenden Schwester Therese angstvoll zu: „Wie bleich sie ist!" Sophie blickte nun in der gleichen Richtung und sah höchst verwundert sich selbst mit leichenblassem Gesicht und geschlossenen Augen auf dem Sofa liegen. Mutter und Schwester beugten sich in banger Sorge über sie und riefen ihren Namen, was Sophie bewog, gleichfalls ganz nahe hinzutreten, um endlich gesehen zu werden. Aber in diesem Augenblick fühlte sie sich wie von einem Schlage auf das Ruhebett geworfen. Schwer und mühevoll öffnete sie die Augen und

[1]) Preyer, Der Hypnotismus. 67.

[2]) Chardel, Equisse de la nature humaine. 281.

richtete sich mit Hilfe der Mutter und Schwester auf. Nachdem sich Sophie etwas erholt hatte, erzählte sie den Eltern das Erlebte, und diese staunten nicht wenig, als sie ihnen die gelesenen Stellen und geäußerten Ansichten zum Teil wortgetreu wiederholte, da sie doch drei Zimmer weit entfernt und die Thüre geschlossen war." [1]).

Einen noch komplizierteren Fall erzählt Cromwell Varley, Mitglied der Royal Society in London, der elektrische Berater der Atlantischen Kabelgesellschaft, und es ist sehr günstig, daß gerade für diesen merkwürdigen Fall ein so gewichtiger Zeuge auftritt: Er ging einst mit seiner Frau aufs Land zu seiner Schwägerin, um diese, wie man ihrer Herzkrankheit wegen fürchtete, zum letztenmal zu besuchen. Nachts hatte Varley Albdrücken und konnte keine Muskel bewegen. In diesem Zustande sah er den Doppelgänger seiner Schwägerin an seinem Bett stehen, von der er wußte, daß sie in ihrem Zimmer eingeschlossen war. Sie sagte: „Wenn du dich nicht bewegst, so mußt du sterben!" und da Varley vergeblich sich bemühte, fuhr sie fort: „Wenn du dich mir unterwirfst, so will ich dich erschrecken, und du wirst dann imstande sein, dich zu bewegen." Anfänglich widersetzte er sich, weil er noch mehr über ihre geistige Anwesenheit ermitteln wollte, und als er endlich einwilligte, hatte sein Herz zu schlagen aufgehört. Ihre Bemühung, ihn zu erschrecken, hatte anfänglich keinen Erfolg; als sie aber ausrief: „O Cromwell, ich sterbe!" erwachte er aus seiner Erstarrung. Er fand die Thüren verschlossen und notirte die Stunde. Am Morgen erzählte die Schwägerin, der gegenüber nichts erwähnt worden war, das ganze Erlebnis als einen schrecklichen Traum, den sie gehabt hätte. [2])

Es wäre nun leicht, diese Geschichte in eine von der Traumphantasie Varleys vollzogene dramatisierte Befreiung vom Albdrücken aufzulösen, wenn nicht zum mindesten ein korrespondierender Wahrtraum der Schwägerin angenommen werden müßte. Daß aber diese sich des Ereignisses wie eines gehabten Traumes erinnerte, steht in vollkommener Übereinstimmung damit, daß auch die Somnambulen und Nachtwandler, wenn sie nicht, wie meistens, erinnerungslos erwachen, des Erlebten sich nur als eines Geträumten erinnern.

Zu den Ursachen, gelegentlich welcher, nicht durch welche das transscendentale Bewußtsein erweckt werden kann, gehört auch der Irrsinn. Der monistischen Seelenlehre entspricht nun die Vermutung, daß der Irrsinn auch den Träger dieses transscendentalen Bewußtseins, den Astralleib, in die Erscheinung treten lassen kann. Dies scheint denn auch der Fall zu sein. Ein Berichterstatter erzählt, sein von ihm hochgeschätzter Lehrer hätte die Eigentümlichkeit gehabt, nichts zu berühren, was schon von anderen berührt worden war, so daß der Erzähler einmal die Befürchtung aussprach, es möchte der Lehrer über seiner Furcht, angesteckt zu werden, noch verrückt werden. Einst im Traume sah er den Lehrer

[1]) Psychische Studien. 1879, 293. —

[2]) Bericht der dialektischen Gesellschaft. II, 108. —

wie in Wahnsinn verfallen vor seinem Bette stehen und ihm zurufen: „Helfen Sie mir, ich bin vergiftet!“ Auch nach dem Erwachen stand die Gestalt noch vor dem Erzähler, bis er ganz zur Besinnung kam. Nach längerer Zeit erhielt er die Nachricht, daß der Lehrer zu jener Zeit an der fixen Idee, vergiftet zu sein, ins Narrenhaus gebracht worden war.[1]) Daß nun Phantome im Traume sogar häufiger gesehen werden, als im Wachen, kann keinesfalls als Beweis ihrer von der aktiven Phantasie besorgten Erzeugung angeführt werden; denn wenn reale Objekte, wie wir gesehen haben, bei ausgeschlossener sinnlicher Wahrnehmbarkeit auf mein Vorstellungsvermögen nur durch Erweckung einer dem realen Objekt korrespondierenden Halluzination wirken können, so bildet hierzu der Traumzustand eine günstigere Disposition als das Wachen oder eine bloße Umflorung des Bewußtseins.

Ein anderer Fall ist folgender: Ein englischer Offizier befragte auf der Fahrt von Indien nach England den Kapitän, warum er einen der Passagiere verborgen halte, der sich nicht mehr zeige, während er ihn doch anfänglich im Salon gesehen hätte, wie er von Kabine zu Kabine gehend hineinsah. Der Kapitän, der nichts davon wußte, ließ sich Alter und Aussehen dieses Passagiers angeben und rief aus, das müßte, wenn es überhaupt möglich wäre, sein Vater sein; nach England zurückgekommen, erfuhr er, daß in der That sein Vater kurz vor seinem Tode in einem Anfall von Irrsinn behauptet hätte, er sei auf dem Schiffe seines Sohnes gewesen, hätte ihn aber in allen Kabinen vergeblich gesucht.[2]) Es ist nun allerdings fraglich, ob hier wirklicher Irrsinn vorlag, oder vielleicht bloß die Auslegung einer den Anwesenden unbegreiflichen Äußerung als Irrsinn, der auch durch das nicht ganz rationale Verhalten des Phantoms nicht bewiesen wird. Die Gelegenheitsursache kann in der Krankheit überhaupt um so mehr gesehen werden, als der Kranke schon im Sterben lag; denn eben dann ereignen sich die häufigsten Fälle sichtbarer Darstellung des Astralkörpers in der Ferne.

---

[1]) Kerner: Magikon. II, 102. —

[2]) Des Mousseaux, les hauts phénomènes de la magie. 94. —



Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym.

Von

Carl Kiesewetter.

Zu den Marksteinen in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft des Übersinnlichen gehört die Occulta Philosophia des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym. Dieser merkwürdige Mann entstammte einem alten Patriziergeschlecht und wurde zu Cöln am 14. September 1486 geboren. Da wir innerhalb des uns hier zugemessenen Raumes sein überreich bewegtes äußeres Leben und vielseitiges Schaffen nicht schildern können [1]), so wollen wir nur kurz bemerken, daß Agrippas Wirken das ganze Gebiet des damaligen Wissens und Könnens umfaßte und sogar weit überragte. Er war Philosoph, Arzt, Jurist, Theologe, kaiserlicher Hauptmann [2]) und vielgewandter Diplomat.

Vor allem aber zogen Agrippa die geheimen Wissenschaften an, welche er schon in frühester Jugend gründlich studiert haben muß, denn bereits in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts galt der junge cölner Student der Rechte für einen trefflichen Alchymisten. Im Jahre 1507 ging Agrippa behufs weiterer Studien nach Paris, wo er mit einem gewissen Landulph und Galbian eine geschlossene Gesellschaft zur Erforschung der Geheimwissenschaften gründete. Ein Hauptbestreben dieser Gesellschaft scheint das Studium der Alchymie gewesen zu sein, wie aus mehreren Briefen Agrippas hervorgeht; jedoch wurde offenbar kein Zweig des weiten Gebietes der Mystik unberücksichtigt gelassen, und man muß sowohl theoretisch als praktisch die besten Studien gemacht haben, wie aus der in der Occulta Philosophia niedergelegten Fülle von positiven Kenntnissen und Belesenheit hervorgeht. Die Gesellschaft breitete sich von Frankreich aus in Deutschland, Italien und England aus und stand mit den Rosenkreuzern (vergl. Januarheft der Sphinx) in engster Verbindung; ja Agrippa wird von Irenäus Philaletha sogar Imperator genannt. [3])

Im Anfang des Jahres 1510 kehrte Agrippa nach Deutschland zurück und besuchte in Würzburg den berühmten Johannes Trithemius, welcher damals Abt des Benediktinerklosters zu St. Jakob war. Trithemius, selbst einer der besten Kenner der Geheimwissenschaften und Lehrer

[1]) Wir verweisen hierzu auf Freher: Theatrum virorum eruditorum clarorum, Norimb. 1688, Fol. p. 1224 sq., Naudé: Apologie pour tous les grands personnages qui ont esté faussement soupçonnés de magie, 12. Paris 1669 und auf die ausführliche Biographie, welche der Scheibleschen deutschen Ausgabe der Occulta Philosophia, Stuttgart 1855, vorgesetzt ist.

[2]) Er wurde auf dem Schlachtfelde von Marignano zum Ritter geschlagen.

[3]) Vergl. dessen Anthroposophia theomagica.



In uns, nicht in der Hölle noch in den Gestirnen des Himmels,
Wohnt jene magische Kraft, die Alles wirket und schafft.

Agrippa von Nettesheym,
geboren vor 400 Jahren am 14. September.

Titelbild
der Lyoner Original-Ausgabe seiner Werke.

des Paracelsus[1]), ermunterte den 24jährigen Aprippa, seine Kenntnisse in einem Werk niederzulegen, welches eine Art Encyklopädie der Geheimwissenschaften insoweit werden sollte, als man damals wagen durfte, derartiges Wissen öffentlich zu zeigen. Agrippa ging mit Feuereifer an die Arbeit, und in erstaunlich kurzer Zeit war die Occulta Philosophia beendet; er übersandte dieselbe Trithemius, welcher sie in einem Schreiben vom 8. April 1510 über alle ihm bekannten Werke stellt, dem Verfasser jedoch den Rat giebt, „das Gemeine den Gemeinen, das Höhere aber und die Geheimnisse nur hervorragenden Männern und vertrauten Freunden mitzuteilen". Die Occulta Philosophia fand zunächst nur handschriftliche Verbreitung und wurde erst 1530 von Agrippa wegen der vielen durch das Abschreiben entstandenen Verfälschungen zu Antwerpen dem Druck übergeben. Bei der Herausgabe seines Werkes erschien dem Verfasser, dessen Kenntnisse sich im Laufe von zwei Jahrzehnten ungemein erweitert und geläutert hatten, eine gänzliche Umarbeitung vonnöten. Agrippa ging sofort an die Arbeit und begann die Drucklegung der verbesserten Occulta Philosophia 1531 zu Cöln. Das Werk wurde dem auch in der „Cölner Urkunde" der Freimaurerei genannten Erzbischof Hermann von Wied gewidmet, welcher den Verfasser gegen die Angriffe der Inquisitoren schützte, so daß der Druck (1533) vollendet werden konnte.

Im Jahre 1535 wollte der von allerlei Unglück und zelotischen Priestern verfolgte Agrippa nach Lyon gehen, starb aber unterwegs zu Grenoble. Agrippas zahlreiche Feinde verbreiteten das Gerücht, er sei im Hospital oder in einer schlechten Kneipe gestorben; allein nach Naudé[2]) starb er im Hause des Generaleinnehmers der Dauphinée, dessen Sohn erster Präsident von Grenoble war. Damit stimmt die Nachricht Allards in der Bibliothèque de Dauphinée überein, daß Agrippa in einem Hause der Rue des Clercs, welches Eigentum des Präsidenten Vachon war, gestorben und bei den Dominikanern begraben worden sei.

Agrippa teilte das Schicksal seiner Geistesverwandten, wie Roger Baco, Paracelsus, Cardanus, Fludd und anderer; er wurde für einen Teufelsbündner gehalten, und Bodinus, Delrio, Paul Jovius wie auch manche andere wissen eine ganze Reihe hierhergehöriger Sagen zu erzählen. So berichtet Delrio[3]), Agrippa habe, wie Faust und Paracelsus, seine Zeche in den Wirtshäusern mit „verblendetem Gelde bezahlt, welches sich nachher in Hornstücke verwandelt habe. Ferner habe ein Student in Löwen in Agrippas Abwesenheit den Teufel in dessen Studierzimmer zitiert und dabei sein Leben verloren. Als Agrippa nun heimkam und die Geister auf dem First des Hauses tanzen sah, habe er einen Teufel in den Leichnam zitiert und ihn auf den Marktplatz hinabgehen lassen, woselbst der

---

[1]) Rätselhaft ist, wie Ennemoser in seiner „Geschichte der Magie" p. 916 zu der Behauptung kommt, Agrippa sei ein Schüler des Paracelsus gewesen. Beide haben nie in Verkehr gestanden. Macht aber doch Ennemoser auch auf S. 6 desselben Werkes Euler (1707—1782) zum Lehrer von Kepler (1571—1630 und Paracelsus (1493—1541).

[2]) Apologie S. 427. [3]) Disquis. mag. Lib. II cap. 29 Sect. I.

Geist wieder ausfuhr, und der Student wie vom Schlage getroffen zusammenstürzte. — Paul Jovius berichtet in seinen Elogiis doctorum virorum, daß ein Familiarteufel Agrippa als schwarzer Pudel begleitet habe. „Als er nun im Begriff war zu sterben, nahm er dem bösen Geist ein ledernes Halsband mit aus Nägeln gebildeten nekromantischen Inschriften unter folgendem Ausruf ab: Packe dich, verwünschte Bestie, die du an meinem ganzen Unglück schuld bist! Darauf stürzte sich der Geist in die Saone und ward nicht mehr gesehen." Agrippas Schüler Johann Wier gab sich in seinem berühmten Werk De praestigiis daemonum [1]) alle erdenkliche Mühe, seinen Lehrer vom Verdacht der Teufelszauberei zu reinigen, aber trotzdem wurden die Fabeln bis tief in das vorige Jahrhundert alles Ernstes zitiert und Wier erreichte nur, daß er sich selber in Argwohn brachte.

Der Glaube an Agrippas schwarze Magie hielt sich um so hartnäckiger, als die Geistlichkeit sich zum Sprachrohr der Verleumdung machte und zwar, weil Aprippa ein freidenkender Mann war, die Verderbtheit des damaligen Klerus durchschaute, offen geißelte und vor allem als erklärter Feind der Inquisition diesem heiligen Officium mancherlei Ärgernis bereitete. Diese Feindschaft verbitterte auch sein ganzes Leben und ließ ihn nirgends Ruhe finden. — Der Reformation stand Agrippa wie Paracelsus freundlich gegenüber, wie er auch persönlich mit den Reformatoren sympathisierte [2]); trotzdem trat er — wieder gleich Paracelsus — nicht aus dem Verbande der katholischen Kirche aus, sei es nun, daß er über den Parteien stand, oder sei es, daß ihn seine schlechten finanziellen Verhältnisse von diesem Schritt abhielten.

Wie oben schon erwähnt, versuchten Wier und Naudé, Agrippa vom Verdacht der Zauberei zu reinigen. Diesem Bestreben folgten im 17. und 18. Jahrhundert noch mehrere, wie z. B. Bayle und Hauber, die in ihrem Eifer sogar sich zu der Behauptung verstiegen, Agrippa habe in späteren Jahren seine in der Occulta Philosophia niedergelegten Ansichten widerrufen. Da diese Behauptungen in unsere Geschichten der Philosophie und Medizin wie auch in alle Konversationslexika übergingen, so müssen wir uns hier im Vorübergehen etwas damit beschäftigen. Es heißt allerdings im 48. Kapitel der Nettesheymschen Satire De vanitate scientiarum: „Von der Magie habe ich als Jüngling ein ziemlich großes Werk von drei Büchern geschrieben, welches ich Occulta Philosophia betitelte; in denselben hat meine vorwitzige Jugend viele Irrtümer niedergelegt, welche ich mit meiner reiferen Erfahrung durch diese Palinodie widerrufen will; ich habe nur zu viel Zeit und Geld an diese Eitelkeiten verschwendet. Dennoch habe ich ein Wissen erreicht, auf Grund dessen ich andere von Unglück abhalten kann. Wer nicht in der Wahrheit und Kraft Gottes, sondern als Spielball der Dämonen mit Beihilfe der bösen Geister zu weissagen und prophezeien wagt und durch magische Blendwerke, Exorcismen, Beschwörungen, Liebestränke, Citationen und andere dämonische Werke götzendienerischen Gräuel übt, Blendwerk und Phantasmen erzeugt und bald aufhörende Wunder wirkt, der ist wie Jamnes, Jambres und Simon Magus für das höllische Feuer bestimmt." —

[1]) Lib. II cap. 5.

[2]) Vergl. Epistolarum Corn. Agr. Lib. III cap. 18 und 52, sowie Lib. VII cap. 13.

Diese Stelle wird nun überall nur bis: „Dennoch habe ich ein Wissen erreicht" &c. zitiert, um als vollkommener Widerruf gelten zu können, während sie in unverfälschtem Zusammenhang sich offenbar nur auf die Schattenseite des übersinnlichen Wissens und Könnens, auf die „schwarze Magie" bezieht. Dabei ist ferner noch zu bedenken, daß Agrippa seine Satire zu einer Zeit (1529) schrieb, als er an Gott und der Welt verzweifelte.

Gänzlich hinfällig wird aber die Behauptung des Widerrufes durch eine Stelle des Briefes an die Leser der gedruckten Occulta Philosophia[1]): „In meiner Schrift De vanitate scientiarum habe ich sogar dieses Werk zum größten Teile widerrufen. Nun wird man mir vielleicht entgegnen, warum ich ein Werk, das ich als Jüngling geschrieben und als älterer Mann widerrufen habe, doch herausgebe? Allerdings unternahm ich es noch sehr jung, die vorliegenden Bücher über die geheime Philosophie zu schreiben, und zwar in der Hoffnung, sie einst verbessert und vermehrt herauszugeben, weshalb ich dieselben auch dem Abte Johann Trithemius zu Würzburg, früher zu Sponheim, einem in solchen Wissenschaften sehr bewanderten Mann, zur Verbesserung übersandte. Es geschah aber, daß das unvollkommene Werk, noch ehe ich die letzte Hand daran legen konnte, in verstümmelten und fehlerhaften Abschriften in Italien, Frankreich und Deutschland verbreitet wurde und die Hände vieler durchwanderte; ja einige waren ungeduldig und schamlos genug, es trotz seiner Verunstaltung dem Druck übergeben zu wollen. Um diesem Schlage vorzubeugen, beschloß ich es selbst zu veröffentlichen, indem ich dachte, daß weniger dabei gewagt sei, wenn dasselbe einigermaßen verbessert aus meiner Hand hervorginge, als wenn es verstümmelt und als ungeordnetes Fragment durch fremde Hand veröffentlicht würde. Überdies hielt ich es nicht für Unrecht, wenn ich meine Jugendarbeit nicht zu Grunde gehen ließ." — Ganz ähnlich sagt Agrippa in dem Widmungsbrief an Erzbischof Hermann[2]): „Trotz meiner Neider möchte ich dieses Werk nicht in Vergessenheit begraben lassen, da vieles darin auch in meinen reiferen Jahren mir als sehr nützlich und zu wissen notwendig erscheint. Euere Hoheit erhält nicht nur ein Werk meiner Jugend, sondern auch meines gegenwärtigen Alters, denn ich habe darin viele Fehler verbessert; vieles an verschiedenen Orten eingeschaltet und viele Kapitel hinzugefügt." — Da nun dieser Brief vom Januar 1531 datiert ist, während die Schrift De vanitate scientiarum ein Jahr früher gedruckt wurde, so ist die Grundlosigkeit obiger Behauptung bestätigt.

Etwa 20 Jahre nach Agrippas Tode tauchte ein „viertes Buch der Occulta Philosophia" auf, welches den Ritus der mittelalterlichen Geisterbeschwörungen enthält und dem Agrippa zugeschrieben wurde. Allein Agrippas langjähriger Schüler und Famulus Johann Wier stellt in seiner Schrift De praestigiis Daemonum[3]) fest, daß dieses „Vierte Buch" untergeschoben ist.

---

[1]) Epp. L. VI, 12. [2]) Epp. Lib. VI, 13.

[3]) Lib. II. cap. 5 „de libris quibusdam magicis. Wier sagt: „Optimo jure his annumeretur abominabilis liber nuper in lucem ab impio homine emissus tributusque Henrico Cornelio Agrippae, meo olim hospiti et praeceptori honorando, circiter annos viginti septem jam mortuo, ut hinc falso ejus manibus jam inscribi sperem, sub titulo quarti libri de Occulta Philosophia, se de cerimoniis magicis: qui insuper clavis librorum trium de occulta philosopia omniumque magicarum operationum jactatur."

Magisch heißt im landläufigen Sinn der damaligen Zeit soviel als dämonomagisch, teufelszauberisch. Agrippa suchte eine edlere Auffassung der Magie anzuregen, drang aber nicht durch.

Die eigentliche Lehre des Agrippa war eine geheime. Das heißt, er stellte in seiner Occulta Philosophia ein System der gesamten Magie auf, worin er alles aufhäufte, was seine Vorgänger geschrieben hatten. Seine eigene auf die Kenntnis des magischen Geisteslebens gegründete Theorie jedoch spricht er nur an vereinzelten Stellen zusammenhangslos aus. Aber eben diese vereinzelten Stellen bilden, wenn sie in die gehörige Ordnung gebracht werden, den eigentlichen Kern des Werkes, und wir sehen mit Erstaunen, daß die Kenntnisse Agrippas auf dem Gebiete des Übersinnlichen sicherlich nicht hinter denen der Neuzeit zurückbleiben. Natürlich war es in der damaligen wundersüchtigen Zeit schwer, den Kern, den seine Leser in den naturhistorischen Fabeleien der Alten, den astrologisch-kabbalistischen Allegorien und den Geisterleitern suchten, von der Schale zu trennen. Darauf spielt auch Agrippa an, wenn er in der conclusio totius operis sagt: „Dies ist es nun, was ich als Einleitung in die Magie aus der Überlieferung der Alten nach verschiedenen Autoren in diesem Buch zusammengetragen habe, und zwar trotz aller Kürze mit hinreichender Deutlichkeit für diejenigen, denen es nicht an Einsicht mangelt. Einiges davon ist der Ordnung nach, anderes ohne strenge Ordnung, wieder anderes bruchstücksweise vorgetragen; mit manchem wurde auch zurückgehalten und dessen Erforschung den Verständigen überlassen, die bei einigem Nachdenken über das Geschriebene nicht nur eine vollständige Theorie der magischen Kunst, sondern auch unfehlbare Experimente darin finden können. Ich habe nämlich diese Wissenschaft so vorgetragen, daß den Klugen und Verständigen nichts davon verborgen bleiben soll. Den Schlechten und Ungläubigen dagegen soll der Zugang zu diesen Geheimnissen verborgen sein, sie mögen wohl darüber staunen, aber in verzweiflungsvoller Unwissenheit sich abquälen. Ihr aber, Söhne der Wissenschaft und Weisheit, forschet in diesem Buche und suchet unsere zerstreute Meinung, die wir an verschiedenen Orten vorgetragen haben, zusammen, denn was an der einen Stelle euch verborgen ist, haben wir an einer andern geoffenbart, damit ihr nicht im Ungewissen darüber bleibet." — „Ihr allein werdet die für euch bestimmte Unterweisung und die unter vielem Rätselhaften verhüllten Geheimnisse finden, die nur einer tiefen Einsicht sich erschließen; wenn ihr aber diese erlangt, so wird die magische Wissenschaft in ihrer ganzen Macht vor eure Augen treten und es werden euch jene Kräfte sich zeigen, die einst Hermes, Zoroaster, Apollonius und die übrigen Wunderthäter besaßen."

Offenbar kannte, wie sich bei einem Eingehen auf seine Philosophie zeigt, Agrippa die Gedankenübertragung, Traumsendung, Hypnose und magische Beeinflussung des Willens, sowie den Mesmerismus; diese Gegenstände waren es wohl, welche die Objekte des esoterischen Unterrichtes bildeten, den er seinen Schülern erteilte, und hierauf spielt Agrippa auch wohl an, wenn er in einem vom 24. September 1527 datierten Briefe an Aurelius von Aquapendente von einem Schlüssel zur Occulta Philosophia spricht. Er sagt: [1]) „So Gott will, werde ich in einiger Zeit das ganze Werk verbessert herausgeben und nur den dazu gehörigen Schlüssel meinen vertrautesten Freunden, unter welche Du Dich zu zählen nicht zweifeln darfst, vorbehalten." — Dies ist die Stelle, welche zur Fälschung des vierten Buches der Occulta Philosophia Anlaß gab.

[1]) Epp. Lib. V, 14.

Davon jedoch, daß Agrippa wirklich einen solchen Schlüssel geschrieben habe, findet sich nirgends eine Spur, er scheint vielmehr ganz offenkundig die Entwickelung der magischen Seelen- und Geisteskräfte als den Schlüssel zu allem übersinnlichen Wirken und Schauen betrachtet zu haben, wie aus folgenden Stellen eines zweiten Briefes an Aquapendente hervorgeht:[1]) „Dies ist jene wahre, höchste und geheimste Philosophie von den Wunderwerken der Natur. Der Schlüssel dazu ist das Verständnis, denn je höher sich unser Verständnis entwickelt, desto größere Kräfte erlangen wir, um so leichter und mächtiger vollbringen wir die schwersten Dinge. Wenn aber unser in das vergängliche Fleisch eingeschlossener Intellekt (Intellectus) nicht das Fleisch überwindet und der angeborenen Natur sich entäußert, kann er mit jenen göttlichen Kräften nicht ausgerüstet werden und ist gänzlich unfähig die verborgensten Geheimnisse Gottes und der Natur zu durchschauen." — „Absterben, ich sage absterben, muß derjenige dem Fleisch und der Welt, den Sinnen und dem tierischen Menschen, welcher in das Innerste der heiligen Geheimnisse dringen will; nicht also, daß sich der Leib von der Seele trennte, sondern so, daß die Seele den Leib verläßt. Von diesem Tod schreibt Paulus an die Kolosser:[2]) „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott;" und anderswo[3]) sagt er deutlicher: „Ich kenne einen Menschen (ist er im Leibe gewesen, so weiß ich es nicht; oder ist er außer dem Leibe gewesen, so weiß ich es auch nicht; Gott weiß es;) derselbige ward entzückt bis in den dritten Himmel." Dieses herrlichen Todes muß man in Anblick des Herren sterben, was nur selten wenigen gegeben ist."

Hat hier Agrippa die Kontemplation und Ekstase im Auge, so spricht er in dem vorhin zitierten Briefe[4]) von einer aktiven magischen Seelenkraft: „Was man nun Großes von der unbesiegbaren Gewalt der magischen Kunst, von den wunderbaren Bildern der Astrologen u. s. w. liest, erzählt und schreibt, wird als nichtig, erdichtet und falsch erfunden werden, so oft man es buchstäblich auffaßt. Aber dennoch wird dergleichen von den bedeutendsten Philosophen und heiligen Männern berichtet; sollen wir deren Überlieferungen Lügen nennen? Das zu glauben würde von wenig Pietät zeugen. Es liegt also den Buchstaben ein geheimer in Mysterien gehüllter Sinn unter, welchen bisher noch keiner der alten Meister entschleierte. Wer denselben ohne Anleitung eines erfahrenen treuen Lehrers allein durch das Lesen der Bücher erkennen will, muß von göttlichem Lichte erleuchtet sein, was nur wenigen gegeben ist. Deshalb tappen so viele im Dunkeln, welche allein durch Lektüre die Geheimnisse der Natur erforschen wollen. Sie werden durch ihren auf Irrwegen gehenden Scharfsinn von dem wahren Verständnis abgezogen; sie kommen durch die Ränke äußerer Geister auf falsche Einbildungen und werden aus Herren zu Knechten sie machen Rückschritte, indem sie das außerhalb ihres Selbst suchen, was in uns ist. Du sollst wissen, daß wir die Ursache so großer Wirkungen nicht außer uns suchen sollen; in uns ist ein wirkendes Wesen (Operator), welches alles ohne Beleidigung Gottes und der Religion erkennt und vollbringt, was die Astrologen, Magier, Alchymisten und Nekromanten versprechen. Ich sage, in uns ist der Urheber jener Wunderdinge:

Nos habitat, non tartara, sed nec sidera coeli,
Spiritus in nobis, qui viget, illa facit."

Berücksichtigen wir nun diese Winke und bringen wir diejenigen

[1]) Epp. l. V 19. [2]) Koloss. 3, 3. [3]) 2. Korinth. 12, 2. [4]) Epp. l. V 14.

Stellen der Occulta Philosophia, wo Agrippa selbst spricht und nicht die Gedanken der zahlreichen von ihm zitierten Autoren wiederholt, in gehörige Ordnung, so ist es bei dem heutigen Stand der transscendentalen Forschung gar nicht so schwer, wie Agrippa für seine Zeit meinte, den Schlüssel zu seinem System zu finden.

Wie schon oben gesagt wurde, suchte Agrippa eine edlere Auffassung der Magie, als die im Mittelalter landläufige, anzubahnen und dieselbe in ihrer alten Reinheit wiederherzustellen. Über ihr Wesen äußert er sich[1]) folgendermaßen:

„Die magische Wissenschaft, der so viele Kräfte zu Gebot stehen und die eine Fülle der erhabensten Mysterien besitzt, umfaßt die tiefste Betrachtung der verborgensten Dinge, die Macht, das Wesen, den Stoff, die Beschaffenheit, die Kraft und die Kenntnis der ganzen Natur. Daraus folgen ihre wunderbaren Wirkungen, indem sie die verschiedenen Kräfte mit einander vereinigt und überall das entsprechende Untere mit den Gaben und Kräften des Obern verbindet und vermählt. Diese Wissenschaft ist daher die vollkommenste und höchste, sie ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja sie ist die absolute Vollendung der edelsten Philosophie."

Ähnlich wie Paracelsus betrachtet auch Agrippa die Physik, Mathematik und Theologie — oder, wie wir heute sagen würden: die Naturwissenschaften, die Kenntnis der das All durchziehenden Sympathie[2]) und die Wissenschaft des Übersinnlichen — als die Grundpfeiler der Magie. Deshalb handelt er auch in den drei Büchern der Occulta Philosophia diese Zweige magischer Erkenntnis in der angegebenen Ordnung ab, wobei er alles, was die ältern Philosophen, Mystiker, Kirchenväter, Scholastiker und Naturforscher hierher Gehörendes geschrieben hatten, in ein System bringt. Die Occulta Philosophia ist also eine Encyklopädie der Magie zu nennen, über welche hin das übersinnliche Wissen und die eigenen Anschauungen des Verfassers nur spärlich zerstreut sind. Diese aber aus dem Wust mittelalterlichen Aberglaubens und naturgeschichtlicher Fabeleien, welche Agrippas Zeitgenossen für den Kern hielten, herauszuziehen, wollen wir in den folgenden Heften dieser Zeitschrift versuchen. Dabei jedoch ergiebt sich ganz von selbst eine Zweiteilung des Gebietes seiner übersinnlichen Anschauungen. Grundlegend sind zunächst seine Lehren über die Kräfte der menschlichen Wesenheit, solange diese noch an den Zellenleib gebunden ist. Eine besondere Darstellung aber müssen wir ferner seinen Mitteilungen über das Leben jenseits des leiblichen Todes widmen. Diese geben zu den mannigfaltigsten kulturgeschichtlichen und philosophischen Vergleichen Anlaß. Zusammen aber bieten diese Auszüge einen vollständigen Überblick über Agrippas Okkultismus.

[1]) Occ. Phil. I, 2.

[2]) Bei Agrippa ist nach altem Sprachgebrauch „Mathematik" gleichbedeutend mit der auf diese Sympathie gegründeten Astrologie.



Seele und Geist,

Begriffe und Bezeichnungen der Mystik.

Von

Wilhelm Daniel.

Ist der Körper eine Darstellung der Seele und des Geistes oder sind Seele und Geist des Menschen nur Zustände, Bewegungen oder Erzeugnisse seines Körpers? Das ist die brennende Streitfrage zwischen übersinnlichem Monismus und sinnlichem Materialismus. Jener bejaht die erstere, dieser die letztere Position dieser Alternative.

Unter den Männern, welche gegenwärtig am meisten durch Beschaffung und Verwertung von Thatsachenmaterial zur Entscheidung dieser Frage leisten, ragen besonders Freiherr Dr. Carl du Prel in München und Professor Dr. Gustav Jäger in Stuttgart und dessen Schule hervor. Zu letzterer rechne ich für die Austragung dieser philosophischen Streitfrage u. a. auch Ferdinand Maack.[1]) Alle diese neigen mehr oder weniger stark der mystischen Anschauung zu und sind jedenfalls soweit bewußtermaßen anti-materialistisch, daß sie keinen Augenblick darüber im Zweifel sind, daß sehr wesentliche Teile oder Seiten der menschlichen Natur übersinnlich sind; es kann sich sachlich zwischen ihnen nur mehr darum handeln, bis wie weit dies der Fall ist, und im Anschluß daran auch darum, welche Vorstellungen, genau genommen, mit den Worten „Seele" und „Geist" zu bezeichnen sind. Für die allein, welche auf diesem Boden stehen, kann eine Erörterung dieser Begriffe Wert haben, denn der Materialist wird zur Vermeidung von Mißverständnissen vorziehen, von „Seele" oder „Geist" überhaupt nur im Scherz zu reden. Für die Anti-Materialisten dagegen giebt es kaum eine wichtigere Frage als die: Was sind denn eigentlich Seele und Geist? In der That fällt diese Frage nahezu zusammen mit der wichtigsten aller denkbaren Fragen überhaupt: Was ist der Mensch?

Du Prels „Seelenlehre" ist in eben diesen Heften veröffentlicht worden, und sein Gebrauch der Worte „Seele" und „Geist" ist übrigens hinreichend aus seiner „Philosophie der Mystik" zu ersehen. Nicht ganz so leicht ist derjenige Jägers festzustellen.

Dieser hat sich ursprünglich in seiner „Entdeckung der Seele" nur ganz beiläufig über den Begriff „Geist" ausgelassen und denselben, doch auch nur ungenügend, im Gegensatz zu seinem Gebrauche des Wortes „Seele" in seinem „Monatsblatte" und in den „Wissenschaftlichen Beilagen" zu den Jahrgängen 1884 und 1885 desselben klargestellt.

---

[1]) Von demselben liegt zu diesem Gegenstande vor: „Präliminarien zum Versuch einer Philosophie des Gemüts, ein Beitrag zur Erkenntnistheorie", Leipzig Oswald Mutze, 1885, 8°, 110 Seiten.

Hinsichtlich des Wortes „Geist" stehen sich der mystische Gebrauch desselben seit Paracelsus für den eigentlichen göttlichen Wesenskern der menschlichen Natur und die heute halb-materialistische Bedeutung von „Geist" als Verstand, als tageswaches bewußtes Denken des Menschen[1]) gegenüber. Während nun du Prel das Wort „Geist" sehr entschieden nur in letzterem Sinne gebraucht, neigt Jäger offenbar mehr ersterem Sprachgebrauche zu; so z. B. wenn er in seiner „Entdeckung der Seele"[2]) das Gefühl des freien „geistigen" Willens, erhaben über das vergessene seelisch-körperliche Ich, mit dem Nirvana der Indier vergleicht oder den Geist für das Abstrakte, die Seele für das Konkrete erklärt[3]), von der Materialität der Seele und der Immaterialität des Geistes[4]), auch vom „Geist im engeren Sinne des Wortes" redet[5]) und das Ich als eine eigenartige Realität, als „Geist" auffaßt.[6]) Andererseits freilich stellt Jäger den „Geist" wieder als bewußtes Denken, Erinnerung, als das „Ich" oder „Selbst" der Persönlichkeit des Menschen, seinen Verstand, seine Aufmerksamkeit und sein Selbstbewußtsein dar[7]) (also ganz im Sinne du Prels). Ebenso sagt Jäger einmal auch in seinem Monatsblatte[8]): „Der Geist ist der . . . . Träger des Intellekts". In der That aber wird eben dieser Satz, wie er vollständig lautet, durch die hinzugefügten Eigenschaftswörter recht eigentlich mystisch: „Der Geist ist der ewige, unsterbliche Träger des Intellekts".[9])

Diese Begriffe „Seele" und „Geist" nun sucht Maack zu einer eigenen Weltanschauung und Kosmologie zu verarbeiten, ohne jedoch, wie mir scheint, diejenigen Realitäten, mit welchen er rechnet, hinreichend erkannt zu haben. Nachdem er in einem historischen Rückblick Materialismus und Realismus dem Spiritualismus und Idealismus und beiden

---

[1]) Dies erhellt beispielsweise aus der jedermann geläufigen Bedeutung der Worte: „Schöngeist" im Gegensatz zu „schöner Seele"; ferner „geistlos, geistvoll, geistreich, Geistesheros, Geistesgröße, Geistesstärke, Geistesschwäche, Geisteskrankheit, Geistesverwirrung, Geistesabwesenheit, Geistesprodukt" u. s. w.

[2]) III. Aufl. 1884, I. S. 371—73. — [3]) Beilage zu Nr. 3, 1884.

[4]) Monatsblatt 1884, S. 135. — [5]) 1885, S. 100. — [6]) Beilage zu Nr. 8, 1885.

[7]) In seinem Artikel „Geist" in Trewendts „Handwörterbuch der Zoologie" u. s. w. — [8]) Nr. 4, 1885, S. 99.

[9]) Wissenschaftlich bewiesen ist allerdings diese ewige Unsterblichkeit der geistigen Individualität des Menschen noch nicht und würde sogar auch dann noch lange nicht bewiesen sein, wenn selbst das Fortleben der menschlichen Persönlichkeiten (der Seelen) nach dem Tode allgemein wissenschaftlich anerkannt wäre. Zum Schlusse seiner Beilage zu Nr. 8, 1855, versucht freilich Jäger folgende negative Beweisführung:

„Die Unsterblichkeitsfrage erledigt sich für den Naturforscher so: Sterblichkeit, d. h. Vergänglichkeit, beruht darauf, daß die ponderable Materie 1. dem Wechsel des Aggregatzustandes, 2. dem Wechsel der chemischen Verbindung und Zersetzung unterworfen ist. Der Geist zeigt weder einen Wechsel des Aggregatzustandes noch einen Wechsel im Sinne des Chemismus; und diesen Unterschied bezeichnen wir vollständig richtig als Unsterblichkeit."

So leichten Kaufes kommen wir doch wohl nicht davon. Nach dieser Auseinandersetzung Jägers wäre ja alles „Übersinnliche", jeder Gedanke, jedes Traumbild ewig unvergänglich und unsterblich. Das aber will doch wenigstens Jäger wohl nicht behaupten, wie stark auch die Hinneigung zur Mystik in ihm ausgeprägt sein mag.

Kants Kriticismus gegenübergestellt hat, wendet er sich mit Recht gegen die Anschauungen des Dualismus, welcher Geist und Körper, Denken und Ausdehnung, Kraft und Stoff als zwei Substanzen einander gegenüberstellt.

Statt zweier Substanzen, sagt Maack, finde ich drei empirisch vor: Geist, Seele, Körper; statt Geist und Körper für einander ausschließend zu halten, fasse ich Geist, Seele, Körper als einander einschließend auf, d. h. als genetisch mit einander zusammenhängend. Ein Monismus ist prinzipiell einem Dualismus vorzuziehen. — Nun zeigt uns aber die Geschichte, zu welchen Verkehrtheiten ein aus dem Dualismus entstandener materialistischer und ein spiritualistischer Monismus geführt haben. Natürlich würde ein aus dem Trialismus entstandener Monismus dieselbe Gefahr laufen [1].

Unter „Körper" verstehe ich alles rein Materielle oder, wie ich vorsichtiger und richtiger sagen will, alles, was uns Menschen materiell greif- und fühlbar erscheint. Dies ist einfach. Die Schwierigkeiten beginnen bei den Fragen: Was ist „Seele"? Was ist „Geist"? Als „Geist" betrachte ich das, was man mit Selbstbewußtsein zu bezeichnen pflegt, d. h. dasjenige Prinzip im Menschen, welches die Fähigkeit hat, über sich selbst begrifflich zu denken und zugleich zu wissen, daß es dieses thut. Alle die Erscheinungen im Menschen nun, welche weder durch die tote Materie allein, noch durch das bloße Denken von sich selbst hervorgebracht werden, sind Manifestationen der „Seele". Dahin gehören z. B. als die leicht verständlichsten die Affekte Freude und Trauer, Liebe und Haß, Hoffnung und Angst, Güte und Zorn, Verzweiflung und Reue; ferner alle sogenannten „instinktiven" Handlungen.

Im Menschen finden geistige, seelische und körperliche, in Tieren und Pflanzen körperliche und seelische, im Mineralreich nur körperliche Vorgänge statt. [2]

---

[1] Diese Gefahr meint dann Maack damit zu umgehen, daß er „nicht eines der Endglieder Körper oder Geist zum Ausgangspunkt (der Wesenseinheit und der Entwicklung) setzt, sondern das Mittelglied, die Seele". Wie dadurch aus dem Trialismus ein Monismus werden soll, ist mir logisch nicht begreiflich. Er bleibt offenbar ebenso weit von einem reinen Monismus entfernt wie annoch Gustav Jäger. Eine monistische Anschauung ist doch nur die, welche sich darüber völlig klar ist, daß Kraft und Stoff, Geist, Seele und Körper wirklich ein und dasselbe Ding sind, welches nur in dem einen Falle anders erscheint und in anderer Beziehung erfaßt wird als im andern Falle. Danach ist der Stoff nur eine Darstellung von Kraft, der Leib nur eine Darstellung der Seele oder des Geistes. Im Weiteren seiner Ausführungen setzt Maack an Stelle des Wortes „Seele" die Bezeichnung „Gemüt" und nennt danach seine Lehre Thymismus (Gemüt heißt im Griechischen θυμος). Auch diesen Griff halte ich nicht für glücklich, noch kann ich Maack in der Durchführung seiner Anschauungen beistimmen. Dieselben entbehren der thatsächlichen Unterlage, sei's im Gebiete der Naturwissenschaft, sei's in dem der Mystik.

[2] Maack, a. a. O., S. 9—12. — Die so viel in unserer Kulturbewegung umstrittene Frage, ob die Tiere Seelen haben? kann und muß je nach dem beantwortet werden, was man sich bei dem Worte „Seele" denken will. Und ebenso kommt auch der viel besprochene Streit, den vor Jahren Professor Fechner und der Botaniker Staatsrat Schleiden um die „Pflanzenseele" führten, zunächst auf die Frage hinaus, was man eine „Seele" nennen will. Schließt man, wie du Prel und Jäger thun, in diesen Begriff die Erscheinungen des organischen „Lebens" ein, so wird man jedenfalls die Bezeichnung „Pflanzenseele" zulassen müssen. Den Pflanzen aber mit Fechner auch ein persönliches Gefühlsleben zuzusprechen, dafür scheinen doch keine genügenden Gründe vorzuliegen. Vgl. Fechner, „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" (Leipzig 1848), M. J. Schleiden, „Studien" (2. Aufl. Leipzig 1857) und Fechner, „Professor Schleiden und der Mond" (Leipzig 1856).

Zu diesen Begriffsbestimmungen Maacks ist zunächst zu bemerken, daß sein Gebrauch des Wortes „Geist" ein sehr viel beschränkterer ist als der oben nachgewiesene mystische Sprachgebrauch Jägers. Will man aber mit Maack und auch mit du Prel „Geist" nur in dem gewöhnlichen Sinne des tageswachen Bewußtseins und verständigen Denkens gebrauchen, dann muß man sich auch mit du Prel vollständig darüber klar werden, daß dann „Geist" keine eigene (dritte) Erscheinungsform der menschlichen Individualität bezeichnet, sondern nur einen Zustand des denkenden und wollenden Prinzips im Menschen, welches sich eben nur zum sehr geringen Teil seines Denkens und Wollens bewußt wird. Wie du Prel in seiner „Philosophie der Mystik" an der Hand von Thatsachen schlagend nachgewiesen hat, ist das selbstbewußte, tageswache Denken des Menschen immer nur derjenige Teil seiner Seele, welcher durch die Sinnensphäre von der äußeren Erscheinungswelt gleichsam wie von einer Blendlaterne hell beleuchtet wird.

Um nun aber den Thatsachen, um deren Bezeichnung es sich handelt, auf den Grund zu gehen, müssen wir folgende vier Erscheinungsformen im Menschen wohl unterscheiden. Diese können wir schon jetzt klar aus einander halten. Welche weiteren Thatsachen sich später noch in betreff der menschlichen Wesenheit ergeben mögen, kann hier dahingestellt bleiben.

1. Subjektiv und objektiv sinnliche Erscheinungen: der äußere, sinnlich-materielle Körper und seine Organe.

2. Subjektiv übersinnliche und objektiv sinnliche Erscheinungen (statt „übersinnlich" sagen Zöllner, Hellenbach und du Prel in Anlehnung an Kant „transscendental"); Vorgänge, welche nicht von unseren äußeren Sinnen abhängen, aber mit denselben wahrgenommen werden können:

a) die Gestaltung des Körpers, die Organisationskraft, welche auch schon das Mineralreich, namentlich die Krystalle, mit uns Menschen gemein haben; auch das unserm Astralleib entsprechende Prinzip ist schon in den sogen. „anorganischen" Gestaltungen nachzuweisen;

b) der Lebensprozeß, das Leben, welches wenigstens die Pflanzen mit uns teilen.

3. Subjektiv sinnliche und objektiv übersinnliche Erscheinungen; diejenigen Vorgänge, welche mittelst der Sinne des Körpers zustande kommen, aber von anderen Personen nicht unmittelbar wahrgenommen werden können:

a) das innerhalb der Sinnensphäre stattfindende, aber nicht mit Selbstbewußtsein gepaarte Fühlen, Denken und Wollen, wie es mehr oder weniger auch die Tiere, namentlich die höher organisierten, mit uns gemein haben;

b) das Bewußtsein, das bewußte Fühlen, Denken und Wollen, welches mehr oder weniger von unserm Selbst beherrscht wird und welches uns über die Tiere erhebt.

4. Subjektiv und objektiv übersinnliche Erscheinungen: Die mystische Wesensseite des Menschen, deren Wahrnehmungen nicht mittelst der äußeren Sinne des Körpers zustande kommen, und deren Wirksamkeit ebenfalls nicht der äußeren Organe des Körpers bedarf. In dieser Erscheinungsform ist der Mensch mehr oder weniger räumlich und zeitlich fernsinnig und fernwirkend.

Auch hier wird man a und b, die übersinnliche Wahrnehmung mit und ohne Selbstbewußtsein, unterscheiden müssen; denn auch bei den Tieren ist die Fähigkeit übersinnlicher Wahrnehmung ganz unzweifelhaft nachgewiesen und doch erheben sich die Tiere durchaus nicht zum selbstbewußten Gebrauche dieser Fähigkeit.

Du Prel nun, der die ganze Wesenheit des Menschen (als solche) „Seele" nennt und für den also alle Erscheinungsformen des Menschen nur Darstellungen der „Seele" sind, sein Astralleib und sein Denken so gut wie sein äußerer Körper, könnte möglicherweise überhaupt davon absehen die Seele dem Körper gegenüber zu stellen. In anderer Weise aber erstreckt sich für Jäger der Begriff „Seele" mindestens bis sehr weit in die rein körperliche Erscheinungsform hinein. Bezeichnet doch Jäger selbst die stofflichen Darstellungen und Symptome gewisser Vorgänge des organischen Lebensprozesses, sowie auch des Gefühlslebens schlechthin als „Seele", so z. B. gewisse Düfte oder Gerüche („Duftstoffe"). Wenn es sich aber um eine Verwendung des Wortes „Seele" zur Klassifikation unterschiedlicher Dinge handelt, so ist diese Ausdehnung des Begriffes offenbar nicht zulässig. Ja, es will mir sehr zweifelhaft erscheinen, ob es je gelingen könnte, den gegenwärtig herrschenden Sprachgebrauch so vollständig umzugestalten, daß man auch nur die Erscheinungen des „Lebens" als Seele bezeichnet, wie es Jäger ganz bewußtermaßen thut und wozu du Prel geneigt zu sein scheint. Die Begriffe Leben und Seele sind für uns nun einmal inhaltlich verschieden. Wir sprechen den Pflanzen Leben zu, nicht aber Seele; dagegen erkennen wir diese in den Tieren an, nicht aber Geist.

Wenn wir also nicht einen neuen Sprachgebrauch einführen wollen, und dazu liegt weder die Notwendigkeit noch auch die Möglichkeit vor, so sollten wir fortfahren mit dem Worte „Seele" zum Unterschied von „Körper", „Organisationskraft" und „Leben" einerseits und von Geist andererseits: die oben angeführte 3. Erscheinungsform unseres Wesens, und zwar ganz besonders die Vorgänge unter 3a zu bezeichnen. Nun gehen aber eben dieselben Vorgänge in der 4., übersinnlichen Sphäre denen der 3., sinnlichen parallel; jene unterscheiden sich von diesen nicht wesentlich und inhaltlich, sondern nur durch den räumlichen und zeitlichen Umfang ihres Bereiches. Ferner kommen übersinnliche Wahrnehmungen, wie erwähnt, auch bei Tieren, ja bei diesen regelmäßiger als bei den heute normalen Menschen vor. Aus diesen Gründen wird man die 4. Erscheinungsform von der 3. nicht begrifflich trennen können.

„Seele" wäre somit die 3. und 4. Erscheinungsform und zwar vornehmlich 3a und 4a. Will man nun den Unterschied zwischen „Seele" und „Geist" so festhalten, wie er im deutschen Sprachgebrauch als herrschend angesehen werden kann, daß nämlich der Mensch Geist und Seele hat, das Tier aber nur Seele, so würde man sagen müssen: Geist ist die zum Selbstbewußtsein sich erhebende Seele.

„Geist" bezeichnet also dann nur die Erscheinungsformen 3b und 4b. Dies würde vollständig dem du Prelschen und vielleicht auch dem Jäger-

schen Sprachgebrauch des Wortes Geist entsprechen, aber noch mehr! Es würde zugleich die in der psychischen Forschung und im Volksmunde gang und gebe übersinnliche Bedeutung des Wortes „Geist" völlig einschließen. So reden **Jung-Stilling** und **Justinus Kerner** so gut wie der ganze moderne **Spiritismus** bei übersinnlichen Erscheinungen von „Gespenstern" insofern dabei nicht an ein vernünftiges Verhalten solcher Erscheinung gedacht wird; auch wird man nur von dem „Gespenst" eines Hundes, nicht von dem „Geist" desselben reden. Sobald eine solche Erscheinung aber Intelligenz und **persönliches Selbstbewußtsein** zeigt — und zwar je mehr, desto mehr —, so wird man sie einen „Geist" nennen.

Mit dieser Begriffsbestimmung, scheint es, könnte man sich zufrieden geben. Für den Gebrauch der Worte „Seele" und „Geist" kommt aber nun doch zuguterletzt noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht, nämlich derjenige der eigentlichen Mystik, der esoterischen Anschauung, wie sie von den „Eingeweihten" aller reinen Religionen und Mysterien, sowie auch von einzelnstehenden hoch entwickelten Mystikern zu allen Zeiten im wesentlichen übereinstimmend dargestellt worden ist. Da es sich nach den neueren Forschungen im Gebiete des Übersinnlichen mehr und mehr herausstellt, daß diese uralten Anschauungen der Mystik — wenn richtig verstanden und aller Allegorie entkleidet — sich als sachlich durchaus zutreffend erweisen, so dürfte es gewiß zweckmäßig erscheinen, diese auch von vorne herein bei unseren Begriffsbestimmungen in Betracht zu ziehen und den zu empfehlenden Sprachgebrauch im Lichte dieser Anschauung zu prüfen.

Nach dieser mystischen Anschauung nun liegt dem menschlichen Wesen noch ein tieferer oder höherer, innerer Kern zu Grunde, welcher in den oben angeführten vier Erscheinungsformen noch nicht unterschieden worden ist. Auch werden in derselben die Lebenskraft (das Leben) und die Organisationskraft (der Astralleib) als zwei selbständige Grundteile des Menschen (Mikrokosmos) wie auch, analog, der ganzen Welt (des Makrokosmos) gerechnet. Auf diese Weise kommt die Mystik zu einer Siebenteilung, von welcher die gegenwärtig lebende Menschheit freilich erst das (von unten auf gezählt) fünfte Grundteil (36 und 46) in sich entwickelt, während in sehr ferner Zukunft die volle Ausbildung des sechsten Wesenteils (welches gegenwärtig in uns nur als Keim vorhanden) uns zu annähernd göttlichem Dasein erheben wird. Das siebente Grundteil endlich ist das all-eine Göttliche selbst, welches zugleich die Substanz alles Seins überhaupt ist, aber nur in oder durch den Menschen zu individueller Entwickelung gelangen kann.

Diese **Siebenteilung** findet sich in der gesamten Mystik von den ältesten Zeiten des Ariertums in Indien und der Kabbala an bis auf die deutsche Mystik und Swedenborg herab. Natürlich wechseln die Bezeichnungen für diese sieben Grundteile mit Ort und Sprache und können uns somit für die deutsche Terminologie wohl wenig nützen. Wichtig ist dagegen, daß neben dieser Siebenteilung, mehr oder weniger ausgeprägt, eine **Dreiteilung** hergeht, und diese eben kann uns dienen, wenn es sich

um die klare Feststellung einer Trichotomie des Menschen handelt. Wie im bisherigen die Begriffe „Seele“ und „Geist“ definiert waren, schließen sie einander nicht aus, sondern Geist ist nur ein besonderer Zustand der Seele. Anders stellt sich dieser Sachverhalt für die Mystik, und ich meine, daß diese mystische Anschauung auch Dr. Gustav Jäger bei seiner Unterscheidung vorgeschwebt haben wird. Sachlich stellt sich diese mystische Dreiteilung folgendermaßen:

1. Unterstes Grundteil: Der objektiv inhaltlich in die Sinnenwelt versenkte Körper, dessen äußere stoffliche Erscheinung, sowie dessen Leben und Organisationskraft, welche letztere sich eventuell auch in der Sinnenwelt vom äußeren Körper getrennt als Astralleib zeigen kann. (1., 2a und 2b.)

2. Mittelstes Grundteil: Dasselbe ist zwar objektiv übersinnlich, aber subjektiv, seinem Inhalte und Gegenstande nach, auch vollständig in die Sinnenwelt versenkt; das Fühlen, Denken und Wollen mit tageswachem Bewußtsein, sowie auch mehr oder weniger begabt mit der Fähigkeit übersinnlicher (nicht an die sinnlichen Schranken von Raum und Zeit gebundener) Wahrnehmung und Fernwirkung, aber seinem Interessen- und Ideenkreise nach doch nur auf die äußere oder innere Erscheinungswelt beschränkt und mit dieser allein beschäftigt. (3 und 4, a und b.)

3. Oberstes Grundteil: Dasselbe ist objektiv und subjektiv in jeder Hinsicht übersinnlich. Sein Erkenntnisinhalt betrifft nicht mehr die Erscheinungswelt. Sein Wahrnehmen und sein Wirken beruhen lediglich auf einer mystischen Vereinigung mit dem Göttlichen (Turya, Henosis u. s. w.) und irgend welche Äußerungen, welche aus dieser höchsten Sphäre in die mittlere hineinfallen, stellen sich nur allegorisch sinnbildlich dar.

Der Sprachgebrauch für dieses dreiteilig unterschiedene Wesen des Menschen hat auch in der deutschen Mystik gewechselt. So nennt noch Agrippa von Nettesheym (ganz ähnlich wie du Prel) das eigentliche Wesen des Menschen seine „Seele“ und redet dementsprechend auch von der Weltseele, bezeichnet mit Geist dagegen weder das Bewußtsein, noch das Denken, noch die göttliche Natur, sondern vielmehr den Astralleib und alles, was er in diese Sphäre rechnet. Weltgeist ist ihm der Äther (das sanskrit. Akasa, sonst auch Astrallicht) und die ganze (übersinnliche) Ätherwelt. Anders dagegen schon der fast gleichzeitig wirkende Paracelsus. Dieser nennt (ähnlich wie Jäger) das mittlere Grundteil „Seele“ und denkt wohl bei dem Worte „Geist“ auch an die höchste göttliche Wesenheit des Menschen. Diese letztere Bezeichnung fand offenbar an der um dieselbe Zeit entstandenen deutschen Bibelübersetzung eine kräftige Stütze, und Sätze wie „Gott ist ein Geist“ (sollte freilich mystisch nur heißen: „Gott ist Geist“) werden wesentlich zur Befestigung und Verbreitung des Sprachgebrauches, wie er sich seit Paracelsus eingebürgert findet, beigetragen haben.

Dieses oberste Grundteil der mystischen Anschauung schließt auch Jäger in seinen Gebrauch des Wortes „Geist“ ein, und zwar offenbar in mehr oder weniger bewußter Anlehnung an diese mystische Dreiteilung. Du Prel dagegen, wo er sich nicht damit begnügt, dasselbe als die Wesenheit der „Seele“ anzuerkennen, bezeichnet dasselbe mit Kants Ausdruck: „transscendentales Subjekt“. Sehr richtig und treffend kommt dabei die Thatsache zur Geltung, daß es sich in dieser göttlichen

Wesenheit des Menschen nicht nur um ein ganz anderes Bewußtsein, sondern auch um einen anderen Willensinhalt handelt, als sie sich in der äußeren Persönlichkeit des Menschen vorfinden. Zu dieser steht die übersinnliche höhere Wesenheit (oder Individualität) des Menschen als solche in einem entschiedenen Gegensatz. Daraus folgt aber, daß man die Bezeichnung „transscendentales Subjekt" wohl nur da und dann gebrauchen sollte, wenn es sich wirklich um einen anderen Willensinhalt des Subjekts, um eine andere, von der Persönlichkeit des Menschen unterschiedene innere Wesenheit, handelt. Für die äußere bewußte Persönlichkeit des Menschen, sei es nun, daß sie sinnlich oder übersinnlich im Leben thätig ist oder auch als solche (wirklich oder angeblich) nach dem Tode erscheint, wird das Wort „Seele" genügen.

Für das oberste Grundteil nach mystischer Anschauung wird sich jedoch an Stelle des Fremdwortes „transscendentales Subjekt" wohl eher die Bezeichnung Wesenheit, göttliche Wesenheit oder geistige Wesenheit empfehlen. Das „transscendentale Subjekt" dürfte sich schwerlich heutzutage als ein allgemeiner Sprachgebrauch einbürgern können. Statt dessen einfach „Geist" zu sagen, wird sich auch nicht empfehlen, weil dieses Wort nun einmal schon zur Bezeichnung der bewußten Seelenthätigkeit der äußeren Persönlichkeit des Menschen allgemein gebräuchlich ist. Will man aber dennoch „Geist" in dem mystischen Sinne des obersten Grundteils für die göttliche Wesenheit des Menschen gebrauchen, dann wird man gut thun, um Mißverständnisse zu vermeiden, dieses jedesmal ausdrücklich zu sagen oder etwa durch eine Hinzufügung anzudeuten, wie z. B. „mystisch-geistig".

Noch sollte erwähnt werden, daß der landläufige Sprachgebrauch hierfür das Wort „Herz" verwertet, und zwar bezeichnet man damit bekanntlich das Göttliche im Menschen, insofern es sich im Gegensatz zu seinem sinnlichen Bewußtsein und seinem berechnenden Verstande als nur auf das Sittliche und Gute gerichtet, als feinsinnige unbewußte, innere Regung, als intuitives Gefühl kundgiebt. Für diesen Sprachgebrauch führt u. a. Maack in seiner oben erwähnten Schrift folgende hervorragende Beispiele an. So schrieb Schiller 1780:

> Wer es einmal soweit gebracht hat — ein Ruhm, um den wir ihn nicht beneiden —, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr, dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts, — beide Welten sind nichts in seinen Augen.

Ferner sagt Schopenhauer:

> Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Wahrheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausgehenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel.

Friedrich **Zöllner** fügt der Anführung dieses Schopenhauerschen Ausspruches hinzu:

Ich achte das Gute und Schöne in der menschlichen Natur wie die Wahrheit, überall, wo ich sie finde, und stelle die Güte des **Herzens** weit über die Vorzüge des Verstandes und des Geistes.

Diesem Sprachgebrauche und diesen Anschauungen schließt sich auch Eduard von **Hartmann** an:

Entweder der **Verstand** hat Recht; dann ist der Einspruch des Herzens Resultat von Gefühlsdispositionen, die aus früherer Kulturperiode rückständig sind (dann ist auch deren gänzliche Beseitigung und Vernichtung durch die zersetzende Lauge des Verstandes nur eine Frage der Zeit) — oder das **Herz** hat Recht; Recht aber hat das Herz nur darum, weil es mit der unbewußten Vernunft des Instinkts (der Intuition, W. D.) eine höhere Gestalt der Wahrheit ergriffen hat, als der Verstand mit seiner abstrakten diskursiven Reflexion.

Wenn man hiernach die dreifache Erscheinungsform des Menschen im deutschen Sprachgebrauch feststellen wollte, so müßte man unterscheiden:

1. **Körper**, — 2. **Seele-Geist** — und 3. **Herz**.

Aber wozu überhaupt solche Spielerei mit Klassifikationen und Terminologien! — Experimental, ja überhaupt wissenschaftlich läßt sich diese göttliche Wesenheit des Menschen als eine bleibende Individualität doch nicht nachweisen. Vor allem ist es auch durchaus ein Irrtum, wenn die „Spiritisten" glauben, daß die mediumistischen Phänomene irgendwie einen Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen **Persönlichkeit** gewähren. Im Gegenteil, alle Thatsachen und jedes besonnene Nachdenken beweisen, daß die Persönlichkeit, die mit der Geburt eines Menschen entstehende, während seines Lebens wachsende und sich entwickelnde Seele **nicht unsterblich** sein kann. Sie besteht zweifellos nach dem Tode mehr oder weniger lange fort, da sie aber einen Anfang genommen hat, muß sie selbstredend auch ein Ende haben. **Unsterblich** dagegen ist allein die 3., höhere, mystisch-geistige, göttliche Natur, die Wesenheit des Menschen.

Diese Wahrheit jedoch ist nicht durch objektive Thatsachenbeweise zu erfassen, sondern nur durch philosophische Erkenntnis, durch intuitives Gefühl, durch den „Glauben" oder durch die höhere Erleuchtung mystischer Entwickelung (Gnosis). Diese höhere Natur des menschlichen Wesens konnte daher auch bei der obigen Zusammenstellung der vier verschiedenen Erscheinungsformen des Menschenwesens nicht mit aufgeführt werden. Ebenso aber beschränke ich mich deshalb auch in der hier zu gebenden Definition auf eine Präzisierung des allgemeiner herrschenden Sprachgebrauchs der Worte „Seele" und „Geist", und halte es dabei nur für wünschenswert, die Unterscheidung der mystischen Anschauungsweise **sachlich**, nicht aber auch sprachlich, zu berücksichtigen. Darnach ist also:

„**Seele**" die objektiv übersinnliche Erscheinungsform eines Wesens als Fühlen, Denken und Wollen, subjektiv sowohl sinnlich als übersinnlich wahrnehmend und wirkend, aber seinem Gegenstande, seinem Gefühls-, Gedanken- und Willensinhalte nach auf die sinnliche und übersinnliche **Erscheinungswelt** beschränkt. Als

„**Geist**" erhebt die Seele sich zum **Selbstbewußtsein**.

Der Zauberspiegel.

Ein Beitrag zur Geschichte des tierischen Magnetismus

von

Ferdinand Maack.

Die Namen Mesmer[1]) und Braid[2]) bilden zwei Marksteine in der bis ins hohe Altertum zurückreichenden Geschichte des sog. „animalischen" oder „Lebensmagnetismus". Seine Phänomene sind in der That zu allen Zeiten und bei allen Völkern bekannt gewesen. Daher ist es auch unrichtig, Mesmer den „Entdecker" des tierischen Magnetismus zu nennen, wie es zu geschehen pflegt. Dieser deutsche Arzt ist vielmehr derjenige gewesen, welcher zuerst in das Thatsachen-Gebiet des „Lebensmagnetismus" Methode gebracht und die in Tradition und Sage schwankenden Erscheinungen zu einer zweckdienlichen, systematischen Lehre, der er den Namen „tierischer Magnetismus" gab, geordnet und verwertet hat. Wir haben in Mesmer einen Forscher zu begrüßen, der vermöge eines reflektierenden Verstandes als der erste die bereits lange vom Volksbewußtsein instinktiv erkannten und auch ausgeübten Wahrheiten als klar gewußte Thatsachen zu begründen suchte. Ihm folgten viele, zum großen Teil bedeutendere Köpfe. Und bald gewannen die „harmonischen Gesellschaften" mit ihren „magnetischen Kuren" eine weite populäre Ausdehnung, ja eine enthusiastische Aufnahme. Der Erfolg sprach für alles. Doch erst der Neuzeit, welche für die durch politische Verhältnisse aus dem Vordergrund gedrängte lebensmagnetische Frage wieder ein erhöhtes Interesse wachzurufen wußte, scheint es vorbehalten gewesen zu sein, in weiterem Umfange ein wissenschaftliches Licht auf diese mystischen Zustände zu werfen und der Praxis die Theorie hinzuzufügen. Denn der vorurteilslose Einsichtige wird keinen Augenblick seine volle Übereinstimmung zwei Männern versagen können, welche mit ungeahnten, geradezu verblüffenden Argumenten die dunklen Faktoren der in Frage stehenden Thatsachen begrifflich bloßgelegt und somit der Transscendentalphysiologie (Zöllner) einen festen und sichern exakten Boden verliehen haben. Dieses Verdienst gebührt den deutschen Männern Gustav Jäger mit seiner „Entdeckung der Seele" und Carl du Prel mit seiner „Philosophie der Mystik".

Und Braid? Er ist mit nichten derjenige, welcher die biomagnetischen Thatsachen ihres „geheimnisvollen Charakters entkleidet" hat, indem er zeigte, daß man den magnetischen Tiefschlaf nicht nur durch mesmerische Striche, sondern auch durch anhaltendes Anstarren eines kleinen glänzenden Gegenstandes erzeugen könne. Braid hat vielmehr etwas ganz Neues „entdeckt", den Hypnotismus nämlich, der mit dem Mesmerismus nichts

---

[1]) 1733—1815. [2]) 1796—1860.

als einige wenige resultierende Phänomene gemeinsam hat. Daher kann von einer Aufklärung des Mesmerismus d. i. des Lebens- oder Heilmagnetismus von seiten des Braidismus auch absolut nicht die Rede sein und unsere heutigen Physiologen, welche durch ihre (übrigens sehr anzuerkennenden) experimentellen Forschungen auf dem Gebiete des Hypnotismus meinen, damit den Lebensmagnetismus als solchen aus der Welt geschafft, den Mesmerismus auf den Braidismus zurückgeführt zu haben, befinden sich in einer großen Täuschung. Bücher, welche Titel wie „der Lebensmagnetismus oder der Hypnotismus" führen, tragen diesen Irrtum an der Stirn.

Jäger hat dies klar ausgesprochen, indem er den Unterschied dieser beiden Richtungen in der Weise statuiert: Der Mesmerismus ist ein seelischer, der Hypnotismus ein geistiger Vorgang.[1])

Ohne an dieser Stelle eines näheren auf die Jägerschen Ansichten eingehen zu können und ohne selbst darüber mich auslassen zu wollen, daß meines Erachtens die dem Körper und dem Geist im menschlichen Organismus als drittes Prinzip das Gleichgewicht haltende Seele nicht ausschließlich stofflicher Natur, wie Jäger mit seinen chemischen „Duftstoffen" will, sondern materiell-immaterieller, aber gleichwohl einheitlicher Natur sein muß,[2]) füge ich der präzisen Auffassung Jägers folgendes erläuternd hinzu. Beim Mesmerismus wird das wirkende Agens repräsentiert durch die jedem Menschen nicht nur, sondern jedem Tier, jeder Pflanze, ja jedem Körper entströmenden Potenzen, für deren Wahrnehmung (m. E. nur für die Wahrnehmung des materiellen Faktors derselben) unser (nicht auf die Nase beschränkter) Geruchssinn das geeignete Organ ist, während es der Braidismus mit der selbst-gewollten Konzentration der Aufmerksamkeit auf einen Punkt, also mit rein geistigen, selbstbewußten Potenzen zu thun hat. Übrigens muß bemerkt werden, daß beide Potenzen häufig zu gleicher Zeit thätig sind, daher denn auch Jäger mit Recht dem Magnetiseur Hansen, der sich bekanntlich sowohl der mesmerischen Striche als auch des Anstarrens lebloser Objekte bediente, vorwirft, viel zur Konfusion zwischen Mesmerismus und Braidismus beigetragen zu haben. Schließlich möchte ich noch betonen, daß man zum tierischen Magnetismus nicht nur die Einwirkung eines Menschen auf einen andern Menschen, sondern in weiterem Sinne auch die Einwirkung von Metallen, Steinen, Wasser rc. auf den Menschen, und umgekehrt desgleichen rechnet. Hierdurch treten die animalisch-magnetischen Phänomene den modernen

[1]) Diese begriffliche Unterscheidung der Worte Seele und Geist wird aber nicht als eine exclusive Gegenüberstellung zu fassen sein. Wir verweisen hierzu u. a. auf den Artikel von Wilhelm Daniel „Seele und Geist" in dem gegenwärtigen Hefte. (D. Herausg.)

[2]) Näheres siehe mein Referat über G. Jägers Auffassung der lebensmagnetischen und hypnotischen Erscheinungen in den „Psychischen Studien" Mai- und Juni-Heft 1885 und mein Buch: „Präliminarien zum Versuch einer Philosophie des Gemüts", Oswald Mutze, Leipzig 1885, in welchem ich auf die Seele ein philosophisches System zu gründen versuche. (F. M.)

spiritistisch-physikalischen näher. Ein präzises einheitliches Wort, welches die mesmerischen und braidischen Erscheinungen nach allen ihren Richtungen zusammenfaßt, besitzen wir nicht.

Brechen wir diese Erläuterung ab. — Sowie ich schon vorhin andeutete, daß der bewußten auf greifbaren Gründen basierten Erkenntnis der heilmagnetischen Wirkung durch Mesmer und seine Nachfolger eine unbewußte Gefühlserkenntnis dieser Wirkung, daß dem Erkennen der Wahrheit ein Erleben derselben bei allen Völkern, vorausging: so ist auch die Braidsche Entdeckung nicht in ihrer gewußten Form vom Himmel gefallen, sondern hat in Überlieferung, Sage und Dichtung nicht minder ihr unbewußtes Vorleben gehabt. Diese Vorgeschichte des Biomagnetismus bildet einen der interessantesten und lehrreichsten Gegenstände historischer Erforschung psycho-physiologischer Probleme und zwar zumal dort, wo sie geschaffen ist durch des Dichters Einbildungskraft, die, getragen von einem unmittelbar percipierenden Wahrheitsgefühl, ihre hellen Blitze in die dunkeln Regionen unseres Innenlebens dem ersten in der Ferne grollenden Donner der Wissenschaft weit vorausschickt. An der Hand der im Volksbewußtsein lebenden Thatsachen, die selber einem Instinkte ihr Dasein verdankten, vermag der Dichter intuitiv die weitgehendsten Kombinationen aufzustellen, die erst in vorgerückterer Zeit zunächst in das Reich der wirklichen Möglichkeit und von da zur möglichen Wirklichkeit gelangen. Aus diesem Treiben in der Kulturgeschichte erkennen wir die allewige, rekapitulierende Parallelität zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos und zwar in der Weise, daß, wie dort alles sich aus der unbewußten Sphäre der Weltseele entwickelt hat, so auch hier alle großen und hohen, den Menschen Glück und Nutzen, den Göttern aber Dank und Bewunderung bringenden Wahrheiten ihr sinniges, weil viel verheißendes, alles im Keim enthaltendes unterschwelliges Präludium gehabt haben. Ein Eindringen in die Anlage dieses Vorspiels, ein schüchternes Zergliedern dieser gewaltigen Weltenexposition, die ein Gott dorthin gelegt hat, wo sie so selten gesucht wird, in unser Herz, läßt uns dann ahnend erfassen die Riesenkräfte, welche thätig waren, sind und sein werden, ein solches Welten-Werk in seinen Details zu verwirklichen und läßt uns weissagend in die Zukunft blicken, indem es uns andeutet, daß auch das einst werden wird, was wir im schlummernden Kern erst angelegt sehen. So bürgen uns die in der Kunst zu Tage tretenden Ideale, als Äußerungen eines unbewußten Seelenlebens, dafür, daß sie im Laufe der Zeiten mehr und mehr — doch wer wollte sagen: jemals ganz?! — Reale werden, d. h. daß die Menschen die göttliche Bestimmung haben, dereinst die Ideale nicht zu sich hinabzuziehen und so sie zu verwirklichen, sondern sich zu den Idealen hinaufzuorganisieren und auf diese Weise mit ihnen Eins zu werden. So verheißt uns vor allem die Dichtung nicht nur jenen naiv-idyllischen Zustand, der unser werden muß, weil wir ihn empfinden können, sondern sie weist uns neben allgemeinen, metaphysischen auch auf ganz spezifisch physikalische Wahrheiten hin, da, vom Unbewußten erlebt und ihm bereits zur Zeit bekannt, in Zukunft das bewußt-gewußte Eigen-

tum der ganzen Menschheit werden müssen. Von den letzteren Wahrheiten wollen wir hier sprechen.

Um mein Thema nochmals kurz zusammenzufassen: Ich möchte an der Hand einiger Daten aus der Vorgeschichte des tierischen Magnetismus zeigen, teils wie das unbewußt arbeitende Auffassungsvermögen des praktischen Naturmenschen, teils wie die künstlerische Vermutung eines Dichters — der erstere, indem er instinktiv handelte, der letztere, indem er mit ahnender Kombinationsgabe die einzelnen Facta zum harmonischen Ganzen abrundete und prophetisch weitgehende Perspektiven eröffnete — auch auf diesem Spezialgebiet dem bewußten Begriffsvermögen, dem exakten Wissen den Rang abgelaufen haben; ich möchte zeigen, wie längst gekannte und ausgeübte Wahrheiten erst nachträglich mit wissenschaftlichen Gründen belegt und in ihren Konsequenzen für dereinst realisierbar erklärt werden. Daß ein solcher Nachweis der späteren wissenschaftlichen Bestätigung vorausgeahnter und -gethaner Phänomene erst dann ausgeführt werden kann, nachdem der Wissenschaft ein Licht über die bereits lange proklamierten Thatsachen aufgegangen ist, leuchtet von selbst ein. Ich glaube aber, diese Zeit ist jetzt angebrochen.

Natürlich kann ich in meinen anzuführenden Beispielen nicht erschöpfend sein. Darauf kommt es auch nicht an. Vielmehr werde ich nur einige markante Fälle über den „Zauberspiegel" aus den in Geschichten, Sagen, Märchen, Novellen u. s. w. zerstreuten Angaben auswählen und erzählen.

Ich beginne mit der vielen schon von ihren Kinderjahren her bekannten, seitdem aber wohl vergessenen „Geschichte von dem jungen König Zein Alasnam und dem Könige der Geister".[1])

Zein Alasnam hatte von seinem Vater, dem Könige von Balsora, unermeßliche Schätze geerbt, unter andern ein überaus schönes, unteriedisches Gemach. In demselben standen im Kreise acht Bildsäulen, die aus einem einzigen Diamant geschnitten waren, in der Mitte aber stand ein noch leeres goldnes Fußgestell. Auf diesem Sockel fand Zein, als er das unterirdische Gewölbe entdeckte, ein weißes Stück Atlas, auf dem mit goldnen Buchstaben geschrieben war, daß die Schönheit der fehlenden neunten Bildsäule aus rosenrotem Diamant alle andern übertreffe, er solle ausziehen und dieselbe sich zu erwerben suchen. Zein machte sich nun stracks mit einem alten Sklaven seines Vaters, der den Ort der wunderbaren neunten Bildsäule kannte, auf den Weg — zur Insel des Königs der Geister, welcher das Kleinod besaß. Nachdem sie ihn beschworen, bat Zein ihn um die neunte Bildsäule, die der Geisterkönig ihm auch versprach, sobald „du mir eine Jungfrau bringst, die mindestens fünfzehn Jahre alt und vollkommen schön ist. Sie darf aber nicht eitel sein auf ihre Schönheit und noch nie eine Unwahrheit geredet haben. Es wird sich zwar kein Mädchen freiwillig dazu verstehen, mit dir auf meine Insel zu reisen; du wirst List und Gewalt brauchen müssen. Aber hüte dich, daß du dich nicht vom Mitleiden bewegen läßt, sie mir vorzuenthalten und ihr die Freiheit zu geben. Ich müßte dir das Leben nehmen, so sehr ich dein Freund bin." — Zein Alasnam gelobte ihm mit einem heiligen Eide, diese Bedingung zu erfüllen. „„Nur — sagte er — fürchte ich, daß ich getäuscht werde.

[1]) Ich referiere nach „Märchen der Tausend und Einen Nacht für die Jugend bearbeitet" von Albert Ludwig Grimm, III. Aufl. Leipzig, Gebhardt. — Eine Originalausgabe der „Märchen von Tausend und Einer Nacht" ist mir leider nicht zur Hand.

Die Schönheit kann ich selbst sehen; ihr Alter kann ich zur Not noch erfahren; auch kann ich im äußersten Falle noch merken, ob sie eitel ist auf ihre Schönheit. Aber wie soll ich erkennen, ob sie in ihrem ganzen Leben noch keine Unwahrheit geredet hat?"" — „Freilich — antwortete der König der Geister — der Schein könnte dich täuschen. Ich will dir aber einen Spiegel geben, der dich nicht täuschen kann. Wenn du eine fünfzehnjährige Jungfrau siehst, so blicke nur in deinen Spiegel. Steht ihr Bild darin hell und klar, so ist sie frei von Eitelkeit und wahr, und noch nie ist eine Unwahrheit über ihre Lippen gekommen. Du wirst aber oft hinein sehen, und der Spiegel wird trüb angelaufen sein. Dann ist die Jungfrau eitel und liebt die Lügen." — Nach diesen Worten reichte ihm der König der Geister einen Spiegel, der war so klein, daß ihn König Zein Alasnam ganz leicht in der hohlen Hand verbergen konnte. Er winkte ihnen hierauf, daß sie gehen sollten. . ."

Mit Hilfe dieses Spiegels nun fand Zein nach vielen vergeblichen Versuchen — denn der Spiegel war immer trübe, wenn er in Gegenwart eines Mädchens hineinsah — endlich eine Jungfrau, bei welcher ihm ein helles Bildnis klar aus dem Spiegel entgegenstrahlte. Durch List brachte Zein diese edle Jungfrau, zu der er inzwischen selber in glühender Liebe entbrannt war, zum König der Geister — aber nur auf Zureden seines Dieners; denn er selbst hätte die Jungfrau gern besessen. Der Geisterkönig dankte ihm und sagte, er möge nach seiner Heimat zurückkehren, woselbst er die versprochene neunte Bildsäule auf dem mittleren goldnen Fußgestell vorfinden werde. Zein eilte nach Haus und in die Schatzkammer hinab.

„Da stand auf dem neunten goldenen Fußgestell mit rosenrotem, verschämtem Angesichte, ganz in rosenrote Seide gekleidet, eine unbewegliche Bildsäule. Zein Alasnam war von dem Lichte der anderen Bildsäulen geblendet. Er trat darum in den Kreis, um sie näher zu sehen. Kaum war er aber hinzugetreten, so stieg die Bildsäule von dem Fußgestelle herunter und lag in seinen Armen — es war dieselbe schöne, tugendvolle Jungfrau, die er dem Könige der Geister zugeführt hatte. Sie weinte Thränen der Freude und Zein Alasnam weinte mit ihr.". . .

Angenommen nun, man hätte die Entdeckung einer reinen Jungfrau vermittels eines Spiegels nicht in einem Märchenbuche, sondern im Buche des Lebens gelesen, d. h. der Wirklichkeit entnommen, wie wäre dann dieser Vorgang zu erklären? — Meiner Ansicht nach folgendermaßen: Zunächst kann wohl kaum angenommen werden, daß die Jungfrauen direkt auf den Spiegel wirkten, sondern sie werden vielmehr erst den Jüngling und dieser wird dann in zweiter Linie den Spiegel beeinflußt haben. Offenbar traf nun das innere Gefühl des Jünglings bei jeder Begegnung mit einem Weibe sofort instinktiv und unbewußt die Entscheidung, ob die von ihm gesuchte, d. h. eine unschuldige und wahrheitsliebende, Jungfrau vor ihm stände oder nicht. Wir müssen uns den Jüngling vorstellen als einen Freier im beständigen Verlangen lebend, endlich die ersehnte Geliebte zu finden. (Denn das war doch der vom Dichter märchenhaft umkleidete Wunsch des entschlafenen Königs, sein Sohn möge zur Erleichterung der Sorgen seiner Regierung sich recht bald nach einer tugendhaften Gemahlin umsehen.) Seine nervöse Aufregung steigerte im höchsten Grade seine Erregbarkeit, machte ihn für alle bezüglichen Eindrücke empfänglich, sensibel, ja geradezu sensitiv. Der ganze Körper wurde aktiv und sonderte in erhöhtem Maße „Duftstoffe", Seelenausströmungen ab. Wenn wir zunächst der Erklärung

seelische Potenzen zu Grunde legen wollen, so können wir Reichenbach oder Jäger folgen.

Obwohl ich in der Lehre des ersteren nicht das sehen kann, was andere darin finden zu können glauben, will ich doch des Ods zur Erklärung unserer vorliegenden Spiegelerscheinung nicht unerwähnt lassen, zumal Reichenbach mit seiner Entdeckung „den tierischen Magnetismus auf naturwissenschaftliche Grundlage zurückführen" wollte. Gewisse Körper, u. a. auch Glas, Krystall, Metall, sollen den Sensitiven bei Berührung mit den Händen bestimmte Empfindungen von angenehmer Kühle oder widriger Lauigkeit verursachen. Es wäre nun möglich, daß dadurch ein Einfluß auf dem Gesamtorganismus bezüglich dessen allgemeiner Empfänglichkeit zustande käme. Ferner soll das Od durch Strahlung von einer Person auf die andere übertragen werden können. Letztere empfindet entweder die Wirkung direkt oder erst mit Hilfe eines anderen Körpers von ausgesprochener Polarität. Nun sind „die meisten Metalle, gewöhnliche mit Quecksilber belegte Spiegel" rc. odpositiv. Der Einfluß einer odnegativen Jungfrau würde dann eventuell in dem sensitiven Jüngling eine „Wohlkühligkeit" erzeugen.

Wie gesagt, ich gebe nicht viel auf das Od — einen ganz andern Dienst leistet uns die Jäger'sche „Duftseele". So oft nämlich der Jüngling sich in seinem Innern getäuscht fühlte, wird dessen Perspirationssphäre mit Unlust- und Ärgerstoffen geschwängert sein. Für diese bildete der in der Hand befindliche Spiegel das Reagens, welches für uns freilich infolge der Stumpfheit unserer Sinne praktisch nicht zu verwerten ist, es sei denn, daß derselbe in der That vielleicht infolge der nebenbei produzierten Wärme und des Ärgernisschweißes beschlägt. Aber man gebe einem solchen Jüngling statt des Spiegels ein Jäger-Hipp'sches Taschenchronoskop in die Hand. Ich bin überzeugt — und Jäger wird mir hierin sicherlich beistimmen —, daß der Jüngling in Gegenwart eines ihm sympathischen Weibes neuralanalytisch kleinere persönliche Gleichungen liefern würde als in Gegenwart ihm gleichgültiger oder gar umsympathischer Personen. Denn im ersteren Falle wäre die ganze Umgebung imprägniert mit Duftstoffen, die der Jüngling in seiner freudigen Erregtheit abgesondert hat. Diese Gleichungen würden dann über die innern Vorgänge in der Seele des Jünglings einen objektiven Bericht abstatten können, analog dem objektiven Trübewerden des Spiegels. Denn dieser diente nur als Mittel, eine subjektive Täuschung auszuschließen.[1])

Es brauchen nun aber durchaus nicht unbewußt-seelische Prozesse allein im Spiel zu sein, sondern auch halb-bewußte, geistige Faktoren können die Liebes-Reaktion präzisieren. Durch einen Blick in den kleinen glänzenden Spiegel in temporäre Hypnose versetzt, wird der Jüngling in dem Falle, wo das Bild des vor ihm stehenden Weibes keinen Eindruck auf ihn gemacht hat, dasselbe gar nicht oder nur trübe und ver-

[1]) Da es nun freilich zur Zeit der Entstehung von „1001 Nacht" keine Taschenchronoskope gab, so wird für die vermuthete Grundlage dieses Märchens wohl nur der nachfolgende Hinweis auf die Möglichkeit einer Hypnose verwendbar sein. (D. Herausg.)

schwommen im Spiegel reproduzieren können. Falls aber das eben geschaute Bildnis ihn tief in seinem Innern gepackt hat, so wird es ihm — auch abgewandt unbewußt auf dem Spiegel — klar und deutlich vorschweben. Während ihm selber unbewußt seine Seele schon bereits früher die Entscheidung getroffen hatte, kommt dieselbe ihm erst später zum Selbstbewußtsein. So deckt uns mancher Traum die wahre Beschaffenheit unseres eignen Ichs auf, welches, wurzelnd im Unbewußten, auch durch aus demselben sporadisch auftauchende Lichter eine bessere Beleuchtung erhält als durch unser beschränktes, nur die Oberfläche streifendes Reflektieren. So lehren uns unterschwellige Traumbilder, deren Auswahl je nach dem Grade, wie dieselben uns, uns selber unbewußt, am Tage afficiert haben, getroffen wird, welche Personen, welche Gedanken uns in unserm Innern hauptsächlich beschäftigen.

Man sieht also, daß die Erklärung des Spiegel-Phänomens eine gar mannigfaltige sein kann und daß das Phänomen selbst durchaus nicht auf das Gebiet des Märchens, dem wir es entnommen, beschränkt zu bleiben braucht. Des Dichters unbewußt schaffende Einbildungskraft hat eine theoretisch nicht nur mögliche, sondern physisch zu begründende Wahrheit prognostiziert, deren praktische Ausführung wohl nur an der gegenwärtig mangelnden Freiheit unserer Sinnesorgane scheitert und einer höheren Stufe der Entwicklung vorbehalten sein dürfte.

Die Märchensammlung der „Tausend und einen Nacht" ist persischer Herkunft, stammt aus dem 15. Jahrhundert und soll von dem persischen Dichter Rasti verfaßt worden sein. Später überarbeiteten ägyptische Araber den Stoff. Aus dieser Redaktion sind sämtliche Übersetzungen und modernen Bearbeitungen geflossen. Andere wollen auch Indien, das Stammland dieser Märchen sein lassen. Einerlei — gegenüber der wissenschaftlichen Entdeckung des Hypnotismus in der Mitte des 19. und des Mesmerismus am Ende des 18. Jahrhunderts repräsentiert sich uns hier eine offenbare künstlerische Antizipation von erst in der Gegenwart wissenschaftlich anerkannten Phänomen.

Wenden wir uns aus der orientalischen Zauberwelt, die, wie ich überzeugt bin, einer historischen Forschung noch eine Fülle wichtiger und interessanter Funde für eine noch zu schreibende Vorgeschichte des tierischen Magnetismus und verwandter Phänomen erschließen würde — wenden wir uns vom Orient zum Occident. Bei den Griechen und Römern spielte bekanntlich die Mantik und Divination im religiösen und politischen Leben eine große Rolle. Aber obwohl man bei ihnen Spuren von lebensmagnetischen Erscheinungen nachgewiesen hat, konnte ich uns speziell interessierende Spiegel- oder Kristallphaenomene weder in Geschichte noch Dichtung finden. Doch Jakob Grimm sagt: „Eine ganze Reihe von Weissagungen ist durch Griechen und Römer auf das übrige Europa verbreitet worden; dahin gehören auch Hartliebs Nachrichten von der hydromantia, pyromantia (dem fiursehen) [Weisfagung aus dem Brennen der Opferflamme bei den Griechen]" ꝛc. [1])

[1]) Jakob Grimm „Deutsche Mythologie" IV. Ausgabe, Dümmler, Berlin 1875, III. Bd, S. 431. — Ich habe die Absicht, diese Art der Mantik in einem eigenen Artikel zu behandeln.

Wir kommen damit zum Mittelalter und zur Heimstätte aller Zauberei und Magie. Wir wollen uns aber im ferneren mehr an die empirisch ausgesprochenen, wenn auch noch nicht begründeten Thatsachen halten, als an rein dichterische Produkte, wenngleich nicht unerwähnt gelassen werden darf, daß die dichterische Phantasie die reinen Fakta mystisch-spekulativ umkränzte — vielleicht nicht zu ihrem Nachteil. Denn Heinrich Heine sagt ganz treffend von Paracelsus, was jedoch auch auf ihm verwandte Naturphilosophen anwendbar ist: „Paracelsus war einer der tiefsinnigsten Naturkundigen, die mit deutschem Forscherherzen den vorchristlichen Volksglauben, den germanischen Pantheismus begriffen, und, was sie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben."[1]) Ja, da liegt's! Ich möchte behaupten, das gilt von einem großen Teil der divinatorischen Mantik und der operativen Magie: „Was sie nicht wußten, haben sie ganz richtig geahnt" — die Zauberer! Man denke nur an die Liebestränke[2]) — welches Licht, ja welche exakte Begründung erhalten dieselben durch die Lehre von den Riechstoffen! Wahrhaftig, eine Magie im Lichte moderner Anschauung zu schreiben, würde sich lohnen! So durchweht die ganze mittelalterlich-romantische Philosophie ein Ahnen der Wahrheit, ein Hauch weissagender Poesie — und uns ist es bereits vergönnt, wenn auch noch in beschränktem Maße, dem Ahnen ein begründendes Wissen, der Poesie eine bestätigende Prosa beilegen zu dürfen! Doch kommen wir endlich zu den Thatsachen selbst! Aus der Flut der in den vorletzten Jahrhunderten erschienenen Bücher über Magie, Zauberei, Wahrsagerei, Hexen- und Teufelswesen 2c., die man alle im Katalog einer Bibliotheca magica et pneumatica aufgezeichnet finden kann, sämtliche Daten, in denen der Zauberspiegel figuriert, aufzuzählen, liegt selbstfolglich nicht in meiner Absicht. Nur wenig Charakteristisches werde ich mitteilen. Ein Fall trägt ja den Typus der Norm für alle anderen in sich.

Zunächst mögen einige Fälle verzeichnet werden aus Hartliebs „buch aller verbotenen kunst, unglaubens und der zauberei, geschrieben 1455 an Johann Markgrafen von Brandenburg." [3])

„Cap. 88: Die maister und irgleichen die treiben die kunst pyromancia auch in ainem schlechten spiegel und lassen kinder darein sehen die sie dan auch vast beswern und in auch verporgne wort einraunen und mainent vast vil darin zu erfragen. das ist alles ein ungelaub und des bösen tewfels gespenst und verfürung. hüt dich du christen, ich warn dich gar treulich. auch treibt man die sach in ainem schönen glanzen pulierten swert, und die maister diser kunst mainent ettlich: wann man müg wol nach streit oder grämsamen sachen fragen, so sol das (ain) swert sein, das vil leut damit ertöt sein, so komen die gaist dester ee und pelder, wann man fragen wil nach lust und fräden, künst erfinden, oder schätz zu graben, so sol das swert rain und unvermailigt sein. ich waiss selbs ain grossen fürsten, wer dem pringt ain altes haher swert[4]), der hat in hoch geert.

[1]) Heinrich Heine „Deutschland I, — Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" Hoffmann & Campe, Bibliothek-Ausgabe 1883, Bd. III. S. 75 ff.

[2]) Dieselben gedenke ich ebenfalls monographisch zu bearbeiten.

[3]) Citiert nach den von Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" Bd. III. S. 431 ff. mitgeteilten Auszügen. — [4]) Henkerschwert (?)

Cap. 90, 91: In der kunst pyromancia sind auch gar vil ander ungelauben, und nemlich ainer der sol des gewiss sein, der ist der allerschnödest und bösest, wann so man io vester gelaubt an sölich zauberei so si ie mer ist sünd. das stück gat zu, das die knaben künftige und alle ding süllen sehen in ainem cristallen. das stück treiben die valschen verzweifelten und verzagten cristen, den dann lieher ist des tiüfels gespenst und trugnuss, dan die warheit gottes in maniger hand weis. ettlich haben gar ain lautern schönen gepulierten cristallen oder parillen[1]), den lassen sie waihen und halten in gar rain und lesen dazu weirrawch, mirren und desgleichen, und wann sie die kunst treiben wöllen, so warten si uf gar ainen schön tag oder haben ain rain gemach und darin gar vil geweichter kerzen. die maister gand den gen bad und nemen dann das rain chind mit in und beclaiden sich dan in raines weiss gewand, und sitzen nider und sprechen in zauber hät, und pronnen dann ir zauberopfer und lassen dann den knaben in den stain sehen und raunen im in seine oren verporgen wort die süllen vast hailig sein, warlich, die wort sind tewflisch. darnach fragen sie den knaben, oh er icht sech ainen engel? wan der knab spricht ja, so fragen sie in was varb er anhab? spricht der knab rott. so sprechen die maister ie, der engel ist zornig, und bäten aber mer und opfernt dem bösen tewfel aber mer, darinn hat dan der bös tewfel ain wolgefallen. spricht der knab dan, der engel ist schwarz, so spricht der maister, der engel ist vast zornig wir müssen noch mer bätten und mer liecht prennen, damit wir senften den zorn des engels. und hätten dan mehr und opfernt mit ravch machen, und andern dingen ..... wan dan den tiüfel bedünkt, das er dienst genüg hab, so lasst er erscheinen den engel in weiss, so ist dan der maister fro, so fragt er dan das chind was hat der engel in der hand? er fragt in also lang bis er spricht „ich sich ain zedel in des engels hand“. so fragt er dan so lang his er sicht puchstaben. die selben puchstahen sambent dan der maister und macht daraus wort, so lang bis er hat darnach er gefragt hat.

Cap. 94. Es ist wol geschehen das etlich priester uf sölich visiones so gar verhaft waren, das si die hailigen patenas, daruf man got in der mess handelt und wandelt, namen, die liessen die kind darinne sehen und hetten glauben, das allein die hailigen engel darin erscheinen möchten und chain tewfel. dieselben haben gar vast geirret etc.“

Hieran möchte ich eine Geschichte schließen aus dem „Neu-polierten Geschicht-, Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker, fürnemlich der Sineser, Japaner, Indostaner, Javaner &c. welcher in sechs Büchern sechserley Gestalten weiset; als I, Mancher seltsamer Geschichte anmerckliche Fälle, wie auch etlicher wundersamer Burgen, Hölen und Flüsse; II, &c. Dem schaubegierigen Leser dargestellt von Erasmo Francisci; Nürnberg: In Verlegung Johann Andreas Endters und Wolfgang des Jügeren Seel. Erben; Anno MDCLXX.“ Daselbst steht in dem ersten Buch unter XII „Die Wahrsager“ (S. 64 ff.) folgendes zu lesen:

„Weil aber dieser Teil den Geschichten hauptsächlich gewidmet ist: will ich solche Gebühr / mit einigen Europäischen Begebenheiten / erstatten. Es ist bekannt / daß / in manchen Städten / bey uns / unterweilen alte Weiber / auch wol zu zeiten Männer / den Leuten / welchen GOtt eine Straffe schuldig ist / in Spiegeln und Krystallen weisen / was sie zu wissen begehren. Also hat / für einigen Jahren / zu Elbingen / in Preußen / einer sich aufgehalten / welcher / aus einem solchen

[1]) Bergkristallen.

Wahrsager-Spiegel / die Verborgenheiten verkündiget / und den Fürwitzigen angedeutet hat. Mit dem Krystall-Gucken / wird zwar mancher / von den alten Sagensprecherinnen / getäuscht / und falsche Mutmaßungen / oder behende Augen-Blendungen / ihm für eine Gewißheit verkauft: weil solche Betteln vielmals / unter dem Schein der Wahrsager-Kunst / ihren Betrug spielen / und weder Gutes noch Böses wissen. Nichts desto weniger stehen dennoch auch viel solcher alten Sibyllen mit dem schwarzen Kaspar in guter Vertraulichkeit, und können / in den Spiegeln / oder Krystallen / durch Hülfe und Vermittelung dieses bösen Geistes / den Erfolg künfftiger Begebenheiten fürbilden. Wie dessen Herr Johannes Rist ein merckliches Exempel erzählet [Aus Herrn Johannes Risten alleredelsten Zeit-Verkürtzung], welches er / in seiner Jugend / mit seinen leiblichen Augen / gesehn / in einer großen Stadt: darin er sich damals / bei fürnehmen Leuten / aufgehalten / die einen feinen wohlgearteten Sohn gehabt / welcher nachgehends zu hohen Ehren-Ämtern gestiegen."

Nunmehr folgt eine „Denkwürdige Geschicht von der Krystall-Guckerey": Des genannten Jünglings überaus schöne Schwester hatte sich in einen Junggesellen verliebt und wurde wieder geliebt, aber es fehlte an der Eltern gutem Willen. Ein altes Weib tröstete dann die Jungfrau, sie werde des Gesellen noch teilhaft werden. Auf die Frage der Jungfrau, woher die Alte dieses wisse, erhielt sie zur Antwort von ihr, daß sie zukünftige Dinge vorhersagen könne und ihr alles in einem Krystalle deutlich zeigen wolle, falls die Gelegenheit sich böte. Trotz des Abratens ihres Liebhabers gingen die Ceremonien vor sich.

„Das alte Weib breitete ein blauseiden Tüchlein / worauf wunderliche Bilder von Drachen / Pflanzen und anderm Ungeziefer genehet oder gesticket waren / über die Tafel / auf dieses Tuch setzte sie eine grüne gläserne Schale / darein legte sie ein ander goldfarben seiden Tuch / und endlich auf dasselbe eine große krystallene Kugel / die sie doch gleichwol auch mit einem weißen Tüchlein bedeckte. Bald darauf fing sie an bey sich selber etwas zu murmeln / sich auch wunderbarlich zu geberden. Wie nun solche Ceremonien / oder vielmehr teuffelische Narrenpossen / geendiget waren / nahm sie die krystallene Kugel mit großer Reverentz und Ehrerbietung aus der gläsernen Schale / rieff sie zu sich / gegen das Fenster / und zeigte ihnen den Krystall, da sie anfänglich nichtens sahen / bald aber trat in dem Krystall die Braut herfür / in überaus köstlicher Kleidung / ja sie war ebenso prächtig angethan / als sie an ihrem Hochzeitstage ist gewesen / wiewohl er demselben nicht beigewohnt / von anderen ehrlichen Leuten aber deswegen Bericht hat empfangen. Ob nun schon die Braut überaus herrlich war bekleidet / so sahe sie doch so betrübt und jämmerlich aus / hatte auch dabei eine solche Todtenfarbe, daß man sie ohne großes Mitleiden nicht konnte betrachten. Sie sahen dieses Bild nicht mit geringen Schrecken an / welcher aber bald darauf sehr ward vermehret und vergößert. Denn gleich gegen der Braut über / kam auch hierfür der Bräutigam / aber mit einem so grausamen / und erschrecklichen Gesichte (da er doch sonst ein gar freundlicher Mensch war) daß man dafür hätte zittern mögen. Er war gestiefelt und gesporut / hatte einen grauen Reisemantel um mit güldenen Knöpfen / unter welchem er herfür langte zwo neue Pistolen / also / daß er in einer jedweden Hand eine hielte / die in der linken Hand fügte er auf seine eigene Brust / oder vielmehr sein Hertz / die in der rechten Hand setzte er mit einem scheußlichen Anblicke / der Jungfrau Braut recht für den Kopf / worüber sie beyderseits dergestalt erschraken / daß sie weder ein noch aus wußten / bis er endlich die eine Pistole / welche er der Liebsten recht für die Stirn gesetzt hatte / losdrückte: das dann / mit einem dumpfigen Schall / geschahe / da ward ihnen zu Mute / als hätte ihnen Himmel und Erde auf dem Leibe gelegen / sie standen ganz erstarret / bis sie endlich / halb gehend / halb kriechend / zu der Kammer hinaus kamen / da dann das Gesinde gung mit ihnen zu thun hatte / daß sie sie ein

wenig wieder erquicketen / und zur Ruhe brachten. Der alten Hexe war bei der Sache auch nicht wol zu Mute / denn sie vielleicht nicht gedacht / daß eben solche Händel würden fürfallen / lieff demnach über Hals und Kopff zum Hause hinaus / und ist gewiß so bald nicht wiederkommen." Die Eltern beharrten nun auf ihrem steifen Sinn und zwangen die Jungfrau, sich einem fürstlichen Bedienten zu verloben. Der Tag der Hochzeit erschien. Der erste Bräutigam, der dem andern seine Liebste nicht gönnen wollte, hatte sich zwei neue Pistolen gekauft, um auf der Brautfahrt erst seine Geliebte und dann sich zu erschießen. Der Schuß auf die Braut fehlte und er selbst entfloh. Die junge Frau wurde von ihrem Ehegespons arg mißhandelt und starb bald. Der Gemahl selbst geriet in fürstliche Ungnade und ist „auch ohne die göttliche Gnade / zumalen er auch ein rechter Atheos / Ohne-GOtt / und Epicureer war" eines elenden Todes gestorben. Der verzweiffelte erste Liebhaber lief in den Hafen einer glücklichen Ehe. —

Bevor ich einige weitere Beispiele mitteile, will ich ein paar erläuternde Worte zu dem aus Hartlieb und Francisci Citierten geben. Es leuchtet sofort ein, daß wir es hier mit Erscheinungen zu thun haben, die mit den modernen hypnotischen Experimenten in dasselbe Gebiet fallen und wie letztere durchaus nicht auf Aberglauben noch auf zauberischen, übernatürlichen Kräften beruhen. Wie auch die verschiedenen Erklärungsversuche der hypnotischen Erscheinungen lauten mögen, so stimmen alle darin überein, daß, um dieselben herbeizuführen, eine Perversion des tagwachen Selbstbewußtseins nötig sei. Von dem eminentesten Einfluß auf letzteres ist nun der normale Ablauf der Sinneseindrücke. Derselbe wird aber alteriert durch ein Hinstarren auf einen glänzenden Gegenstand. Hierbei versperren die ausschließlich gewollten Gesichtseindrücke zunächst den Eindrücken der übrigen Sinne den Weg zum Bewußtsein, sie schneiden alle andere Sinneswahrnehmung ab, bis endlich auch die eintönigen, gleichförmigen Gesichtsempfindungen nicht mehr als solche zum Bewußtsein kommen und damit sämtliche Funktionen des Selbstbewußtseins erloschen sind. Jetzt ist allein das Unbewußte im Menschen thätig mit seinen das Selbstbewußte in allen Teilen weit übertreffenden Kräften.[1]) Eine vis occulta zur Erklärung anzunehmen, ist völlig überflüssig. Daher stimme ich denn auch nicht mit Perty überein, wenn er in seiner Schrift: „Die mystischen Erscheinungen u. s. w." sagt:

„Außerdem, daß die Ekstase durch die verschiedensten Bewegungen des Gemüts herbeigeführt werden kann, wird aus alter und neuer Zeit berichtet, daß Menschen aus glänzenden Metallflächen, aus Spiegeln, aus Bergkristallen, mit Wasser gefüllten Gläsern, aus spiegelnden Flüssigkeiten, in die Hohlhand gegossen &c., welche sie einige Zeit anhaltend angeblickt haben, räumlich und zeitlich Entferntes gesehen und kundgegeben haben. Man hat namentlich aus Ägypten Berichte hierüber, und im Orient ist das Weissagen aus dem silbernen Becher, wie Josef that, noch heute gebräuchlich ..... Jene glänzenden und spiegelnden Flächen, in hierfür disponierte Individuen die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, führen jenes Abwenden von allem anderen, jene Konzentration im eignen Innern, die oft bis zur Gefühl- und Bewußtlosigkeit,

[1]) Übrigens muß bezüglich des Fernsehens in der hypnotischen Ekstase betont werden, daß häufig — wenn auch keineswegs immer — die Ferngesichte durch Suggestion der Anwesenden, zwischen denen und dem Hypnotiker sich ein übersinnlicher Rapport herstellt, zustande kommen.

zur kataleptischen Erstarrung sich steigern kann, herbei und werden zu Vehikeln für den magischen Blick, der Allsinn wird frei. Das Künftige oder Ferne wird dann in einem Bilde geschaut, das im Spiegel oder in der Flüssigkeit zu sein scheint, in Wahrheit aber im Schauenden selbst ist und nach außen projiziert sich darstellt. ... Man begreift leicht, daß alles Blicken in Spiegel zc. zu nichts führt, wenn nicht hiedurch, was nur selten möglich ist, das magische Vermögen geweckt wird, welches allein das Erkennende ist. Die sehr alte Divination aus dem Spiegel wäre nach Varro aus Persien gekommen und es wurden bei ihr vorzugsweise Kinder gebraucht." [1])

Man soll freilich nicht um Worte streiten, aber sie sind nun einmal die Träger des Verständnisses. Letzteres wird aber erschwert, wenn man Begriffe einführt, die erstens nichtssagend und zweitens überflüssig sind. Sei es nun, daß Perty eine ganz spezifische Kraft, die sogenannte magische, zur Erklärung der Phänomene in Anspruch nimmt, sei es, daß er eine nach bestimmter Richtung sich äußernde Wirkung der Seele symbolisierend durch eine „magische Kraft" zustande kommen läßt, immerhin scheint es mir richtiger und anschaulicher zu sein, die Seele selbst verantwortlich zu machen für das essentialische Erkennen (wie Jakob Böhme die unmittelbare Anschauung im Gegensatz zum tagwachen, dem substantialischen Erkennen nennt), aber wohlgemerkt, insofern man unter Seele das unbewußte Nachtleben gegenüber dem Geist, dem selbstbewußten Tagleben versteht. Gründet man dann auf diese „Seele", den Mittler zwischen Geist und Körper, eine mit der Erkenntnistheorie Hand in Hand gehende Naturphilosophie, wie ich es in meiner oben angeführten Schrift versucht habe, so hat man sich durch die mit dieser unbewußten Seele wesensidentische Weltseele ein (symbolisch gesprochen) Magnale magnum (van Helmont) geschaffen, durch welches sich alle mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur in der ungezwungensten Weise erklären lassen. Indem nämlich, was speziell die Hypnose anbelangt, der selbstbewußte Geist sich auf einen Punkt konzentriert, wird das Band, welches die drei den Menschen konstituierenden Faktoren, Körper, Seele und Geist, fest umschließt: „solange alles wohl steht" (Kant: Träume eines Geistersehers), gelockert und die Seele vermag thatsächlich sich aus dem Konnex zu lösen, um hinabtauchend in den ihr wesensgleichen metaphysischen Urgrund der Weltseele direkt das Begehrte zu schauen. Die Seher der Lappen und sibirischen Völker sagen, wenn sie ihre Ekstase beschreiben, „die Seele habe die Thore des Körpers geöffnet und sei ohne ihn auf Reisen gegangen". Von dieser Vorstellung ausgehend giebt es für derartige Zustände auch kein besseres Wort als „Ekstase" (von ἐξίστημι „wegstellen, aus der gewöhnlichen Stellung bringen, ausschalten"), woran Anstoß zu nehmen man mit Perty durchaus nicht nötig hat, wenn er sagt: „Man hat die verschiedensten Formen magischer Erweckung mit dem Worte Ekstase, Außersichsein, bezeichnet, während der Mensch doch gerade jetzt vom Äußeren abgewendet und in seinem Innersten ist."

[1]) M. Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, Winter, Leipzig 1861, S. 568 ff.

Perty führt nun eine Reihe von Beispielen (bezw. deren Fundorten) des ekstatischen Schauens an, in denen glänzende Metallflächen, Spiegel u. s. w. als Vehikel des magischen Allsinns dienen. Überall betont man den Glanz und die Kleinheit des Gegenstandes. So lesen wir bei Cahagnet: „Dem Gesagten muß ich noch hinzufügen, daß diese Visionen dann am genauesten und mit größerer Objektivität hervorgerufen wurden, sobald der Strahl des materiellen Auges sich auf einem glänzenden Punkte oder an solchen Stellen eines Glases oder einer Flasche brach, welche man gewöhnlich Bläschen nennt. Ich habe beobachtet, daß je größer die Oberfläche war, die Gegenstände desto undeutlicher erschienen, wogegen sie sich auf kleinerem Raume um so viel deutlicher und lebhafter zeigten."[1]) Cahagnet bedurfte nur eines Augenblickes der Sammlung, dann wurden seine Augen starr, er verlor die eben noch betrachteten Gegenstände aus dem Gesicht und die gewünschten traten zwischen ihn und jene. Alle spontanen Gesichte gingen in Erfüllung, rief er sie absichtlich hervor, so waren unter zehn nur sieben wahr. Wollte er die Gesichte hervorrufen, so heftete er seine Augen auf den ersten besten Gegenstand und sah bisweilen hunderte und Tausende von Personen in einem kleinen glänzenden Punkt hin- und herlaufen oder er sah eine große Stadt aufs deutlichste in einem Zoll großen Spiegel gezeichnet. — Aus Pertys erwähnter Schrift führe ich noch folgendes an:

„Die von Eckartshausen (Sammlung der merkwürdigsten Visionen, Erscheinungen u. s. w., München 1792) berichtete Geschichte, wo ein Magus einem Herrn im Spiegel zuerst seine lang verstorbene Mutter, dann seine entfernt lebende Frau in einem fremden Zimmer bei Damen zeigte (wo sich später erwies, daß sie in derselben Stunde bei diesen auf Besuch gewesen), erkläre ich so, daß der Magus den Betreffenden zum Rückschauen und zu Fernsehen disponierte; der Spiegel war das Vehikel dazu" (S. 366). Weiter wird (S. 570) mitgeteilt, daß ein Seherknabe in Kairo Nelson in spiegelnder Tinte gesehen habe, daß die „Blätter aus Prevorst" (IV, 173 ff.) von einem Knaben melden, der mittelst eines Spiegels abwesende Personen und deren Handlungen sah, selbst unbekannte Diebe hierdurch entdeckte; (S. 573) daß von Meyer im Magikon (IV, 335) einen sogenannten Erdspiegel beschreibe, aus dem manche wahrsagen. Vom Kristallsehen sagt Barth in seinem „Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis" (Heilbronn 1852, S. 234): „Wenn der Kristall geformt und geschliffen ist, so weiht man ihn irgendeinem Geiste; man nennt dies eine Konsekration. Vor seinem Gebrauch wird er geladen, d. h. es wird eine Anrufung an diesen Geist ausgesprochen, worin man um eine Vision der Dinge bittet, die man zu erfahren wünscht; gewöhnlich wird eine junge Person gewählt, um die Kugel zu sehen und die erbetene Vision zu betrachten; nach einiger Zeit wird der Kristall umwölkt, und es erscheint eine winzige Vision, welche Personen, Dinge und Szenen, die zum Aufschluß nötig sind, im Miniaturbild darstellt. Hat man den gewünschten Aufschluß erhalten, so wird der Kristall entladen und man dankt den Geist, dem er geweiht ist, für die geleisteten Dinge und entläßt ihn." Man ruft hierbei also den eigenen Geist als einen fremden an.

Im Anschluß an die hier versuchten Erklärungen einer möglichen Wirkung vermeintlicher „Zauberspiegel" bringe ich demnächst noch einige weitere Beiträge über „magische" Fernwirkung in der „Zauberei".

[1]) Cahagnet: Blicke in das Leben der Toten, II. Aufl. Stoll, Leipzig, 1854 S. 17 ff.

Indische Mystik,

das Wesen der Buddhalehre.

Von

Sumangala,
Oberster Hoherpriester vom Adams Peak in Ceylon.[1]

> Das persönlich leben Wollen
> ist die Quelle alles Leidens.

Was muß die Religion dem Menschen bieten? — Sie muß ihm Anhalt gewähren für das, was die empfindenden Wesen nicht allgemein sehen und fühlen können[2]; sie muß ferner die Mittel und Wege angeben, durch welche das Gute[3]) in der Welt erreicht wird. Diese Lehren sind für eine Religion die wesentlichsten; ohne diese würde sie im besten Fall zu einer Philosophie oder Wissenschaft herabsinken. Diese beiden Punkte aber sind recht eigentlich der Gegenstand der Religion Buddhas.

Buddha sagt:

> Auf der Leidenschaft erhebet sich die Welt;
> Sie hänget von der Lust des Lebens ab.
> In ihr herrscht ew'ger Wechsel und Verfall;
> Uns alle überwältigt einst der Tod.

Die Gedanken der Menschen hängen an der Lust und anderen Übeln. Deshalb schleichen sich Vernichtung und Verfall überall langsam aber sicher ein und untergraben alles Dasein. Die Natur hat uns dem Wechsel von Geburt, Verfall und Tod unterworfen und die Thaten unseres vergangenen Lebens deckt die Geburt vor unserem Blick, mag auch die Zeit ihres Geschehens nicht gar so fern von unserem gegenwärtigen Leben liegen. Ehe das menschliche Leben das Ziel seiner Vollendung erreicht hat, wird es stets untrennbar sein von Jâti, Jarâ, Marna (Geburt, Krankheit und Tod). Gegenwärtig leben wir in Leid und Sorge, und haben noch den höchsten Zweck unseres Daseins lange nicht erfüllt. Daher geziemt es uns, jederzeit all unsere Kräfte anzustrengen, um das summum ultimum,

---

[1]) Seine Hoheit der oberste Hohepriester H. Sumangala redet über Fragen des Buddhismus mit annähernd gleicher Autorität, wie wenn der Papst oder der Metropolit von Nowgorod oder der Primas Erzbischof von Canterbury sich über christliche Mystik ausließen. Eine etwaige Unterordnung Sumangalas unter ein höheres Wissen und Können des Delai- oder vielmehr des Teschu-Lama ist keineswegs eine exoterische, wie die eines Kardinals unter den Papst, sondern höchstens eine ausschließlich esoterische, rein mystische. Daß der Erzbischof von Canterbury in einer gleichen übersinnlichen Verbindung mit dem Papste stünde, ist freilich innerhalb unserer grobsinnlichen occidentalen Welt undenkbar. — Eine Wiedergabe dieser Darstellung Sumangalas in englischer Sprache erschien im I. Bande des „Theosophist" (Adyar, Madras, Indien).

[2]) Nicht mit ihren äußeren Sinnen wahrnehmen können.

[3]) Das Ziel der Glückseligkeit.

den Höhepunkt unserer Entwickelung zu erreichen. Zu dem Ende aber müssen wir mit Ernst und Hingebung uns der Mittel und Wege bedienen, welche uns die Religion zu diesem Ziele weist.

Was sind nun aber diejenigen Mittel und Wege, die uns der Buddhismus zeigt?

> Wer stets die Mahnung des Gewissens streng befolgt,
> Wer alle Dinge wahr und treu sieht und versteht,
> Sein Denken mit vollkommner Klarheit stets beherrscht,
> Und in Versenkung seinen Geist zusammenfaßt:

der allein wird den grausigen Strom stetig erneuter Wiederverkörperung[1]) sicher überschreiten; und es ist in der That überaus schwer aus dieser rastlos wogenden Flut von großen Hindernissen und Schwierigkeiten sich in völlige Sicherheit zu retten. Der Weg zu solchem göttlichen Sein, zu einer Überwindung aller Sorgen, Schmerzen, Leiden — der Pfad, welcher zum Nirvana führt, — das sind die vier Sâtipatthânâs, das ist: die Erlangung vollbewußter Erkenntnis hinsichtlich des Körpers, der Empfindung, des Geistes und der wirklichen Wahrheit, über welche unser Herr und Meister **Gautama Buddha** seine allseitigen Lehren uns verkündete.

Wie aber wird ein Mensch in Wahrheit denn vergeistigt und geheiligt? Wie vermag er von all seinen Leiden ohne Zahl sich zu befreien?

> Der Mensch wird nur verklärt durch seine Thaten,
> Durch sein Erkennen und sein geist'ges Streben,
> Sein sittliches Verhalten und ein reines Leben:
> Niemand wird heilig durch Abstammung oder Wohlstand.

Diesen „Pfad der Heiligung"[2]) hat Buddha uns in vielen Versen seines Dhárma (des Gesetzes der Weisheit) dargestellt. So führe ich hier eine Stelle an aus der Sâtipatthânâ Sutra:

> Was ist der heilige Pfad zur Uberwindung aller Leiden?
> Es ist nur der Ariya-Pfad bestehend aus acht Stufen:
> Das rechte Sehen, Denken, Reden, Handeln, Leben, Wollen,
> Besitz rechter Erkenntnis und die geistige Versenkung —

— die Übung jener viel umworbenen Yoga-Kunst.

---

[1]) Bei diesem Worte „Wiederverkörperung" ist durchaus **nicht** an eine „Seelenwanderung" zu denken. Es handelt sich dabei vielmehr um eine Wiederverkörperung **als ganz neue** „Seele" oder Persönlichkeit — ein wiedee in die Sinnenwelt Hinabsteigen der „**geistigen** Wesenheit" des Menschen, welche nach mystischen Begriffen zwar wesenseins mit dem all-einen Göttlichen und daher aller Eigenschaften des Begriffes „Persönlichkeit" vollständig bar ist, dennoch aber in gewisser Weise individuell gedacht wird. So ausgedrückt erscheint diese Darstellung mystischer Anschauungsweise freilich als ein logischer Widerspruch. Vom mystischen Standpunkte aber wird darauf erwidert, daß die europäischen Sprachen lediglich der Ausdruck des Intellektes der westlichen Völker unserer Rasse sind, und daß diese Völker noch unendlich weit in ihrer intuitiv geistigen Entwicklung zurück sind hinter derjenigen Stufe der menschlichen Evolution, auf welcher das Bewußtsein und die klare Erkenntnis dieses unsterblichen „geistigen" Kernes unserer Wesenheit ein Gemeingut aller sein und auch in der occidentalen Sprache einen voll entsprechenden Ausdruck finden wird. (Vergl. hierzu auch den I. Band der „Sphinx" S. 281 f., 373 f.)

[2]) Ariyo-mugga.

Von allen Pfaden ist der höchste der achtstufige;
Von aller Wahrheit ist die reinste die vierfältige;
Von allem Wissen ist Nirvana das erhabenste;
Von allen Menschen ist ein Buddha der erleuchtetste.

Was bedeuten nun die acht Stufen dieses Pfades?

I. Rechtes Sehen [1]) ist die richtige und volle Erkenntnis der vier Thatsachen, auf denen alle Dhârma Buddhas ruhen. Diese sind: 1. das Leiden, 2. der Ursprung der Leiden, 3. das Aufhören der Leiden, 4. die Überwindung der Leiden.[2]) Deren richtiges Verständnis heißt, den Wert alles guten und bösen Thuns erkennen, — dessen Wirkungen in der Verursachung von Freude oder Leid wohl ermessen, — die verschiedenartige Rückwirkung desselben auf den Thäter kennen — und wissen, welche Ursachen allein die bestimmten Wirkungen erzielen. Dieses richtige Erkennen aber kann wiederum in zweifacher Weise aufgefaßt werden, in irdischer Weise oder in überirdischer.[3]) Die erstere Art dieser Erkenntnis[4]) ist das bloße Wissen und die demgemäße Lebensführung solcher Menschen, welche sich noch nicht von allen Leidenschaften und Begierden losgesagt haben. Die letztere Art[5]) ist das Ergebnis einer vollständigen Überwindung aller Lust und Unlust, alles Ärgers und Verlangens u. s. w. Diese Art allein ermöglicht erst ein völliges Verständnis jener vier obigen Thatsachen.[6])

II. Rechtes Denken[7]) besteht in der beständig fortgesetzten Übung der Verstandeskräfte im Dienste eines fest entschlossenen Willens. Die Gegenstände dieser Willensrichtung sind: 1. die richtige Erkenntnis und Geringschätzung der irdischen Freuden[8]), der Entschluß alle Begierden, böse Lust u. s. w. in sich zu überwinden; 2. der Abscheu vor jedweder Tötung[9]); 3. die Absicht, kein empfindendes Wesen je zu verletzen.

III. Rechtes Reden[10]) ist die Vermeidung aller Lüge und Verleumdung, aller rohen und unziemlichen Worte, alles überflüssigen und leeren Geschwätzes.

IV. Rechtes Handeln[11]) enthält sich jeder Entheiligung des Körpers durch Schädigung anderer Wesen, Tötung und Verletzung, Diebstahl, Ehebruch u. s. w.

V. Rechtes Leben[12]) heißt seinen Lebensunterhalt durch würdige Beschäftigung erlangen, auch sich selbst diesen Unterhalt zu verschaffen, aber niemals auf unrechte Weise, nicht durch irgend welche zweifelhaften Mittel.

---

[1]) Sâmmâ-ditthi.

[2]) Dukkam, dukkha-sammudayo, dukkha-nirodho, dukkha-nirodha-gâmunuf-patipadâ. Recht verstanden ist das Leben Leiden, und der Ursprung alles Leidens in der Welt ist Tanhya, die Lebenslust, das Lebenwollen. Dieser Anschauung folgen bekanntlich auch Schopenhauer und Eduard v. Hartmann.

[3]) Sinnlich oder übersinnlich. — [4]) Lokiya-sammyak-drischti. — [5]) Lokottara-sammyak-drischti. — [6]) Diese übersinnliche Erkenntnis wird erlangt durch die Verwirklichung der 2. bis 6. Stufe dieses „Pfades" auf der siebenten. — [7]) Sâmmâ-samkappo. — [8]) Der persönlichen Glückseligkeit. — [9]) Zerstörung tierischen und pflanzlichen Lebens. — [10]) Sâmmâ-vâcâ. — [11]) Sâmmâ-kammanto. — [12]) Sâmmâ-âjivo.

VI. Rechtes Wollen[1]) ist das ernste Streben, ein Aufkeimen von bösen Gedanken im eigenen Geiste zu verhindern, auch nicht an den entsprossenen Knospen solcher Gedanken nur zu naschen, gutes und reines Denken aber in sich zu hegen und zu pflegen und sich sittlich hohe Ideale vorzuhalten, wenn sich Herz und Sinn von solchen leer und verlassen fühlen.

VII. Besitz rechter Erkenntnis[2]) ist lebendige Verwirklichung der unter I genannten vier Sâtipatthânâs, der Vollbesitz dieser vier Wahrheiten nach Überwindung der dazu erforderlichen sechs Vorstufen.

VIII. Geistige Versenkung[3]), rechte „Meditation" umfaßt die vier Dhyánas oder vier Systeme des Yoga. Diese letzte Stufe des hohen Pfades[4]) ist Samádhi. In unserer Religion bezeichnen wir allerdings mit diesem Worte ganz verschiedene Dinge, hier jedoch beschränke ich mich auf den Gebrauch dieses Ausdrucks für diesen ganz besonderen Zustand höchster geistiger Vollendung und ich will versuchen, hier in möglichster Kürze anzugeben, wie dieser Zustand erreicht wird.

Samádhi in diesem Sinne, kann man sagen, bezeichnet die vollendete Geistesruhe. Ihr Wesen ist die Versenkung der Seele, die Konzentration des Denkens auf ein einziges Ziel und die Vermeidung jeglicher Ablenkung der Gedanken. Stetigkeit fördert das Andauern dieses Zustandes und ungestörte Glückseligkeit ist sein natürliches Ergebnis.

Eine niedere Stufe dieses Zustandes ist Upatschára Samádhi, auf der nur die Gedanken vor aller Zerstreuung bewahrt werden; die höhere zweite Stufe aber ist Uppaná Samádhi, auf welcher die höchste Fassung des Geistes und vollständige Ruhe der Gedanken erreicht wird.

Im Samádhi werden wiederum zwei Klassen unterschieden, ganz wie auf der ersten Stufe dieses Pfades, das weltliche, irdische, Lokiya Samádhi und das überirdische, übermenschliche, Lokuttara Samádhi. In jenen Zustand kann ein jeder sich versenken, in diesen vermag nur der einzugehen, welcher frei von allem irdischen, persönlichen Verlangen ist. Jener aber ist die nötige Vorschulung für diesen. Betrachten wir hier diese Schulung.

Um das Lokiya Samádhi zu erreichen,[5]) ist vollständige Hingebung an dies eine Ziel erforderlich.[6]) Demnächst muß man sich von den so bezeichneten „zehn weltlichen Mühen" befreien. Als solche gelten die, welche entstehen: 1. vom Häuserbauen; 2. von Familienangelegenheiten, deren Leid und Freuden; 3. vom Ringen nach Erwerb; 4. von den Pflichten eines Lehrers; 5. von irgend welcher Handarbeit; 6. von Reisen, welche man für seinen oder anderer Vorteil unternimmt; 7. von Kranken-

---

[1]) Sámmâ-vâyâmo. — [2]) Sámmâ-sâti. — Die verschiedenen Stufen dieses Pfades sind also eigentlich nur sechs exoterische; die siebente ist die exoterische Vollendung selbst, und mit der achten beginnt die esoterische Schulung. — [3]) Sámmâ samádhi, die Radja Yoga Schulung, welche zum Nirvana, zur Henosis, zum Aufgehen in das all-eine „Geistige", zum Einswerden mit „Gott" führt. (Vgl. im I. Bande der „Sphinx" S. 63, 66 und 373.) — [4]) Arya astángikamárga.

[5]) Die Anweisungen hierzu finden sich in d. Paññabhâwana.

[6]) Dies geschieht gemäß den Vorschriften der 3. 4. und 5. anga der Ariya astangikamarga tschatuparisuddhi silas.

pflege seines Lehrers, Schülers oder eines Verwandten; 8. von eigenen körperlichen Leiden; 9. von anhaltender geistiger Arbeit; 10. von weltlicher Macht oder deren Verlust.[1])

Von diesen Lasten befreit, muß sich alsdann der Schüler mit der systematischen Übung der Versenkung (Meditation, Yoga) vertraut machen und dazu die persönliche Anweisung eines geeigneten Freundes oder eines hervorragenden Lehrers finden. Diese Versenkung ist wiederum zweifacher Art. Die erstere[2]) besteht darin, daß der Schüler in sich allgemeine Menschenliebe nährt, sich vergegenwärtigt, wie der Körper in allen seinen Teilen dem Verfalle unterworfen, und daher durchaus gering zu schätzen, zu verachten ist. Die andere Art[3]) bezieht sich auf die sittliche Natur des Menschen.[4]) Der letzteren Art giebt es vierzig Übungen; ich hebe eine von denselben hier hervor um anzudeuten, wie solche Übungen zu denken sind.

Die sittliche Natur des Menschen teilen wir in sechs Klassen: 1. sinnlich, 2. zornig, 3. unwissend, 4. treu, 5. verschwiegen, 6. nachdenklich. Die ersten drei Eigenschaften sind hier von ihrer üblen, die letzten drei von ihrer guten Seite dargestellt. Wenn nun eines Menschen Wesen aus üblen und guten Eigenschaften gemischt ist, so wird doch immer eine in seinem Wesen bestimmend vorwiegen.

Demgemäß weist der Meister solchem Schüler die Art seiner geistigen Übung an. Dieser ist dabei genötigt völlige Einsamkeit zu suchen und er bedarf einer Abgeschiedenheit, in der er sicher ist, durch keine Sorgen und Lasten wieder gestört zu werden. Sein Leben weiht er dann seinem Meister oder Buddha.

[1]) Wäre diese Klassifikation weltlicher Sorgen und Interessen für europäische Verhältnisse berechnet gewesen, sie wäre wohl etwas anders ausgefallen. Die hier gegebene ist die alt-indische.

[2]) Subbathhakammatthánam.

[3]) Páriháriyakammatthánam. — [4]) Auf seinen Charakter, seine seelischen Eigenschaften und übersinnlichen Wahlverwandschaften (Affinitäten), als deren äußere Ursachen Vererbung, Erziehung, Freundschaft und andere menschliche Beziehungen erscheinen.



Magnetismus und Hypnotismus.*)

Von

Gustav Gessmann.

Seit die ärztliche Wissenschaft die elektrischen Kräfte sich dienstbar gemacht und man den engen Zusammenhang zwischen elektrischen und magnetischen Kräften erkannt hat, beginnt man die Frage einer direkten magnetischen Einwirkung auf den menschlichen Organismus neuerdings in Betracht zu ziehen. Mögen die überschwänglichen Hoffnungen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die Heilwirkungen des mineralischen Magnetismus geknüpft wurden, auch zu hoch gegriffen sein, und werden ebenso die wunderbaren Kräfte, welche das Altertum und auch noch das Mittelalter dem Magnete zuschrieb, sich bei eingehender Sichtung sehr bedeutend reduzierten, so sind es doch zweierlei Wirkungen der magnetischen Kraft, welche einen direkten Einfluß auf den Organismus nicht nur für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich gelten lassen.

Es ist dies einerseits die anziehende und abstoßende Kraft, welche der Magnet mehr oder weniger auf alle Stoffe — organischer oder anorganischer Natur — ausübt, und anderseits jene Wirkung, welche wir als Magnetinduktion bezeichnen. Die erstere dieser beiden Wirkungen dürfte vornehmlich auf den Blutumlauf Einfluß üben, da ja der große Reichtum des Bluts an Eisenverbindungen und Sauerstoff den attraktiven und repulsiven Kräften des Magnets genügende Angriffspunkte bietet. Daß ein derartiger Einfluß thatsächlich vorhanden ist, erscheint wohl dadurch genügend sicher gestellt, daß man Anschoppungen venösen Blutes, wie solche bei Venenentzündungen aufzutreten pflegen, durch Anlegen von

*) Wir bringen diesen einleitenden Auffatz des Herrn Gustav Gessmann jr. in Wien mit besonderem Hinweis auf unsere Bemerkung zu dem Artikel des Herrn Professor Barrett über „den magnetischen Sinn" im Aprilhefte S. 232. Nach diesen höchst interessanten Angaben scheint also unsere dort ausgesprochene Vermutung, daß Herr Geßmann sich nicht hinreichend habe gegen das Spiel der Einbildungskraft seiner Versuchspersonen sichern können, sich als unbegründet zu erweisen. Wir halten diese Untersuchungen für wissenschaftlich sehr wertvoll und hoffen, daß deren Resultate demnächst auch durch die Beobachtungen anderer Forscher Bestätigung finden werden. Vergleicht man diese Angaben mit der noch ziemlich überall herrschenden Ansicht, daß zwar die Elektrizität, nicht aber der Magnetismus auf die Menschen einen Einfluß übe (seltene abnorme Fälle etwa ausgenommen), so scheint die Vermutung nahe zu liegen, daß das Wiener Klima für die Entwickelung „sensitiver" Naturen ganz besonders günstig sein dürfte. Hatte doch auch seiner Zeit Baron von Reichenbach dort eine große Anzahl solcher Fälle konstatiert, wie sie offenbar an andern Orten seltener und schwerer gefunden werden. (Der Herausgeber.)

Magnetpolen an die entzündeten Stellen in verhältnismäßig kurzer Zeit beheben kann.

Was ferner die induktive Wirkung des Magnetismus anbelangt, so kann diese sich wohl hauptsächlich nur auf Nerven- und Muskelströme geltend machen. Als Beleg für die Existenz eines magnetischen Einflusses aber mag hier nur die Erscheinung des sogenannten „magnetischen Transfert" angeführt werden.

Eine weitere interessante Erscheinung ist die hypnotisierende Eigenschaft starker Magnete. — Daß zwischen Magnetismus und Hypnotismus Beziehungen bestehen, erkannten schon die Magnetiseure der alten magnetischen Schulen; auch mag die Wirkung, welche seinerzeit durch Magnetstäbe enthaltende Baquets erzielt wurden, wohl größtenteils dem hypnotisierenden Einflusse derselben zu danken gewesen sein.

In neuester Zeit ist es der Pariser Arzt Dr. Ochorowicz, welcher durch sein Hypnoskop die Aufmerksamkeit wieder nach dieser Seite lenkte. Wenn sein Apparat auch für den eigentlichen Zweck, zu welchem er konstruiert wurde, nämlich um hypnotisierbare Personen aufzufinden resp. leicht zu erkennen, als nicht entsprechend bezeichnet werden muß, so ist in demselben doch eine Vorrichtung geboten, welche das Studium der durch direkte magnetische Einwirkung auf den Körper in letzterem verursachten Erscheinungen erleichtert und sich sowohl durch Handlichkeit als auch durch magnetische Stärke empfiehlt.[1])

Die Art der Anwendung des Hypnoskops von Ochorowicz bedingt aber leider gewisse Fehler, welche auf diesem heiklen Gebiete — auf dem man sich vor unabsichtlichen Täuschungen nicht genug in acht nehmen kann — leicht zu Irrtümern und Fehlschlüssen Veranlassung geben können. Die hauptsächlichsten dieser Fehlerquellen sind:

1. die Kälte des Magnets,
2. die direkte Berührung zwischen Finger und Metall,
3. die gezwungene Haltung des Fingers.

Infolge der Kälte des Hypnoskops können schwache Empfindungen, welche durch magnetische Einwirkung hervorgerufen werden, wegen der intensiveren Kälteempfindung leicht unbeachtet bleiben.

Die direkte Berührung zwischen Metall und Finger kann, da ja die Hand nie ganz trocken ist, Veranlassung zur Entstehung schwacher Berührungsströme geben, welche für sich besondere Empfindungen verursachen und dadurch geeignet sind, das Resultat zu verändern.

Die gezwungene Haltung des Fingers und die Belastung mit dem immerhin fast 2 dekag. wiegenden Hypnoskop ist Ursache einer raschen Ermüdung der Streckmuskeln, wodurch Gefühle veranlaßt werden, als ob der Finger einschliefe und dergl.

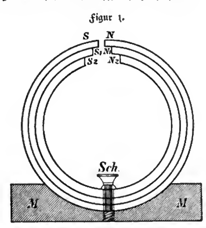
---

[1]) Das Hypnoskop von Dr. Ochorowicz dürfte dem Leser wohl hinlänglich bekannt sein; wo dies nicht der Fall ist, verweise ich auf: „Psychische Studien", 1885, Aprilheft; ferner: Science et nature, No. 91 vom 22. août 1885, Paris, und Société de Biologie, Sitzungsbericht vom 17. Mai 1884.

Bei den in der Regel ohnehin nicht intensiven Empfindungen, welche durch die magnetische Einwirkung entstehen, sind solche Nebenwirkungen, wie sie eben angeführt wurden, nicht als nebensächlich außer acht zu lassen; und es schien deshalb geboten, die obgedachten Fehlerquellen zu eliminieren.

Dies gab Veranlassung zur Konstruktion eines anderen Hypnoskops, bei welchem wenigstens Berührung und Ermüdung des Fingers ausgeschlossen sind. Behufs dessen ließ ich mir das durch nachstehende Figur in halber natürlicher Größe veranschaulichte Hypnoskop herstellen.

Figur 1.



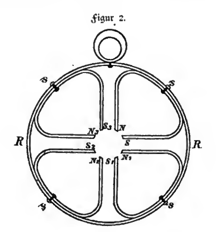
SN, $S_1 N_1$ und $S_2 N_2$, stellen drei ringförmige Magnete von 5 cm Breite und 5 mm Stahldicke vor, welche ineinandergepaßt mittelst der Schraube Sch derart an das messingene Fußstück MM angeschraubt sind, daß die Pole in der aus der Figur ersichtlichen Lage festgestellt sind. Der Durchmesser des innersten Magnetringes beträgt 8 cm. Bei Versuchen mit diesem Apparate wird der Finger in ungezwungenster und bequemster Haltung — wobei man die Hand auf den Tisch legen kann — in der Nähe der Pole in das Hypnoskop hineingehalten.

Das magnetische Feld ist bei diesem Apparate ein stärkeres als bei dem von Ochorowicz. Die Ergebnisse der Versuche aber stimmen in betreff der Empfindungen mit den von Ochorowicz beschriebenen im wesentlichen überein, dagegen konnte in Bezug auf Erkennung von Medien kein zuverlässiges Resultat erzielt werden. Auf diesen letzteren Punkt werden wir übrigens noch zu sprechen kommen. Ein Unterschied der Empfindung ergab sich jedoch, wenn eine und dieselbe Person mit beiden Apparaten geprüft wurde, und dieser war, daß bei Anwendung des stärkeren, d. h. stärker magnetisierten Hypnoskops nicht immer eine Verstärkung der Empfindung, sondern mehrfach ein Wechsel in der Art derselben eintrat.

Aus dieser Beobachtung war zu schließen, daß bei weiterer Verstärkung des magnetischen Feldes noch weitere Veränderungen in bezug auf die Empfindungen eintreten würden und daß vielleicht auch der Prozentsatz

der Empfindenden — welchen Dr. Ochorowicz mit 33 gefunden — eine Steigerung zeigen werde. Ich konstruierte nun ein Hypnoskop, welches bei verhältnismäßig geringem Umfange doch ein sehr intensives magnetisches Feld zur Wirksamkeit bringt.

Figur 2.



Die Figur 2 zeigt diese Vorrichtung in ein Viertel ihrer wirklichen Größe. Dieselbe besteht aus vier dreieckig geformten starken Stahlmagneten aus 5 mm dicken Stahlstäben NS, N_1S_1, N_2S_2, N_3S_3, welche derart an der Innenseite des 20 cm Durchmesser haltenden Messingringes R mittelst der Schräubchen s befestigt sind, daß die parallelen Polschenkel gegen den Mittelpunkt des Ringes gekehrt sind und dort einen cylindrischen Hohlraum von 5 cm Länge und 4 cm Durchmesser begrenzen. Dieses Hypnoskop wirkt noch bedeutend stärker als das vorher besprochene, und es ergaben sich bei Versuchen mit demselben ungefähr $^2/_3$ der untersuchten Personen als empfindend. Nachstehende Tabelle weist die bisher erlangten Daten bei Untersuchung von 522 Personen auf.

Von diesen 522 Personen waren also 344 empfindend und von diesen gehörten 223 dem weiblichen und 121 dem männlichen Geschlechte an. Wie aus der dritten und vierten Rubrik ersichtlich, waren von den Empfindenden nahezu ebenso viele hypnotisierbar wie nicht hypnotisierbar. — Unter den 178 nicht empfindenden hingegen befanden sich nahezu $^2/_3$, welche entweder von mir oder sonst einer Person bereits ein- oder mehreremale hypnotisiert worden waren.

Als besonders empfindlich erwiesen sich hysterische Frauen oder Mädchen. Unter den 223 weiblichen Versuchspersonen sind 168 entschieden mehr oder weniger hysterisch. Bei letzteren ist aber die Gefahr einer Selbsttäuschung noch bedeutend größer als bei anderen, gesunden Medien. Bekanntlich genügt ja bei dieser Art von Leidenden eine hingeworfene

Art der Empfindung	Zusammen	Davon sind		hypnotisierbar.		nicht hypnotisierbar.		verfielen unter Einwirkung des Hypnoskops in Hypnose.	
		männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Ruhige gleichm. Kühle . . .	64	23	41	11	19	12	22	—	—
Kühler Wind .	104	36	68	12	24	24	44	4	13
Empfind. d. Elektrisiertwerdens	116	43	73	23	38	20	35	7	25
Jucken bis in den Arm . .	28	4	24	3	21	1	3	—	2
Allseitiger Druck auf den Finger	8	1	7	—	2	1	5	1	3
Gefühl von Wärme . . .	24	14	10	9	6	5	4	3	7
Zusammen	344	121	223	58	110	63	113	15	50

Bemerkung oder sonst eine leise Andeutung, um sie zu veranlassen, alle erdenklichen Gefühle oder Schmerzen in ihrem Körper wahrzunehmen, resp. sich einzubilden, daß sie diese Empfindungen thatsächlich haben. Aus diesem Grunde war es bei Versuchen mit dem Hypnoskope doppelt nötig, Maßregeln zu ergreifen, um gegen Selbsttäuschung von seiten der Versuchspersonen geschützt zu sein. Aber auch gegen absichtliche Täuschung hatte ich mich gewahrt, indem

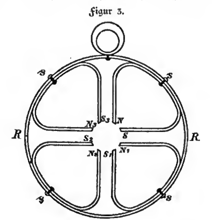
1. keine der Versuchspersonen wußte, um was es sich bei dem Versuche handelte,
2. wiederholt magnetisierte und unmagnetisierte Hypnoskope gewechselt wurden, ohne daß die zu untersuchende Person eine Idee davon haben konnte;
3. auch wurde mehrfach versucht, die Personen durch Kreuz- und Querfragen irre zu führen, und endlich
4. wurde immer jede betreffende Person einzeln vorgenommen, d. h. es befand sich beim Versuche außer ihr und mir niemand im Versuchsraume.

Eine besondere Erscheinung, welche ich zugleich als Kontrollversuch benutzte, ist folgende:

Jene Personen, welche einen kühlen Luftzug zu empfinden angaben, äußerten sich wiederholt, daß die Richtung dieses Luftzuges nicht immer die gleiche und manchmal vom Körper weg über den Finger hinaus, manchmal aber verkehrt gerichtet sei. Ich war vorerst nur zu geneigt, dies als eine Einbildung der betreffenden Personen zu betrachten; als aber viele unabhängig von einander dieselbe Angabe machten, forschte ich nach der Ursache dieser unerwarteten Erscheinung und fand, daß die Stellung der Magnetpole zum Finger damit im Zusammenhang stehe. Und zwar war das Maßgebende dabei: ob der Nordpol ober- oder unterhalb des Fingers zu liegen kam. Im ersteren Falle ging der Luftzug vom Körper weg, in letzterem dem Körper zu.

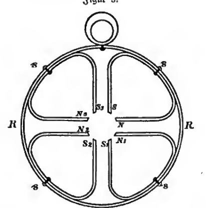
Aber auch die Anordnung der acht Pole — nämlich deren Reihenfolge im Hypnoskope war von Einfluß. Die vorerwähnte Erscheinung trat stärker auf, wenn die ungleichnamigen Pole einander zugekehrt waren, also wie Fig. 3 zeigt, in der Reihenfolge: N, S, N_1, S_1, N_2, S_2, N_3, S_3. Fig. 4 stellt die magnetischen Kraftlinien für diesen Fall dar.

Figur 3.



Für die andere Polstellung, welche weniger günstig ist, also in der Reihenfolge von Fig. 5: S, N, N_1, S_1, S_2, N_2, N_3, S_3 sind die Kraftlinien durch Fig. 6 veranschaulicht.

Figur 5.

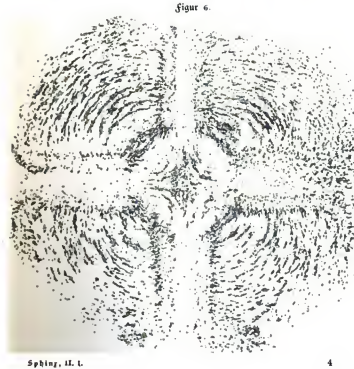


Ob die Ursache der Empfindung des kühlen Luftzuges in der Einwirkung der magnetischen Kraft auf die Blutcirkulation in den größeren Gefäßen des Fingers allein zu suchen ist, vermag ich nicht anzugeben. Es ist aber wohl wahrscheinlich, wenn man die attraktiven und repulsiven Kräfte des Magneten in Betracht zieht, daß diese Wirkung an sich stark genug ist, um die besagten Empfindungen hervorzurufen.

Figur 4.

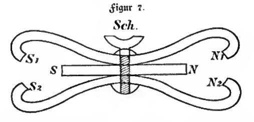


Figur 6.



Um die Wirkung der Magnetpole unabhängig von einander hauptsächlich in letzter Hinsicht genauer prüfen zu können, konstruierte ich eine neue Vorrichtung, welche dies ermöglicht. Fig. 7 zeigt dieselbe in $^1/_3$ der natürlichen Größe. Drei Magnetstäbe NS, N_1 S_1 und N_2 S_2 sind mittelst der Schraube Sch derart aneinander befestigt, daß zwischen den Polen je ein 5 cm tiefer und 4 cm Durchmesser habender

Figur 7.



cylindrischer Hohlraum entsteht, in welchen ein Finger eingeführt werden kann. Versuche mit diesem Apparate scheinen ganz besonders interessante Ergebnisse zu liefern. Da ich dieselben jedoch bisher noch nicht zu Ende geführt habe, so behalte ich mir eine weitere Behandlung dieses Gegenstandes in späteren Heften dieser Zeitschrift vor. Es war meine Absicht, hier zunächst nur hinzuweisen auf diese bisher noch unerforschten Beziehungen zwischen den Erscheinungen des Magnetismus und des Hypnotismus.



Seher und Medien
des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von

J. H. Hauffen.

Persönlichkeiten, wie die „Seherin von Prevorst", bei welchen nicht nur somnambul-visionäre, sondern auch abnorme körperliche Zustände auftreten, welche auf eine Veränderung der organischen Lebenserscheinungen schließen lassen, sind nicht gerade selten, nur finden sie nicht immer einen Justinus Kerner, der ihnen zur Berühmtheit hilft. Indessen hat uns doch Gottfried Arnold in seiner berühmten „Kirchen- und Ketzer-Historie"[1]) eine Zusammenstellung „der außerordentlichen Dinge dieses 17. Saeculi" hinterlassen, welche als eine wahre Schatzkammer für die hierher gehörigen Erscheinungen gelten kann.

Arnold ist, wie allgemein anerkannt wird, ein durchaus zuverlässiger Autor, welcher mit sorgfältiger Kritik die ihm im Original vorliegenden Monographien und handschriftlichen Protokolle über die Seher und ihre Visionen &c. benutzte. Es kam ihm bei seiner Zusammenstellung zunächst allerdings nur auf den dogmatisch-religiösen Inhalt „der Offenbarungen und Gesichte" an, weshalb dabei wohl manches uns heute mehr interessierende verloren ging; trotzdem aber ist in den genannten Kapiteln noch eine Fülle von Material enthalten, dessen Kenntnis für die gegenwärtige Forschung auf dem Gebiete des Mediumismus und Somnambulismus wie des Übersinnlichen überhaupt von Wert ist. Dies gilt namentlich von zahlreichen, genau eingetroffenen „Prophezeiungen" und den Phänomenen der Aufhebung des Schwergewichtes und der Unverbrennlichkeit, welche sich ganz analog denjenigen gestalten, die wir auch bei modernen Medien auftreten sehen. Arnold klassifiziert die Vorkommnisse weder nach ihrem intellektuellen Gehalt, noch auch nach der Art und Weise, wie sie psychologisch oder physiologisch in die Erscheinung treten, sondern erzählt sie schlichtweg in chronologischer Folge, der auch wir uns hier anbequemen wollen.

Zuerst erzählt Arnold, leider nur flüchtig, nach der Historia ecclesiastica eines gewissen Hornius, daß der Bischof Jakob Usher von Armagh im Jahre 1601 in einer Predigt über Hesekiel 4, 6[2]) die Wirren in Großbritannien vierzig Jahre vor ihrem Eintritt vorausgesagt habe. Diese Prophezeihung muß großes Aufsehen gemacht haben, denn es er-

[1]) Frankfurt 1700, 2 Bde., Folio, T. III, cap. 20—27.

[2]) Der Text lautet: „Und wenn du solches ausgerichtet hast, sollst du danach dich auf deine rechte Seite legen, und sollst tragen die Missethat des Hauses Juda vierzig Tage lang; denn ich dir hier auch je einen Tag für ein Jahr gebe.

schien über dieselbe im Haag ein von einem gewissen Dr. Bernard verfaßtes Werk, welches zugleich die Biographie Ushers enthält; dasselbe führt den Titel: „Seltzame und merckwürdige Prophezeyungen des hochgelehrten und vortrefflichen Jac. Usseri Ertz-Bischoffs von Armach und Primatis von Irrland, und Erzehlung, daß er zuvor gesagt hat, 1. die Rebellion von Irrland viertzig Jahr zuvor; 2. die Verwirrung und das Elendt in Engelland in Kirchen und Polizey; 3. den Tod Caroli I; 3. seine eigene armuth und gebrechen; 5. die zwiespalten in Engelland von der Religion und die letzte große Verfolgung der Papisten wider die Reformirten". — Leider dürfte dieses anscheinend auch Arnold nur dem Titel nach bekannte Werk zu den größten bibliothekarischen Seltenheiten gehören.

Als ein Beispiel des zweiten Gesichtes haben wir es wohl aufzufassen, wenn der Dr. theol. David Paré, ein Sohn des berühmten Wundarztes, am 1. April 1618 zu Heidelberg in sein Tagebuch einträgt, „daß er im Gesichte gesehen, wie die gantze Stadt Heydelberg über und über von einem verborgenen Feuer rauchte, das Churfürstliche Schloß aber lichterloh brennete". Das Brennen des kurfürstlichen Schlosses dürfte wohl symbolisch auf den Sturz des „Winterkönigs" zu beziehen sein, während dagegen der erste Teil des „Gesichtes" auf die 1620 erfolgte Verwüstung Heidelbergs durch die Spanier unter Spinola deutet.[1])

Eine sehr häufig genannte Ekstatische ist die Anna Fleischer zu Freiburg, deren Geschichte Arnold nach dem Bericht des als Annas Beichtvater fungierenden Superintendenten Andreas Moller in dessen „Beschreibung der Stadt Freyburg"[2]) erzählt. Da weder Horst noch Ennemoser diesen Bericht gehörig berücksichtigen, so wollen wir durch möglichst wörtliche Darstellung desselben diese Lücke ausfüllen. Es heißt: „Anno 1620 den 11. October ist verstorben Anna, Stephan Fleischers, Bändners zu Freyburg Ehefrau, und den 14. October zu S. Petri mit einer Leichenpredigt begraben worden. Von dieser Frau wäre viel zu schreiben, denn sich sehr wunderliche Sachen mit ihr zugetragen, indem sie grosse übernatürliche Kranckheit ausgestanden, dabei unterschiedliche Offenbarungen gehabt und viel zuvor gesagt, so hernach in der that geschehen, und nicht allein diese Stadt, sondern auch gantz Teutschland leider betroffen. Sie ist mit einer Epilepsia und gräutichen Convulsionibus (welche ärger sind als immer möglich zu beschreiben, und einem natürlichen Menschen auszustehen) vier Wochen lang befallen, zu derselben Zeit bildete sie ihr ein, sie müßte einen schönen garten sehen, darinnen Bäume, darauß (außen) Kinder mit weissen Hembdern (die sie Engel nannte) zu sehen; es wäre auch darinnen ein hoher Berg mit Grase bewachsen, denselben mußte sie mit großer mühe besteigen, wenn die schweren Paroxysmi, werffen und auffahren, angiengen.

Soweit bietet die Erzählung nichts als den Verlauf der so häufig vorkommenden Entwickelung des Somnambulismus aus Krampfzuständen, und auch die nachher sich einstellenden Visionen von einem bösen und

[1]) Vgl. Arnold loc. cit. und Adrianus Regenvolscius, Histor. Eccles. Slavoniae Lib. III. — An die Verwüstung Heidelbergs und seines Schlosses durch Turenne 1674 wird hier noch nicht zu denken sein.

[2]) P. II. pag. 423 sq.

einem glänzenden guten Geiste gehören zu den bekannten Erscheinungen des Hellsehens. Wichtig ist dabei jedoch, daß der „gute Geist“ auch von dritten Personen gesehen wurde, wobei es allerdings unentschieden bleiben muß, ob wir es mit einem Phänomen der psychischen Ansteckung, einem „mehrpersönlichen anormalen Sinnesbild“ oder einer wirklichen übersinnlichen Persönlichkeit zu thun haben. Superintendent Moller sagt über diesen „Geist“:

„Er käme zu ihr wie ein schöner glantz und setze sich zu ihr nieder, werde kleiner (Materialisation?) und sehe fast wie ein klein kindelein, könne es doch für großer klarheit nicht recht erkennen. Er rede mit ihr, lege seine Hände in ihre Hände, er wäre auch nichts böses; denn, sagte sie, seine erscheinung were ihr gar tröstlich und freudig, wäre auch damals wider den bösen geist, als eine damals verlassene, von ihm getröstet worden ..... Und weil die Rede von der Erscheinung mehrentheils vor Imagination gehalten worden, auch ihre muhme die wärterin ein altes betagtes Weib ihr solches oft verwiesen, als wenn es nichts anders als eine einbildung wäre, so ist zu diesem letztenmal auch der glantz von dieser gemeldeten wärterin ihrer muhmen Sibyllen Michael Nestlerin gesehen worden, die ich der Superintendens allein, und nachmals wir alle insgesamt abgehöret, die berichtet mich mit etwas erschrockenem gemüthe, daß des nachts um 10 uhr ein heller glantz, wie die sonne aufgehet, in der stuben erschienen wäre, und habe sich allmälig auf die banck beim bette niedergelassen, doch daß es die krancke person damals nicht inne worden, und habe der glantz ausgesehen fast wie ein klein kindlein in gar grosser klarheit, darüber die Wärterin zur magd gelauffen, sie auffzuwecken, so sey es wieder verschwunden.“

Diese schlichte Erzählung erinnert unwillkürlich an die modernen Photographien solcher für das natürliche Auge gewöhnlich nicht sichtbaren Erscheinungen.[1]) Will man aber immerhin die für den Kenner den Stempel der Wahrheit tragende Begebenheit als nicht genügend verbürgt gelten lassen, so wird man doch den von zwei Geistlichen beobachteten Fall des ekstatischen Schwebens der Fleischer unangefochten lassen müssen, wodurch sie sich einem Jamblichus, Franz von Assisi, Joseph von Copertino, Home und vielen anderen anreiht. Es kommt bei ihr auch die seltener auftretende „Entrückung“ vor, wie wir sie bei manchen Besessenen und Medien finden. Moller sagt:

„Inmittelst haben sich wunderdinge mit ihr zugetragen. Vormittage um 9 vhr, als der Mann den Lehrjungen bei ihr allein in der Stube gelassen, und derselbe entschlaffen, ist sie aus der zugeschlossenen Stube verlohren, und darauff mit grossen schmertzen gesuchet, und als er ihm (d. h. sich) der mann vor angst wollen ein leid thun, oben auff der rinnen zwischen ihrem und des nachbars hause funden worden, also daß sie die beine hinab in den garten gehangen[2]) und das bekannte gesetzlein gesungen hat: „tod, sünde, teuffel, leben und gnad ꝛc.“ Sie ist auch sonst des Morgens um 3 vhr vorm fenster auff einem steine, auch zu mittage auffen ofen funden worden, und haben ihre convulsiones, werffen und auffsteigen mit gewalt überhand

[1]) Siehe hierüber u. a. das 4. bis 6. Heft der „Psych. Studien“ 1886.

[2]) Hier scheint demnach die von Schindler in seinem „magischen Geistesleben“ und von du Prel in seinen „Hexen und Medien“ in einem ähnlichen Falle vermutete Gewichtsveränderung eingetreten zu sein, denn sonst würde die (blecherne?) Dachrinne die Fleischer schwerlich getragen haben. — (Man vergl. hierzu auch Herrn Kiesewetters Mitteilungen über „Levitation“ im Junihefte der „Sphinx“, Seite 418. D. Herausg.)

genommen; wie denn allezeit, wenn ihre kranckheit wieder kommt, und auch dißmal nicht ohne thränen und mitleiden anzusehen gewesen ist, da sie mit dem kopff bald auff bald nieder schlägt, bald an allen gliedmassen zittert, bald wie ein wurm sich wunderlich krümmet, der leib denn wie eine baucke aufflänfft, und wenn es am hefftigsten wird, fähet sie an in die Lufft zu steigen, da man sie nicht wohl angreiffen, denn nur mit großer mühe und tüchern fassen darff. Sobald die widersacher die Versöhnung bey ihr gesuchet, ist sie im Beyseyn der beiden Diaconen Caspar Dachselns und Tobias Walburgens, die es auch beide jetzo vor uns ausgesaget, urplötzlich im Bette mit dem gantzen leibe, haupt und füssen bey dritthalb ellen hoch aufgehoben worden, daß sie nirgends angerühret, und also frey geschwebet, daß es das ansehen gehabt, als wolte sie zum fenster hinaus fahren. Darauf sie gedachter Tobias Walburger umfangen, und mit den anwesenden zu GOtt geschrieen und gebetet, und sie also wiedergebracht."

Die Fleischer prophezeite auch vielfach. „Und solches alles sagte sie, offenbare ihr der schöne glantz, der ihr erscheine, der auch befehle, sie solte es anzeigen, und der sey es auch, der nach den hefftigen consulvionibus ihr die gliedmaßen wieder einrichte, welche einrichtung auch zu diesem letztenmale am tage geschehen, und von mir den Superindenten, von beiden dieser Stadt Physicis und vielen andern gesehen und gehöret worden. Ob sie wol sonst (wahrscheinlich auf den Glanz bezüglich) nichts gesehen, so ist die lenckung, bewegung und einrichtung der glieder dennoch also geschehen, als wenn ein balbier über ihr wäre." — Diese Erscheinung kommt bekanntlich öfter bei Somnambulen vor.[1])

Eine ähnliche Ekstatische, bei welcher jedoch das Visionäre stärker hervortritt, war die 1610 geborene Christine Poniatowska, die Tochter eines Pfarrers, welche im 17. Jahre ihres Alters in somnambulen Zustand verfiel, eine große Anzahl von „Gesichten" hatte und 1644 starb. Ihre Visionen machten ungemeines Aufsehen und wurden 1629 zu Stettin unter folgendem Titel herausgegeben: „Göttliches Wunderbuch, darinnen aufgezeichnet stehen himmlische offenbarungen und gesichte einer GOtt-seligen jungfrau aus Böhmen vom zustand der Christlichen kirchen, dero erlösung und dem schrecklichen untergang ihrer feinde." Arnold giebt einen Auszug aus diesem Werk und sagt: „Unter denen folgenden begebenheiten ist sonderlich merckwürdig, was Cap. XXV, pag. 77 u. f. erzehlet wird, wie ihr nemlich in einem gesicht befohlen worden, einen brieff, welchen ihr der HERR dictiren würde, an den damaligen Kayserl. general und bekannten Tyrannen, den Fürsten von Wallenstein, zu schreiben, ihn mit 3 sigeln zu versigeln und selbst nach Gitschin zu bringen, und entweder ihm oder seyner Frauen zu übergeben. Sie hat auch dieses Alles würcklich den 25. Januar 1628 gethan und ist nebens drey personen, die ihr im gesichte gezeiget worden, nemlich zweyen Baronessinen und einem Medico, Michaele Libavio, nach Gitschin gereiset, da sie unterwegs eine grosse menge Engel um den wagen herum gesehen, und weil Wallenstein selber nicht zu Hause gewesen, hat sie den brieff seiner Gemahlin übergeben, ist auch vor ihren und des Frauenzimmers Augen in ihrem gemach in entzückung gefallen, da ihr von dem HERRN befohlen worden, eilends wiederum wegzugehen, weil dießes haus seiner gegenwart nicht werth wäre."

„Der (Her)Außgeber erzählet pag. 79 dabey, daß der Wallensteiner über diese Sache aus Spott gesaget: Mein Herr, der Kayser, kriegt allerhand brieffe, von Rom, Constantinopel, Madrit u. s. f., ich aber gar aus dem Himmell — Sie aber hat ferner den 11. Decbr. in einem traum gesehen, wie Wallenstein in einem blutigen

[1]) Vgl. auch I. Mos. 32, 24 sq.

talar spatzieren gienge, und bald auff einer leiter in die Wolcken steigen wolte, aber nach Zerbrechung derselben auff die Erde fiele. Da er denn ausgestrecket gelegen und aus dem munde greuliche flammen gespyen, auß dem hertzen aber blut, pech, gifft und dergleichen ausgeschüttet, biß bey einem schrecklichen gebrülle ein pfeil vom himmel herabgeflogen und sein hertz getroffen. Hierzu habe ein Engel gesaget: Diß ist der tag, davon der HERR gesagt hat, daß er diesem bösewicht zum ziel gesetzet sey, in welchem, wo er sich nicht bekehre, er umkommen solle ohne alle barmhertzigkeit. Diesses ist hierauff bekannter massen anno 1634 geschehen, da er zu Eger jämmerlich hingerichtet worden."

In den gleichen Jahren wie die Poniatowska hatte der Schullehrer Lorenz Bscherer zu Altstadt in der Pfalz seine Gesichte, welche geschichtlich nur dadurch merkwürdig sind, daß er am 5. März 1628 verkündete, ein großer goldfarbener Leu würde von Mitternacht aus Deutschland durchziehen, was auf Gustav Adolf zu beziehen ist, weil Schweden als Wappen einen goldenen Löwen im blauen Felde führt. Vom Standpunkt des Seelenforschers ist dagegen der Beginn der Bschererschen Visionen um so interessanter, weil sich hier eine scheinbare Parallele zu einem Ereignis aus den Evangelien findet. Es heißt nach Arnold in der 1629 von dem Pfarrer Johann Walbrunn herausgegebenen Schrift „Genus visionis Altenstadianae, oder wahrhaffter vollkommener Bericht, was anno 1627 und 28 zur Altenstadt bey Wahnstrauß in der jungen Pfaltz, Herzogen Augusto Pfaltzgraffen bey Rheyn zu Sultzbach angehörig, sich mit einem Evangelischen schulmeister und kirchner daselbst namens Lorentz Bscherer begeben und zugetragen &c.":

„Der Anfang seiner Visionen ist anno 1627 den 8. Decbr. geschehen, da ihm beim morgen-läuten in der kirch-thüre ein schönes knäblein begegnet in einem schneeweissen kleide mit einem auffgethanen buche in der hand, damit es zum Altar gegangen und hernach verschwunden. Und dergleichen erscheinungen sind ihm hernach fast täglich begegnet, darunter folgende vor andern bemercklich ist: Den 21. Februarii 1628 erschienen ihm in der kirchen beym läuten zwey knäblein, die ihm bey seinen schrecken also zuredeten: Erschrick nicht, man muß GOtt mehr gehorchen denn den Menschen, du hast nicht alles gesagt, und mußt es noch einmal offenbaren, damit die leute zur busse ermahnet werden. — Sie hauen darauff mit denen in Händen habenden Ruthen starck vor ihm her, so daß ein grosser wind davon gegangen, und das eine knäblein saget: Also wird GOtt den Spöttern und Verächtern thun. Groß unrecht thun die, die GOttes warnung und wunderwerck verbieten wollen, daß man nichts davon sagen soll. Vorhin, wenn GOtt etwas offenbaret hat, so habens die Gelehrten am allermeist dem gemeinen volck angezeigt, und zur busse vermahnet, aber jetzund achtens dieselben schier selber nicht. Je gelehrter, je verkehrter. Darauff hat der Engel zum Zeugniß denen Spöttern dem Schulmeister gesagt: Er solle dreißig Stunden lang sprachloß liegen. Welches auch sogleich erfolget, daß er gantz matt und sprachloß sich zu Bette legen müssen und mit kreiden auff dem tisch angezeiget, was ihm begegnet, auch die Stunde benennet, wenn er wieder reden würde.[1])

Nach Arnold[2]) ward 1672 zu Leipzig eine Schrift gedruckt unter dem Titel: „Friedens-Posaune oder kurtzer und gründlicher Bericht von

---

[1]) Damit vergleiche man Evangelium Lucä I V. 18—22 und 63—64. Die Nachahmung ist in die Augen fallend und vielleicht sogar absichtlicher Betrug anzunehmen.
[2]) A. a. O. III, cap. 24.

zweyer Kauffleute wunderglauben", worin hauptsächlich von einem hamburger Mystiker namens **Georg Frese** die Rede ist, welcher durch Feuer nicht verletzt werden konnte und durch diese mediale Begabung einen Atheisten bekehrte. Frese erzählt:

„Der allmächtige GOtt gab mir einen solchen allmächtigen Glauben und Konfidentz, daß wenn ein großes Feuer zugegen gewesen, ich im Namen JEsu Christi hineingesprungen. Weil ich nun in meiner Stuben, auff der proben genant[1]), schon eingeheitzet, da lieff ich zu demselben ofen, eine hand voll glüende kohlen daraus zu nehmen, in dem lauffen stoß ich mit einem fuß an einen großen eisernen ring, der hub sich empor, und lieff toller weise herum, denselben nahm ich auff, und stieß ihn in die glüenden Kohlen; nahm eine hand voll glüende kohlen heraus und zeigete sie diesem in zweiffel stehenden menschen, welcher dann erstarrete und folgende worte von sich hören ließ: JEsus Christus thuest du so viel um eine wintzige Seele? Ich antwortete: ja, freylich, thuet es der getreue Heyland, darum hat er für 1666 Jahren den Himmel verlassen und ist zu uns armen Sündern auf Erden kommen. — Hierauff wurde der arme Mensch wieder ganz stille, stunde in tieffer verwunderung. Endlich aber begunte er den kopff wiederumb zu schütteln; ich fragte ihn, ob er noch einigen zweiffel an GOttes Gnade hätte, da er denn nur tieff seufftzete. Unterdessen wurde der ring glüend heiß, da lieff ich zum andern mal zum feuer, nahm ungescheuet den glüenden Ring im Namen JEsus heraus, davon ich doch nicht die allergelindeste Hitze empfand."

Das Phänomen der Unverbrennlichkeit kommt in Europa so selten vor, daß **Schindler**[2]) nur auf Ignaz von Loyola und den Camisardenhäuptling Claru, **du Prel**[3]) dagegen auch auf Jamblichus[4]) und auf Home hinweist. Wir wollen hier noch einige hierher gehörigen Fälle erwähnen: **Clemens von Alexandria** erzählt im zweiten Buch seiner Rekognitionen, daß der Magier Simon nicht verbrannt sei, als man ihn ins Feuer geworfen und darin umhergewälzt habe. — Bei der „Probe des glühenden Eisens" scheinen sehr häufig hierher gehörige Fälle eingetreten zu sein, was schon aus dem Eid, kein Zaubermittel gebraucht zu haben, hervorgeht, den die Beschuldigten vor dem Ordalium schwören mußten. Alaun und Eiweiß erklären hier bei weitem nicht alles; allerdings dürfte es heute fast unmöglich sein, zu entscheiden, wann die bei den Ordalien oftmals konstatierte Unverbrennlichkeit auf medianime Veranlagung und wann auf künstliche Hilfsmittel zurückzuführen sein wird. Erstere ist anzunehmen, wenn wir z. B. im Hexenhammer[5]) neben der Unverbrennlichkeit auch eine Abänderung der Schwerkraft konstatiert finden. Ähnlich

[1]) Münzezimmer zum Erproben der Metalle.

[2]) **Schindlers** „Magisches Geistesleben" S. 45.

[3]) **du Prel**, „die Hexen und die Medien", Wiener Allgem. Zeitung, Nr. 2193 und 2194.

[4]) De Mysteriis, Sect. III cap. 4; vergl. auch Aprilheft der „Sphinx", S. 248.

[5]) Malleus maleficarum P. III Quaest. XV: „Sed quid in Dioecesi Ratisbonensi casu contigisse asseritur? Quod dum quidam haeretici ex propria confessione devicti, non solum ut impoenitentes, imo et defensores illius perfidiae morti fuissent adjuticati, accidit, ut **illaesi in igne remanerent**. Tandem per aliam sententiam ad submersionem adjudicati, nihil proficere potuerunt." Es wird niemand einfallen, den Teufelsaberglauben und dogmatischen Wahnsinn des

erzählt Delrio [1]), daß 1599 eine zu Amiens gefolterte Hexe bei der entsetzlichen Tortur des „Pechstiefels“, während welcher auf den in einem weiten Blechstiefel steckenden Unterschenkel und Fuß brennendes Pech gegossen wurde, unverletzt geblieben sei. — Weitere Notizen sind mir nicht bekannt.

Wir gelangen nun zu den 1653 niedergeschriebenen „Gesichten und Offenbarungen“ eines sonst unbekannten Joachim Greulich, welche ihrer Zeit ein ungeheueres Aufsehen machten und bei Arnold Th. III Kap. 26 vollständig abgedruckt sind. In der That können manche derselben als schlagende Beweise des Fernsehens in Hinsicht der Zeit gelten. Die somnambulen Zufälle des Greulich stellten sich öfter und zuletzt täglich ein. Greulich verlor im tagwachen Zustand nicht die Erinnerung an seine auf die politische Lage der Staaten und Hauptstädte Europas bezüglichen Visionen,[2]) sondern führte ein Tagebuch über dieselben. Aus diesem Tagebuch heben wir einige Stellen hervor: „Am 18. August kam der Engel GOttes wieder zu mir um die mitternachtstunde und sprach zu mir: Siehe in den himmel, wie er so blutig ist, da sahe ich darinne ein blutiges schwerd, und neben dem schwerd stund mit güldenen buchstaben geschrieben: Du schöne Stadt Erffurt; und auff der andern seite stund wieder mit güldenen Buchstaben geschrieben: Grosse feuersbrünsten, die in dieser Stadt auskommen werden; über dem schwerd aber stund geschrieben groß auffruhr, rebellerey wird sich allda begeben, sonsten keinen krieg weiß ich ihnen anzuzeigen; dann dies schwerd ist ihnen selbst in ihre Hand gegeben.“ — In der That legten einige Jahre darauf mehrere große Feuersbrünste das damals bedeutende Erfurt fast ganz in Asche. Anfangs der sechziger Jahre entstanden Reibereien zwischen der Bürgerschaft und dem Rat, welche jahrelang dauerten und in offene Empörung gegen Kurmainz ausarteten. Als die Erfurter einem kaiserlichen Herold, welcher der Stadt die Reichsacht verkünden sollte, schwer mißhandelt hatten, beauftragte Kaiser Leopold I. den Kurfürsten Johann Philipp von Mainz mit der Reichsexekution. Derselbe belagerte, weil wegen des Türkenkrieges kein Reichskontingent verfügbar war, die Stadt mit französischen Hilfstruppen und nahm sie durch Kapitulation.[3])

Keines Kommentares bedarf folgende auf die bekannte Belagerung Wiens durch Kara Mustapha und die große Pest bezügliche Vision: „Den 29. August um 4 Uhr zu nachts kam der Engel GOttes wieder zu mir und sprach: Siehe wieder in den Himmel, wie er so blutig ist; da sah ich darin pfitzschpfeile, bögen und blutige sebel, und ein creutz auch dabey, und neben den sebel stund geschrieben mit güldenen buchstaben: Du schöne stadt Wien, du wirst schrecklich von den Türcken betränget werden; und über den pfitzschpfeilen, bögen und blutigem sebel

---

Hexenhammers auffrischen zu wollen, aber anthropologische Thatsachen, welche sich folgerichtig in die Kette mediumistischer Phänomen einreihen, müssen auch aus dieser Quelle geschöpft werden.

[1]) Lib. II quaest. 21 seiner Disquisitionum magicarum.

[2]) Ähnliche Visionen werden uns auch aus der Gegenwart noch heute glaubwürdig bezeugt. (Der Herausgeber.)

[3]) Vgl. Falkenstein: Chronik von Erfurt, ebendaselbst 1739–40, 4⁰. Vergl. hierzu auch die „Thüringer Lesehalle“ Nr. 22, 1886 S. 173 f.

stund ein schöner Adler, und ich fragte den Engel GOttes, was der Adler bedeuten wird; da sagte er mir, der Engel GOttes, nach eroberung der stadt Raab werden sich die Türcken für Wien machen, daß gleichsam Käyserliche Majestät von seiner Residentzstelle wird weichen müssen, jedoch werde unsere Käyserl. Majestät den Türken gewaltig schlagen, und die Türken mit schand und spott wieder vor Wien werden abziehen müssen; keinen teutschen krieg kann ich der stadt Wien anzeigen, auch keine Straffe als Sterben und den Türken.

Von großem Interesse sind endlich die beiden Visionen Greulichs über die Vertreibung der Bourbonen, welche ebenfalls für sich selbst sprechen: „den 28. August zu nacht um 4 auff der grossen uhr — sprach der Engel GOttes wieder zu mir, ich solle in den Himmel sehen, wie er so blutig sey, da sahe ich darinnen ein blutiges schwerd und ein kreyß oben darauff, und auf der rechten seiten neben dem schwerd stund geschrieben mit güldenen buchstaben: Ihr Königl. Majestät in Frankreich, und auff der linken stund abermal mit güldenen buchstaben geschrieben: Schönes Frankreich, es wird jämmerlich mit dir zugehen, da fragte ich den Engel GOttes, was das bedeuten wird, da sagte er zu mir, sihe wohl an den Himmel, wie des Königs in Frankreich sein name sich daran verdunkelt, und er hat sich gantz verlohren, das bedeut, daß er soll mit den seinen verjagt und verderbet werden."[1] ..... Über eine Weile kam der Engel GOttes wieder zu mir und sprach: Sihe in den himmel, wie er so blutig ist, und ich sahe darinnen einen grausamen stuhl gesetzet; und auff dem stuhl saß einer in einer güldenen Krone, und er hatte in seiner rechten Hand Scepter und Reichs-apfel, und über seinen stuhl, der grausam schön war anzusehen, stund mit güldenen buchstaben geschrieben: Königl. Majestät in Frankreich, und über der schrifft stund eine blutige Fahne, und der Engel GOttes sagte zu mir: Sihe jüngling, da kommen des Königs in Frankreich seine Räte, die ältisten sowohl als die jüngsten, daß beysamt der blutigen fahnen kniend für den König in Frankreich sie müssen einen eid ablegen, daß sie bey ihrer treu und glauben bei ihm leben und sterben wollen, und auch gegen ihres Königs feinde seyn (Der Schwur im Ballhause und große Feier auf dem Marsfeld); und wie das verrichtet war, saß der König noch auf seinem Stuhl, und der Engel GOttes sprach zu ihm: Sihe, jüngling, wie des Königs seine crone, scepter und Reichs-apfel alles verrostet,[2] und es anfangs alles schöne geglissen hat, nun aber siehestu, daß er mit allem Königlichen Ornat von seinem stuhl herunter gestoßen wird."

Das hier Gegebene dürfte für die Vergleichung mit gegenwärtigen Vorgängen das Erwähnenswerteste sein aus den von Arnold mitgeteilten „Gesichten und Offenbarungen".

[1] und [2] Diese Stellen sind im Original gesperrt gedruckt.



Kürzere Bemerkungen.*)

Mesmerismus
und strafrechtliche Verfolgung.

Das Pariser Journal du Magnétisme (begründet 1845 vom Baron du Potet, jetzt redigiert von dem bekannten Mesmeristen H. Durville) teilt in seinen Nrn. 9 und 10, vom Februar und Mai 1886 folgende Thatsache mit:

Mesmerismus und Hypnotismus haben bereits seit einiger Zeit auch in Paris die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sich gezogen. So erschien kürzlich wieder vor der Chambre des appels correctionels ein junges Mädchen, namens Annette Gaudin, welche eine Decke gestohlen hatte und behauptete, dies Vergehen unter dem Zwange einer böswilligen Beeinflussung (Suggestion mentale hypnotique) begangen zu haben. Die Richter erster Instanz hatten dieser Angabe keinen Glauben geschenkt und die Angeklagte verurteilt. Seitdem aber hat man verschiedentlich Erscheinungen an derselben beobachtet, welche kaum noch einen Zweifel lassen über die Möglichkeit, daß sie übersinnlich gegen ihren Willen zu bestimmten Handlungen veranlaßt werden kann. Darauf hin machte ihr gerichtlicher Verteidiger Herr Lagasse abermals die Unverantwortlichkeit seiner Klientin geltend, und der Gerichtshof zweiter Instanz willigte ein, sich über diese Behauptung durch eine Beweisaufnahme aufzuklären. Die Herren Charcot, Motet und Brouardel wurden beauftragt, eine gerichtsärztliche Untersuchung vorzunehmen, um den Grad der Verantwortlichkeit der Angeklagten festzustellen.

In den ersten Tagen des März beschäftigte sich sodann der Gerichtshof abermals mit diesem Falle und sprach die Angeklagte frei. Infolge dieser Thatsache haben wieder einmal die meisten Pariser Tagesblätter Veranlassung genommen, mehr oder weniger sachgemäße Artikel über den „Hypnotismus" zu bringen, so u. a. le Petit Parisien am 11. März, l'Echo de Paris am 18. und 21; le Temps am 21., la République radicale am 23., le Gaulois am 29. und l'Universe illustré am 20. März.

Wenn man sieht, wie diese uns tragende Kulturbewegung bereits in Frankreich, England und Amerika den weitesten Kreisen der gebildeten Gesellschaftsklassen zum Bewußtsein gekommen ist, so muß man sich leider sagen, daß Deutschland, weit entfernt von einer tonangebenden Kulturmacht, leider immer noch hinter seinen Nachbarn herhinkt. **H. S.**

---

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen auch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für jede Zusendung, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden Hinweis auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine Verpflichtung aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

Ludwig Richters Lebens-Erinnerungen.

In der kürzlich erschienenen Selbstbiographie des durch seine feinsinnigen Zeichnungen in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes bekannt und beliebt gewordenen Malers **Ludwig Richter**[1]) finden sich folgende Mitteilungen. Zwar bieten dieselben inhaltlich nur, was im wesentlichen gleichlautend unzählige Male und immer wieder von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart berichtet wird, sie dürften aber hier besonderes Interesse gewinnen, durch die zuversichtliche Art, **wie**, und durch den Mann, von **dem** sie vorgetragen werden:

Da war z. B. in einem Dorfe ein Wunderdoktor, vulgo Hexenmeister oder Quacksalber gewesen, namens **Niklas**, welcher die Gabe des Fernsehens besaß und die Gedanken der Leute erraten konnte. Mein Großvater wurde einst von seiner Gutsherrschaft zu ihm gesandt, um Rat wegen der Krankheit eines Kindes zu holen. Klausens Wohnort lag mehrere Stunden entfernt. Eine halbe Stunde von dem Orte, an einem Kreuzwege, mußte Großvater seinen Schuh festbinden, der aufgegangen war. Dabei sah er nochmals seine schriftliche Instruktion an und die zwei Thaler, welche er dem Doktor verabreichen sollte. „Auch schade um das Geld," dachte Großvater, „der wird doch nicht helfen." Wie er nun zu Klaus kommt, tritt dieser ihm entgegen, sieht ihn scharf an und sagt: Was dachte Er denn von mir am Wilschdorfer Kreuzwege, wo er sich die Schuhe band? Geb Er seinen Zettel nur her; ich werde Ihm Kräuter mitgeben, und sage Er Seiner Herrschaft das Kind werde in 14 Tagen gesund im Hofe herumlaufen. (S. 35.)

Ein anderes Mal wird Großvater nach Dresden geschickt. Es ist spät in der Nacht, als er in die Langenbrücker Heide kommt, wo es nicht geheuer sein sollte. Ermüdet von dem langen Wandern auf sandigen Waldwegen — damals war dort noch keine Chaussee — setzt er sich auf eine alte Eiche, die mitten auf dem breit ausgefahrenen Wege steht und ruht aus. Es ist eine schwüle dunkle Nacht. Nichts regt sich im Walde, alles ist still. So sitzt er eine Zeit lang und berechnet, daß er gegen Morgen in Dresden sein könne. Da erwacht er aus seinen Gedanken und glaubt aus weiter Ferne ein Getöse und dazwischen ein Rufen, Johlen und Schreien zu hören, was sich schnell nähert. Er sieht um sich — ein Bellen, Klatschen, Hallohschreien und Brausen wie Sturmwind zieht über den Wald, er sieht Gestalten „wie Türken gekleidet" schreiend über den Weg rennen und im Walde verschwinden, dann verzieht sich der Sturm und alles ist wieder still und einsam wie vorher. „Das war der wilde Jäger." Großvater eilte weiter und bei Anbruch des Tages gelangte er wieder nach Langebrück, wo er am Abend zuvor eingekehrt war. Der wilde Jäger hatte ihm diesen Schabernack gespielt. (S. 36.)

Solches erzählte der Großvater mit ruhiger Zuversicht, nicht ohne Lächeln über die jetzige kluge Welt, „die dergleichen Dinge nicht glaube, weil sie nichts davon erfahren habe". —

Richters Pate, der Maler Zingg, reiste einst von Dresden nach Leipzig. Hierüber berichtet Ludwig Richter (Seite 38):

Nach etwa 8 Tagen ereignet sich nun folgender sonderbarer Vorfall: Ich erwachte eines Nachts aus meinem gesunden Schlafe durch ein nahes Getöse. Der Mond erhellte trotz des herabgelassenen Rouleau genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen aus und war

---

[1]) **Ludwig Richter**, Lebens-Erinnerungen eines deutschen Malers. Frankfurt a. M., Verlag von Joh. Alt, 1886.

erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bette und gespannt horchend zu finden. „Hast du den Lärm auch gehört?" fragte er mich. In demselben Augenblicke ging das Getöse von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinett erscholl, welches an das neben anliegende Atelier stieß und in dem sich eine schöne Sammlung von Gypsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befanden.

Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleineren Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuschung obwalte, sprang Papa aus dem Bette ergriff einen Säbel, eine Reliquie vom Schlachtfelde, welcher an der Wand hing, und marschierte so im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe, den Sarras in der Hand, nach der Thür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gypskabinet zur Ratten-, Diebes- und Geisterschlacht ziehen lassen oder ich fürchtete mich, allein zurück zu bleiben; kurz ich sprang mit einem kühnen Satze ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Atelierthüre, und da sich hier nichts zeigte, auch die Thür zum Gypskabinett. Wir glaubten, in eine grauenvolle Zerstörung sehen zu müssen, aber nichts von alledem. Es war mäuschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hause nur sein kann; der Mond beschien mit Wohlgefallen den Leib der medizäischen Venus, deren Torso an die Wand gelehnt stand, ein lebensgroßer Amor streckte die Arme zum Himmel, wie er es seit Jahren gethan, der Antinous neben Fischers Anatomie belächelte seinen geschundenen Nachbar wie früher, die Köpfe der Niobe und des Laokoon nebst diversen Armen, Beinen, Medaillons und Basreliefs, alles präsentierte sich in alter Ordnung und ohne irgend eine Verletzung unseren Blicken. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer, von oben schien der Vollmond hinein und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier, Papa hängte seinen Sarras an die Wand, und wir zogen kopfschüttelnd über dies Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen, als wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unsere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen". „Ich weiß schon," unterbrach sie der Vater, „der alte Zingg ist gestorben." Und so war es. Eine Stafette war diesen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg gestern Nacht nach kurzem Unwohlsein verschieden sei. —

M. Wellmer.

Das Auge, ein Spiegel des Körpers.

In seinem „Wegweiser zur Gesundheit"[1]) bringt E. Schlegel, prakt. Arzt in Tübingen, folgende interessante Mitteilung:

Dr. Ignaz Peczely, prakt. Arzt in Pest, hat in einem 1881 erschienenen Buche eine merkwürdige Entdeckung veröffentlicht. Das Buch führt den Sinnspruch:

Das Auge ist nicht nur der Seele,
es ist auch des Körpers Spiegel.

Nach diesem Funde des ungarischen Arztes zeigen sich im Auge an bestimmten Orten und Punkten auf der (blauen oder braunen) Regenbogenhaut die Abzeichen früher erlittener Verletzungen oder Krankheiten, auch die Zeichen des starken Gebrauchs von großen Chinin- oder Quecksilber- oder Jodgaben.

[1]) In No. 2, vom 15. April 1886, zu beziehen gegen Einsendung von Namen und Wohnort mit dem Jahresbetrage von Mk. 2.40 an den Herausgeber E. Schlegel, prakt. Arzt in Tübingen.

Der Herausgeber des Wegweisers hat sich in öfteren Fällen von der Richtigkeit dieses wunderbaren Verhaltens überzeugt und danach schon manchem gesagt: „Sie haben da und da eine Verwundung erlitten" u. s. w. — Bei graublauen Augen sieht man die Sache am deutlichsten nach meinen bisherigen Erfahrungen. Die Leute sind oft ganz betroffen von diesem für sie unerklärlichen Hellsehen.

Diese Beobachtung ist zwar neu, aber durchaus im Zusammenhang mit sonstiger Erfahrung; und es ist auch wohl anzunehmen, daß diese beiden Ärzte, Dr. Peczely und Schlegel, sich der Tragweite ihrer Beobachtung einigermaßen bewußt sind. Jedermann ist bekannt, daß die Physiognomie des Menschen ein mehr oder weniger leicht erkennbarer Ausdruck seiner Seele und seines Lebens ist; diesen Spiegel der Seele haben die meisten erwachsenen Menschen abzulesen gelernt. In der That ist nun aber nicht bloß die Gesichtsbildung, nein, für den Sachkundigen giebt z. B. ebenso auch die Handfläche oder sogar schon seine bloße Handschrift, ein mehr oder weniger vollständiges Bild des ganzen Menschen und seiner Geschichte. Wie nämlich du Prel nachgewiesen hat, ist der ganze Körper des Menschen nur der Ausdruck seiner Seele, und für den Kenner ist eben aus dem Teile auch schon das Ganze zu erkennen oder auf dasselbe zu schließen. Es handelt sich dabei nur darum, daß man durch vergleichende Beobachtungen die nötige Erfahrung gewinnt, um zu wissen, welche Züge welchen Thatsachen entsprechen. An den edelsten Teilen des menschlichen Körpers wird sich die Ausprägung des Menschenlebens natürlich am leichtesten erkennen lassen. So kann es mithin auch an und für sich nicht überraschen, wenn es jemandem gelingt, die Erlebnisse eines Menschen, welche sich an verschiedenen Teilen seines Körpers ausprägen, auch in seinem Auge wieder zu erkennen. Der Mensch ist eben ein einheitliches Wesen. H. S.

*

Luther als Psychiker.

Im Maihefte der Sphinx (Seite 342) ist von „geistiger Heilkraft" die Rede, welche durch Gebet wirkt oder wenigstens infolge des Gebetes heilend wirksam wird. Einen ähnlichen gut verbürgten Fall haben wir auch bei Luther, der Melanchthon durch solche geistige Einwirkung dem Leben wiedergab. Überhaupt bietet die Persönlichkeit des großen Reformators ein dankbares Objekt für „psychische Studien" dar, weil er in sich die Eigenschaften eines Heilmesmeristen, eines Hypnotiseurs und eines Geistersehers vereinigt. Ganz besonders sind die Tischreden[1]) von Interesse für die übersinnliche Forschung, wenn auch leider die Thatsachen nur gar zu oft eine Trübung durch den krassen Teufelsglauben erleiden, von dem sich Luther nicht nur nicht frei machen konnte, sondern dessen Entwicklung er vielmehr zu solcher Höhe führte, daß die Wut gegen die „Hexen" in protestantischen Ländern fast noch ärger ward als unter katholischer Herrschaft. Sehr interessant in kulturgeschichtlicher Beziehung würde eine eingehendere Untersuchung des Einflusses sein, welchen Luther auf den Teufelsglauben und die Hexenprozesse ausübte, hier jedoch wollen

[1]) Ed. Förstemann, 4 Bde. 8°. Leipzig 1843.

wir uns nur denjenigen Berichten über Luther zuwenden, welche in das Forschungsgebiet des Transscendentalen gehören.

Im Jahre 1540 erkrankte Melanchthon auf seiner Reise nach dem Hagenauer Konvent zu Weimar. „Wie nun Luther zu Weimar ankam, fand er Melanchthonen in den letzten Zügen, die Augen waren ihm gleich gebrochen, aller Verstand entwichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen, das Angesicht und Schlaf eingefallen, dazu kannte er Niemand, aß und trank nicht. Ueber diesen Anblick erschrak Luther heftig, wendete sich zu den Gefährten seiner Reise und sprach: „Behüt Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet. Wendet sich hernach zu dem Fenster, kehret den andern den Rücken zu und rief Gott sehr andächtig an. „Allda — sagte hernach Lutherus — mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack für die Thür und riebe ihm die Ohren mit allen promissionibus exaudientarum precum, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." — Nach diesem nahm er Philippum bei der Hand, denn er wußte wohl um seines Herzens und Gewissens Bekümmernis, und sprach: „Seid getrost, Philippe, Ihr werdet nicht sterben! Obgleich Gott Ursach hat zu tödten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Tode. Weil Gott die größten Sünder, die jemals auf Erden gelebt, nämlich Adam und Eva, in seine Gnade berufen und angenommen, viel weniger will er Euch, Philippe, verstoßen und zugeben, daß ihr in Eurer Sünde und Schwermuth vergeht; darum gebet dem Traumgeiste nicht Raum und werdet nicht Eurer eigener Mörder, sondern verlasset Euch auf den Herrn, der kann tödten und lebendig machen!" Als Lutherus dieses also redet, wird Philippus gleichsam wieder lebendig und fähet an, Odem zu holen, kömmt allgemach wieder zu seinen Kräften und gelanget wieder zu seiner vorigen Gesundheit."

Die Wahrheit dieser Erzählung bezeugt Melanchthon selbst in einem Briefe an Burchardt Mithobius[1]) mit folgenden Worten: „Ego fuissem extinctus, nisi adventu Lutheri ex media morte revocatus essem".

Interessant ist der fernere Bericht über die von Luther an Magister **Eisleben** (Johann Agricola oder Schnitter, 1492—1566,) ausgeübte Hypnose. Es heißt darüber in den Tischreden (II, 144): „Anno 1540 hat Dr. Martinus Luther eine Collation angerichtet, dazu er die Fürnehmsten der Universität gebeten. Darunter ist auch Magister Eisleben gewesen, von welches wegen denn solches angefangen worden. Da man nun hatte gegessen und jedermann fröhlich war, da ließ ihm Dr. Martin Luther ein Glas reichen, welches drei Reifen hatte; dasselbe brachte und trank er mit Wein den Gästen zu. Und als sie alle hatten Bescheid gethan, da kam die Reihe auch an Magister Eisleben. Demselben zeigte Dr. Martinus das Glas und sprach: Magister Eisleben, Lieber, ich gebe Euch das Glas mit Wein, bis an den ersten Reif die zehn Gebote, an den andern den Glauben, an den dritten das Vaterunser des Katechismi gar aus." Wie er das gesagt, trank er, Martinus Luther, das Glas gar aus und ließ es wieder voll schenken und gab es Magister Eisleben. Derselbe, da er das gemalte Glas empfing und anhub zu trinken, war es ihm unmöglich, daß er über den ersten Reif hätte trinken können; setzte derohalben das Glas nieder, und hatte darnach ein Gräuel, dasselbe anzusehen. Da sagte Dr. Martinus Luther: „Ich wußte es vorhin wohl, daß Magister Eisleben

[1]) Epp. lib. II pag. 332. Vergl. auch Corpus Reformatorum: Vol. III annal. pag. 17; Luthers Werke (Altenburger Ausgabe): VII 427; Seckendorf: Historia Lutheri lib. III pag. 314. (Tischreden II Seite 230.)

die zehn Gebote saufen könnte, aber den Glauben, Vaterunser und Katechismus würde er wohl zufrieden lassen!" Denn er hatte auch die Antinomiam angerichtet, daß man das Gesetz aus der Kirche aufs Rathhaus thun sollte. Dabei ist Magister Johann Spangenberg, Pfarrherr zu Nordhausen gewesen, als sich dies in Dr. Martin Luthers Hause zugetragen, und hat auch solche Geschichte in seine Bibel eingezeichnet gehabt."

Bei manchen Erzählungen von Erlebnissen Luthers ist es schwer zu bestimmen, wie weit dieselben auf subjektive Halluzinationen und etwaiges „Geistersehen" oder auf Mediumschaft und objektive Spukerscheinungen zurückzuführen sind. Weltbekannt ist die Teufelerscheinung, welche Luther in seinem kleinen Zimmer auf der Wartburg neben dem Ofen sah und nach welcher er sein Dintenfaß warf — jedenfalls eine sehr wirksame und nachahmungswürdige Prozedur, welche jeden, der von solcher „Erscheinung" geplagt wird, sofort von denselben befreien dürfte, wenngleich wohl schwerlich dadurch jemals wieder der Effekt erzielt werden wird, daß nach dem Schauplatze solcher energischen Abwehr Millionen von Menschen aus allen fünf Weltteilen hin wallfahrten, wie nach diesem historischen Dintenkler an der Wand in der Wartburg, ungeachtet, daß der Klex schon wieder Dutzendmale stückweise von Besuchern herausgeschnitten und immer wieder durch frische Balkeneinsetzung erneuert worden ist.

Auch die mediumistischen oder Spukerscheinungen äußerten sich in der Gegenwart Luthers am stärksten, während er auf der Wartburg, von Sorgen gequält und überarbeitet, gefangen saß. Es heißt darüber in den Tischreden (III, 37): „Anno 1546, als Dr. Luther zu Eisleben war, erzählet er diese folgende Historien, wie ihn der Teufel zu Wartburg geplaget hätte und sprach: „Als ich 1521 von Worms abreiste und bei Eisenach gefangen ward und auf Schloß Wartburg in Pathmo saß, da war ich ferne von den Leuten in einer Stube und konnte Niemand zu mir kommen, denn zween edle Knaben, so mir des Tags zweimal Essen und Trinken brachten. Nu hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselbigen in einem Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, thät das Licht auch aus und ging in die Kammer, legt mich ins Bett. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bett; aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig entschlief, da hebts an der Treppe ein solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Stiegen hinab; so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret, daß Niemand hinauf konnte; noch fielen so viele Fasse hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei; da war die Treppe zu. Da sprach ich: Bist Du es? so sei es! Und befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Omnia subjecisti pedibus ejus, wie der 8. Psalm sagt, und legte mich wieder ins Bette."

„Nun kam Hans von Berlibs (Berlepsch) Frau gen Eisenach und hatte gerochen, daß ich auffm Schloß wäre, hätte mich gerne gesehen; es konnte aber nicht sein. Da brachten sie mich in ein ander Gemach und hatten dieselbe Frau von Berlibs in meine Kammer gelegt. Da hats die Nacht über ein solch Gerumpel in meiner Kammer gehabt, daß sie gemeint hätte, es wären tausend Teufel drinnen."

Letztere Thatsache scheint auf objektive Spukerscheinungen schließen zu lassen, wenn nicht etwa Frau von Berlepsch auch als mediumistisch beanlagt gedacht werden soll. — Im gleichen Teil der Tischreden (S. 93) erzählt Luther, daß „der Teufel" im Rempter des Augustinerklosters zu

Wittenberg bei den nächtlichen Studien des Reformators ein großes Gepolter und einen Lärm verführte, als ob man einen schweren Sack auf dem Boden hinschleifte. Der Lärm sei schließlich so arg geworden, daß Luther seine Bücher zusammenpackte und sich schlafen legte.

Luther litt infolge seiner geistigen Erregtheit zeitweise auch an Visionen anderer Art; er hielt dieselben — unähnlich den modernen Spiritisten — stets für teufliche Fascinationen. Hiervon jedoch reden wir ein andermal, bei Gelegenheit des Verhältnisses Luthers zum Mediumismus.

J. S. H.

Die Kirche und der Vegetarismus.

In Norddeutschland hat man neuerdings die auf das Übersinnliche gerichtete Kulturbewegung als „eine neue Religion" charakterisiert. Da diese Bewegung, weit davon entfernt an die Dogmen des „Spiritismus" gebunden zu sein, als anti-materialistisches Streben die Anschauungen des Christentums durchaus stützt und fördert, so scheint uns kein Grund vorzuliegen, in der gegenwärtigen Erweiterung des geistigen Gesichtskreises die Keime für eine Umgestaltung unserer Religionsformen zu vermuten. Interessant aber ist es, zu beobachten, welche Stellung die kirchlichen Autoritäten dieser Bewegung gegenüber einnehmen. Bekannt ist, daß die Kurie den „Spiritismus" als ein Werk anti-christlicher Geister verurteilt hat. Besser ist es dagegen einer weniger ostentativen Gestaltungsform unserer Kultur-Bewegung, dem Vegetarismus, ergangen. Wie wir hören, hat die Kurie den päpstlichen Nuntius in Wien sowie den Erzbischof Manning in London beauftragt, den Fortgang des Vegetarismus zu beobachten und über seinen Einfluß auf die anti-materialistische Regeneration unseres Kulturlebens zu berichten. In der That hat bisher die katholische Kirche nicht nur in diesem Falle, sondern auch in manchen anderen Stücken ein weit schärferes Auge und ein besseres Verständnis für die Bedeutung neuer Wendungen der Entwickelung gezeigt als die protestantische Geistlichkeit.

M. W.

Der goldene Schnitt.

Diejenigen unserer Leser, welche sich für du Prels Philosophie und speziell für dessen „Monistische Seelenlehre" interessieren, wollen wir auf ein Buch von Professor Pfeifer (Dillingen) „Der goldene Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst" aufmerksam machen. Dasselbe bietet eine höchst wertvolle Ergänzung und weitere Begründung der hochbedeutenden Schrift Adolf Zeisings „Neue Lehre der Proportionen des menschlichen Körpers" u. s. w., welche du Prel als eine wesentliche Stütze für seine bahnbrechenden Schlußfolgerungen benutzt hat. Diejenigen unserer Leser aber, welche nicht Zeit und Muße finden sollten, solche Schriften wie die von Zeising und Pfeifer zu lesen, verweisen wir auf einen kurzen, aber höchst lehrreichen und anschaulichen Artikel über diesen Gegenstand von Professor Carriere in der „Gegenwart" Nro. 12, vom 20. März 1886.

H. S.

Materialismus und Moral

sind der Gegenstand eines Aufsatzes von du Prel in Nro. 14 der „Gegenwart", vom 3. April 1886. Die Frage der Zweckmäßigkeit des materialistischen Strebens der gegenwärtigen Zeitrichtung vom Standpunkte des sittlichen Bewußtseins im Menschen einer ersten Erwägung unterworfen zu sehen, ist von so hervorragender Wichtigkeit, daß wir uns nicht versagen können, hier wenigstens andeutungsweise auf den Gedankengang du Prels einzugehen. Freilich ist demselben im Auszuge nicht gerecht zu werden; indessen bezwecken wir durch das Folgende auch nur, unsere Leser zur Einsichtnahme jenes Aufsatzes selbst anzuregen:

In welchem Verhältnis steht der Verstand des Menschen zu seinem Charakter? Unser ganzes Leben verfließt in beständiger Wechselwirkung dieser beiden Faktoren: Verstand und Wille. Mehr noch: unser Charakter selbst ist nur das verdichtete Produkt unzähliger Handlungen, nicht nur biologisch als Produkt der Vererbung, sondern auch individuell, weil gewohnheitsmäßiges Handeln uns zur zweiten Natur wird, wodurch der angeborene Charakter noch mehr befestigt, aber auch abgeändert werden kann. . . .

Es fragt sich nun, welchen Einfluß hat die Weltanschauung eines Menschen auf die Abänderungsfähigkeit seines Charakters? . . . Unsere Thesis aber lautet: Für den moralischen Fortschritt des Menschen ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob er an Metaphysik glaubt oder nicht. Demgegenüber sind freilich die Materialisten sofort mit ihrer Antithesis bereit: Der Materialismus sei eine rein theoretische Weltanschauung, das praktische Verhalten des Menschen ganz unabhängig davon und nur vermöge einer Verwirrung der Begriffe, oder in der unwürdigen Absicht, den Gegner moralisch zu verdächtigen, könne man den Materialismus als gefährlich denunzieren.

Vorerst ist nun aber klar, daß unsere Thesis das gerade Gegenteil von einer moralischen Verdächtigung der Gegner enhält; denn wenn ein Mensch sich moralisch verhält, so verdient er um so mehr Respekt, je weniger seine Moral von seiner Weltanschauung bestimmt wird; bei ihm läßt sich auf einen größeren Fonds angeborener Moralität schließen . . . Die Unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem Materialismus muß freilich als berechtigt anerkannt werden, soweit das Individuum in Betracht kommt. Der angeborene Charakter ist offenbar ganz unabhängig von der nachträglich erworbenen Weltanschauung. Soweit also sind die Materialisten im Rechte. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn wir fragen, welche Weltanschauung ist die günstigere für die Abänderung dieses Charakters im Sinne des moralischen Fortschritts.

Für diesen Fortschritt nun bietet offenbar eine metaphysische Weltanschauung größere Chancen. . . . Innerhalb der irdischen Dinge finden sich keine aneifernden Motive, es wäre denn die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, dergemäß man wenigstens den Schein der Moralität erwecken will; ebenso bieten die irdischen Dinge keine abhaltenden Motive, es wäre denn der Staatsanwalt, der aber nur Legalität des Handelns erzwingen kann, nicht Moralität der Gesinnung. . . . Wenn die Welt ein physikalisches Problem ist und der Mensch ein chemisches, so läßt sich darauf keine Moral gründen. . . . Wenn der Materialist moralisch ist, so ist er es nicht als Materialist, sondern vielmehr trotz dem. Er ist als solcher geradezu unlogisch, wenn er sich moralisch verhält, . . . denn es liegt ein Widerspruch darin zu sagen, daß eine Mischung von Chemikalien, der Mensch, die Pflicht habe, sich zu bessern, und für sein Handeln verantwortlich sei

Die moderne Naturwissenschaft lehrt, daß Fähigkeiten durch den Nichtgebrauch verkümmern, und sie lehrt, daß jede Entwicklung in der Linie des geringsten Widerstandes sich bewegt. . . . So ist heutzutage in der Accentuierung des einseitig intellektuellen und materiellen Fortschrittes die Moral nicht nur etwa stationär geblieben, sondern sie ist in der Linie des geringsten Widerstandes im Rückschritte begriffen. . . Wir haben das theoretische Fundament der Moral verloren. Wir predigen noch Moral, aber begründen können wir sie nicht. Wer die Moral als Pflicht hinstellt, muß die metaphysische Naturordnung aufweisen, vermöge welcher sie Pflicht ist. Dazu ist allerdings noch keine Lösung des Welträtsels erforderlich, es genügt die des Menschenrätsels; diese aber ist unentbehrlich. . . .

Der materialistische Ansatz der Weltformel muß falsch sein, denn er schließt das moralische Problem nicht ein. . . . Dagegen ist die Verstandesbildung an sich durchaus kein falsches Programm; sogar liegt im Verstande der ergiebigste Punkt, wo der Hebel der Verbesserung anzusetzen ist; man muß die Vorstellungen eines Menschen über sich selbst ändern, wenn man ihn gründlich bessern will. Die richtige Vorstellung aber muß den ganzen Menschen umfassen. . . .

Man kann also nicht sagen, daß der Materialismus eine indifferente Weltanschauung sei, wie jede andere. . . . Wer die herrschende Weltanschauung einer Zeit kennt, die durch hunderte von Kanälen das Volksbewußtsein berieselt, der kann auch den sozialen Zustand dieser a priori konstruieren. Umgekehrt kann jeder Historiker aus unsern sozialen Zuständen a priori darauf schließen, daß der Materialismus Macht über uns gewonnen hat. Er ist ins Volkbewußtsein eingedrungen unter der unschuldigen Maske des bloßen Naturstudiums. . . . Um aber der metaphysischen Bedürfnislosigkeit des Jahrhunderts ein Ende zu machen, dazu ist, und hoffentlich zum Wohl auch der andern Völker, zunächst die deutsche Philosophie berufen; es liegen in ihr die Entwicklungskeime zur Ausbildung eines metaphysischen Individualismus, der allein den Anforderungen an das zu Leistende gerecht werden kann. **H. S.**

Der spiritistische Familienkreis.

Manche Freunde unserer Bestrebungen haben daran Anstoß genommen, daß wir nicht vor der Veröffentlichung jener Thatsachen zurückgeschreckt sind, welche wir im Junihefte der „Sphinx" S. 386 unter der obigen Überschrift zusammengestellt haben. Solches Bedenken ist lediglich darauf zurückzuführen, daß die betreffenden Personen bisher nicht Gelegenheit gehabt oder genommen haben, die mediumistischen Phänomene in Familienkreisen zu beobachten. Dafür, daß in dem von uns dargestellten Falle keine absichtliche bewußte Täuschung vorliegt, sind wir bereit, einzustehen. Uns sind sogar eine ganze Reihe anderer Familien bekannt, in denen wiederholt ähnliche übersinnliche Vorgänge vorkommen, welche sich von den mitgeteilten nur durch die Verschiedenheit der Umstände und Persönlichkeiten unterscheiden. Wir brachten das Gebotene somit als ein typisches Beispiel für eine sehr zahlreiche, in fast allen Teilen des deutschen Sprachgebietes vorkommende Klasse übersinnlicher Thatsachen; und die „Sphinx" hat es sich ja zur Aufgabe gesetzt, unzweifelhafte Thatsachen selbst da und dann zu veröffentlichen, wenn wir auch noch nicht imstande sind, eine völlig befriedigende Erklärung für dieselben zu geben. Wir hielten es aber um so mehr für unsere Pflicht, diese Thatsachen gerade

in unserm Junihefte zu bringen, weil in dem ersten Artikel desselben die entgegengesetzte Ansicht, welche an der Übersinnlichkeit aller mediumistischen Thatsachen zweifelt, einen so scharfen Ausdruck fand. Es ist unsere Absicht, Einseitigkeit soviel wie irgend möglich zu vermeiden und zu einer all-umfassenden, vorurteilslosen Untersuchung aller sich als übersinnlich darstellenden Thatsachen anzuregen.

Einige unserer Leser haben es auch mißverstanden, warum wir die drei Beispiele mediumistischer Mitteilungen in jenem Familienkreise abgedruckt haben, „da dieselben doch nicht Originale seien". Daß dies nicht der Fall sei, haben wir ja am Schlusse des fraglichen Artikels selbst angedeutet. Wer sich für diese litterarische Frage interessiert, findet das Original, welches dem „Sonett" zu Grunde liegt, im ersten Bande von Rückerts „Gedichten" (S. 57) und die „Oktaverimen" unter den letzten Strophen eines längeren Gedichtes am Schlusse von Spitta's „Psalter und Harfe". Es kam bei diesen Mitteilungen lediglich darauf an, den sittlichen und intellektuellen Charakter derselben zu veranschaulichen, und dafür ist es ja auch bezeichnend, daß die sich mitteilenden Intelligenzen es vorzogen, Gutes von Anderen zu entlehnen, statt schlechtes Eigenes zu bringen.

Es liegt uns allerdings fern, irgend einen unserer Leser zu verleiten, sich selbst unbesonnener Weise zur Mediumschaft preiszugeben, wohl aber halten wir es für unsere Aufgabe, unsere Leser über die thatsächlichen Vorkommnisse unterrichtet zu halten, um sie dadurch einerseits zur Beobachtung aller sich ihnen bietenden Gelegenheiten anzuregen, andererseits aber auch ihnen ein richtiges und gerechtes Urteil zu erleichtern. H.-S.

Redaktionelle Bemerkung.

Von verschiedenen Seiten sind wir wegen Anzeigen und Beilagen in unsern Heften interpelliert worden. Hinsichtlich derselben halten wir es danach für wünschenswert hier allgemein darauf aufmerksam zu machen, daß wir selbstredend für die nicht von uns selbst angezeigten Schriften keinerlei Gewähr leisten können. Wir prüfen allerdings die uns eingesandten Anzeigen vor der Aufnahme darauf, ob sie etwa an und für sich anstößig sind und würden auch Anzeigen von uns bekannten Schriften, gegen die wir sittliche Bedenken haben könnten, verweigern. Wir fühlen uns aber nicht verpflichtet, den Inhalt der angezeigten Schriften vorher zu prüfen. Lassen wir doch sogar die Verfasser der Artikel, die wir bringen, das von ihnen Vorgetragene inhaltlich selbst vertreten: wieviel mehr muß dies für die blos von Fremden angezeigten Schriften gelten. H.-S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber
Dr. Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

Für nur 3 Mark

versende ich, soweit der geringe Vorrat reicht:

Psychische Studien, Jahrgang 1–3

1874–1876.

Jeder Jahrgang hat 384 Seiten voll des interessantesten Inhaltes.
Bei gewünschter Frankozusendung 50 Pf. mehr für Packet-Porto.

Aus der Bibliothek des Spiritualismus

sind folgende Werke bestens zu empfehlen:

Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Von A. J. Davis. Preis: 7 M., geb. 9 M.

Der Zauberstab. Eine Autobiographie des amerikanischen Sehers A. J. Davis. Preis: 8 M., geb. 10 M.

Die Prinzipien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit. Von A. J. Davis. In 2 Bänden. Preis: 16 M., geb. 20 M.

Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen. Von Dr. med. Robert Hare, emer. Prof. d. Chemie an d. Universität zu Pennsylvanien &c. Preis: 4 M., geb. 5 M.

Der Spiritualismus und die Wissenschaft. Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft. Von William Crookes, Mitglied der Royal Society zu London. Nebst bestätigenden Zeugnissen von Gelehrten zu St. Petersburg und London. Preis: 2 M., geb. 3 M. 2. Aufl. 1884.

Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung. Von A. J. Davis. Nebst einem biographischen Vorworte des Übersetzers über den ursprünglichen Mitübersetzer, den Präsidenten der Kais. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher, Prof. Dr. Chr. Gottfr. Nees von Esenbeck, † 1858 zu Breslau. Preis: 8 M., geb. 10 M.

Der amerikanische Spiritualismus. Untersuchungen über die geistigen Manifestationen. Von Richter (Judge) J. W. Edmonds. Preis: 4 M., geb. 5 M.

Die wissenschaftliche Ansicht des Übernatürlichen &c. Von Alfred Russel Wallace. Preis: 4 M., geb. 5 M.

Bericht über den Spiritualismus von seiten des Komitees der Dialektischen Gesellschaft zu London. 1. Teil: „Protokolle der Prüfungs-Experimente über spirituelle Erscheinungen". 2. Teil: „Mündliche Zeugnisse von 33 Personen aus deren persönlicher Erfahrung mediumistischer Manifestationen". 3. Teil: „Schriftliche Zeugnisse von 31 Personen (Gelehrten und Schriftstellern)". Preis: à Bd. 3 M., geb. 4 M.

Eine Verteidigung des modernen Spiritualismus, seiner Thatsachen und seiner Lehren. Von Alfred Russel Wallace. Preis: 2 M., geb. 3 M.

Das streitige Land. 1. Teil: „Eine kritische und experimentelle Untersuchung über den Beweis des Übernatürlichen". 2. Teil: „Eine Adresse an die Protestantische Geistlichkeit aller Länder und Konfessionen über die Ursachen des Verfalls des Protestantismus". Von Robert Dale Owen. Preis à Teil 6 M., cpl. 12 M., geb. 16 M.

Statuvolence oder der gewollte Zustand und sein Nutzen als Heilmittel in Krampfzuständen und bei den Krankheiten des Geistes und Körpers. Von Dr. med. William Baker Fahnestock zu Lankester, Pennsylvania. Preis 1 M.

Beweise für die Existenz einer psychischen Kraft. Von Edward W. Cox, weiland Rechtsgelehrtem, Mitgl. d. Kön. Geogr. Ges. u. Präsident der psychol. Ges. zu London. Preis 2 M.

Andere empfehlenswerte Werke desselben Verlags.

Positive Pneumatologie. Die Realität der Geisterwelt, sowie das Phänomen der direkten Schrift der Geister. Historische Übersicht aller Zeiten und Völker. Von Baron Ludwig von Güldenstubbe. Preis 4 M., geb. 6 M.

Spiritistische Geständnisse eines evangelischen Geistlichen über die Wahrheit der christlichen Offenbarung. Von Gottfried Henkel, Pastor emer. Preis 1 M. 50 Pf.

Das Buch der Medien, oder Wegweiser der Medien und der Anrufer, enthaltend eine besondere Belehrung über die Geister, über die Theorie aller Art Kundgebungen, über die Mittel für den Verkehr mit der unsichtbaren Welt, Entdeckung der Mediumität, über Schwierigkeiten, welchen man bei der Ausübung des Spiritismus begegnen kann. Von Allan Kardec. 8 M., geb. 10 M.

Stimmen aus dem Reich der Geister. Von Dr. Robert Friese. Mit einer Tafel in Lichtdruck 2. Aufl. Preis nur geb. 3 M.

Das Leben jenseits des Grabes. Von Dr. Robert Friese. Preis: 3 M., geb. 4 M 50 Pf.

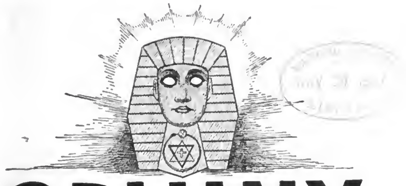
Herrn Prof. Zöllners Experimente mit dem amerik. Medium Herrn Slade und seine Hypothese intelligenter vierdimensionaler Wesen. Von Moritz Wirth. 3. Aufl. Preis: 3 M.

Prospekte gratis und franko.

Leipzig.

Oswald Mutze,
Verlagsbuchhandlung.

Druck von Jßleib & Rietzschel in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

II, 2. Heft. **1886** August, Nr. 8.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)
Leipzig.

C. Klincksieck,
11 rue de Lille,
Paris.

George Redway,
15 York Street, Covent Garden,
London.

Haar & Steinert,
9 rue Jacob,
Paris.

Amerika:
Colby & Rich,
9 Bosworth Street,
Boston, Mass.

Australien:
W. H. Terry,
84 Russell Street,
Melbourne.

Die „Sphinx" ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur; der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;
2. der Besprechung solcher Thatsachen; der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;
3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in der „Sphinx" ausgesprochenen Ansichten, soweit dieselben nicht von ihm selbst unterzeichnet sind. Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Einsendungen ohne Namen und Adresse der Verfasser finden keine Berücksichtigung.

Sphinx II, 2. **Inhalt.** August 1886.

Die „Sphinx" erscheint monatlich im Umfange von ungefähr 3 Bogen.
Der Abonnementspreis im Buchhandel beträgt halbjährlich:

		einzelne Nummern:
für Deutschland und Österreich	M. 5,—	
„ „ bei direktem Bezuge	„ 5,60	M. 1,50 (portofrei).
„ das Ausland „ „	„ 6,20.	
„ Frankreich	7 frs. 50 cts.	2 frs. — cts.
„ England, Indien und Kolonien	6 sh. 3 d.	1 sh. 6 d.
„ Amerika	$ 1,50 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Die „Sphinx" ist im Postzeitungskatalog eingetragen unter
Nr. 5007a.
Expedition: Königstraße 19, Leipzig.

Sphinx

II, 2. August 1886.

Die Wünschelrute.*)

Von

Edward Pease.

Die Handhabung der Wünschelrute wurde lange Zeit von den Männern der Wissenschaft wie vom großen Publikum als eine der „schwarzen Künste" angesehen, welche allein noch in entlegenen Dörfern und unter den ungebildeten Volksklassen in Bergbaugegenden sich erhalten habe. In Gegensatz zu andern solchen Künsten wird sie als ein harmloser Aberglaube erachtet, der höchstens die Taschen der Leichtgläubigen erleichtere, aber weder deren Freiheit, noch deren Leben gefährde. Infolge dessen hat der starke Arm des Gesetzes versäumt, sie auszurotten, und wir sind daher imstande, dies einzig überlebende Beispiel einer Art von Aberglauben, welcher einst Jahrhunderte lang blühte, heute noch unbeeinträchtigt zu beobachten.

Dies ist die gewöhnliche Anschauung der Sachlage. Ein weiteres Eingehen auf dieselbe aber lehrt uns sehr bald, daß der Glaube an die Kraft der Wünschelrute keineswegs auf entlegene Dörfer und unwissende Personen beschränkt ist. Es liegen vielmehr starke Thatsachenbeweise für diese „Kunst" vor, und diese werden uns überdies von ganz unerwarteter Seite geboten.

Die Wünschelrute ist ein Vförmiger Gabelzweig, gewöhnlich von Haselholz, 30—100 cm lang und 5—15 mm dick. Sie wird an beiden Enden mit je einer Hand fest angefaßt, die Handfläche meistens nach oben und die Daumen nach außen gekehrt. Der „Rutengänger" schreitet so vorsichtig über den zu untersuchenden Boden, indem er die Rute vor sich hin hält. Wenn er an eine Quelle oder über einen Wasserlauf kommt, fängt die Rute an, sich zu bewegen.

In England wird die Wünschelrute zur Wasserfindung hauptsächlich in den südlichen Grafschaften gebraucht. Zu dem gleichen Zwecke

*) Wir verdanken diesen Auffatz dem Council der Londoner S. P. R., welcher uns in liberalster Weise seine Proceedings zur Verwertung für unsere Kulturbewegung in Deutschland zur Verfügung gestellt hat. Dem II Bande derselben ist der wesentlichste Inhalt dieser Abhandlung entnommen. Herr Edward R. Pease, welcher Vorstandsmitglied jener Gesellschaft ist, hatte überdies die Freundlichkeit, diese deutsche Darstellung seiner Untersuchungen für authentisch zu erklären. (Der Herausgeber.)

wird sie in den Vereinigten Staaten und an der Riviera (ebenso auch in Deutschland und Frankreich) gehandhabt. In Cornwall und Kalifornien wird sie zur Auffindung von Metalladern verwendet und in Pennsylvanien zur Entdeckung von Mineralöl.

Einer der frühesten Schriftsteller, welcher sich eingehend mit der Wünschelruthe beschäftigte, war Melanchthon (gestorben 1560); dieser erklärte die sich in derselben geltend machende Kraft durch die damals herrschende Anschauung der Affinität (Sympathie, Wahlverwandtschaft). In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schrieb auch der große deutsche Mineraloge Agricola ausführlich über diesen Gegenstand, hegte aber keineswegs die Überzeugung, daß solcher Rute wirklich die ihr zugesprochene Kraft inne wohne. Von dieser Zeit an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kam sodann die Wünschelrute in ganz allgemeinen Gebrauch für die verschiedensten Zwecke, namentlich im Westen Europas, und Gelehrte sowie Ungelehrte schrieben zahlreiche und umfangreiche Werke darüber voller Enthusiasmus. In einer Broschüre von Raymund[1]) in Neuyork sind u. a. 46 Schriften von fast ebenso vielen verschiedenen Verfassern aufgeführt, welche alle in den anderthalb Jahrhunderten vor 1701 veröffentlicht wurden.

Während dieser ganzen Zeit, namentlich aber gegen Ende derselben, experimentierten und stritten sich die hervorragendsten Philosophen, Fürsten, Standesherren und Würdenträger der Kirche viel über das Vorhandensein einer wunderbaren Kraft in der Rute, sowie über die Erklärung derselben und über die Ehrlichkeit berühmter Rutengänger. Als Verteidiger dieser „Kunst" zeichneten sich besonders der Baron und die Baronin Beausoleil aus. Er war zweifellos einer der hervorragendsten Bergbau-Ingenieure seiner Zeit; er war General-Kontrolleur der Minen in Frankreich, Ungarn, dem Kirchenstaat und anderen Ländern und reiste viel durch Europa hin und her in beständiger Beobachtung dieser „Kunst". Die Baronin aber schrieb Bücher über die Anwendung der Wünschelrute. Sie gelangten zu großem Wohlstand und Ansehen, wurden jedoch von ihren Feinden der Zauberei beschuldigt, daraufhin von Richelieu ins Gefängnis geworfen und starben in Armut ungefähr 1645. Um 1666 brachte Robert Boyle diesen Gegenstand in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London zur Sprache; und 1692 ist sodann der Fall des Jacques Aymar berühmt geworden, welcher mittelst der Wünschelrute Mörder weit verfolgte und richtig entdeckte.

Im Jahre 1701 wurde der Gebrauch der Wünschelrute durch die Inquisition untersagt, und man hörte infolge dessen für einige Zeit nichts mehr von derselben. 1780 aber experimentierte wieder ein Dr. Thouvenel mit einem Rutengänger namens Bleton in der Dauphinee und gab eine Schrift zu dessen Gunsten heraus, welche viel Aufsehen erregte. Dagegen wurde Bleton von andern Männern der Wissenschaft

[1]) Dr. Rossiter W. Raymund „The Divining Rod", eine Vorlesung in einer Versammlung des amerikanischen Institute of Mining Engineers in Boston, Februar 1883.

ohne Erfolg auf die Probe gestellt. Man verband ihm verschiedentlich die Augen bei den Versuchen, und die Angaben der Rute erwiesen sich dann als irrtümlich. Ein anderer berühmter Rutengänger war Penet am Anfange dieses Jahrhunderts; derselbe behauptete, Steinkohlen und verborgenes Metall mittelst der Rute finden zu können. Eine Kommission von Gelehrten prüfte ihn drei Tage lang in Padua, aber erlangte kein befriedigendes Beweismaterial für die Bestätigung seiner angeblichen Kraft und später wurde sogar ausgefunden, daß er nachts vorher die Orte untersuchte, an denen mit ihm Experimente angestellt werden sollten.

Es scheint mithin, daß die Kräfte, deren die Rutengänger sich rühmten, von kompetenten Männern der Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten während des 17. und 18. Jahrhunderts sorgfältig untersucht worden sind, und daß es in keinem Falle gelungen ist, beweiskräftiges Material festzustellen. Das Gebiet der exakten Wissenschaft war damals weit weniger scharf und vollständig bezeichnet, als es heutzutage ist, und es wurden damals noch vorgegebene Thatsachen ungewöhnlicher Art mit einer Vorurteilslosigkeit untersucht, welche man jetzt nirgends mehr zu erwarten hat. Daher ist meiner Ansicht nach auf die negativen Ergebnisse jener Untersuchungen ganz besonderes Gewicht zu legen.

Während der letzteren Jahre nun hat die Kunst der Rutengängerei von neuem die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und eine Anzahl von Artikeln und Briefen über diesen Gegenstand wurden in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht. Hierdurch veranlaßt, hat ein Mitglied der Society for Psychical Research, Herr E. Vaughan Jenkins in Cheltenham, eine höchst wertvolle Zusammenstellung von Thatsachenmaterial aus der Gegenwart gemacht, und damit einen einzigartigen und höchst wichtigen Beitrag zu der Litteratur über diesen Gegenstand geliefert.[1])

Herr Vaughan Jenkins hat sich mit verschiedenen berufsmäßigen Rutengängern in Verbindung gesetzt und hat auf diese Weise authentische Berichte über deren Leistungen von Gutsbesitzern, Architekten, Ingenieuren, Baumeistern und anderen Personen von Bedeutung und Glaubwürdigkeit erlangt. In Bezug auf einen der bestbekannten Rutengänger, John Mullins von Collerne in Wiltshire, hat er zweiundzwanzig Berichte über dessen erfolgreiche Quellenfindung zusammengebracht, und zwar fast alle von angesehenen Leuten, die in völlig unabhängigen Verhältnissen leben, vornehmlich Grundeigentümern in Gloucestershire und Lincolnshire. Zwölf weitere Berichte beziehen sich auf den Wasserfinder W. S. Laurence in Bristol, in sieben Fällen war ein Zimmermann, namens Stokes zu Newbury in Berkshire der Rutengänger und außerdem giebt er noch sieben Fälle, welche einen gewissen Pavey in Cheddar und ein oder zwei andere betreffen. All diese Berichte sind an Herrn Jenkins erst innerhalb der letzten 18 Monate (1882—83) eingesandt worden und rühren ausschließlich von Personen her, welche die Thatsachen

[1]) Wir bringen diese Zusammenstellung in nachfolgender tabellarischer Übersicht. Eine größere Anzahl der von Herrn Jenkins gesammelten Fälle findet sich in den Proceedings der S. P. R. II, 95—107 ausführlich mitgeteilt. (Der Herausgeber.)

selbst erlebt haben, fast alle persönlich bei der Wasserfindung zugegen waren und meistens sehr sorgfältige und eingehende Darstellungen der Vorgänge gegeben haben. Diese Fälle sind auch nur von diesem einen Herrn in den wenigen Monaten gesammelt und sind daher offenbar nur als einige Beispiele aus einer weit größeren Masse von nachweislichen Thatsachen zu betrachten. Weiteres Material würde sich wahrscheinlich leicht beschaffen lassen [1]) und viele der an Herrn Jenkins gelieferten Berichte beziehen sich schon auf mehr als einen Fall.

Trotz des bisher übereinstimmenden Urteils der Wissenschaft gegen die Annahme einer Kraftwirkung in der Rutengängerei, scheint also doch eine dringende Veranlassung für eine weitere Untersuchung dieses Gegenstandes in dem von Herrn Jenkins gesammelten Material vorzuliegen. Die Ergebnisse sind folgende:

1. Es herrscht heutzutage in den weitesten Kreisen auch des gebildeten Publikums ein fester Glaube an die Kraft gewisser Personen, (unterirdisches) Wasser aufzufinden, wo wissenschaftliche Sachverständige dies vergebens versucht haben. Es giebt eine Menge von Personen, welche die Ausübung dieser Kraft als ein Geschäft betreiben. Viele der Einsender von Berichten dieser Sammlung zweifelten durchaus an der Kraft solcher Rutengänger, wurden aber durch unbestreitbare Erfolge von derselben überzeugt.

2. Die erfolgreiche Ausübung der Rutengängerei solcher Personen beruht nicht auf deren überlegener Kenntnis der Örtlichkeit. So sagt z. B. Hauptmann Smith (in Fall 5): „Mullins war nicht vorher in unserer Gegend gewesen", und Finch Hatton (Fall 2): „Wir vergewisserten uns authentisch dessen, daß Mullins vorher nicht in Haverholme bekannt war". In einem anderen Falle (4) heißt es auch von Stokes, daß er in der Gegend völlig fremd war; ebenso in vielen anderen Berichten (so 1, 26, 29, 31, 46).

3. Die Wirkung der Wünschelrute hängt nicht von geologischer oder sonstiger empirischer Kenntnis oder auch von einem Instinkte des Rutengängers ab. So sagt Sir W. E. Welby-Gregory Baronet M. P., (Fall 13): „Um Zeit zu sparen, führte ich ihn (Mullins) an einen Ort, von welchem er die Gestaltung der Hügel, von denen das meiste Wasser herab kommt, im Umkreise von etwa einer Meile, übersehen konnte, zeigte ihm alle Quellen, von denen wir wußten und forderte ihn auf, gleich den besten Fleck zu bestimmen, an dem man weiter nach Wasser suchen könne. Ohne Zögern wählte er den oberen Teil eines gewissen Hügels aus (welcher später auch von einem hervorragenden und erfahrenen Civil-Ingenieur als diejenige Stelle bezeichnet wurde, an der innerhalb des ganzen sichtbaren Umkreises am wahrscheinlichsten Wasser vorhanden sei). Wir gingen dorthin. Er untersuchte dann mit seiner Rute den ganzen Abhang, fand dort aber nicht das geringste Anzeichen von Wasser." Ebenso heißt es in demselben Falle weiter: „Der oben erwähnte Civil-Ingenieur versicherte mich, daß er nach seiner Kenntnis der geologischen Formation der Gegend mit unbedingter Gewißheit sagen könne, daß durchaus keine Aussicht sei, bei meinem neuen Hause Wasser zu finden, wenigstens nicht in einer geringeren Tiefe als 120 oder 130 Fuß (36 bis 40 m); diese Ansicht wurde auch bestätigt durch einen anderen Mann von bedeutendem Rufe in geologischer Beurteilung, welcher gerade in der Umgegend war". Mullins

[1]) Auch in Deutschland bietet sich vielfach Gelegenheit zur Beobachtung der Rutengängerei. Als einer der erfolgreichsten Quellenfinder in Süddeutschland ist u. a. Herr Joseph Beraz in München bekannt. (Der Herausgeber.)

hatte vorher in der Nähe des neuen Hauses zwei Striche, ungefähr 30 Ellen (27 m) von einander entfernt, als Wasserläufe bezeichnet und angegeben, das sei alles, was er finden könne". Sir W. E. Welby-Gregory entschloß sich zuletzt, „sich durch die Geologen nicht beirren zu lassen, und ließ auch auf einem der beiden Striche einen Brunnen graben". Mullins hatte angegeben, es fließe dort Wasser in einer Tiefe von 6—9 Meter. 8 Meter tief wurde wirklich eine starkfließende Quelle gefunden, 4 bis 5 Meter daneben aber kein Tropfen.

4. Wenn die sich in der Rutengängerei äußernde Kraft nur die Stellen anzeigte, wo Wasser ist, so könnte man dagegen einwenden, daß in einer gewissen Tiefe meistens Wasser vermutet werden könne, die Wünschelrute bezeichnet aber auch diejenigen Stellen, wo kein Wasser zu finden ist. Diese Thatsache wurde schon bei dem soeben erwähnten Falle (13) hervorgehoben. Nachdem auf einer der von Mullins angegebenen Linien reichlich Wasser gefunden war, wurde auf 4 bis 5 Meter Entfernung zwischen den beiden Strichen noch bis 3½ Meter tiefer gegraben und doch kein Wasser gefunden, so daß Sir Welby-Gregory zu dem Schlusse kommt, „hätte ich nicht Mullins herzugezogen, ich hätte wer weiß wie viele Brunnen erfolglos graben können, wenn ich nicht zufällig gerade auf eine der Rinnen gestoßen wäre, die er mit so vollkommener Genauigkeit angegeben hat". So wurde in einem anderen Falle (31) der Brunnen dicht neben die angegebene Stelle gegraben und in der bezeichneten Tiefe brach das Wasser von der Seite hervor, welche als Mittelpunkt der Quelle bezeichnet war. Ferner schreibt Herr Adey (Fall 41) „Stokes (der Rutengänger) .... sagte meinem Aufseher, daß es nutzlos sei, den angefangenen Brunnen weiter zu graben ... und zeigte ihnen, wo die Quelle sei, sagte auch, daß sie ganz nahe der Oberfläche sei ... Ich meinte, daß dies Thorheit sei. beobachtete die Weisung nicht, sondern ließ weiter graben ... Aber selbst in einer Tiefe von über 12 Metern zeigte sich noch keine Spur von Wasser. Dann gruben meine Leute ein Loch, wo Stokes dies angegeben hatte, ungefähr 10 bis 11 Meter seitwärts, — in einer Tiefe von 1½ Meter unter der Oberfläche trafen sie auf eine Quelle.

5. Die Rutengänger glauben selbst eine Art von geheimnisvoller Kraft zu besitzen, können aber keine Erklärung dafür bieten. Es scheint jedoch, daß sie sich selten in der Angabe von Quellen irren. Allerdings ist vielleicht zu berücksichtigen daß Herr Vaughan Jenkins die meisten der Korrespondenten und Zeugen erst durch die Rutengänger selbst kennen gelernt hatte, indessen ist dies durchaus nicht bei allen der Fall gewesen (so z. B. 3, 5, 7, 38, 39, 40 und 41).

Weiter erwähne ich noch die Experimente, welche ich selbst mit einigen anderen Mitgliedern der S. P. R. mit Rutengängern angestellt habe.

Herr W. S. Lawrence (Elton House, Bishopston, Bristol), ein früherer Kaufmann, der sich jetzt vom Geschäft zurückgezogen hat und meinem Vater seit langen Jahren als hochverdienter Verwalter der Armenpflege bekannt ist, kam am 26. Dezember 1882 zu mir herüber, um mit mir einige Experimente auf den Besitzungen meines Vaters anzustellen. Er ist ein ältlicher Herr von hoher Intelligenz, ist weithin wegen seiner starken Kraft als Rutengänger bekannt und übt dieselbe gelegentlich auch noch aus. Er benutzt dabei lieber ein Stück Uhrfeder, ungefähr 30 cm lang, statt der üblichen Haselrute.

Er wanderte nun zunächst durch den Garten, dann durch die Felder und bezeichnete zahlreiche Orte als Quellen. Danach verbanden wir ihm die Augen und führten ihn wieder dieselben Wege. Die Quellen wurden aber in der That so zahlreich angegeben, daß es nicht

leicht war zu bestimmen, ob er dieselben Stellen wiedergefunden habe. Ein- oder zweimal jedoch fiel es uns unverkennbar auf, daß die Rute sich bei dieser Wiederholung des Experimentes nicht bewegte an Stellen, die Herr Lawrence vorher als Quellenorte angegeben hatte.

Demnächst prüften wir seine Kraft auf Metalle, die wir unter Tellern verbargen. Herr Lawrence hatte dies seit Jahren nicht versucht und bezweifelte selbst den Erfolg. Gleich bei dem ersten Experimente aber fand er unter 7 Tellern die 2 heraus, unter die wir Metallgegenstände gelegt hatten. In diesem Falle wußten einige der zahlreichen Zuschauer, welches die zwei Teller waren. Bei einem zweiten Versuche, bei welchem dieses keiner der Anwesenden wußte, gelang es ihm wieder einen der beiden Gegenstände zu finden, nicht aber den anderen. Ein dritter Versuch mißglückte gänzlich.

Ebenso nur teilweise befriedigend waren ähnliche Versuche, welche um dieselbe Zeit und im März 1883 mit zwei Damen angestellt wurden.[1])

Im Frühjahr 1883 war Herrn Pope in Clifton auf einem Pachthofe bei Locking in Sommerset durch den Rutengänger Thomas Young eine Quelle mit Erfolg angegeben worden. Er sandte uns einen Bericht über diesen Fall und einige andere Experimente, welche er mit der Wünschelrute angestellt hatte, bot uns auch an, daß wir dort selbst einmal versuchsweise einen solchen Brunnen graben könnten. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft brachten freigebigerweise die Mittel hierfür zusammen, und im Mai unternahmen einige von uns dies Experiment unter Mitwirkung von Professor W. J. Sollas, damals in Bristol, jetzt Professor der Geologie an der Universität in Dublin. Herr Young bestimmte 2 Stellen, $4^1/_2$ Meter von einander entfernt; an der einen sollte Wasser zu finden sein, an der anderen nicht. Bis zum 15. Juni wurde die letztere Stelle 6 Meter tief ausgegraben, die Quelle nur auf $5^1/_2$ Meter; dennoch standen in dieser 3 Meter Wasser in jener nur $1^1/_2$ Meter. Bis zum 1. Juli grub man das Loch, welches keine Quelle sein sollte, bis auf $9^1/_2$ Meter aus, nachdem dasselbe sodann von Wasser befreit wurde, füllte sich dasselbe nur im Verhältnis von etwa $1^1/_2$ Meter in 24 Stunden.

Trotzdem hält Professor Sollas dies Experiment als Beweis der Rutengänger-Kraft des Herrn Young für völlig mißglückt.[2]) Ich kann aber vor allem nicht seine Ansicht teilen, daß dieser Versuch einen entgültig entscheidenden Wert habe. Im September ging ich wieder nach Locking und ließ beide Gruben von Wasser entleeren. Die Quellengrube erwies sich jetzt nur noch 3 Meter tief, die andere war ein sorgfältig mit Holz aus-

[1]) Dieselben finden sich ausführlich dargestellt in den Proceedings der S. P. R, II, 1884, S. 84 f.

[2]) Professor Sollas hat eine ausführliche Darstellung dieses Experimentes gegeben, welche in den Proceedings der S. P. R., II 1884, S. 73—78 veröffentlicht ist. — Mit Bezug auf diesen Bericht schreibt uns Herr Vaughan Jenkins (24. VI, 86): „Wenn Sie die Darstellung des Professor Sollas genau prüfen, so meine ich, kann es Ihnen nicht entgehen, daß dieser Bericht, obwohl sehr gelehrt, doch eigentlich gar keinen wissenschaftlichen Werth hat, soweit die Frage in Betracht kommt, um die es sich allein handelt. Herr Sollas war offenbar von einem starken Vorurteil

gelegter Schacht von 7 bis 8 Meter Tiefe. Es gelang mir leider nicht mit Bestimmtheit festzustellen, wie schnell das Wasser sich in beiden Gruben ansammelte, da die Seitenwände der Quellengrube beständig nachgaben und während meiner Messungen den Boden der Grube um weitere 60 cm auffüllten. Immer aber war es unverkennbar, daß diese Grube sich weit schneller füllte als die andere, obwohl ihre Tiefe so sehr viel geringer war. Überdies sagte mir der Pächter, daß das Wasser der Quellengrube von viel besserer Güte sei als das des gezimmerten Schachtes.

Ich gehe nun dazu über, die verschiedenen Theorien der Wünschelrute und die eigenen Angaben der Rutengänger zu erörtern.

Wie schon erwähnt, ist die orthodoxe Wünschelrute eine Gabel von Haselzweigen. Es wird aber auch vieles andere Material dazu verwendet; in Somersetshire nimmt man dazu stählerne Uhrfedern; an anderen Orten ein Instrument von Fischbein mit einem Kolben an einem Ende voll Quecksilber oder irgend einer unbekannten Mischung; auch thut es gelegentlich jeder gewöhnliche Gabelzweig von grünem oder trockenem Holze, jeder Eisen- oder Kupferdrat oder, wie einer der Sachverständigen sagte, „irgend ein biegsamer und fester Stoff". In einzelnen Fällen tritt die Wünschelrute auch ungegabelt als einfache Rute auf, und man erzählt sogar von Fällen, in denen gar keine Rute benutzt worden ist.

Wenn ein Stück Uhrfeder benutzt wird, hält man diese in einem Bogen, der dann ebenso wirkt wie ein Gabelzweig. Die Rute wird mit beiden Händen angefaßt, und zwar auf verschiedene Weise, jedoch stets so, daß sie in einer gewissen Spannung und schwankendem Gleichgewicht gehalten wird. Daher verursacht jede geringe Veränderung im Druck der Haltung sogleich eine heftige Bewegung der Rute, die dann nicht von dem Rutengänger herzurühren scheint. Dieser schreitet mit der Rute vor sich langsam über den Boden, den er untersuchen will, kommt er dabei über eine Wasserquelle oder Metallader, so fängt die Rute an sich zu bewegen.

Welcher Art diese Bewegung ist, scheint ganz von örtlichen und persönlichen Gewohnheiten abzuhängen. Bald wird die Rute wagerecht gehalten und springt heftig in die Höhe, als wenn sie durch das Quellwasser abgestoßen würde; bald scheint die Quelle sie anzuziehen und sie bewegt sich abwärts; bald aber dreht die Rute sich auch vollständig im Kreise, so daß sie sich erst dem Wasser nähert und dann von demselben wieder entfernt.

Über die Gegenstände, welche mittelst der Wünschelrute aufgefunden werden können, herrscht eine große Verschiedenheit der Ansichten. That-

gegen die zu untersuchende Thatsache beherrscht und kann daher auch zur Entscheidung dieser Frage nicht kompetent erscheinen. Schon der Ort, welcher für das Experiment ausgewählt wurde, war durchaus ungeeignet wegen seiner unmittelbaren Lage am Meere und wegen der Porosität des Bodens. Auch hätten die zwei Brunnenschachte gleichzeitig von zwei verschiedenen Partien Arbeitern und unter genau gleichen Bedingungen, was die Auslegung mit Holz u. s. w. anbetrifft, ausgegraben werden müssen. — Ueberdies aber wurde in jenem Falle als „Rutengänger" nicht ein bewährter Mann, sondern eine ganz unbekannte Persönlichkeit verwendet."

(Der Herausgeber.)

sächlich verwendet worden ist sie zur Auffindung von: — Wasser im allgemeinen: — Quellwasser im Gegensatz zu stehendem Wasser, auch Quellen unter der See und jeder Art von fließendem Wasser: — jeder Art von Metallen, Erzen, Metallmischungen und auch reinen Metallen im Gegensatz zu Mischungen: — Steinkohlen, Petroleum, Ocher, Gyps, rotem Kalk, Schwefel &c.: — zweifelhaften Grenzen von Grundeigentum: — Protestanten, Mördern, Dieben und anderen „geringeren Verbrechern": — und in der That, wie der Verfasser der „Jakobsrute"[1]) sagt, „sie kann viele verborgene Dinge entdecken, um die man sich quält, aber wenige Menschen wissen sie zu gebrauchen".

Die gewöhnlich vorgebrachte Theorie ist, daß eine unbekannte Kraftwirkung zwischen der Rute und dem aufzufindenden Gegenstande bestehe, indessen verdient diese Anschauung offenbar keine ernstere Erwägung. Es ist unmöglich eine besondere Beziehung anzunehmen zwischen einer Rute, die aus Holz, Metall, Fischbein &c. bestehen mag, und verborgenen Gegenständen, die Wasser, Metalle, Mischungen, Öle oder irgend etwas anderes sein können. Überdies würde solche Kraft an manchen Orten die Rute durch den Gegenstand anziehend, anderwärts aber abstoßend, und an noch anderen Orten sie drehend beeinflussen? Ja diese Verschiedenheiten finden sogar an einem und demselben Orte bei einem und demselben Rutengänger statt. Es ist natürlich undenkbar, aus so entgegengesetzten Wirkungen die Eigenschaften irgend einer besonderen Kraft zusammenstellen zu wollen.

Die nächst zu erwähnende Theorie ist die, daß die Rute durch die Muskeln des Rutengängers bewegt wird und nur die Wirkung irgend einer feinen Kraft anzeigt, welche das gesuchte Wasser oder Metall auf den Rutengänger ausüben. Diese sagen allerdings stets, daß sie sicher seien, nicht selbst die Rute zu bewegen, ja, daß sie selbst den Bewegungen derselben widerstreben, und zweifellos sind diese Behauptungen durchaus aufrichtig und ehrlich. Jeder aber, der nur irgend welche Erfahrung in psychischen Untersuchungen hat, weiß, daß solche Angaben nicht den geringsten Wert haben. Wir wissen aus hinlänglichen Beobachtungen, welche Sorgfalt und Übung nötig ist, um zu entdecken, ob die unmerkliche Muskelbewegung unserer eigenen Hände nicht unseren Verstand irre führt; es ist daher sicherlich nicht überraschend, daß Personen, welche weniger in solcher Beobachtung geübt sind, sehr leicht durch die unbewußte Thätigkeit ihrer eigenen Muskeln und ihres unbewußten Willens getäuscht werden. — Ob die Rutengänger irgend eine Empfindung fühlen, wenn die Rute sich bewegt, ist ein streitiger Punkt. Die meisten sagen, daß sie nichts empfinden, Mullins aber und einer oder zwei andere geben an, daß sie ein ganz eigenes unbestimmtes aber durchdringendes Gefühl haben, wenn sie über Wasser hinweggehen.[2])

[1]) „Jakobs Rod", Thomas Welton, London 1870 (?).

[2]) Die gleiche Thatsache eines solchen Gefühles wies auch Reichenbach bei mehreren seiner Sensitiven in ganz unzweifelhafter Weise nach, und zwar ohne den Gebrauch einer Wünschelrute. (Der Übersetzer.)

Vielfach wird behauptet, daß sich die Wünschelrute nur in den Händen von Rutengängern bewege. Das ist einfach ein Irrtum. Jedermann kann eine solche Rute handhaben, und deren Bewegung durch Muskelkontraktionen hervorrufen, die so gering sind, daß ein ungeübter Beobachter sie nicht bemerken kann. Jedenfalls aber können nur wenige besondere Personen die Wünschelrute mit Erfolg handhaben. Herr Baring Gould[1]) erzählt, daß er einmal, als man auf einen Rutengänger wartete, eine ganze Dorfversammlung von Bauern einen nach dem andern sich mit der Rute habe versuchen sehen, um eine Quelle zu entdecken; keiner konnte dieselbe stille halten, und alle waren daher sehr erstaunt zu sehen, daß, als Herr Gould er an die Reihe kam, die Rute sich nicht bewegte.

Wir werden die Ansicht festhalten müssen, daß Wasser und Metalle auf gewisse Personen eine eigene Wirkung ausüben und daß diese Beeinflussung ihrer Nerven eine sehr geringe Zusammenziehung ihrer Muskeln und so die Bewegung der Rute veranlaßt. Viele Fälle lassen sich durch Experiment feststellen, so die Auffindung von Metall unter Tellern oder die Unterscheidung von Quell- oder Regenwasser. In solchen Fällen würden allerdings unbewußte Zeichen, welche die Zuschauer geben, viele Erfolge erklären und wo diese Fehlerquelle völlig ausgeschlossen wird, könnte immer noch die Möglichkeit der Gedanken-Übertragung alle diejenigen Fälle erklären, in denen einige der Anwesenden die zu entscheidende Sachlage kennen. Bei unsern Experimenten fanden wir oft, daß die Versuchspersonen Erfolg hatten, wenn die Anwesenden die Entscheidung wußten, aber im allgemeinen erfolglos waren, wenn keiner darum wußte.

Hinsichtlich der Erzfindung habe ich nichts weiter festzustellen vermocht, als daß die Rute zu diesem Zwecke vielfach in Cornwall benutzt wird. Raymond aber giebt in seiner oben erwähnten Schrift viele Beispiele von Mißerfolg in Amerika an und von großen Geldverlusten derjenigen Bergbaugesellschaften, welche an die Wirksamkeit der Wünschelrute glaubten.

Schließlich bleibt aber immer noch deren Anwendung zur Auffindung von Wasserquellen, und das Thatsachenmaterial hierfür ist, wie oben gezeigt, äußerst zahlreich und sehr stark. — Herr Raymond faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen folgendermaßen zusammen:

Nachdem er gezeigt, daß die Verwendung der Wünschelrute zur Entdeckung von Metallen, Steinkohlen, Schätzen, Öl u. s. w. Einbildung sei, fährt er ungefähr so fort: — „Anders verhält es sich aber mit der Auffindung von Quellen und (do Erzlager stets die Kanäle für Wasserquellen waren und oft noch sind) auch Erzlager.

Hierfür haben wir viel stärkere und zahlreichere Beweise zu Gunsten der Wünschelrute und hier liegt m. E. ein Rest von wissenschaftlich zwingendem Werte vor, nachdem man selbst alle notwendigen Abzüge für Übertreibungen, Selbsttäuschungen und Betrug in Anrechnung gebracht hat. Es giebt thatsächlich eine praktische Wissenschaft (Kunst) Metallager und Wasserquellen zu entdecken. Jedermann weiß, daß die Indianer in den dürren Weststaaten Wasser zu finden vermögen, wo

[1]) Curious Myths of the Middle Ages, 1872.

dies weißen Männern nicht glückt, und die erfahrenen Grenzbewohner haben diese Kunst von den Wilden gelernt. Die Anzeichen von Wasser in der Erde sind auf der Oberfläche oft nur sehr gering und werden, in voll besiedelten Gegenden wenigstens, garnicht beobachtet. Ein Pächter, der vielleicht einmal in seinem Leben einen Brunnen anlegt, wird die Anzeichen von Wasser sicherlich nicht so gut beurteilen können, wie einer, der sich sein Leben lang damit beschäftigt hat. Dieser aber gewinnt die ihn leitenden Merkmale zahlreich aus der Gestaltung des Bodens, den Unterschieden in der Vegetation u. s. w. Das unbewußte Urteil eines solchen Sachverständigen wird ganz von selbst an einem gegebenen Orte die Entscheidung fällen, wenn er über denselben hingeht.

Dies bringt mich zu der letzten Frage, ob nicht, ganz abgesehen von aller unbewußten Anwendung besonderer Kunst und Kenntnisse, auch das unterirdische Wasser eine rein körperliche Wirkung auf eine Person ausüben könnte, wenn sie über die Stelle hinweggeht. Der Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme-Unterschieden auf die Nerven ist sehr weitgehend und dies ist, meine ich, von denen, welche über die Wünschelrute geschrieben haben, meist übersehen worden."

Diese Ergebnisse, zu denen Herr Raymond gelangt, können zugleich als das Resultat auch dieser meiner Untersuchung gelten. Wenn wir nur die Geschichte der Wünschelrute ansehen, möchten wir die Vorstellungen von einer wunderbaren Kraft in ihrer Ausübung sofort als einen Aberglauben verwerfen. Ebenso finden wir in unsern Prüfungs-Experimenten nichts, was eine ernste Erwägung fordert. Dennoch ist das Beweismaterial für die Kunst der Rutengängerei sehr stark, und es scheint doch ein unerklärter Rest übrig zu bleiben, wenn auch alle möglichen Abzüge für Zufall und Ortskenntnis, sowie für ungenaue Beobachtungen und Berichte in Betracht gezogen werden.

Herrn Raymonds Hypothese von dem Einflusse der Feuchtigkeit und Wärme-Unterschiede giebt freilich auch für jenen Rest keine sehr befriedigende Erklärung, einstweilen aber wissen wir noch keine bessere.



Wasserfindung durch Rutengänger.

Thatsachenmaterial, zusammengestellt*)

von

Vaughan Jenkins.

I. Rutengänger: John Mullins in Colerne, Wiltshire.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
1	H. D. Skrines, Claverton Manor, Bath	Somerset	1852 und später	Mullins, mit der Örtlichkeit völlig unbekannt, bezeichnet mehrere Quellen richtig. Einzelheiten auch über andere Fälle. Archidiakonus Earle war ein Zeuge dabei.
2	W. J. Brown, Hazlebury House, Box	Somerset	1872	Einzelheiten zweier guter Fälle. In der Nähe des einzigen vorhandenen Brunnens von 55 Meter Tiefe, wurde eine frühere, aber niemand bekannte, nicht äußerlich erkennbare Quelle wieder entdeckt. Goldstücke, welche unter Steinen verborgen waren, aufgefunden.
3	Oberst Wilson, Sleaford	Lincolnshire	....	Benutzte M. öfter; grub 6 oder 7 Brunnen nach dessen Angabe, alle mit Erfolg. Quellen auf dürrem Lande gefunden, wo große Summen auf vergebliche Bohrversuche verschwendet worden waren.
4	J. H. Vessey, Welton Manor, Louth	Lincolnshire	1876	Quellen genau bezeichnet und Tiefe vorher recht gut angegeben.
5	Hauptmann Henry Smith, J.P. Horbling Folkingham	Lincolnshire	....	Starkes Zeugnis zu Gunsten von M.' Kunst, abgedruckt Proc. der S. P. R. II, 95.
6	R. H. C. Neville, Wellingore Hall, Grantham	Lincolnshire	....	Wasser, in der Nähe einer Brunnenausgrabung von 3 Meter Tiefe gefunden, nur 1½ Meter unter der Oberfläche; andere schlagende Einzelheiten.

*) Vergl. Seite 71 dieses Heftes. (Der Herausgeber.)

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
7	A. Taylor, Hay Hill Dairy, Bath	Somerset	1866 bis 1882	Kennt M. seit 17 Jahren und hat oftmals mit bestem Erfolge von seinen Diensten Gebrauch gemacht.
8	G. W. Johnson, Hofmarschall von Lord Lindsay, Stamford	Lincolnshire	1883 und sonst.	Einzelheiten mehrerer erfolgreicher Fälle; behauptet, daß Ortskenntnis nötig sei, um die Tiefe der Quellen zu bestimmen; enthusiastische Zeugenaussage.
9	Geo. Hancock „Fair View" · Corsham Wiltshire	Wiltshire	....	Zweifelhaft für den Erfolg, aber günstig für die Ehrlichkeit des M. Abgedruckt Proc. II, 96.
10	Geo. Cooling & Sons Saatlager, Broad Street Bath.	Somerset	....	Stark bestätigendes Zeugnis, abgedruckt Proc. II, 97.
11	E. Issott, Ardwick Brauerei.	Manchester	....	Reiche Quelle in angegebener Tiefe gefunden. Boden in der Nähe nie vorher auf Wasser untersucht gewesen.
12	Honorable E. A. Pelham, Grantham	Lincolnshire	1877	Starke Quelle in angegebener Tiefe aufgefunden.
13	Sir W. E. Welby-Gregory, Baronet, M. P., Grantham.	Lincolnshire	1877	M.'s Kunst bestätigt durch die Rutengängerei eines Gärtners, abgedruckt Proc. II, 97.
14	F. T. Mott F. R. G. S Brifal Hill, Leicester.	Leicester	1882	Reichliche Quelle in angegebener Tiefe gefunden, abgedruckt Proc. II, 100.
15	J. Thompson, Hofmarschall des Herzogs von Beaufort, Badmington.	Gloucester	1877	Anfangs Wasser nur spärlich, aber starke Quelle tiefer als angegeben gefunden.
16	G. Aust, Vertreter des Taylorschen Fideikommisses Bath.	....	1878	Quelle in ungefähr der vorhergesagten Tiefe gefunden, „wo es sonst schwer ist Wasser zu bekommen."
17	P. Penchin, Brauerei Box.	Wiltshire	....	Zwei Fälle beschrieben.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
18	J. Copley, Melton Mowbray.	Lincolnshire	....	Eine kleine Quelle in 2 Meter Tiefe gefunden in dürrer Gegend, wo man früher bis auf 23 Meter vergebens nach Wasser gegraben hatte.
19	J. R. West, Bath.	Somerset	1877	Quelle für eine Brauerei gefunden.
20	J. H. Vesey, Malvern.	....	1883	Quelle in der vorhergesagten Tiefe gefunden (Brief an Mullins gerichtet).
21	Honorable M. E. G. Finch Hatton M. P., 23 Ennismore Gardens, London S. W.	Lincolnshire Haverholme Priory bei Sleaford	....	Starke Bestätigung, die Rute bricht unter dem Einflusse des Gebrauchs durch M.; abgedruckt Proc. II, 101.
22	Benjamin Perry, Bristol.	Gloucester	1873	In 2 Fällen Quellen gefunden mittelst Abwärtsbiegen einer Uhrfeder. Eingehender Bericht.

II. Rutengänger: W. S. Lawrence in Bristol.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
23	Samuel Lang, 3 Bath Parade, Bristol	Gloucestershire	....	Vergebens Brunnen gegraben für M. 2000; Quelle durch L. in 6 Meter Entfernung davon angegeben, durch Hinlegung einer Röhre in der Richtung erschlossen. Ein merkwürdiger Fall mit allen Einzelheiten berichtet.
24	J. Parsons, Buchhalter u. Geschäftsführer, Bristol	Somerset	1882	Wasser gefunden für die Great Western Electric Light Company.
25	Dr. med. J. G. Davey, Genosse der S. P. R.	Somerset	1865	Alte Quelle im Northwood Irrenhause ungenügend; neue Quelle gefunden und Zuflußrohr dorthin gelegt. Sorgfältiger und eingehender Bericht.
26	W. H. Cowlin, Bauführer der Eagle Land Co.	Somersetshire	....	Eingehende Darstellung einer Quellenfindung gegen alle örtliche Vermutung. Klarer und wertvoller Bericht.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
27	Bristol Port & Channel Dock Company	Gloucestershire	1883	Brief vom Dockmeister und Aufseher der hydraulischen Anlagen; genaue Einzelheiten; Wasser in 21 Meter Tiefe gefunden.
28	T. Stone, Bristol	Gloucestershire	....	Quelle gegraben mit nur mäßigem Erfolge.
29	Frau Hare, Newton Abbot	Devonshire	....	Quelle gefunden, wo Ortskenner dies für aussichtslos erklärten; L. in der Gegend völlig fremd; guter Fall.
30	R. Harvey Ashton Gate Brauerei	Somerset	1873	Quelle für die Brauerei-Gesellschaft gefunden; außer L. noch ein anderer Rutengänger, Mereweather anwesend.
31	Stephens & Bastow Bristol; S. Martell, deren Bauführer u. Henry J. Shaw, Architekt in London	Sussex Horsham	1879	Quelle wie ein Hammerstiel dick genau da gefunden, wo L. vorher angegeben hatte, abgedruckt Proc. II, 103.
32	Oberst Blount Dorchester	Dorsetshire	....	Starke Quelle gefunden.
33	J. H. Lockley, Lewins Meade Brauerei, Bristol	Somerset	....	Wertvolle Quelle für die Gesellschaft gefunden und eine andere Quelle, welche nur der Berichterstatter kannte, richtig angegeben.
34	H. J. Crisp, Architekt Bristol; R. Butterworth; Mereweather; Frau Bengough 5 Aspley Road, Clifton, Bristol und andere	Gloucestershire	einige Jahre vor 1883	L's Angaben erweisen sich richtig im Gegensatz zu denen eines Geologen; auch Mereweather und Frau Bengough bestätigen durch Rutengängerei; abgedruckt Proc. II, 104.

III. Rutengänger: W. Stokes in Newbury, Berkshire.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
35	Kanonikus Portal in Newbury	Berkshire	....	Starke Quelle gefunden.
36	Hauptmann Ward in Newbury	Berkshire	....	Quelle gefunden.
37	H. Taylor, Oare Hermitage, Newbury	Berkshire	....	Ausführlicher Bericht verschiedener Experimente.
38	W. Chatters Sanderford Priory, Newbury	Berkshire	....	8 oder 9 Fälle, kein einziger Fehlgriff.
39	W. Church, Baumeister Newbury	Berkshire	....	Nie von Mißerfolg gehört; beschreibt Fall einer Quellenfindung 60 cm weit neben einer vergeblichen Bohrung von 11½ Meter. Hat Stokes mit der Rute einen Eimer Quellwasser von einem mit Regenwasser unterscheiden sehen.
40	Charles Adey Marlborough	Wiltshire	1880	Erfolgreiche Quellenangabe. S. in der Gegend durchaus fremd.
41	W. G. Adey, Newbury, Bau-Unternehmer, West Mills	Berkshire	seit 1872	18 bis 20 erfolgreiche Fälle; sehr starke Bestätigung; abgedruckt Proc. II, 105.

IV. Rutengänger: Charles Croß, Kutscher in Hallatrow bei Bristol.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
42	C. Killen Farrington Gurney	Somerset	....	Quelle gefunden, 9 Meter tief.
43	M. J. Williams Paulton	Somerset	....	Quelle gefunden, 15½ Meter tief.
44	G. Thresher Frome	Somerset	....	Quelle gefunden.

V. Rutengänger: Thos. Pavey in Cheddar, Somerset.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
45	C. K. Caplin; F. J. Nalder Westbury-sub-Mendip	Somerset	....	Fall in den öffentl. Blättern besprochen. Nalder fand eine Quelle durch drei Rutengänger unabhängig von einander. Ein früherer Eigentümer bestreitet die Thatsache.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
46	Alfred Smith, Pershore	Worcestershire	1883	Ein guter Fall; Pavey geht auf Vaughan Jenkins' Anraten in eine fremde Gegend und findet dort Wasser an unerwartetem Orte.

VI. Rutengänger: George Lockyer.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
47	E. Vaughan Jenkins, Cheltenham,	Monmouthshire	1852	Vorzügliche Quelle nach Angabe an unerwartetem Orte gefunden; Bericht abgedruckt Proc. II, 106.

VII. Rutengänger unbekannt.

Nro.	Namen u. Adressen der Berichterstatter.	Ort.	Zeit.	Hauptinhalt der Berichte.
85	Copham Angus & Co., Ingenieure und Unternehmer, Australien.	Dorsetshire Shepton Mallet Station	1874	Vorher vergebens 31 Meter tief gegraben; auf Angabe des Rutengängers daneben durch Eintreiben eines Seitenrohres auf 12 Meter Tiefe starke Quelle gefunden; starkes Zeugnis, abgedruckt Proc. II, 107.

Über den Gegenstand der vorstehenden Tabelle schreibt uns Herr Vaughan Jenkins unter dem 24. Juni 1886:

In der „Times" vom 6. Oktober 1882 erschien ein langer Artikel über die Wünschelrute. Dies schien mir eine günstige Gelegenheit die Untersuchung dieses mich seit lange interessierenden Gegenstandes wieder aufzufrischen; ich schrieb daher einen Brief hierüber an die „Times", den dieselbe am 10. Oktober abdruckte. Dieses Schreiben wurde die Veranlassung, daß eine ganze Reihe von Bestätigungen bedeutsamer Fälle sowohl in der „Times" wie auch in anderen Blättern vorgebracht wurden und dazu eine Flut von kritischen Besprechungen und anderen darauf bezüglichen Zuschriften. Mehrere derartige Fälle wurden auch mir direkt brieflich bestätigt.

Bald darauf nahm die S. P. R. sich der Sache an. Herr Fred. W. H. Myers und Dr. Myers suchten mich in Cheltenham offiziell auf, und das Ergebnis dieses Interviews war, daß ich diesen Herren alle Korrespondenzen und Zeitungsabschnitte über diesen Gegenstand, welche ich gesammelt hatte, übergab. Seitdem aber setzte ich auch selbst meine Untersuchungen energisch fort. Durch weitere Anregung dieses Gegenstandes in der Presse erhielt ich in kurzer Zeit über 100 Berichte zweifelloser und authentisch dargestellter Fälle, und zwar von Personen in angesehenen Lebensstellungen und von hochgeachtetem Charakter. Auch dieses Material diente der S. P. R. zu ihren Feststellungen.

Bei all meinen Untersuchungen habe ich selbstredend niemals das Zeugnis eines Rutengängers gelten lassen, sondern wandte mich stets an diejenigen, welche ihre Dienste in Anspruch genommen hatten. Diese Nachforschungen aber brachten die Thatsache zutage, daß von der Wünschelrute im ganzen britischen Königreiche, wohin

auch immer ich mich gewandt hatte, im ausgedehntesten Maße Gebrauch gemacht wird. Ich entdeckte in England 12 oder 14 Rutengänger, welche ein Geschäft aus ihrer Fähigkeit machten und einige 20 Personen, welche diese aus Liebhaberei aber mit Erfolg ausübten. Seitdem jene tabellarische Übersicht von der S. P. R. veröffentlicht wurde, habe ich dieser Gesellschaft noch mehrere ganz besonders hervorragende Berichte über erfolgreiche Fälle eingesandt.

Soviel kann jedenfalls mit zweifelloser Sicherheit von der Wünschelrute gesagt werden, daß unter Anwendung derselben Wasserquellen im Boden aufgefunden worden sind, nachdem alle anderen Mittel zu diesem Zwecke mißglückt waren — und daß, wenn ihre Anwendung auf einer Täuschung beruht, dies jedenfalls eine sehr nützliche Täuschung ist. Ich persönlich aber bin voll und ganz davon überzeugt, daß es möglich ist, mit Hilfe und durch Vermittelung sensitiver Personen, unterirdische Quellen ausfindig zu machen, und daß die Rute dabei nur als das äußere Anzeigemittel dient. Meine eigenen Erfahrungen habe ich in dem als Nro. 47 aufgeführten Falle dargestellt; die große Anzahl aber von Erfahrungen anderer, welche ich mit gewissenhaftester und unparteiischer Sorgfalt gesammelt habe, bestätigt diese meine eigene Ansicht vollkommen. Die Thatsächlichkeit der nützlichen Ergebnisse, welche unter Anwendung der „Wünschelrute" von sensitiven Personen erzielt worden sind, ist unbestreitbar; und ich glaube, daß einst dieses Verfahren wesentlich dazu beitragen wird, das Problem des Einflusses, welchen der Erdmagnetismus auf die Nerven des Menschen ausübt, vollständig zu lösen.

Ähnlich wie im Oktober 1882 in der „Times" so erschien vor kurzem auch in der „**Allgemeinen Zeitung**" ein Artikel, überschrieben „Quellenfinder und Brunnensucher." Aus dem Vorstehenden wird zur Genüge hervorgehen, wie unzulänglich das nachfolgende Urteil dieses Artikels über Rutengänger ist; wir gestatten uns bei dieser Wiedergabe die irrtümlichen oder doch mindestens voreiligen Behauptungen" gesperrt zu drucken:

Die Hydroskopie oder Hydrosemantik, d. h. die Kunst in tiefer Erde ruhende Wasserschätze aufzuspüren, hat, vielleicht mehr noch als in den halbdunkelen vorchristlichen Jahrhunderten, im Mittelalter, der Zeit der Wünschelrute und **ähnlicher Thorheiten**, aber auch noch in den neuesten aufgeklärten Zeiten auf die Masse stets einen geheimnisvollen Zauber ausgeübt...... Auch unsere Brunnengräber legen sich meist zur **Erhöhung ihres Ansehens eine Wünschelrute oder ähnliche Zauberdinge** bei.

Daß die Wünschelrute nur das mechanische Werkzeug für die Bethätigung einer Kraft ist, darf als unbestritten gelten. Das vorstehend gebotene Thatsachenmaterial läßt aber weit eher mutmaßen, daß dieses eine übersinnliche Kraft als daß es ein durch die **äußeren** Sinne gewonnenes Können ist.

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß einschlägiges Thatsachenmaterial, auf Grundlage dessen allein diese Kraft der Quellenfindung wissenschaftlich beurteilt werden kann, nicht nur in England sondern ebenso auch in deutschen Ländern zu beschaffen sein wird, und ersuchen deshalb diejenigen unserer Leser, denen solches Material zu Gebote steht, um dessen Mitteilung.

Neuhausen bei **München**. **Hübbe-Schleiden**.



Der Doppelgänger.

Von

Carl du Prel.

(b. Der herannahende Tod.)

Da die Phänomene des transscendentalen Bewußtseins im Sterben ihre höchste Steigerung zeigen [1]), läßt sich vorweg vermuten, daß auch die organisierende Funktion der Seele dabei häufig sich thätig zeigt durch sichtbare Darstellung des Astralleibes. Aber so viele Berichte auch darüber vorliegen, so läßt sich daraus doch kein abschließendes Urteil über die eigentliche Ursache gewinnen, und, wie so manchmal in dieser ganzen Darstellung, muß ich mich auf kurze Kommentare zu den einzelnen Fällen beschränken.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Doppelgängerei ohne Zweifel viel häufiger zu konstatieren wäre, wenn sie nicht, abgesehen von den objektiven Bedingungen, noch abhängig wäre von den individuell höchst verschiedenen subjektiven Begingungen auf Seite des Sehers. Ein psychischer Rapport, der die erscheinende Person mit der wahrnehmenden verbindet, scheint das Phänomen sehr zu erleichern. Oft scheinen aber auch nicht alle Sinne gleich empfänglich zu sein, und ohne daß es zur Sichtbarkeit des Phantoms käme, wird das Gehörorgan, sei es durch äußere oder innere Erregung, in solcher Weise affiziert, daß auf die Anwesenheit des Phantoms geschlossen wird. Der berühmte Naturforscher Linné erzählt in seiner Nemesis Divina: „Um 12 Uhr in der Nacht zwischen dem 12.—13. Juli 1765 hörte meine Frau, daß Jemand lange und mit schweren Schritten in meinem Museum auf und abgeht, und weckt mich. Ich höre es auch sehr gut, obgleich ich wußte, daß niemand dort sei, die Thüren verschlossen waren und die Schlüssel bei mir. Nach einigen Tagen erhalte ich die Nachricht, daß mein vertrauter Freund, der Kommissär Karl Clerk, zur selben Zeit gestorben war, und wahrlich, der Gang war dem seinigen so gleich, daß, wenn ich in Stockholm ihn gehört, ich Clerk am Gange erkannt haben würde.“[2])

In diesem Falle bleibt es noch zweifelhaft, ob nicht Linné's Empfänglichkeit auch für den Gesichtssinn — sei es nun durch äußere, oder innere, vom Gehirn ausgehende, Erregung — ausgereicht hätte, falls der Sterbende in seinen Gedanken den Freund nicht gerade mit dem Museum in Verbindung gebracht und dort gewirkt hätte. Dagegen findet sich in der Times vom 11. September 1876 ein anderer Fall, der bei bloßer Gehöraffektion nur als Fernwirkung auslegbar wäre, wenn wir überhaupt annehmen wollen — was eben fraglich ist —, daß bei solchen eine Trennung der Seelenfunktionen und die Beschränkung auf einseitige

---

[1]) du Prel: Philosophie der Mystik 514. —

[2]) Perty: der neuere Spiritualismus 210.

Wahrnehmung aus diesem Grunde eintritt, nicht wegen einseitiger Empfänglichkeit des Beeinflußten: „Der junge deutsche Assyriologe Dr. F. Delitsch war lange mit George Smith enge befreundet. Am 19. August, dem Todestage des Smith der im Orient war, ging Delitsch gegen Abend am Eckhause der Crogland Road, welche Smith bewohnt hatte, vorüber und hörte plötzlich einen durchdringenden erschütternden Schrei: Herr Doctor Delitsch!“ Dieser versichert bestimmt, in jener Stunde an den Freund nicht gedacht zu haben, der nach späteren Berichten zu jener Zeit verschied.

Daß die einseitige Erregung des Gehörs mit Ausschluß des Gesichtes, oder auch umgekehrt, je nach der Empfänglichkeit des Wahrnehmenden eintritt, scheint durch das Nachfolgende noch wahrscheinlicher zu werden: Dr. Werner erzählt, daß sein in Stuttgart sterbender Bruder seiner Mutter in Tübingen in der Todesstunde erschien, während Werner selbst, der diesen Bruder erst um 11 Uhr nachts verlassen hatte, morgens 3—4 Uhr an dem lauten, fast gellenden Rufe seines Namens plötzlich erwachte. Er erhob sich, und nun ganz wach, hörte er noch zweimal sich rufen. Nach ¼ Stunde traf die Nachricht ein, daß sein Bruder gestorben.[1]) In solchen Erzählungen kommt ungemein viel auf das Detail an, worauf aber die Berichterstatter oft so wenig Gewicht legen, daß die meisten Erzählungen unbrauchbar sind, oder wenigstens ihre Versetzung in eine bestimmte Kategorie nicht zulassen. Werner hätte z. B. darüber Aufschluß geben sollen, ob der Sterbende in Wirklichkeit den Namen seines Bruders gerufen, worüber die am Sterbebett Anwesenden Aufschluß hätten geben können; wir hätten alsdann, wie auch im Falle des Dr. Delitsch, im verneinenden Fall um so mehr Anlaß, die beschränkte Sinneswirkung aus der beschränkten Empfänglichkeit zu erklären; im bejahenden Falle dagegen könnte die Ursache dieser Beschränkung im Sterbenden selbst liegen.

Die meisten Fernwirkungen Sterbender beziehen sich übrigens nicht auf das Gehör, sondern auf das Gesicht, und das könnte vermuten lassen, daß dieser Sinn der empfänglichste ist. Die hieher gehörigen Berichte scheiden sich bestimmt in zwei Kategorien:

1. Erscheinungen, welche die Situation des Sterbenden anzeigen.
2. Erscheinungen, welche diese Situation unbestimmt lassen.

Dieser Unterschied muß nun irgendwie in der Seele des Sterbenden begründet sein, und darum könnte man vorweg auf die Hypothese kommen, daß die Erscheinungen immer solche Merkmale zeigen werden, auf welche die Psyche den Accent legt, die also im Bewußtsein des Sterbenden einen hervorragenden Platz einnehmen. So erzählt z. B. Lord Byron, daß Kapitän Kidd — der es ihm selbst mitteilte — einst in seiner Kajüte schlief. Es war ihm als läge etwas schweres auf ihm, und da er die Augen öffnete, sah er bei dem schwachen Licht, das den Raum erhellte, seinen Bruder, der sich, in Uniform gekleidet, über das Bett lehnte. Der Kapitän, an Sinnestäuschung glaubend, bemühte sich, wieder einzuschlafen, aber der Druck und, wenn er die Augen öffnete, die Erscheinung dauerten fort. Er berührte die Gestalt und hatte das Gefühl, als sei die Uniform ganz naß. Erschreckt rief er einen seiner Offiziere, aber sobald dieser kam,

---

[1]) Werner: die Schutzgeister 409. —

verschwand die Erscheinung. Ein paar Monate später erhielt Kidd die Nachricht, daß in derselben Nacht sein Bruder im indischen Ozean ertrunken sei.[1])

Hier finden wir nun in der That alle Vorstellungen, von denen sich voraussetzen läßt, daß sie im Selbstbewußtsein des Ertrinkenden accentuirt waren, auch im Bewußtsein des entfernten Bruders: die Erscheinung lehnte sich über das Bett, was möglicherweise der Stellung des Schwimmenden entsprach; sie fühlte sich naß an und war in Uniform gekleidet, welches, als die Schwimmbewegung hindernd, der Ertrinkende sicherlich empfand; die Erscheinung lag schwer auf dem Bruder, entsprechend dem Gefühle der den Schwimmer hinabziehenden eigenen Schwere. Diese von Byron verbürgte Geschichte ist also eine von jenen, die es nahe legen, Geistererscheinungen in Telepathie aufzulösen; denn alles spricht dafür, daß zwischen Kapitän Kidd und seinem Bruder Übertragung von Empfindungen und Gedanken stattfand. Daß zwei Bewußtseine gleichsam in eines verschmelzen können, davon bietet der Rapport zwischen Magnetiseur und Somnambule ein bekanntes Beispiel; ob aber der Vorgang bei Sterbenden der gleiche ist, müßte freilich erst noch bewiesen werden.

Wenn dagegen die Gedanken des Sterbenden sich weniger auf die eigene Situation beziehen, weil diese nicht mehr fraglich, sondern entschieden ist und vielleicht resigniert hingenommen wird, da wird auch in der Erscheinung nicht so wohl die Todesart, als die Thatsache des Sterbens sich ausdrücken, wenn die letzten Gedanken auf sympathische verbundene Verwandte und Freunde gerichtet sind. Auch dies scheint der Fall zu sein, und scheint für bloße Gedankenübertragung zu sprechen, also für einseitige Thätigkeit nur der einen Seelenfunktion. So saßen z. B. am 13. Oktober 1785 gegen 9 Uhr morgens zu Sidney auf der Insel Cape Breton in Neuschottland der Kapitän Sherbroke und Lieutenant Wynyard vom 33. Regiment beim Cafe zusammen, als Sherbroke zufällig aufblickend die Gestalt eines bleichen Jünglings an einer der Thüren stehen sah. Er machte seinen Gefährten aufmerksam auf die durch das Zimmer nach dem anstoßenden Schlafgemach schreitende Gestalt, in der Wynyard mit Entsetzen seinen Bruder erkannte. Tag und Stunde wurden notiert. Ein bald darauf aus England eintreffendes Schreiben meldete den zu jener Stunde eingetretenen Tod des Bruders John. Sherbroke, der diesen Verstorbenen nie lebend gesehen hatte, erkannte einige Jahre später einen weiteren Bruder desselben als solchen an seiner Ähnlichkeit mit der gesehenen Erscheinung.[2]) Auch hier fehlt ein notwendiges Detail: die letzte Bemerkung würde nämlich von großem Gewichte nur dann sein, wenn Lieutenant Wynyard mit keinem seiner Brüder Ähnlichkeit gehabt hätte.

Ich wende mich zunächst zu einigen Beispielen, worin die reale Anwesenheit des Astralleibes wahrscheinlicher ist, und nur zwischen dieser und Fernsehen des Sterbenden zu wählen ist, aber keine Gedankenübertragung vorgeht. Professor **Köster** in Gießen berichtet in einer anonymen Schrift „die Verbindung des Teufels mit den Gespenstern" folgendes: Die schwerkranke Frau des Dr. J., sehr bedauernd, daß sie nicht in die Heimat ihres

[1]) Monthly Review 1830, 229. **Daumer**: Das Geisterreich I, 228. —

[2]) **Perty**: Der neuere Spiritualismus 298.

Mannes zu dessen Vater und Schwester reisen konnte, sagte einst beim Erwachen vergnügt, sie sei nun doch in dem Hause derselben gewesen, und beschrieb die Lokalität; sie habe den Vater gesehen, und die Schwester habe eben in der Küche einen Fisch geputzt. Bald darauf starb sie. Dr. J. meldete alles nach Hause, aber mit seinem Briefe kreuzte sich einer des Vaters, welcher meldete, daß zu jener Stunde ein unbekanntes Frauenzimmer in sächsischer Tracht in sein Zimmrr gekommen, einen Augenblick Platz genommen, keine Antwort gegeben und schnell wieder hinausgegangen sei; der draußen befindlichen Tochter habe sie über die Schultern geschaut; als später der Brief von J. ankam, erinnerte sich die Tochter auch an den Umstand mit dem Fische. Der Vater war der Erscheinung sogleich nachgegangen, aber die Leute auf der Straße hatten niemanden aus dem Hause gehen sehen. [1])

In diesem Beispiele erscheint also eine schwerkranke Frau, während sie im Bette lag, in sächsischer Tracht bei entfernten Verwandten, welche sie nicht kannte, und welche auch die Erscheinung nicht erkannten. Soweit ließe sich die Geschichte durch Gedankenübertragung erklären, wobei das Bewußtsein der Sterbenden durch die Idee der Reise von ihrer Situation im Bette abgelenkt, und die Gedankenreise in dem damit associativ verbundenen Reiseanzug angetreten wurde. Nun beschreibt aber die Sterbende auch die Lokalität und was dort vorgeht; es müßte also zur Gedankenübertragung hinzu mindestens noch Fernsehen stattgefunden haben. Immerhin ist hier die Realität des Phantoms schon ziemlich wahrscheinlich; denn über unseren Verpflichtungen, zu zweifeln, dürfen wir doch nie vergessen, daß diese Zweifel nicht dem Astralleib an sich gelten, sondern nur seiner realen Darstellung in den einzelnen Fällen. Der Astralleib, eine logische Folgerung aus der monistischen Seelenlehre, ist zwar auch induktiv beweisbar; aber wenn ein brauchbares Einteilungsprinzip für das massenhaft vorhandene Thatsachenmaterial gewonnen werden soll, müssen auch jene Fälle in die Darstellung gezogen werden, die nur scheinbar in diese Kategorie gehören.

Bonnety, der Redakteur der Annales de philosophie religiense, erzählt irgendwo: Abends noch vor dem Einschlafen sah er das Bild eines in Amerika weilenden Freundes, der die Vorhänge seines Bettes öffnete und ihm seinen eben erfolgten Tod mitteilte. Das Phantom trug ein wegen des sonderbaren Musters auffälliges Gilet. Als er später Meldung erhielt, daß der Freund in der That zu jener Stunde gestorben, und zwar nicht durch einen Unfall, sondern im Bett, erbat er sich die Zeichnung srines Gilets, welche mit dem gesehenen Muster vollständig übereinstimmte. Auch in diesem Falle darf wohl angenommen werden, daß vielleicht der Gedanke an den Freund den Sterbenden beschäftigte, und daher die momentane Situation nicht ihren Ausdruck fand.

Für die Toillette des Doppelgängers ist auch das von Geheimrat Formey in Berlin erzählte Beispiel sehr interessant. Derselbe, in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts als Freund der sogenannten Aufklärung bekannt, berichtet gleichwohl in seinem „Heidnischen Philosophen" folgendes: Ein verständiges, witziges und keineswegs abergläubisches Mädchen stand bei einer vornehmen Dame im Dienst als Erzieherin der Kinder. Diese Dame, jung

---

[1]) Eckartshausen, Sammlung der merkwürdigsten Visionen, 93. Perty, Die myst. Erscheinungen II, 133.

und bei vollkommener Gesundheit, ging einst abends in Gesellschaft, kam gegen Mitternacht vergnügt zurück und unterhielt sich, während das Kammermädchen sie auszog, mit jener Erzieherin, die ihr dann gute Nacht wünschte und nach ihrem Zimmer im zweiten Stock hinaufging. Da begegnete sie ihrer Dame, nicht, wie sie dieselbe eben verlassen, sondern in vollem Gesellschaftsanzug. Die Gestalt ging an der Erzieherin vorüber, die kaum vermochte, ihr Zimmer zu erreichen. Gleich darauf kam das Kammermädchen in dasselbe Zimmer, und da sie ihre Gefährtin blaß und zitternd fand, stellte sie darüber Frage. Aber kaum hatte die Erzieherin begonnen „Ich sah —" als schon das Kammermädchen sie mit der Erzälung unterbrach, auch sie hätte die Gestalt gesehen. Sie ließen darauf den Herrn vom Hause zu sich bitten, erzählten den Vorgang, mußten ihm aber versprechen, darüber zu schweigen. Die Dame erkrankte in derselben Nacht und starb 8 Tage später. Formey fügte bei, daß ihm von dem Gemahl der Dame und den beiden Mädchen diese Geschichte wiederholt übereinstimmend erzählt worden sei. [1])

Auch in diesem Falle geht der Bewußtseinsinhalt der den Todeskeim schon in sich tragenden Dame, deren Gedanken nach der Gesellschaft zurückschweiften, auf das Phantom über, welches infolge dessen nicht die momentane Situation wiederspiegelte. Solche Fälle der Doppelgängerei in scheinbarer Gesundheit sind nicht selten; dies schließt aber nicht aus, daß die bereits vorhandene Inkubationsperiode der Krankheit dem Organismus diese Disposition verleiht. Als die das äußerliche Aussehen des Phantoms bestimmende Ursache erscheint aber immer der jeweilige psychische Zustand, die Gedankenrichtung.

Damit stimmt überein, daß nicht nur der Ort des Erscheinens, sondern auch die Thätigkeit des Phantoms an diesem Orte so häufig die Gedankenrichtung wiederspiegelt. Von der russischen Kaiserin Elisabeth wird erzählt, daß sie vom Kommandanten ihrer Garde wiederholt auf dem Throne sitzend gefunden wurde, während sie gleichzeitig im Bette lag. Der Kommandant erzählte das einer Hofdame, die sich von der Thatsache selbst überzeugte und einst zur Kaiserin lief, ihr Mitteilung davon zu machen. Elisabeth zog sich rasch an, ging in den Thronsaal und da sie sich selbst erkannte, befahl sie, auf das Phantom Feuer zu geben, worauf dieses verschwand. Acht Tage später starb die Kaiserin. [2]) Vielleicht war auch hier ein zur Doppelgängerei disponierender Krankheitskeim bereits vorhanden, der den bekannten Aberglauben zu bestätigen schien, daß sie ein Vorzeichen des Todes sei. Daß die Kaiserin in ihren Morgenträumen mit den Angelegenheiten des Tages sich beschäftigte, kann wohl angenommen werden.

Einen hübschen Fall von Doppelgängerei eines Kindes erzählt Professor Daumer nach dem Berichte des Pfarrverwesers Muth: „Es war im Jahre 1834 am 6. Mai, als meiner Mutter Bruder, Georg Diesler, der nach Prath verheiratet war, noch abends 10 Uhr in Geschäftsangelegenheiten hier zu Kestert war. Er kam zu uns und wollte eine Laterne haben; dabei fragte er mich, der ich zur Zeit noch ein fünfjähriger Knabe war, ob ich mit nach Prath gehen wolle. Ich hatte dazu wohl Lust, erwiderte jedoch, meine Schuhe wären beim Schuhmacher und mit meinen alten könne ich nicht mitgehen. Meine achtjährige Stiefschwester, welche krank war und zu Bette lag, hörte das und sagte: „Unter dem Bett stehen meine Schuhe, die lege an und gehe mit!" Das gefiel meinem Vetter, er

[1]) Horst, Deuteroskopie I, 116. — [2]) Faria, Du sommeil lucide. I, 372.

lobte das gutmütige Mädchen und sagte dann: „Morgen, wenn dein Bruder wiederkommt, bringt er dir auch Äpfel, Birnen und Eier mit". Das gefiel auch wieder dem Schwesterchen außerordentlich. Ich zog die Schuhe an, mein Vetter füllte die Laterne mit Öl, ich nahm sie in die Hand, ging damit voraus, und der Vetter folgte. Ungefähr auf halbem Wege erlosch die Laterne; der Wind hatte es nicht gethan; wir gingen nun im Dunkeln weiter. Wie wir so auf offenem Felde dahinwandelten sah ich plötzlich einige Schritte vor mir eine weibliche Gestalt, in der ich mein Schwesterchen zu erkennen glaubte . . . ich konnte die Gestalt, so sehr ich lief, nicht erreichen . . . der Vetter erblickte sie nicht . . . auf einmal verschwand die Gestalt in die Höhe. . . . Am andern Morgen ging ich mit den Geschenken nach Kestert zurück; als ich in die Stube trat, lag das Schwesterchen tot da; ich rief sie an, sie gab keine Antwort; das Körbchen mit den Geschenken fiel mir aus der Hand. Meine Mutter weinte und sagte: „Wärest du doch gestern nicht ausgegangen; ihr waret kaum eine Viertelstunde fort, da fragte sie ein paarmal, ob du bald kämest mit den Sachen; dann dauerte es noch ein wenig, und sie war tot." [1])

Nach dem Bisherigen wird vielleicht der Leser an dieser Erzählung nur den einen Umstand beanstanden, daß das Licht vorgeblich ohne ersichtliche Ursache erlosch. Ich muß es mir jedoch für spätere Gelegenheit versparen, darzulegen, warum die Erzählung gerade durch dieses Detail an innerer Glaubwürdigkeit gewinnt. Dieses Detail wird ungemein häufig angeführt, und oft auch dann nicht unterdrückt, wenn der in mystischen Dingen unbewanderte Erzähler die Glaubwürdigkeit seiner Geschichte dadurch zu vermindern meint.

D'Aubigné erzählt in seiner Histoire universelle vom Jahre 1574, der König hätte wiederholt drei wunderbare Begebenheiten erzählt, darunter folgende: Als Katharina von Medicis sich einst früher, als sonst, zur Ruhe legte, in Gegenwart des Königs von Navarra (Heinrich IV.), des Erzbischofs von Lyon, der Herzoginnen von Retz, Lignerolles und Saure, verdeckte sie plötzlich die Hände mit den Augen, schrie jämmerlich um Hilfe und bemühte sich, ihnen den Kardinal zu zeigen, der zu Füßen des Bettes stehend ihr die Hand reichte. Sie schrie wiederholt: „Herr Kardinal, ich habe nichts mit Euch zu schaffen! Ein nach der Wohnung des Kardinals von Lothringen geschickter höherer Beamter brachte die Nachricht, daß derselbe eben gestorben. [2])

In den meisten Fällen der Doppelgängerei tritt das Phantom als unthätige oder irrational thätige Erscheinung auf, als wäre es einseitiges Produkt der organisierenden Funktion der Seele, oder nur mit einigen Bestandteilen des Bewußtseins versehen. Es fehlt jedoch nicht an Beispielen des Gegenteils, wo das Phantom bei Sterbenden in einer Weise sich benimmt, die diesem selbst angepaßt ist und mit der bei ihm vorauszusetzenden Gedankenrichtung übereinstimmt: Ein Hauptmann, der sich in der Schweiz verheiratet hatte, ließ dort seine Frau zurück, als er bei seinem Regiment in Neapel einrücken mußte. Dort von einem Kameraden zu Tisch geladen, verstummte er plötzlich, starrte vor sich hin und darüber zur Rede gestellt erklärte er: „Dort liegt meine Frau vor mir auf den Knieen und fleht mich um Vergebung an". Da die Erscheinung verschwand, notierte man Tag und Stunde, und spätere Briefe meldeten den Tod. In Urlaub zurückgekehrt erfuhr der Hauptmann, seine Frau sei verführt worden und mit dem heftigsten Verlangen nach ihm und seiner Verzeihung gestorben.[3])

[1]) Daumer, Reich des Wundersamen 73. — [2]) Perty II, 149.
[3]) Kerner: Magikon. II, 228.

Wo, ohne Zweifel auf der Grundlage eines heftigen Verlangens, beide Seelenfunktionen zur Thätigkeit gelangen, der Seher aber gleichzeitig Eindrücke des Gesichts und Gehöres erfährt, kann zwischen diesem und dem Phantom des Sterbenden ein dem Verkehre Lebender analoger Verkehr eintreten, und die Wiederspiegelung vorhandener Empfindungen, Gedanken und Handlungen durch das Phantom den höchsten Grad erreichen: Ein Mädchen, mit einem jungen Manne, der 20 Meilen entfernt wohnte, verlobt, erkrankte und Dr. St. konstatierte Fieberdelirien, die immer schlimmer wurden. Plötzlich rief sie aus: „Ich muß hin, ich muß ihn noch einmal sehen!" Die weiteren Worte, die sie sprach, drückten teils Freude über das auf der Gedankenfahrt Gesehene, teils Erwartung aus, den Geliebten zu sehen, und die begleitende Gebärdensprache war so ausdrucksvoll, daß der Arzt auf den weiteren Verlauf gespannt wurde. „Nun bin ich dort, hier wohnt er!" rief das Mädchen, indem ein starrkrampfartiger Zustand eintrat. Als das Leben wiederzukehren schien, waren tiefer Schmerz, Staunen und Verzweiflung in den Gesichtszügen erkennbar, bis das Mädchen mit einem Schrei erwachte. Tags darauf erzählte die Mutter dem Arzte, das Mädchen liege ruhig, rufe aber dann und wann verzweifelt: „Das hätte ich nicht gedacht!" Abends traf unerwartet eine Tante ein, die Tags zuvor plötzlich im Rahmen der sich öffnenden Thüre die Gestalt ihrer Nichte gesehen, und, da diese sogleich verschwand, dies ihrem Manne mitgeteilt hatte, worauf sich beide entschlossen, hinzufahren. In der nächsten Nacht fing das Mädchen wieder an, im Fieber zu sprechen und zu erklären, mit ihrem Bräutigam noch einmal reden zu wollen. Sie trat die phantastische Reise wieder an, und man hörte abgebrochene Worte von Verzeihen, Sterben, Wiedersehen, wobei sie wiederholt seinen Namen aussprach. Morgens erfolgte der Tod. Schon am Tage darauf kam ein Brief des Bräutigams, in welchem er seine Braut bat, denselben allein zu lesen, und der das Bekenntnis einer Untreue enthielt. Ein Vorfall in der vergangenen Nacht — es war die der ersten Gedankenreise — zwinge ihn, seine Schuld zu bekennen und seine Reue auszudrücken. Er habe mit seiner neuen Geliebten die Nacht in seiner Wohnung verbracht, wo sie durch einen heftigen Schlag gegen die geschlossene Thüre aufgeschreckt wurden, worauf beide eine weibliche Gestalt erblickten, die er für seine Braut erkannte. Eine Ahnung ihrer Krankheit und Besorgnis ihres Todes erwachte in ihm erst in der Nacht der zweiten Gedankenreise seiner Braut, in der er, dieses Mal im Traum, sie wiedersah und ihre Verzeihung erhielt, was er der Mutter und dem Arzte brieflich mitteilte. Auch nach dem Erwachen sei es ihm noch gewesen, als höre er öfter seinen Namen rufen. Als er gegen Morgen wieder eingeschlafen, hatte er einen zweiten symbolischen Traum. In dem Briefe an den Arzt fügte er bei, seine Braut hätte stets die Überzeugung gehabt, sie würden niemals heiraten, sei oft sehr schwermütig geworden, und in solchen Stunden hätte ihn, auch wenn er in der Entfernung war, immer ein unbegreifliches Gefühl gequält. Auch habe sie ihn häufig in schwermütigen Stunden beim Namen gerufen, und diesen Ruf habe er vielfach vernommen und sei dann in einem Zustand der Beklemmung über ihr Verhältnis aus dem Schlaf erweckt worden. [1]

Hier liegt also eine Ekstase vor, während welcher drei Personen an zwei verschiedenen Orten das Phantom sehen. Die Tante sieht nur die Gestalt, und es darf wohl angenommen werden, daß die Gedanken der Sterbenden nur vorübergehend dahin gerichtet waren, daß sie vielleicht das Bedürfnis empfand, dieser eher, als den Eltern, ihr Unglück mitzuteilen. Wie nun der herannahende Tod immer die höchsten Steigerungen

[1] Kerner: Blätter aus Prevorst VIII, 121.

bringt, so sehen wir bei der zweiten Gedankenreise, durch den Schlafzustand des Bräutigams erleichtert, geradezu einen der Situation angepaßten Verkehr eingeleitet. In mehreren Punkten deckt sich ferner das Verhalten des Phantoms mit den während des Fiebers ausgesprochenen Worten der Sterbenden; eine Übereinstimmung, die wohl niemand als bloß zufällig ansehen wird. Es bleibt also zunächst nur übrig, das ganze Phänomen aus der Seelenthätigkeit der Sterbenden zu erklären, die durch Gedankenübertragung, deren Inhalt sie selbst nur fernsehend erworben haben konnte, nicht nur ihr Bild erzeugte, sondern auch die Thätigkeit des Phantoms bestimmte. Wenn nun bei solcher Fernwirkung die denkende Seele als allein beteiligt angesehen werden könnte, denn läge auch nur Gedankenübertragung vor, und leugnen läßt sich nicht, daß dieses Erklärungsprinzip in unserem Beispiele genügt, allerdings vielleicht nur, weil der Bericht nicht ausführlich genug ist. Wäre dagegen Fernwirkung immer gemischt aus beiden Seelenfunktionen, wären diese untrennbar, dann müßte auch den fernwirkend erzeugten Phantomen innere Realität zugesprochen werden.

Dies also ist der springende Punkt des Problems: Können die Seelenfunktionen vereinzelt auftreten, oder sind sie untrennbar? Wer nun in unserer Seele eine Einheit erkennt, wer anerkennt, daß auch die organische Thätigkeit der Seele von Vorstellungen getragen ist, daß auch die denkende Seele an der Bildung unseres Leibes mitbeteiligt ist; wer zugiebt, daß andererseits in den Produkten der denkende Seele auch die organisierende sich mitbefaßt — Organprojektion, goldener Schnitt —: der wird sich noch weit schwerer entschließen können, in den Phänomenen der transscendentalen Psychologie eine Trennung der Seelenkräfte vorzunehmen; er wird sich eine so intensive Gedankenübertragung, wie sie im obigen Beispiel stattfindet, nicht denken können ohne Mitbeteiligung der organisierenden Seele, d. h. also er wird sich für die Realität des Phantoms aussprechen. Da nun aber diese Folgerung nur zwingend ist für den, der die in meinen früheren Artikeln aufgestellten Prämissen, d. h. die organische Natur unserer Geistesseite und die geistige Natur unserer organischen Seite anerkennt, so muß — soll die Realität des Phantoms für jede Weltanschauung bindend sein — der Versuch noch weiter fortgesetzt werden, aus den Thatsachen selbst heraus diese Realität zu begründen.

Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß beide Seelenfunktionen immer in gleichem Grade vorhanden, daß die Seele nach beiden Richtungen immer gleich intensiv wirkt. Das würde sogar den Thatsachen widersprechen, und zwar gerade jenen, welche bezüglich der Geistererscheinungen, der Materialisationen und der Doppelgängerei — dieser Materialisation zu Lebzeiten — berichtet werden. Von allen diesen gilt, was auch von unserer irdischen Existenz — dieser gesteigertsten Materialisation — gilt: das transscendentale Subjekt ist nicht ganz versenkt in die irdische Erscheinungsform, der ganze Inhalt des transscendentalen Bewußtseins fällt außerhalb unseres Hirnbewußtseins, oder kommt doch nur ausnahmsweise zum Wetterleuchten; ferner sind sehr bedeutende individuelle Unterschiede

vorhanden. In der Genialität sehen wir das transscendentale Subjekt in höherem Grade in die Erscheinungsform versenkt; darum bricht in seinen Produkten das transscendentale Bewußtsein durch, und es spricht wiederum für die Untrennbarkeit der Seelenfunktionen, daß wir gerade an den genialen Produkten jene auch in der Organisierung nachweisbaren Merkmale, wie das kleinste Kraftmaß oder den goldenen Schnitt, entdecken; dagegen ist in der überwiegenden Mehrzahl der Menschen die organisierende Seelenfunktion vorwiegend; nur in ihren Instinkten verrät sich etwas transscendentales, aber ihr ganzes Bewußtsein ist dem Sinnlichen zugekehrt, und müßte man im Kopfteil nicht wenigstens das Organ sehen, womit die Nahrung unter komplizierten Existenzverhältnissen gesucht wird, so bliebe auf die Frage nach dem Zweck desselben nur die bekannte witzige Antwort übrig, daß der Kopf wesentlich das Tragen der Hüte erleichtert.

Wie nun das transscendentale Subjekt nicht ganz in seine irdische Erscheinungsform versenkt ist, und darin individuelle Unterschiede stattfinden, so ist auch der irdische Mensch in der Doppelgängerei nicht ganz in sein Phantom versenkt, und die Phantome zeigen in der Deutlichkeit ihres Bildes und in dem ihre Thätigkeit regelnden Bewußtsein bedeutende Gradunterschiede. Darum finden wir auch vom irrationalen Verhalten menschlicher Nebelsäulen angefangen bis zum rationalen Verhalten sprechend ähnlicher und ins Detail ausgebildeter Phantome alle Stufen in den Berichten vertreten.

Daß nun bei Sterbenden die Erzeugung des Doppelgängers so häufig eintritt, erklärt sich leicht daraus, daß die auf den Organismus verwandten Seelenkräfte allmählich im Sterben disponibel werden. Wie denn aber der Aberglaube meistens aus richtigen Beobachtungen falsche Schlüsse zieht, so hat er auch hier aus der Thatsache, daß Sterbende oft Doppelgänger sind, den unrichtigen Schluß gezogen, daß alle Doppelgänger Sterbende seien. Um das Irrtümliche davon zu zeigen, bedarf es nur des Nachweises, daß der Doppelgänger auch noch bei anderen Gelegenheiten, als dem herannahende Tode, auftritt.

(c. Der Somnambulismus.)

Der Somnambulismus bietet so viele Parallelerscheinungen mit dem Sterben, daß sich vorweg in ihm auch der Anlaß zur Doppelgängerei vermuten läßt. Dies ist denn auch nicht selten der Fall, und auch hier ist es die, wenngleich nicht ausnahmslose Regel, daß für den Körper dabei ein kataleptischer Zustand eintritt.

Beispiele, daß magnetische Personen sich selber sehen, sind nicht selten, und zwar nicht nur so, daß der Körper zum Objekt wird — was noch nicht als Doppelgängerei, sondern nur als doppeltes Bewußtsein bezeichnet werden kann —, sondern so, daß vom Körper der Astralleib geschaut wird. Die Somnambulen sprechen davon als einer Annäherung an den Zustand Sterbender. Von der Seherin von Prevorst heißt es: „Sie war oft in Zuständen, wo Menschen, die wie sie die Fähigkeit, Geister zu sehen, gehabt hätten, ihren Geist außer seinem Körper erblickt haben würden; sie sah sich

oft außer dem Körper, sah sich doppelt."[1]) Von einer anderen seiner Somnambulen sagt Kerner, daß sie bei einer magnetischen Sitzung „sehr kalt" wurde und verlangte, man sollte nachsehen, ob die Mutter in der hinteren Kammer sei und in einem geistlichen Buche lese: „Ich bin ganz aus meinem Leib heraus und zu ihr geführt, und stehe wie ein Geist vor ihr in der Kammer". Man suchte darauf die Mutter und fand sie in der bezeichneten Lage.[2])

Ein Unterschied zwischen diesen Phantomen und den bei andern Anlässen sich zeigenden scheint nicht zu bestehen; nur scheint die organisierende Funktion der Seele zu überwiegen, indem die Doppelgänger der Somnambulen in Bezug auf Bewußtseinsgehalt den Nachtwandlern vergleichbar sind. Es hat überhaupt den Anschein, als wären Doppelgängerei und Nachtwandeln Zweige eines Stammes, daß sie eine gleiche Disposition des Nervensystems voraussetzen, nur daß beim Nachtwandler auch die motorischen Nerven mit ergriffen und darum der Körper nachgezogen wird, so daß dieses, und nicht die Doppelgängerei, das gesteigertere, befremdlichere Phänomen wäre. Die Aufklärung aber leugnet unlogischer Weise die Doppelgängerei, giebt jedoch das Nachtwandeln zu.

Besonders merkwürdig ist nun aber der Umstand, daß die in Europa fast nur als unwillkürlich bekannte Doppelgängerei manchmal willkürlich vorgenommen wird. Werner sagt von seiner Kranken: „Bemerkenswert ist, daß sie das Heraustreten ihres magnetischen Ich nach Belieben bewirken konnte. Es kostete sie jedoch immer eine leichte, schmerzlose, aber den ganzen Körper sichtbar durchzitternde Erschütterung."[3]) Und daß bei solchen willkürlichen Ekstasen auch das Phantom sichtbar wird, bestätigt Dr. Meier: Ein gewisser N. hatte einer Somnambulen gegenüber seinen Unglauben über diesen Punkt ausgedrückt, worauf sie entgegnete, sie würde ihn schon einmal überzeugen. Einige Zeit darauf ereignete es sich, daß N. in der Nacht gegen 4 Uhr morgens durch ungewöhnliche Helle erweckt wurde. Vollkommen erwacht richtete er sich empor und erblickte das blendend weiße, freundlich ihn anlächelnde Bild der Somnambulen, das bald verschwand. Am andern Tage besuchte er sie, ohne von diesem Vorfall etwas zu erwähnen, verneinte sogar ihre Frage, ob ihm im Schlafe nichts zugestoßen, und behauptete, gut geschlafen zu haben. Sie ließ sich aber nicht irre machen, und meinte, nun würde er wohl überzeugt sein.[4]) Wenn die Auguste Müller aus sich heraustrat, befand sie sich jedesmal in scheinbar leblosem Zustand. Einst wurde sie von ihrer Freundin besucht, die wegen angehender Zahnschmerzen ihr erklärte, Tags darauf nicht kommen zu können, worauf die Somnambule ihrerseits ihren Besuch ankündigte. In der Nacht erwachte die Freundin, sah vor ihrem Bett eine lichte Wolke und erkannte immer deutlicher die Somnambule im Nachtkleide, mit einem Tuch um den Kopf, freundlich ihr zulächelnd und neben ihr im Bette Platz nehmend. Morgens kam die Freundin zu ihr, und in der Meinung, diese sei leiblich zu ihr gekommen, verbat sie sich solche nächtliche Besuche und erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß diese das Bett gar nicht verlassen und nur ihr Doppelgänger sie besucht hätte.[5])

[1]) Kerner, Seherin von Prevorst. I, 53.

[2]) Ders., Geschichte zweier Somnambulen. 102. Andere Beispiele bei Werner, Die Schutzgeister 402, 403.

[3]) Werner, 403.

[4]) Archiv VI, 1. 54.

[5]) Dr. Meier und Dr. Klein, Geschichte der hellsehenden Auguste Müller, 95.

Es macht keinen Unterschied, ob der Somnambulismus durch magnetische Behandlung künstlich erzeugt wird, oder von selbst sich einstellt. Die Idiosomnambule S. fragt ihren verreisenden Bruder Gottfried beim Abschied, ob sie ihn nicht einmal besuchen sollte. Dieser, wohl merkend, in welchem Sinne es gemeint sei, wollte zwar nicht erschreckt werden, sie erklärte jedoch, auf keine bösartige Weise ihn heimsuchen zu wollen. Einige Zeit darauf schlief sie magnetisch ein, gab ihre Absicht kund, den Besuch auszuführen, und sagte, Gottfried sei ermüdet auf seinem Stuhle eingeschlafen. Nach einigen Tagen kam ein Brief von diesem an die Eltern mit der Meldung, daß er — Tag und Stunde trafen pünktlich überein — ermüdet auf seinem Stuhle eingeschlafen, im Traume mit nie erreichter Klarheit seine Schwester gesehen, die mit einem Besen kehrend sich ihm genähert hätte und dann verschwunden sei. Ein anderes Mal kündigte sie dem Arzte R. einen solchen Besuch an. Nach einigen Tagen, als er bereits zu Bette lag und seine Frau eben mit einem Licht in der Hand ins Zimmer trat, öffnete sich die Thüre, die Somnambule trat in Nachtgewand und Pantoffeln herein, und blies der Frau R. das Licht aus. Beide waren wach und hatten das Phantom deutlich gesehen. Sogleich schrieb der Arzt an die Eltern der Somnambulen, und es ergab sich, daß diese zu jener Stunde in tiefem magnetischen Schlaf gleich einer Leiche dagelegen sei.[1])

[1]) Kerner, Magikon, IV 195—201.



Odlicht,

das angebliche Leuchten des Magneten.*)

Von
W. F. Barrett,
Professor der Experimental-Physik am Royal College of Science in Dublin.

Wie bekannt, behauptete der verstorbene Baron von Reichenbach, über den Polen des Magnets eine eigentümliche leuchtende Ausströmung entdeckt zu haben, welche einige Ähnlichkeit mit einer schwachen elektrischen Entladung in verdünnter Luft habe. Dieses Leuchten sollte übrigens nur in einem vollständig verdunkelten Raume und auch dann nur gewissen Personen wahrnehmbar sein. Seit der Veröffentlichung von Reichenbachs umfassenden und eingehenden Untersuchungen über diesen Gegenstand sind zahlreiche Versuche von kompetenten Beobachtern angestellt worden, um diesen leuchtenden Rauch zu sehen, dieselben haben aber fast durchweg nur zu Mißerfolgen geführt[1]); und in den wenigen erfolgreichen Fällen, über welche Berichte vorliegen[2]), kann ich keine genügenden Beweise dafür finden, daß die nötigen Vorsichtsmaßregeln angewandt wurden, um die mögliche Mitwirkung der Einbildungskraft, der Täuschung oder auch des Zufalls auszuschließen. Es wundert mich daher gar nicht, daß die Entdeckungen, welche Reichenbach gemacht zu haben beanspruchte, so ganz allgemein bei den Männern der Wissenschaft in Verruf sind. Dennoch schien es mir immer sehr schwer, die reiche Fülle, und noch dazu das oft sehr gewichtige Ansehen derjenigen Zeugenaussagen hinweg zu erklären, welche Reichenbach thatsächlich vorgebracht hat, so unter anderen das Zeugnis des Professors Endlicher[3]) und anderer Männer in hoher gesellschaftlicher Stellung, welche in vollständig normaler gesunder Verfassung diese Erscheinungen in alle Einzelheiten eingehend beschreiben, indem sie angeben, daß, sobald der Magnet in Thätigkeit gesetzt, das Leuchten wie eine phosphoreszierende Wolke plötzlich über den Polen des Magneten entstehe.

Bestätigende Aussagen dieser Art, so fremd sie unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Natur-Anschauung auch sein mögen, sind doch

---

*) Dieser Aufsatz Professor Barretts bildet die schon im Aprilheft der „Sphinx" S. 230 versprochene Ergänzung zu dessen ebendaselbst wiedergegebenen Artikel über „den magnetischen Sinn". Der wesentlichste Inhalt dieser Odlicht-Abhandlung wurde zuerst veröffentlicht im Aprilheft 1883 des London, Edinburgh and Dublin Philosophical Magazine and Journal of Science, Bd. XV, London 1883.

[1]) Man sehe z. B. die höchst sorgfältigen und vortrefflichen Experimente des Dr. W. H. Stone, des Arztes am St. Thomas Hospital in London, welche derselbe ausführlich in den Reports dieses Hospitals (1880, Bd. X, S. 100) beschrieben hat.

[2]) Wie z. B. die des verstorbenen Professor Gregory und Dr. Ashburner; vergl. auch S. 233 der „Sphinx".

[3]) „Sphinx", S. 229.

sicherlich einer rücksichtsvollen ernsten Untersuchung wert. Und wenn auch meine eigenen Versuche, dieses Leuchten oder diesen Glanz zu sehen, gänzlich erfolglos waren, so bin ich doch eher geneigt anzunehmen, daß mir einige der notwendigen Vorbedingungen für das Gelingen dieses Experimentes — wie z. B. eine besonders hohe Reizbarkeit der Retina — fehlen, als aus meinem Mißerfolge in solchen Wahrnehmungen zu schließen, daß diese Erscheinungen thatsächlich nicht vorhanden seien.

Derartige Erwägungen veranlaßten die kürzlich ins Leben getretene Society for Psychical Research in London einen Ausschuß zu ernennen, um Reichenbachs Experimente zu wiederholen und zu sehen, ob oder wieweit sich dieselben bestätigen würden; und eine sehr große Anzahl von Personen sind von diesem Ausschusse der Prüfung unterworfen. Als ein Mitglied dieses Ausschusses nun war ich kürzlich bei einer Folgereihe von Experimenten anwesend, die eine höchst bemerkenswerte Bestätigung der Thatsache boten, daß für gewisse Augen allerdings die Wirksamkeit eines starken magnetischen Stromes von einem schwachen Leuchten begleitet ist. Diese Beweisaufnahme scheint mir, so weit sie eben reicht, so vollständig einwurfsfrei zu sein, daß ich es für geboten erachte, einen kurzen Bericht über die dabei bisher gewonnenen Thatsachen für weitere Verwendung festzustellen. Das positive Beweismaterial, welches diese Versuche ergaben, kann nicht durch die negative Thatsache entkräftet werden, daß ähnliche Versuche, wie man mir sagt, bei späteren Gelegenheiten weniger erfolgreich ausfielen. Ich glaube daraus nur schließen zu müssen, daß unbekannte Vorbedingungen dieser Erscheinung das eine Mal günstig, das andere Mal ungünstig waren.

Die Experimente fanden in den Räumen der erwähnten Gesellschaft (Deans Yard 14 zu Westminster in London) statt. Eines dieser Zimmer (13 engl. Fuß im Quadrat und 12 Fuß hoch) ist so eingerichtet worden, daß es leicht und vollständig dunkel gemacht werden kann. Dann ist auch nicht der leiseste Schimmer irgend eines direkten oder reflektierten Lichtes selbst nach stundenlangem Aufenthalte in dem Zimmer wahrzunehmen. Ein mächtiger Elektromagnet war auf einer festen hölzernen Stellage frei in der Mitte des Zimmers aufgestellt. Die Pole desselben waren ungefähr $4^1/_2$ Fuß (1,37 m) über dem Fußboden. Drähte führten von demselben in ein anstoßendes Zimmer, wo ein Kommutator (Strom-Ein- und Ableiter) aufgestellt war, und von dort nach einer starken Smee'schen Batterie. Der Kommutator arbeitete vollständig geräuschlos. Drei Beobachter, Herr Walter H. Coffin, der Ehren-Sekretär dieses Ausschusses, Herr Edmund Gurney und Herr E. R. Pease, handhabten den Kommutator, leiteten den Strom ganz nach ihrem Belieben ein und ab und zeichneten alle Bemerkungen und Ausrufe der Personen in dem Dunkelzimmer auf. Die menschliche Stimme war leicht durch die Vorhänge hindurch hörbar, welche die beiden Zimmer von einander schieden.

In einer Sitzung, welche ich hier zunächst anführen will, am Abend des 2. Januar 1883, waren in dem Dunkelzimmer Herr Fred. W. H. Myers, Dr. med. A. T. Myers, Herr H. W. Ridley und ich selbst

anwesend, außerdem noch bei einer späteren Gelegenheit Herr W. R. **Browne**. Ferner aber waren noch zwei Personen zugegen, welche bei einem Vorversuche einen oder zwei Tage vorher erklärt hatten, daß sie einen selbstleuchtenden Glanz über den Polen eines permanenten Stahlmagneten sähen. Diese beiden waren Herr G. A. **Smith** von Brighton und ein halb erwachsener Knabe Fred. **Wells**, der Gehilfe in einem Bäckerladen ist. Beiden waren diese Experimente bis zur Anstellung jener Vorversuche vollständig unbekannt, und sie behaupteten auch von Reichenbachs Werken nichts zu wissen. Bei den ersten Untersuchungen, welche mit ihnen vorgenommen wurden, ward ihnen nicht gesagt, was sie zu erwarten haben könnten, sondern nur, daß sie angeben möchten, **was** sie in der vollständigen Dunkelheit etwa wahrnehmen würden, sowie dann auch genau **wann** und **wo**.

Eine ziemliche Zeit, nachdem wir dieses Dunkelzimmer betreten hatten, wurde nichts bemerkt, obwohl der Elektromagnet zu oft wiederholten Malen während dieser Zeit in Thätigkeit gesetzt wurde. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde aber erklärte Wells und danach auch Herr Smith, sie sähen einen schwach sichtbaren Rauch im Zimmer („mehr wie einen hellen Rauch als wie ein Licht"). Gefragt, wo sie dies sähen, führten beide nach einander und unabhängig von einander meine Hand nach den Polen des Magneten als der Quelle des Leuchtens. Einer der Pole (der nordwärtige Pol), sagten beide, sei heller als der andere. Um nähere Beschreibung des Leuchtens ersucht, bezeichneten sie dasselbe wie zwei wellende Lichtkegel, deren stumpfe abwärts gekehrte Spitze auf je einem der Magnetpole ruhte. Der Atem war imstande diesen Glanz abzulenken, nicht aber ihn erlöschen zu machen[1]). Derselbe wurde nach Angabe der beiden erwähnten Personen nicht durch ein Tuch von schwarzem Samt unterbrochen, noch auch durch ein föhrenes Brett, welches flach über die Pole gelegt wurde. Dagegen sagten beide, daß die Erscheinung für sie sofort unsichtbar werde, wenn diese Gegenstände zwischen ihre Augen und den Magneten gehalten wurden, wobei natürlich die absolute Dunkelheit des Zimmers vollständig bewahrt wurde. Sobald aber ferner der Strom abgeleitet wurde, riefen beide Beobachter sofort gleichzeitig aus, daß die Licht-Erscheinung verschwunden sei.

Der Strom wurde nun in unregelmäßigen Zwischenräumen mittels des Kommutators im Nebenzimmer ein- und abgeleitet und die Ausrufe der Beobachter im Dunkelzimmer wurden von den Herren am Kommutator aufgezeichnet. Dieser verursachte bei seiner Handhabung in der

---

[1]) Soweit ich mir nach den Aussagen eine Vorstellung von dieser Licht-Erscheinung machen konnte, muß dieselbe einige Ähnlichkeit haben mit dem lang aufsteigenden Strome schwach züngelnden Wasserdampfes, den man hoch über der Flamme von reinem Wasserstoff sieht, wenn derselbe in einem Dunkelzimmer brennt. Dieses Leuchten erwähnte ich schon in meinem Aufsatze „Some Physical effects produced by the Contact of a Hydrogen flame with various bodies", im L., E. & D. **Philosophical Magazine** & Journal of Science, Fourth Series Nro. 204, Novbr. 1865, S. 329. (W. F. B.)

That nicht das allergeringste Geräusch; auch wurde durchaus in gar keiner anderen Weise irgend eine Andeutung oder ein Anzeichen gegeben, wann der Strom ein- oder abgeleitet wurde. Während der Experimente stand Herr Smith in der Nähe des Magneten in Berührung mit einem von uns und entfernt von dem Vorhang, welcher das dunkle von dem hellen Zimmer trennte.

Nach einigen vorläufigen Versuchen zu dem Zwecke, um die getroffenen Einrichtungen zu erproben, wurde eine Reihe von ununterbrochenen Beobachtungen mit Herrn Smith angestellt, welche sich über eine Stunde ausdehnten. Während dieser Zeit schlossen und unterbrachen die Herren im Nebenzimmer von Zeit zu Zeit den Strom schweigend und unerwartet. Die Zwischenräume wurden dabei absichtlich sehr verschieden genommen, wechselnd von wenigen Sekunden bis zu mehreren Minuten. Auf diese Weise wurden vierzehn auf einander folgende Versuche gemacht; und in jedem Falle bis auf einen einzigen waren die Ausrufe des Herrn Smith, wie z. B. „Jetzt sehe ich es", — „Jetzt ist es fort" — vollständig gleichzeitig mit der Bewegung des Kommutators und zwar dies gemäß dem einstimmigen Berichte der Zeugen im Nebenzimmer. In der einen erwähnten Ausnahme trat ein Verzug von 5 Sekunden ein, zwischen der Unterbrechung des Stromes und dem Ausruf; jedoch mag dies leicht durch ein augenblickliches Nachlassen der Aufmerksamkeit des Herrn Smith verursacht worden sein. Die Anstrengung der Aufmerksamkeit war in der That so groß, daß nach der 14. Beobachtung Herr Smith sich über heftige Schmerzen in den Augen und im Kopfe beklagte und offenbar ganz erschöpft war. Während der folgenden halben Stunde wurden noch zwei oder drei weitere Experimente gemacht; indessen waren deren Ergebnisse unsicher und können, glaube ich, sehr wohl unberücksichtigt bleiben. Es verdient dagegen noch der Erwähnung das weder Herr Smith noch Wells irgendwann oder irgendwie eine ungewöhnliche Sehkraft für die Gegenstände in dem Dunkelzimmer zu haben schienen.

Es ist klar, daß eine Reihenfolge von zufälligem Zusammentreffen zwischen dem Ein- oder Ableiten des Stromes und den Ausrufen der Beobachter die hier angegebenen Thatsachen nicht erklären kann. Da eine Stunde 3600 Sekunden hat, so würde das zufällige Treffen auch nur eines einzigen richtigen Augenblicks sehr unwahrscheinlich sein; die Möglichkeiten solches Erfolges aber steigern sich in geometrischer Progression, wenn der rechte Augenblick 14 mal hinter einander richtig getroffen wird. Die Wahrscheinlichkeiten gegen die Möglichkeit der Erklärung als zufälliges Zusammentreffen sind dabei viele Millionen zu eins.

Mehr zu berücksichtigen war die Möglichkeit, daß irgend welche Anzeichen der Magnetisation oder Demagnetisation durch deren Bewerkstelligung selbst gegeben werden könnten und sich dann dem Beobachter durch unwillkürliche „Suggestion" die Einbildung als Wirklichkeit vorstellen könnte.

Hinsichtlich solcher Anzeichen dachten wir natürlich in erster Linie an das sog. „magnetische Ticken". Trotzdem ich aber genau wußte, auf was

ich zu horchen hatte, und daher auch jedenfalls schärfer auf dies Geräusch paßte als Herr Smith, der vermutlich gar nichts von dieser Molekular-Erschütterung ahnte, gelang es mir doch nicht, auf irgend eine Weise auch nur das leiseste Geräusch bei der Einleitung des Stromes wahrzunehmen; und ein überhaupt kaum noch hörbares Ticken konnte ich bei der Ableitung des Stromes nur dann entdecken, wenn ich mein Ohr in unmittelbare Berührung mit dem Magneten oder dessen Stellage brachte. Dies war der Massivität des Magneten und seines Aufbaues zuzuschreiben,



wodurch übrigens auch irgend eine wahrnehmbare Bewegung, wann der Strom eingeleitet wurde, völlig verhindert wurde.

Ferner verschaffte ich mir die Gewißheit, daß in der Entfernung, in welcher Herr Smith von dem Magneten stand, es ganz unmöglich war, die Einleitung oder Unterbrechung des Stromes durch irgend einen magnetischen Gegenstand auszufinden, welchen man an seinem Körper hatte; vorsichtshalber hatte jedoch trotzdem Herr Smith seine Taschen während der Experimente vollständig entleert. Überdies war ihm vorher keine Andeutung gemacht worden, welcher Art Experimente mit ihm unternommen werden sollten; auch hatte er ja nicht den mindesten Grund, vorzugeben etwas zu sehen, was er nicht wirklich sah. Schließlich aber beruht alle wissenschaftliche Beobachtung auch auf der Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit

der Beobachter; und in diesem Falle lag in der That nicht der mindeste Argwohn gegen die Ehrlichkeit des Beobachters vor.

Ähnliche Experimente wurden danach noch an einem anderen Abende mit dem Knaben Wells angestellt und ergaben recht befriedigende Resultate. Nach der Beschreibung des Wells muß ihm das magnetische Leuchten heller und größer erschienen sein als Herrn Smith. Auch erlosch dasselbe nicht sofort gänzlich bei der Unterbrechung des Stromes, aber es schwand dann allerdings sehr schnell dahin;[1]) er that bei der Unterbrechung des Stromes öfter den Ausruf: „Oh, Sie verderben es jetzt!"

Wells wurde auch in dem Dunkelzimmer mit zwei permanenten Hufeisenmagneten geprüft und sah das Leuchten deutlich über beiden. Ohne sein Wissen veränderte ich geräuschlos die Stellung der beiden Magneten; er nahm aber sofort wahr, wo dieselben standen. Wenn ich einen der Magnete in meiner Hand hielt, gab mir Wells richtig an, ob ich den Magneten aufwärts oder abwärts bewegte oder ihn stille hielt; dies versuchte ich wiederholt stets mit den gleichen Erfolge. In diesem Falle waren die Pole des Hufeisens sehr dicht bei einander, so daß diese zusammen ein kleines aber intensives (wirkungskräftiges) magnetisches Feld bildeten. Wegen dieses nahen Zusammenstehens der beiden Pole übten dieselben aber keine Wirkung mehr auf eine kleine Kompaß-Nadel aus, selbst nicht auf ein Zehntel der Entfernung, in welcher, wie ich mich vergewisserte, Wells thatsächlich stand; — dies sei nur wegen der überdies höchst unwahrscheinlichen Vermutung bemerkt, daß dieser Bursche die Absicht gehabt hätte, mich zu täuschen, und auch gewußt hätte, wie er das hätte versuchen können.

Außer von den beiden vorgenannten „Sensitiven" wurde das magnetische Leuchten, auch noch von Herrn Sidney Beard, einem Mitgliede der S. P. R. (Kildare-Gardens, Bayswater, London W.) wahrgenommen und in gleicher Weise wie von jenen beschrieben.

Zahlreiche Fragen von Interesse bieten sich in Verbindung mit dieser Erscheinung dar, wie z. B. die photographische und die prismatische Prüfung dieses Leuchtens; ferner die Fragen, ob dieses Leuchten polarisiert oder der Polarisation fähig ist und ob die Verdünnung oder vollständige Entfernung der Luft um die Pole des Magneten das Leuchten beeinflußt. Hierzu gesellen sich sodann noch einige Nebenfragen, wie die nach dem Wechsel der Intensität des Lichtes, wenn es in verschiedenen Azimuthen angesehen wird oder längs oder quer über die magnetische Achse, sowie auch die etwaige Einwirkung verschiedener Körper auf dieses Licht.

Die Einwendung, welche man gegen die Möglichkeit leuchtender magnetischer Erscheinungen erhoben hat, daß nämlich diese dem Magneten eine beständige Entwicklung strahlender Kraft zuschreibe, erledigt sich wohl dadurch, daß einerseits die Quelle dieser Kraft außerhalb des Magneten liegen mag und daß andererseits der Betrag dieser Kraft außerordentlich gering sein muß, so daß offenbar sehr viele unerkannte Quellen für dieselbe vorliegen mögen.

[1]) Es war jedesmal noch ein beträchtlicher Rest von Magnetismus in dem Elektromagneten zurückgeblieben. (W. F. B.)

Zur Bestätigung dieser Ansicht ist es befriedigend zu sehen, daß ein so ausgezeichneter und hochangesehener Gelehrter wie Professor G. F. Fitzgerald F. R. S. und F. T. C. D. in einer Vorlesung vor der Royal Dublin Society nachgewiesen hat, daß diese Licht-Erscheinungen nicht notwendig den Gesetzen der Wärmelehre und der Erhaltung der Energie widersprechen.[1]) In der That ist der Grad von Molekular-Erschütterung, welcher genügt, um unserer Sehkraft wahrnehmbar zu werden, unermeßlich klein; so kann ein ganz unbedeutendes Licht innerhalb eines meilenweiten Umkreises gesehen werden. Und wie unendlich klein ist die Kraft, welche noch eine Empfindung auf solche Entfernung hin hervorruft! Ebenso ist ein phosphoreszierendes Pulver, das für eine Sekunde erleuchtet wird, noch bis 5 oder 6 Stunden nachher im Dunkeln sichtbar. Wie gering ist ferner die Kraft bei einer Erregung unserer Sehkraft innerhalb eines 20 000stel einer Sekunde!

Dennoch aber übertreffen heutzutage photographische Platten selbst diese erstaunliche Feinheit der Wahrnehmung unseres Gesichtssinnes, und — im Gegensatz zu unserm Sehorgan — gewinnt das Bild auf photographischen Platten an Bestimmtheit durch längere Aussetzung, wenn es sich um sehr schwache Lichtstrahlen handelt. Aus diesem Grunde wird auf den Erfolg photographischer Experimente besonderer Wert zu legen sein. Einige Vorversuche in dieser Hinsicht sind allerdings erfolglos gewesen; auch auf sehr empfindlichen trockenen Platten entstand kein Bild jener Licht-Erscheinung. Jedoch stehen weitere Versuche in Aussicht. Inzwischen hat auch der berühmte Astronom Dr. Huggins, F. R. S., dessen Erfahrung in dieser Art der Photographie von keinem anderen Experimentator übertroffen wird, versucht, jene Erscheinung zu photographieren, aber leider bisher ohne Erfolg.[2])

All diese Fragen sind noch gegenwärtig der Gegenstand der Untersuchung jenes Reichenbach-Ausschusses der S. P. R. — Der Zweck dieser meiner Angaben war nur zunächst zu zeigen, daß thatsächlich einige augenscheinliche Fälle vorliegen für den Nachweis jenes unerklärten und nur von gewissen Personen wahrgenommenen, phosphorartigen Leuchtens in der Atmosphäre um magnetische Pole.

[1]) Professor Fitzgerald hat überdies seine Hypothese über den Ursprung dieses Lichtes in einem Briefe an Professor Barrett (Dublin, 23. April 1883) zusammengefaßt, welcher sich in den Proceedings der S. P. R. (I, 236) abgedruckt findet. Auch andere hervorragende Männer der Wissenschaft in England helfen an der Durchführung dieser Experimente thätig mit. So hat u. a. Herr J. Rand Capron, F. R. A. S. sich in seinem Werke „Aurorae" (S. 165) über diesen Gegenstand ausgelassen und dem Reichenbach-Ausschuß der S. P. R. seine Experimente mitgeteilt. (Der Herausgeber.)

[2]) Auch hierüber findet sich ein Brief des Dr. William Huggins (Upper Tulse Hill, S. W. 6. Mai 1883) an Professor Barrett in den Proceedings der S. P. R. (I, 237) abgedruckt. Es scheint hiernach, daß bis dahin die Versuche nur auf die Vermutung von ultra-violettem Lichte angestellt worden waren, nicht aber auf die des infra-roten, welche letztere Annahme doch mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben dürfte, wenn man die Erscheinung für eine mehr materielle als psychische halten muß. (Der Herausgeber.)

Agrippas Okkultismus,

ein Auszug seiner Lehren aus seiner Occulta Philosophia.[1])

Agrippa von Nettesheym unterscheidet (I, cap. 1) eine dreifache Welt nämlich eine elementare (äußere), himmlische (astrale) und geistige (seelische), von denen die niedern Stufen stets die Kräfte der höheren aufnehmen. Daraus ergiebt sich eine allgemeine Sympathie, infolge deren Wirkungen sowohl von oben nach unten als auch von unten nach oben ausgeübt werden.

Der Vermittler all dieser Wirkungen ist der das All durchziehende „Weltgeist",[2]) welcher es möglich macht, daß die Seele auf die tote und träge Materie wirkt. Er sagt darüber (I, 14):

Da die Seele, das Primum mobile, selbständig und an sich beweglich, der Körper aber oder die Materie an und für sich bewegungslos und von der Seele selbst zu verschieden ist, so ist nach der allgemeinen Ansicht (ut dicunt) ein Mittelding nötig, das gleichsam kein Körper, sondern sozusagen schon Seele, umgekehrt gleichsam keine Seele, sondern sozusagen schon Körper sein muß, durch welches die Seele mit dem Körper verbunden wird. Ein solches Mittelding ist also notwendig; es ist der Weltgeist, durch welchen die himmlischen Seelen die groben Körper bewohnen und ihnen wunderbare Gaben mitteilen können. Der Weltgeist wird als Quinta Essentia bezeichnet, weil er nicht aus den vier Elementen besteht, sondern als ein fünftes über und außer denselben existiert. Dieser Geist ist im Weltkörper gerade von solcher Form wie unser Geist im menschlichen Körper, denn wie die Kräfte unserer Seele durch den Geist den Gliedern sich mitteilen, so wird alles vermittelst der Quinta Essentia von der Kraft der Weltseele durchströmt. Es ist nichts in der ganzen Welt, das nicht einen Funken ihrer Kraft hätte; am stärksten fließt sie (die Weltseele) aber in solche Dinge ein, die von jenem Geist in reichlichem Maße besitzen. — Dieser Geist kann uns aber noch mehr nützen, wenn jemand denselben von den andern Elementen so sehr als möglich abzusondern oder wenigstens hauptsächlich solche Dinge zu gebrauchen weiß, welche diesen Geist in reichem Maße besitzen. Dinge, bei denen derselbe weniger in den Körper versunken und weniger von der Materie gebunden ist, wirken mächtiger und vollkommener, sowie sie auch schneller das ihnen Ähnliche erzeugen.[3])

---

[1]) Vergl. das Juliheft der „Sphinx", Seite 8.

[2]) Ätherischer Stoff; das sanskrit. Akâsa. — Agrippa gebraucht, wie die alten Philosophen überhaupt, die Worte „Geist" und „Seele" gerade umgekehrt als die spätere Mystik (vergl. Juliheft S. 22). Über Weltgeist, Äther und Nervenfluidum vergl. Whewells Bemerkungen weiter unten in diesem Hefte. C. Kiesewetter.

[3]) Diese Stelle bezieht sich auf die magnetische Heilkunde; sie wurde von Maxwell aufgegriffen und in seiner Medicina magnetica, auf die wir zurückkommen werden, entwickelt. Daß übrigens auch der Sideralmagnetismus Agrippa bekannt war, geht aus folgender Stelle des gleichen Kapitels hervor: „Er (der Weltgeist) wird erlangt durch die Strahlen der Sterne, insoweit die Gegenstände zur Aufnahme dieser Strahlen sich eignen". — Der Weltgeist gilt Agrippa übrigens auch als alchymistisches Agens, wie die folgende Stelle beweist. C. K.

Alle Zeugungs- und Samenkraft ist darin enthalten, weshalb die Alchymisten diesen Geist auch aus dem Silber und Golde auszuscheiden suchen. Wenn derselbe richtig abgesondert und ausgezogen ist, und man bringt ihn nachher mit irgend einer Materie der nämlichen Gattung, d. h. mit irgend einem Metalle in Verbindung, so kann man augenblicklich Silber oder Gold hervorbringen. Auch wir verstehen dieses Geheimnis und haben schon die Ausübung desselben gesehen; aber wir konnten nicht mehr Gold machen, als das Gewicht des Goldes war, aus dem wir den Geist ausgezogen hatten. Denn da jener Geist die ausgedehnte, aber nicht darüber hinaus wirkende Form (forma extensa et non intensa) ist, so kann er auch nicht über dieses Maß hinaus einen unvollkommenen Körper in einen vollkommenen verwandeln. Daß jedoch solches auf eine andere Weise geschehen könnte, möchte ich durchaus nicht leugnen.[1])

Es herrscht in der Natur ein solcher Zusammenhang und eine solche Übereinstimmung, daß jede obere Kraft durch das einzelne Untere in langer und ununterbrochener Reihe ihre Strahlen austeilend bis zum Letzten strömt, und andererseits das Untere durch die einzelnen Stufen des Obern bis zum Höchsten gelangt. Das Untere ist mit dem Obern gegenseitig so verbunden, daß der Einfluß vom Endpunkt des letzteren, von der ersten Ursache aus bis zum Untersten sich erstreckt, wie bei einer angespannten Saite, die, wenn man ein Ende derselben berührt, plötzlich ihrer ganzen Länge nach erzittert, indem die Berührung auch am andern Ende widerhallt Wird daher etwas anderes in Bewegung gesetzt, so wird es auch das Obere, dem dies entspricht jenem, wir die Saiten an einer wohlgestimmten Zither. (I, 37.)

Ein Ding von kleinem Umfang kann eine große Wirkung hervorbringen, was einer elementarischen Eigenschaft nicht möglich ist. Die verborgenen Kräfte vermögen, weil sie der Form angehören, bei äußerst geringer materieller Größe sehr viel; die elementarische Kraft aber verlangt, weil sie materiell ist, auch viel Materie, um Bedeutendes zu wirken. Die formellen Kräfte nennt man verborgene (okkulte), weil ihre Ursachen verborgen sind, d. h. weil der menschliche Verstand sie nicht allseitig erforschen kann, weshalb die Philosophen den größten Teil derselben mehr durch lange Erfahrung als durch scharfsinniges Nachdenken kennen gelernt haben. (I, 10.)

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde", denn wie die Welt das Bild Gottes ist, so ist der Mensch das Bild der Welt. Daher legen es einige so aus, daß der Mensch nicht einfach als Ebenbild Gottes, sondern nach dem Bilde, gleichsam als Bild des Bildes, erschaffen sei, weshalb er Mikrokosmus, d. h. kleine Welt, genannt wird. Die Welt ist ein vernünftiges, unsterbliches Geschöpf; der Mensch ist gleichfalls ein vernünftiges, aber sterbliches oder doch auflösbares Geschöpf. Denn da nach den Worten des Hermes (Trismegistos) die Welt unsterblich ist, so kann unmöglich ein Teil derselben zu Grunde gehen. Sterben ist daher ein bloßer Name, ein leerer Begriff; es giebt kein Sterben. Wir sagen nur, ein Mensch sterbe, wenn sich Leib und Seele trennen, nicht als ob bei diesem Vorgang etwas zu Grund ginge oder in Nichts aufgelöst werde. Das wahre Bild Gottes ist sein Wort, die Weisheit, das Leben, das Licht und die Wahrheit, die durch ihn existieren und wovon die menschliche Seele ein Bild ist. Deshalb heißt es, wir seien nach dem Bilde Gottes erschaffen, nicht nach dem Bilde der Welt oder der Kreaturen. Denn wie Gott weder berührt,

[1]) Agrippa spielt hier auf die namentlich im 17. Jahrhundert sehr bekannte „Extractio animae solis" an, über welche eine ganze Litteratur existiert. Wir werden gelegentlich auf die Geschichte, Theorie und Praxis der Alchymie zurückkommen. Der Weltgeist vermittelt die oben erwähnte Harmonia Mundi, und ist nach Agrippa die Wirkungssphäre aller verborgenen (okkulten) Kräfte.

C. K.

noch mit Ohren vernommen, noch mit den Augen gesehen werden kann, so kann auch die Seele des Menschen weder gehört, noch gesehen, noch berührt werden; und wie Gott selbst unendlich ist und von nichts gezwungen werden kann, so ist auch die menschliche Seele frei und kann weder genötigt, noch beschränkt werden. Wie Gott ferner diese ganze Welt und was in ihr ist, in seinem Geiste trägt, so umfaßt auch die menschliche Seele allein durch den Willen den Körper. Die mit dem Worte Gottes dermaßen besiegelte Seele mußte notwendig auch den körperlichen Menschen nach dem vollendetsten Bilde der Welt anziehen. Der Mensch heißt daher die zweite Welt und das Ebenbild Gottes, weil er alles in sich enthält, was in der großen Welt enthalten ist, so daß es nichts giebt, was sich nicht in Wahrheit und wirklich im Menschen findet. Und zwar trifft man bei ihm alles mit denselben Verrichtungen, wie in der großen Welt. In ihm sind die Elemente ganz und gar nach den Eigenschaften ihrer Natur;[1]) in ihm ist der ätherische Körper als Vehikel der Seele, der dem Himmel entspricht;[2]) in ihm ist die vegetative Kraft der Pflanzen, die empfindende[3]) der Tiere, der himmlische Geist (spiritus), die höhere Vernunft (ratio) und der göttliche Gedanke[4]) (mens). Dies alles findet sich bei ihm eng verbunden als göttliches Besitztum. Daher wird der Mensch in der Bibel „die ganze Schöpfung" genannt, und er umfaßt als zweite Welt nicht nur alle Teile der ersten, sondern er begreift und enthält in sich auch Gott selbst. (III, 36.)

Der natürliche Geist ist das Medium, durch welches die Seele mit dem Fleisch und dem Körper sich vereinigt, durch den der Körper lebt und thätig ist und ein Glied auf das andere wirkt; von diesem Geist (Weltgeist, Lebenskraft) haben wir im ersten Buche gesprochen. Es handelt sich hier um den vernünftigen Geist, der jedoch auch gewissermaßen körperlich ist. Er hat jedoch keinen dichten, berührbaren und sichtbaren, sondern einen höchst feinen Körper, der sich leicht mit dem Verstande, d. h. mit dem Höheren und Göttlichen in uns vereinigt. Man darf sich deshalb nicht darüber wundern, wenn wir sagen, die vernünftige Seele sei jener Geist und habe etwas Körperliches, nehme gewissermaßen an der Körperlichkeit teil, so lange sie im Körper weile, und bediene sich desselben als eines Werkzeugs. So sprechen auch die Platoniker von einem ätherischen Körper der Seele als ihrem Vehikel. Plotinus und alle Neu-Platoniker nehmen wie auch Trismegistos dreierlei im Menschen an, das sie Oberstes, Unterstes und Mittleres nennen. Das Oberste ist jenes Göttliche, das sie als Gedanken oder höheren Teil oder als erleuchteten Intellekt bezeichnen, und das Moses in der Genesis den von Gott oder seinem Geist uns eingeblasenen Odem nennt. Das Unterste ist die sensitive Seele (anima sensitiva - Tierseele), die sie auch das Bild nennen. Der Apostel Paulus bezeichnet sie als tierischen Menschen. Das Mittlere ist der ver-

---

[1]) Mit dem äußeren „elementarischen" Körper des Menschen zusammen bilden die nachfolgend genannten 6 Elemente, Prinzipien oder Eigenschaften (Astralleib, Lebenskraft, Tierseele, Geist, Vernunft und göttliche Wesenheit) die 7 Grundteile alles vollendeten Seins (der Welt so gut wie des Menschen) nach den Anschauungen der esoterischen Lehre, wie sie sich neben Agrippa auch bei Paracelsus und Van Helmont, aber nicht minder klar und deutlich schon in der Vedantalehre, sowie in aller indischen Mystik, zum Teil auch in der Kabbala, bei den Neuplatonikern und anderen esoterischen Philosophen findet. Ebenso unumwunden vertritt Agrippa sowie auch Paracelsus die esoterische Lehre von den Schemen, Erdgebundenen, Elementarwesen u. s. w. C. K.

[2]) Et in ipso aethereum corpusculum animae vehiculum, coelo proportione correspondens. — [3]) Virtus vegetativa et sensitiva.

[4]) Ein alter mystischer Satz lautet: „Das Menschenleben ist ein Augenblick, der Gedanke Ewigkeit" und ein anderer: „Im Menschen wirket Gott als Urkraft im Gedanken."

nünftige Geist,[1]) welcher beide Extreme, nämlich die tierische Seele (animam animalem) und den göttlichen Gedanken verbindet und an der Natur beider Extreme teilnimmt. Es ist jedoch verschieden vom Obersten im Menschen, welches als erleuchteter Intellekt, als Gedanke, Licht und höherer Teil bezeichnet wird; es ist ferner verschieden von der tierischen Seele, von der wir es durch die Kraft des göttlichen Wortes trennen müssen, welches der Apostel schärfer als ein zweischneidiges Schwert nennt, und von dem er sagt, es sei lebendig, wirksam und vermöge Seele und Geist zu trennen. Wie der höhere Teil in uns niemals sündigt, niemals in das Böse willigt, immer dem Irrtum widerstrebt und zum Besten rät, so versenkt sich der untere Teil, die tierische Seele, stets (mehr oder weniger) in das Böse, in die Sünde und die fleischliche Begierde. Von diesem (unteren Teil) sagt Paulus: Ich sehe ein fremdes Gesetz in meinen Gliedern, welches mich im Gesetz der Sünde gefangen nimmt. Der obere Teil in uns wird niemals verdammt, sondern kehrt unberührt von der Strafe der andern Teile zu seinem Ursprunge zurück. Der Geist jedoch, welcher von Plotinus die vernünftige Seele genannt wird, welcher seiner Natur nach frei ist und nach Belieben Anschluß suchen kann, wird, wenn er beständig dem oberen Teil anhängt, endlich mit ihm vereinigt und zu einem seligen Leben verklärt, bis er in Gott aufgenommen wird; hängt er dagegen der untern Seele an, so verfällt er der Sünde und verschlimmert sich immer mehr, bis er endlich ein böser Dämon wird. (III, 36.)

Die Seele umgiebt sich bei ihrem Herabsteigen zuerst mit einer himmlischen und luftigen Hülle (du Prel: Astralleib), welche meist als ätherisches Vehikel der Seele, häufig auch der Wagen der Seele genannt wird. Vermittelst dieses Mediums läßt sie sich auf Befehl Gottes, welcher das Centrum der Welt ist, zuerst im Mittelpunkt des Herzens oder dem Centrum des menschlichen Körpers nieder und verbreitet sich von da aus durch alle Teile und Glieder ihres Körpers, indem sie ihr Vehikel mit der natürlichen Wärme verbindet und durch diese mit dem aus dem Herzen erzeugten Geist. Durch diesen senkt sie sich in die Säfte ein und verbindet sich dadurch mit den Gliedern, so daß sie allem gleich nah ist, obgleich sie durch das eine in das andere sich verbreitet, wie die Wärme des Feuers mit der Luft und dem Wasser eng verbunden ist, obwohl sie durch die Luft dem Wasser zugeführt wird. Auf diese Weise läßt sich erklären, wie die unsterbliche Seele durch ihre unsterbliche Hülle, nämlich das ätherische Vehikel, in den dichten und sterblichen Körper sich einschließen kann. Wenn jedoch die eine solche Verbindung vermittelnden Glieder (media) durch eine Krankheit oder einen Unglücksfall aufgelöst werden oder den Dienst versagen, dann zieht sich die Seele durch die einzelnen Mittelglieder zurück und strömt wieder in das Herz, von dem sie zuerst aufgenommen wurde; sowie aber der Geist des Herzens verschwindet und die Wärme erlischt, so verläßt sie auch dieses, der Mensch stirbt und die Seele flieht mit ihrem unsterblichen Vehikel davon. (III, 37.)

Das erste Licht in Gott geht über allen Begriff, weshalb es kein begreifliches Licht genannt werden kann; wenn es sich aber in den Gedanken ergießt, so wird es ein intellektuelles Licht und kann begriffen werden; durch den Gedanken in die Vernunft einfließend wird es rationell und kann nicht bloß begriffen, sondern auch gedacht werden. Sodann durch die Vernunft in das Bild der Seele[2]) sich verbreitend, wird

[1]) Dieses wäre nach Agrippas obiger Zusammenstellung der 5. und 6. Grundteil. Nach anderer esoterischer Darstellungsweise würde das hier von ihm Gesagte nur auf das 5. Grundteil zu beziehen seien.

[2]) Diese Darstellung des Vorgangs der Verkörperung der Seele in ihrem Ausflusse aus der göttlichen Urkraft ist in der That nicht leicht verständlich; unverkennbar ist dieselbe aber ein Versuch, diejenige jetzt mehr und mehr anerkannte

dieses Licht nicht nur drukbar, sondern auch vorstellbar, jedoch noch nicht körperlich, und erst, wenn es in das ätherische Vehikel der Seele wandert, wird es körperlich, jedoch für die Sinne noch nicht wahrnehmbar, bis es in den elementarischen Körper übergeht, in welchem es dem Auge sichtbar wird. Durch dieses Fortschreiten des Lichtes kann nach der Meinung der chaldäischen Philosophen unser Geist eine wunderbare Macht erlangen. Es kann geschehen, daß der mit aller Innigkeit auf Gott gerichtete Gedanke vom göttlichen Wesen erfüllt wird und, sein Licht durch die einzelnen Mittelglieder bis zum dichten, finstern, schweren und sterblichen Körper ausstrahlend, auch diesen mit reichlichem Licht übergießt, ihn den Sternen ähnlich und eben so glänzend macht, ja ihn sogar durch die Fülle und Leichtigkeit seiner Strahlen in die Höhe hebt, wie eine Feuerflamme eine Flocke Werg,[1]) so daß der Körper bisweilen plötzlich wie ein Geist in ferne Gegenden versetzt wird. (III, 43.)

So werden auch manche über Flüsse, Feuer und unzugängliche Orte hinweg von einer Stelle an eine andere versetzt, was geschieht, wenn die Vorstellungen eines heftigen Verlangens, der Furcht oder Kühnheit sich den Geistern einprägen und mit Dünsten gemischt das Tastorgan in seinem Ursprung zugleich mit der Phantasie erregen, welche das Prinzip der örtlichen Bewegung ist. Daher kommt es, daß die Glieder und Bewegungsorgane zur Bewegung angeregt und unfehlbar an den Ort versetzt werden, den man sich nicht sichtbar, sondern durch die innere Phantasie vorstellt. So groß ist die innere Gewalt der Seele über den Körper, daß sie den Körper selbst hinwegführt und ihn überall hinbringt, wohin sein Gedanke geht oder wohin er träumt. (I, 64.)

Sein Denken wird am stärksten, wenn sich jene ätherische und himmlische Kraft darüber ergießt, durch deren Glanz er gestärkt wird, bis er die Beschaffenheit, Begriffe und die Wissenschaft des Wahren versteht, so daß das, was er in seinem Innersten gedacht hat, gerade so, wie er es gedacht hat, hervortritt und er eine solche Macht erlangt, daß er sich den Seelen der Menschen mitteilen und verbinden und sie über seine Gedanken, seinen Willen und sein Verlangen unterrichten kann, auch auf große Entfernungen, gerade als wenn er gegenwärtig wäre und sie ihn sehen und hören könnten. In einer ganz kurzen Zeit kann er vieles thun, daß es scheint, als habe er zu vollbringen gar keine Zeit gebraucht. Jedoch ist dies nicht allen gegeben, sondern nur denen, deren Imagination und denkende Kraft sehr stark ist. Ein solcher ist fähig durch den Glanz der universellen Kraft oder der ihn leitenden Intelligenz oder geistigen Besitznahme (apprehensionis, quae est super ipsum) alles zu verstehen und zu verkünden. Es ist dies eine notwendige Kraft, welcher jeder Wahrheitsfreund gehorchen und folgen muß. Wenn nun die Imagination eine solche Macht besitzt, daß sie, weder durch Ort noch durch Zeit aufgehalten, sich jedem nach Belieben mitteilen kann und den schweren Körper öfter dorthin, wohin ihr Sinn steht, fortreißt, so kann man nicht zweifeln, daß der Gedanke noch mächtiger ist, wenn er seiner

Theorie des „Stoffes" zu veranschaulichen, nach welcher dieser nur materialisierte Kraft ist. Unser Körper ist die Erscheinungsform unserer Seele. Das Wort „Licht" ist dabei offenbar in übertragenem Sinne genommen und soll sowohl unsern Begriff von „Kraft" wie auch den des „Bewußtseins" umfassen. Wohl aber mag für die unmittelbare übersinnliche Anschauung der höheren und höchsten Erscheinungsformen von Kraft das Wort „Licht" die beste Versinnbildlichung sein. Das „Licht" in unserer äußeren sinnlichen Anschauung freilich würde auch nach Agrippa wohl nur den (anorganischen) elementaren Kräften beigezählt werden. C. K.

[1]) Es kann zweifelhaft erscheinen, ob Agrippa hier von dem Phänomen der „Levitation" (vergl. Juniheft der „Sphinx", Seite 418) redet, oder ob dies nur auf den Astralleib bezüglich anzusehen ist. Die nachfolgende Stelle macht letzteres wahrscheinlicher. C. K.

Natur folgen kann und nicht durch Sinnenreize gefesselt wird.[1]) — In jedem Menschen aber liegt eine solche Kraft, welche der menschlichen Seele infolge ihres Ursprungs innewohnt, jedoch bei den verschiedenen Menschen nach Stärke und Schwäche abwechselt, ebenso wie sie auch der Übung oder dem Gebrauch entsprechend, wodurch sie aus der Möglichkeit in die thätige Wirklichkeit versetzt wird, zu- oder abnimmt. (III, 43.)

Auf ganz natürliche Art, ohne allen Aberglauben und ohne die Vermittelung irgend eines Geistes ist es möglich, daß ein Mensch dem andern auf jede noch so weite, ja sogar unbekannte Entfernung in der kürzesten Zeit seine Gedanken mitteilen kann. Wenn auch die Zeit, innerhalb welcher dies geschieht, sich nicht genau abmessen läßt, so braucht man doch in keinem Fall über 24 Stunden. Ich verstehe dieses Kunststück und habe es öfters probiert; auch der Abt Trithemius versteht dasselbe und hat es ausgeübt. (I, 6.)

So werden weibliche Personen durch starke mit magischer Kunst geleitete Imagination, durch Träume und Inspiration sehr häufig zur innigsten Liebe zu einem Mann bewogen. (I, 64.) Die Fascination ist ein Bannen, das, vom Geiste des Magiers ausgehend, durch die Augen des Fascinierten bis zum Herzen desselben dringt. Das Werkzeug der Fascination ist der Geist, d. h. ein gewisser reiner, heller, feiner, von der Wärme des Herzens aus einem reineren Blute erzeugter Dunst, der stets ihm ähnliche Strahlen durch die Augen aussendet. — Das geöffnete und mit Lebhaftigkeit auf eine Person gerichtete Auge schleudert je nach der Schärfe seiner Strahlen, welche die Leiter des Geistes sind, dieselben nach den entgegenstehenden Augen, und der vom Willen des Magiers getriebene Geist trifft die Augen des Fascinierten, dringt ein, nimmt vom Herzen desselben Besitz und steckt als ein fremder Geist den Geist des Bezauberten an.[2]) Daher sagt Apulejus: „Deine Augen haben sich durch die meinigen bis in die Tiefen meines Herzens gebohrt und erregen in meiner Brust die heftigste Glut! Dann werden die Menschen am meisten fasciniert, wenn in stetem Anschauen Blick gegen Blick sich kehrt, wenn Auge an Auge hängt und ein Strahl mit dem andern sich verbindet; hier verbindet sich der Geist mit dem Geiste. So wird der stärkste Zauber gewirkt, so die heftigste Liebe nur durch die Strahlen der Augen entzündet, oft nur durch einen plötzlichen Blick, der wie ein Pfeil den ganzen Körper durchdringt. Der von Liebe angesteckte Geist und das Blut des solchermaßen Verwundeten, wenden sich alsdann nach dem Liebenden und Fascinierenden, gerade wie umgekehrt der rächende Geist und das Blut eines Getöteten sich gegen den Mörder wenden. (I, 50.)

Die Leidenschaften der Seele, welche der Phantasie folgen, können, wenn sie heftig sind, nicht allein den eigenen Körper verändern, sondern ihre Wirkung kann sich auch auf einen fremden Körper erstrecken, so daß gewisse wunderbare Eindrücke auf die Elemente und die äußern Dinge dadurch hervorgebracht werden, und daß sie ebenso Krankheiten des Geistes oder Körpers heilen oder hervorrufen können. Die Leidenschaften der Seele sind die Hauptursache des Befindens des eigenen Körpers. Eine stark erhobene und durch eine lebhafte Imagination erregte Seele bringt nicht allein ihrem eigenen, sondern auch fremden Körpern Gesundheit und Krankheit. — Wenn Zauberer Schaden stiften wollen, so vermögen sie durch den festen Blick die Leute in höchst verderblicher Weise zu beeinflussen. — Es darf sich niemand wundern, daß der Körper und die Seele des einen von der Seele des andern auf ähnliche

[1]) Diese für die Gedanken-Übertragung und jede Fernwirkung psychischer oder mediumistischer Kraft wichtige Stelle redet wohl für sich selbst. Statt „Imagination" (vierter Grundteil erleuchtet und bewegt durch die Kraft des fünften) würde man heutzutage „Denkkraft", verbunden mit activer psychischer Kraft, sagen können. C. K.

[2]) Dies ist eine vortreffliche Veranschaulichung mesmerischer Beeinflussung. C. K.

Weise afficiert werden kann, da die Seele weit mächtiger, stärker, glühender und beweglicher ist, als die von den Körpern ausströmenden Dünste; es fehlt ihr auch nicht an Mitteln, durch welche sie wirken kann. Zudem hat über den Körper eine fremde Seele nicht weniger Gewalt als ein fremder Körper. Auf diese Weise wirkt der Mensch auf einen andern nur durch seinen Gemütszustand und seinen Charakter. (I, 65.)

Vieles wirkt unser Geist durch den Glauben, der ein festes Zutrauen, eine gespannte Aufmerksamkeit und eine entschiedene Hingebung des Wirkenden oder Aufnehmenden ist, auch in jeder Sache mithilft und dem zu vollbringenden Werke Stärke verleiht, so daß gleichsam in uns ein Bild der aufzunehmenden Kraft und der in uns oder von und durch uns zu vollbringenden Sache entsteht. Wir müssen daher bei einem jeden Werke, bei jeder Anwendung von irgend welchen Dingen ein starkes Verlangen ausdrücken, unsere Einbildungskraft spannen, die zuversichtlichste Hoffnung und den festesten Glauben haben, denn das trägt sehr viel zum Gelingen bei. Man hat die Erfahrung gemacht, daß ein fester Glaube, eine zuversichtliche Hoffnung und die Liebe zu dem Arzte, wie das Vertrauen zu den Heilmitteln viel zur Wiederherstellung der Gesundheit beitragen, manchmal sogar mehr als das Heilmittel selbst. Denn, abgesehen davon, daß die Kraft des Heilmittels wirkt, wirkt auch die Geisteskraft des Arztes, welche stark genug ist, den Eigenschaften des kranken Körpers eine andere Richtung zu geben, besonders wenn der Kranke dem Arzt Vertrauen schenkt und sich dadurch zur Aufnahme der Kraft des Arztes wie des Heilmittels fähig macht. Um auf magische Weise zu wirken, ist also ein standhafter Glaube und ein unerschütterliches Vertrauen erforderlich; man darf in den Erfolg nicht den geringsten Zweifel setzen; ja nicht einmal einen Gedanken daran aufkommen lassen. Denn wie ein fester und unerschütterlicher Glaube sogar bisweilen dann, wenn er die Sache falsch anfängt, Wunderbares vollbringt, so zerstreut und bricht jedes Mißtrauen und jeder Skrupel die Geisteskraft des Operierenden, welche nun zwischen zwei Extremen in der Mitte schwebt, woher es denn kommt, daß der von oben ersehnte Einfluß nicht erlangt wird, sondern verloren geht, weil derselbe ohne eine standhafte und unerschütterliche Kraft unserer Seele weder mit den Dingen noch mit den Werken sich verbinden und vereinigen kann. (I, 66.)

Darin (in der Gewalt der Seele über die Materie) liegt der Grund der Wirkungen der Charaktere (Wortzeichen), der Bilder, Zauberformeln, gewisser Worte und vieler anderer wunderbarer Experimente. — Alles, was sie (die Seele) thut und angiebt, seien es nun Charaktere, Figuren, Worte, Reden, Gebärden oder andere dergleichen Dinge, unterstützt das Verlangen der Seele und erhält wunderbare Kräfte. (I, 67.)

Der Seele des Menschen wohnt eine Kraft inne, die Dinge und Menschen zu verwandeln, zu verhindern und an das zu fesseln, was sie verlangt. Alle Dinge gehorchen ihr, wenn ihre Leidenschaft oder Kraft eine bedeutende Höhe erreicht, so daß sie diejenigen bewältigt, welche sie bindet. Denn das Obere bindet das Untere und zieht es zu sich; das Untere wird dem Obern gleich verändert oder anders afficiert. — Auf ähnliche Weise kann der Mensch, wenn er sowohl durch die Leidenschaften seiner Seele als durch die gehörige Anwendung natürlicher Dinge sich himmlischer Gaben teilhaftig gemacht hat, einen weniger Starken bannen und zur Bewunderung und zum Gehorsam zwingen; — er kann einen andern in Sklaverei und Krankheit stürzen, — ihn zur Ruhe, Freude oder Traurigkeit nötigen, — zur Verehrung, — zur Furcht oder Zwietracht, — zur Liebe oder Fröhlichkeit, — zur Überzeugung und Nachgiebigkeit. Die Wurzel dieses Bannes (litigationis) aber ist ein starkes und bestimmt ausgedrücktes Verlangen der Seele unter der Beihilfe des himmlischen Einflusses. Die Auflösung oder Verhinderung derartiger Bannungen

erfolgt durch eine entgegengesetzte Leidenschaft, welche die andere an Stärke übertrifft; denn ebenso wie ein gewaltiges Verlangen die Seele bindet, kann es auch lösen und verhindern. (I, 68.)

Wenn der Mensch den Eindruck eines Bannes oder einer Fascination empfängt, so empfängt er ihn nicht nach seiner vernünftigen, sondern nach seiner sinnlichen Seele, und wenn er an einem Teile seines Wesens leidet, so leidet er nach der animalischen und irdischen Seite. Denn auf den vernünftigen und geistigen Menschen kann man nicht magisch einwirken, sondern nur, indem er mit dem Gefühl einen Eindruck und Angriff aufnimmt, wobei durch den Einfluß der Himmelskörper und durch die Mitwirkung irdischer Dinge der animalische Geist des Menschen über seine ursprüngliche oder angeborene Beschaffenheit hinaus afficiert wird. — Die Leute verfallen in einen Irrtum, indem sie wähnen, es gehe etwas über die Natur oder laufe ihr zuwider, was doch von der Natur herrührt oder ihr gemäß ist. Jedes Obere bewegt nämlich das ihm zunächst stehende Untere in seinem Grade und in seiner Ordnung, nicht allein im körperlichen, sondern auch im Geistigen. So bewegt die allgemeine Seele die besonderen Seelen; die vernünftige Seele wirkt auf die sinnliche und diese auf die vegetative. Jeder Teil der Welt wirkt auf einen andern und jeder ist fähig, von einem andern bewegt zu werden; auf jeden Teil dieser untern Welt wirken die Himmel nach seiner Natur und Fähigkeit, wie ein Teil eines tierischen Körpers auf den andern wirkt. (II, 60.)

Es giebt eine nur sehr wenigen bekannte Kunst, eine gläubige und reine Menschenseele so zu unterrichten und zu erleuchten, daß sie plötzlich aus der Finsternis der Unwissenheit zum Lichte der Weisheit und Kenntnisse erhoben wird. Umgekehrt giebt es eine Kunst, durch gewisse Geheimnisse den Ungläubigen und Unreinen die Gabe der Weisheit und ihre Kenntnisse wieder zu nehmen und sie in den Zustand ihrer früheren Unwissenheit zurück zu versetzen. Die menschliche Seele, besonders die einfache und reine, kann nach dem Zeugnisse des Apulejus durch gewisse heilige Mittel so eingeschlummert und beruhigt werden, daß sie die Gegenwart vergißt und, nicht mehr an den Körper denkend, ihrer göttlichen Natur sich zukehrt und so von göttlichem Licht erleuchtet und von göttlichee Begeisterung ergriffen nicht nur die Zukunft voraus sagt,[1]) sondern auch damit die Kraft zu gewissen wunderbaren Wirkungen empfängt. (III, 48.)

Es pflegen die Magier bei ihren Beschwörungen die Dinge zugleich anzuhauchen und auch die Worte ihres Gesangs einem Gegenstande zuzuhauchen oder die Kraft mit dem Geiste selbst darauf zu blasen, damit so die ganze Kraft der Seele auf den beschworenen Gegenstand geleitet werde, der zur Aufnahme dieser Kraft geschickt ist. (I, 71.)

Bei den von göttlicher Begeisterung ergriffenen Weissagern ist öfter die Fülle des Lichtes so groß, daß es auch die ihnen Nahestehenden ergreift, worauf sie von einem ähnlichen Geiste getrieben werden. (III, 48.)

Die Macht des melancholischen Temperaments[2]) soll sogar so groß sein, daß durch den Einfluß desselben himmlische Dämonen in den menschlischen Körper gezogen werden, bei deren Gegenwart und auf deren Antrieb die Menschen in

---

[1]) Hier redet Agrippa offenbar von mesmerischem Hellsehen, dem künstlichen durch Mesmerisierung erzeugten Somnambulismus, sowie im folgenden von sogen. „magnetisierten Gegenständen“ und von „psychischer Ansteckung“. C. K.

[2]) Dafür würde man im heutigen Sprachgebrauche „Mediumschaft“ sagen, die hier im Texte unverkennbar geschildert ist, von ihrer niedersten, physikalischen Stufe, bis zur höchsten inspirativen. Scharf unterscheidet hiervon Agrippa im folgenden die bewußt wirkende magische Geisteskraft des Menschen. C. K.

schwärmerische Begeisterung geraten und viel Wunderbares reden, wie das ganze Altertum bezeugt, und zwar soll dies in dreifacher Hinsicht, nach den drei Seelenkräften, der Einbildungskraft, der Vernunft und dem göttlichen Gedanken der Fall sein. Wenn die Seele von dem melancholischen Naturell getrieben unaufhaltsam die Zügel des Körpers und die Bande der Glieder abschüttelt und ganz in die Imagination übergeht, so wird sie plötzlich ein Wohnsitz von Dämonen unteren Ranges, die ihr oft eine wunderbare Fertigkeit von allerlei Künsten verleihen. So sehen wir, daß der ungebildetste Mensch manchmal plötzlich ein trefflicher Maler oder Architekt oder Meister irgendwelcher Kunst wird. — Wenn aber die Seele ganz in die Vernunft sich wandelt, so wird sie ein Wohnsitz mittlerer Dämonen und erlangt dadurch Kenntnis und Einsicht in natürlichen und menschlichen Dingen. So wird oft einer plötzlich ein vortrefflicher Philosoph, Arzt oder Redner. — Wenn endlich die Seele völlig zum göttlichen Gedanken sich erhebt, so wird sie der Sitz höherer Geister und erfährt von ihnen göttliche Geheimnisse. (I, 60.)

Die (magische) Gewalt aber setzt beim Menschen stets eine große Würdigkeit voraus, denn unser Gedanke, unsere höchste Geisteskraft, ist allein der Wunderthäter in uns. Wenn dieser nun allzusehr in die Gemeinschaft des Fleisches eingesenkt und mit der sinnlichen Seele unseres Leibes beschäftigt ist, so verdient er keine Herrschaft über die göttlichen Substanzen (divinarum substantiarum imperium), und darum auch suchen so viele vergebens in dieser Kunst zu wirken. Wir müssen daher, wenn wir nach einer solchen hohen Würde streben, hauptsächlich zweierlei betrachten: erstlich, auf welche Weise wir uns der fleischlichen Begierden und der materiellen Leidenschaften unserer Sinnlichkeit entledigen, und zweitens, wie und auf welchem Wege wir zur reinen mit göttlichen Kräften ausgestatteten Geistigkeit uns erheben können. Außerdem werden wir nie glücklich zur Erforschung der Geheimnisse und zur Vollbringung wunderbarer Wirkungen gelangen; denn darin besteht die ganze Würdigkeit, welche Natur, Verdienst und eine gewisse religiöse Umgebung verleihen. Die natürliche Würdigkeit ist eine möglichst gute Disposition des Körpers und seiner Organe, welche die Seele nicht durch die Dichtigkeit der Materie verfinstert und durch keine Störung oder dicke Feuchtigkeiten schadet. — Wem aber die Natur nicht so günstig ist, der muß diesen Mangel durch Erziehung, durch die geeignetste Lebensweise und durch einen glücklichen Gebrauch natürlicher Dinge ersetzen, bis er zur nötigen innern und äußern Vollkommenheit gelangt. (III, 3.) — Man muß nach Beseitigung aller Hindernisse die Seele ganz der Kontemplation zuwenden und ganz auf sich selbst richten, denn in uns selbst liegt das Ergreifen und die Beherrschung der Dinge. An der Ausübung dieser Macht werden wir jedoch durch falsche Einbildungen und unmäßige Begierden gehindert. — Darum werden uns höhere Einflüsse nur zu teil, wenn wir uns von den die Seele niederdrückenden Hindernissen, von den fleischlichen und irdischen Beschäftigungen und von jeder äußeren Aufregung frei machen. Wie ein triefendes und unreines Auge die allzustark leuchtenden Gegenstände nicht anschauen kann, so wird auch der das Göttliche nicht fassen können, der die Reinigung der Seele vernachlässigt. Man muß aber Schritt vor Schritt und gleichsam stufenweise zu dieser Reinheit des Herzens gelangen, denn nicht jeder Neueingeweihte wird sogleich den vollen Glanz dieser Mysterien fassen, sondern die Seele ist allmählich daran zu gewöhnen, bis in uns die Kraft des Gedankens sich entfaltet und dieser, dem göttlichen Lichte zugekehrt, sich mit ihm vereinigt. Wenn nun die menschliche Seele gehörig gereinigt und geheiligt ist, so tritt sie von allen störenden Einflüssen ungehindert in freier Bewegung hervor, erhebt sich nach oben, erkennt das Göttliche und unterrichtet sich sogar selbst, wenn sie gleich den Unterricht anders vorher zu erhalten scheint. Sie bedarf alsdann weder einer Erinnerung noch einer Belehrung, sondern durch ihren Gedanken, welcher das Haupt und der Lenker der Seele ist, ahmt

sie von selbst die Engel nach und erreicht nicht erst allmählich, nicht in einer bestimmten Zeit, sondern in einem Augenblick das, was sie wünscht. (III, 53). Hierzu führt Agrippa folgende Verse des Boëthius (470—525) an: III, 55.

Tu quoque si vis
Lumine claro
Cernere verum
Tramite recto
Carpere callem:
Gaudia pelle,
Pellę trimorem,
Nec dolor adsit,
Spemque fugato,
Nubila mens est,
Vinctaque frenis
Haec ubi regnant.[1])

Ist die höchste Stufe der mystischen Entwickelung erreicht, so zieht unser auf den höchsten Gipfel des Seelenlebens gestellter reiner und göttlicher Geist, von religiöser Liebe brennend, mit Hoffnung ausgerüstet und vom Glauben geleitet, die Wahrheit an und schaut schnell begreifend alle Zustände, Verhältnisse und Ursachen sowohl der natürlichen als unsterblichen Dinge in der göttlichen Wahrheit selbst wie in einem Spiegel der Ewigkeit. Daher kommt es, daß wir, in der Natur stehend, das, was über die Natur ist, erkennen und alle Dinge unserer Welt wissen, nicht nur die seienden und gewesenen, nein, wir erhalten auch Weissagungen von den früher oder später werdenden. Überdies eignet sich nicht nur in den Wissenschaften und Künsten oder in den Weissagungen der Geist eine derartige göttliche Kraft an, sondern er erhält auch eine wunderbare Macht, die Dinge durch seinen Befehl zu verändern. Daher kommt es, daß wir, in der Natur stehend, bisweilen über die Natur herrschen. (III, 6.)

(Im 50. Kapitel des dritten Buches definiert Agrippa:) Die Ekstase ist eine Abziehung und von Gott ausgehende Erleuchtung der Seele, wodurch Gott die vom Oberen zum Untern abgefallene Seele wieder vom Untern zum Obern hinaufzieht. (Dabei kann ein Verlassen des Zellenleibes stattfinden, denn es heißt ferner in demselben Kapitel:) So groß ist die Macht der Seele, wenn sie nämlich ihrer ursprünglichen Natur folgen kann und nicht von der Sinnlichkeit niedergehalten wird, daß sie plötzlich in ihrer Kraft sich erhebt und sogar manchmal ihre Fesseln abstreifend den Körper verläßt und zu der überhimmlischen Wohnung eilt, wo sie wegen ihrer innigen Verbindung und Ähnlichkeit mit Gott mit göttlichem Lichte und dem Blick in die Zukunft erfüllt wird.

(Das räumliche und zeitliche Fernsehen ist jedoch nach Agrippa nicht an die Ekstase gebunden, sondern kommt bei allen Zuständen vor, in denen die Verbindung des transscendentalen Ichs mit dem Zellenteile gelockert ist, wie z. B. im Augenblick des Sterbens und im Schlaf. Es heißt in dem angeführten Kapitel weiter:) Es wohnt nämlich unsern Seelen ein das All umfassender Scharfblick inne, der durch die Finsternis des Körpers und der Sterblichkeit verdunkelt und gehemmt ist, nach dem Tode aber, wenn die vom Körper befreite Seele die Unsterblichkeit erlangt hat, zur

[1]) Die Führerinnen auf dem Wege zur höchsten Vervollkommnung sind ihm Glaube, Liebe und Hoffnung; als Mittel zur Erreichung des Ziels aber dienen Reinheit, Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Einsamkeit, Gemütsruhe, Kontemplation und Erhebung der Seele; die Buße und Wohlthätigkeit, das Gebet und äußere Mittel wie Opfer, Waschungen, Räucherungen 2c. Alle Leidenschaften müssen verbannt werden. C. K.

vollkommenen Erkenntnis wird. Daher wird manchmal den dem Tode Nahen und durch das Alter Geschwächten ein ungewohnter Lichtstrahl zuteil, weil alsdann die Seele weniger von den Sinnen gefesselt und schon gleichsam etwas von ihren Banden befreit und dem Orte, wohin sie wandern wird, näher stehend, dem Körper nicht mehr so unterworfen ist als früher. —

(Bei der Divination durch den Schlaf unterscheidet Agrippa dreierlei Träume. Erstens das regellose aus dem Tagesleben herrührende aller Bedeutung bare Bildergewirr, zweitens den symbolischen Traum und drittens das absolute Fernsehen im Traume. Über die ersten beiden Gattungen spricht er sich folgendermaßen aus:) Einen Traum nenne ich hier nicht die gewöhnlichen phantastischen Traumgebilde, denn diese sind eitel und haben keine Bedeutung, sondern sind aus dem wachen Zustand in den Traum herübergenommen oder entstehen aus einer körperlichen Störung. So oft nämlich der Körper unter der Gunst oder Ungunst des Schicksals leidet, führt die Seele die Bilder, mit denen sie den Wachenden ermüdet hatte, auch dem Schlafenden vor, oder es täuscht der Traum auch manchmal mit dem Gegenteil. Der Traum dagegen, wie ich ihn hier verstanden wissen will, wird, während Seele und Leib sich wohlbefinden durch den Einfluß der himmlischen Welt im Geiste hervorgerufen. — Die Träume treten bei den Menschen nicht in einerlei Weise auf, sondern richten sich nach den Eigentümlichkeiten und der verschiedenen Beschaffenheit der Imagination. Darum läßt sich auch keine allgemein giltige Traumsymbolik anwenden. — Deshalb rät Synesius, ein jeder solle seine eigenen Träume und die ihm darauf zustoßenden Ereignisse, welche mit dem im Traum Geschauten in Konnex stehen, genau beobachten, das Gesehene und darauf Erlebte seinem Gedächtnisse einprägen und vermittelst einer solchen fleißigen Beobachtung sich selbst eine Reihe von Regeln abstrahieren, aus denen dann jeder, wenn er nichts aus dem Gedächtnis verliert, eine auf seine Träume anwendbare Wahrsagungs- und Auslegungskunst sich bilden kann. (I, 59.)

(Vom absoluten Fernsehen im Traume heißt es III, 51:) In diesen Träumen scheinen wir zu fragen, zu lernen, zu lesen und zu erfinden; auch vieles Zweifelhafte, Unbekannte, Unvermutete und noch niemals Versuchte wird uns in den Träumen offenbar. So erscheinen uns Bilder unbekannter Orte und Gestalten, sowohl lebender als verstorbener Menschen; es wird uns Künftiges angezeigt, was noch nicht vorgekommen ist, und wir erfahren, es sei irgendwo etwas geschehen, was noch nicht bekannt wurde. Diese Träume bedürfen keiner weiteren Auslegung, wie jene, von denen im ersten Buch die Rede war, die der Divination angehören und kein Voraussehen sind. — Wer daher wahre Träume erhalten will, muß einen reinen und ungetrübten phantasievollen Geist haben und ihn des Verkehrs mit dem Verstand würdig zu machen suchen, denn ein solcher Geist ist zum Weissagen sehr tauglich und nach den Worten des Synesius ein sehr klarer Spiegel aller von den Dingen ausströmenden Bilder. Wenn wir daher bei gesundem Körper und ruhigem Gemüte, nicht durch Speise oder Trank beschwert, auch nicht durch Mangel niedergedrückt sind, und uns nicht Zorn oder Wollust aufregen, dann nimmt unsere, von jedem schädlichen Gedanken freie, reine und göttliche Seele die von göttlichen Geistern ausgehenden Strahlen und Bilder wie in einem Spiegel in sich auf und schaut nun weit sicherer und klarer als bei der gewöhnlichen Thätigkeit der Vernunft, da jetzt göttliche Gewalten in nächtlicher Stille die in ihre Versammlung geladene Seele unterrichten; aber auch im wachen Zustande wird die Gottheit einer solchen Seele gewogen sein und ihre Handlungen leiten. Wer daher seinen Geist durch ruhige religiöse Betrachtung wie auch durch eine gemäßigte, der Natur entsprechende Lebensweise rein erhält, hat an ihm ein vortreffliches Mittel zur Erlangung göttlichen Wissens.





Zur Geschichte der Bewegungsphänomene.

(Die Wünschelrute.)

Von

Johann S. Haussen.

❦

> Dee Weg für das Experiment ist eröffnet; das oft verlachte „Tischrücken" wied der Weg werden, die tiefsten Probleme dee Menschennatur zu lösen, allen Uberglauben zu tilgen, aber manches als Uberglauben Verlachte wieder einzureihen unter die naturgemäßen Vorgänge einer magischen, schöpferischen Thätigkeit des Menschengeistes.
>
> Schindler: Magisches Geistesleben, pag. 300.

Die Bewegungsphänomene und ihre Anwendung auf die Mantik, das Psychographieren, sind heute in weiten Kreisen bekannt, und Perty hat sich in seinem „Spiritualismus" große Mühe gegeben, verwandte Erscheinungen bei wenig zivilisierten und wilden Völkern nachzuweisen, während Jacolliot in seinem bekannten Reisewerk[1]) sehr schätzbare Berichte über derartige Vorkommnisse bei den indischen Fakiren liefert. Dagegen fehlt noch eine Zusammenstellung dessen, was die eigentlichen Kulturvölker alter und neuerer Zeit auf diesem Gebiet erfuhren und erforschten, bis zu dem Zeitpunkte, als am Ende des vorigen Jahrhunderts der italienische Mineraloge Amoretti und Professor Epps in Regensburg ihre bekannten Versuche mit Schwefelkiespendeln, Gewichten u. s. w. machten, mit denen sie die Bewegungsphänomene dem Gebiete der Magie entrückten und in den Kreis exakter wissenschaftlicher Beobachtung zogen. Leider vermochten diese Gelehrten ebenso wenig wie Schelling und der Physiker Ritter die Aufmerksamkeit ihrer schulgerechten Kollegen auf den von ihnen sogenannten „Siderismus" zu lenken, und noch heute ringen wir um die Anerkennung der übersinnlichen Ursachen, welche den sogenannten spiritistischen Bewegungsphänomenen zu Grunde liegen.

Wir wollen es versuchen, an diesem Ort die oben bezeichnete Lücke auszufüllen.

Aus Jacolliots Reisewerk ist bekannt, daß die Fakire Salvanidin-Odear und Covindasamy Feigenblätter und eine schwere Metallvase auf ihren Befehl sich in die Luft erheben ließen. Ganz gleichen Erscheinungen begegnen wir in der Bibel und im Talmud: So holt der Prophet Elisa vermittelst eines Stäbchens eine in den Jordan gefallene Axt durch magische Anziehung herauf.[2]) „Und da einer ein Holz fällete, fiel das Eisen ins Wasser. Und er schrie und sprach: Awe, mein Herr! Dazu ist es entlehnet. — Aber der Mann Gottes sprach: Wo ist es entfallen? Und da er ihm den Ort zeigte, schnitt er ein Holz ab, und stieß daselbst hin. Da schwamm das Eisen." — Ferner hat mit dem bei Jacolliot nachzulesenden magischen Emporschweben der

---

[1]) Les Fakirs charmeurs, Paris 1881; vergl. auch Jacolliot, Le spiritisme dans le monde, Paris 1875.

[2]) II. Kön. 6, 5 6.

Feigenblätter eine Stelle des **Talmund Bava bathra** die größte Ähnlichkeit. Es ist daselbst vom Gebrauch des Urim und Thummim bei der Teilung Kanaans unter die zwölf Stämme Israels die Rede und heißt, Eleasar habe das Brustschild (Urim und Thummim oder Ephod) umgethan, während Josua mit ganz Israel vor ihm stand. Gleichzeitig hatte Eleasar eine Urne mit den auf Zettel geschriebenen Namen der zwölf Stämme und eine andere, in der Zettel mit den Namen der zu verteilenden Gegenden lagen, vor sich stehen. Eleasar sprach, die Hand auf die zweite Urne legend, beispielsweise: „Es steige Sebulon empor", worauf der Zettel mit dem Namen Sebulon emporschwebte. Dann legte er die Hand auf die zweite Urne, worauf der Zettel mit dem Landstrich Acho aufstieg, den Sebulon erhielt.[1]

Schindler will in seinem „magischen Geistesleben" (S. 303) die **Teraphim** zu Totenschädeln machen, durch deren Bewegung die Israeliten geweissagt hätten, jedoch sagt der etwa 70 nach Christus lebende Karait **Elieser** nur: „Was aber sind die Teraphim? Man schlachtete einen erstgeborenen Knaben, trennte ihm das Haupt ab und balsamierte es mit Öl und Salz ein. Darauf schrieb man auf ein Goldblech den Namen eines bösen Geistes und legte es unter die Zunge des Schädels. Endlich hing man das Haupt an der Wand auf, zündete Lampen an und fiel vor ihm nieder, worauf es mit den Zauberern redete.[2]) Von einer Mantik[3]) durch Bewegung ist also nicht die Rede; dagegen werden wir in der **Kephalomantie** des Hexenwesens einer solchen begegnen.

Von einer Wahrsagung durch Tische spricht der 220 gestorbene Kirchenvater **Tertullian**, bei dem es heißt, daß „die Magier Orakelsprüche durch Tische erlangten". Jedoch läßt er es zweifelhaft, ob hier Orakel durch Klopflaute oder Bewegung gemeint sind. Ein Gleiches gilt von folgender Stelle der aus dem zweiten Jahrhundert stammenden Schrift: „**Von der Lehre der zwölf Apostel**". „Jeder Prophet, der, im Geiste sprechend, dem Tisch geboten hat, wenn er daran rührt, ist ein falscher Prophet."

Vergleichen wir mit diesen unklaren Berichten die äußerst mäßigen bisher noch unberücksichtigt gebliebenen Stellen der Historiker **Ammianus Marcellinus** und **Sozomenus** in ihrer Geschichte des römischen Staates[4]), so wird es wahrscheinlich, daß Tertullian sowie auch die „Lehre der zwölf Apostel" wohl eine Art Tischrücken oder Psychographieren im Auge hatten; bei Ammianus Marcellinus und Sozomenus ist dies offenbar der Fall. Es handelt sich um den bekannten Zauberprozeß unter der Regierung des Kaiser Valens, welcher anhängig gemacht wurde, weil eine Anzahl hoch-

[1]) Vgl. Joh. Buxtorfi, Fil., Exercitatio de Urim et Thummim, 4°. Basil. 1659, pag. 303. Das Land Acho wird Josua 19, 10—16 in der Lutherschen Übersetzung nicht genannt, was wohl an der Verschiedenheit der benutzen Originalcodices liegen mag, denn schwerlich werden gelehrte Talmudisten und der noch heute mustergültige Orientalist Buxtorf einen nicht dem Stamme Sebulon gehörigen Landstrich zitieren; Luthers Übersetzung ist bekanntlich nicht die beste.

[2]) Pirke Eliezer, cap. 36. — [3]) Wahrsagung, Wahrsagekunst.

[4]) Am. Marc. Lib. XXIX cap. 1 u. 2; Sozom. Lib. VI cap. 35.

stehender Männer durch magische Künste den Namen vom Nachfolger des Valens zu erforschen gesucht hatten. Einer derselben, Hilarius, bekannte Folgendes: „Wir konstruierten — zu unglücklicher Stundel — von jungem Lorbeerholz dieses unselige Tischchen, welches ihr seht, nach dem Vorbild des delphischen Dreifußes und brachten es endlich dazu, Bewegungen hervorzubringen, nachdem es durch Beschwörungen heiliger Gesänge und viele und tägliche Zermonien magischem Brauche gemäß geweiht worden war; wenn es nun über geheime Dinge befragt wurde, war folgende Bewerkstelligung der Bewegung üblich[1] So oft es nötig war, wurde das Tischchen in die Mitte des Hauses gesetzt und dasselbe mit arabischem Rauchwerk durchräuchert. Über dem Tische war ein aus verschiedenen Metallen gegossener Griffel aufgehangen und auf diesem die einzelnen Buchstaben des Alphabets durch Zwischenräume getrennt ordnungsgemäß aufgeschrieben. Auf dem Tische stand ein Mann, welcher das Haupt mit einem leinenen Tuch umhüllt hatte, ein leinenes Gewand und Fußbekleidung trug, in der einen Hand eine vollständige Eisenkrautpflanze und in der andern an einem leinenen Faden einen geweihten Ring hielt. Mit Gebet den die Zukunft durchschauenden Gott anrufend, saß er auf dem Tisch nieder, worauf derselbe durch göttliche Kraft derart bewegt wurde daß der hängende Ring bestimmte Buchstaben auf dem Griffel berührte. So setzte er Hexameter[2] zusammen, aus denen die Antwort auf die vorgelegte Frage hervorging, wie einst beim Apollo-Orakel zu Delphi und Branchis. Den Fragern über den künftigen Kaiser berührte der Ring die Buchstaben θεόδω." — Soweit das Wichtigste dieses Berichts. Es folgt nun noch die bekannte Erzählung, daß die Magier schwankten, ob der nächste Buchstabe ein ρ oder ein σ gewesen sei, weshalb sie glaubten, daß Theodorus Kaiser werde, während Theodosius auf den Thron kam. Das hat für uns hier kein Interesse, dafür aber die Thatsache um so mehr, daß hier unverkennbar ein sehr komplizierter Psychograph beschrieben ist, bei dessen Gebrauch zugleich das Tischrücken auftrat.

Sozomenus faßt sich kürzer und erzählt die für uns besonders wichtige Einleitung der Erzählung folgendermaßen: „Einige von denen, welche vor allen andern in der Philosophie zu glänzen meinten und das Anwachsen der christlichen Religion mit scheelen Augen betrachteten, beratschlagten, wie sie den Nachfolger des Valens erfahren könnten. Da sie nun in allen Wahrsagungsarten erfahren waren, machten sie von Lorbeer einen Dreifuß und benutzten nach ihrer Weise Dämonenbeschwörung und abscheuliche Worte, damit sich aus der Zusammenfügung der einzelnen bedeutsamen Buchstaben durch die Bewegung und Weissagung der Name des künftigen Kaisers ergäbe." — Das Weitere ist dem Schluß der Ammianischen Erzählung konform. Gleichlautende Berichte über diesen Vorgang haben Zonares[3]) und Paulus Diaconus[4]).

[1]) Construximus ad Cortinae similitudinem Delphicae, diris auspiciis, de laureis virgulis infaustam hanc mensulam, quam videtis, et imprecationibus carminum secretorum choragiisque (ich glaube hier choragium, Zurüstung, mit Zeremonie wiedergeben zu dürfen) multis ac diuturnis ritualiter consecratum, movimus tandem, movendi autem, quoties super rebus arcanis consulebatur, erat institutio talis.

[2]) Sic conficiebat carmina heroica. Carmen heroicum ist eine tropische Bezeichnung des Hexameters. — [3]) Annal. Tom. III.

[4]) De rebus gest. Longob. lib. XII. — Nach diesen Berichten wird es nicht unwahrscheinlich, daß die sich von selbst bewegenden Dreifüße, welche nach Philostratus Apollonius von Tyana bei dem Brahminen Jarchas sah, auch eine Art Psychographen waren.

Altertum und Mittelalter kannten noch mehrere Wahrsagungsarten, welche auf spiritistischen Bewegungsphänomenen beruhten, so z. B. die Axinomantie oder Beilwahrsagung, deren schon Aristophanes, Plinius und Suidas gedenken. Man schlug ein Beil in ein rundes Stück Holz und brachte es ins Gleichgewicht. Darauf nannte man, wenn man z. B. einen Diebstahl erforschen wollte, die Namen der Verdächtigen; bei wessen Namen nun das Beil eine Drehung machte, den betrachtete man als den Schuldigen.

Hierher gehört auch das berühmte Sieblaufen oder die Koskinomantie, eine Wahrsagungsart, deren sich nach Bodinus am Ende des 16. Jahrhunderts sogar die königlichen Richter in Frankreich zur Aufsuchung der Hexen bedienten. Zwei Personen faßten mit einer Schere oder Zange ein Sieb so, daß ein Teil der äußeren Rundung eingeklemmt war, und hielten es in die Höhe. Darauf sprach man einige nichtssagende Worte, denen aber natürlich die treibende Kraft beigelegt wurde, und nannte die Namen der Verdächtigen. Die Drehung erfolgte dann wie oben.

Der kaiserliche Arzt zu Ensisheim im Elsaß, Georg Pictorius von Villingen, versichert in seiner 1563 gedruckten Schrift von der zeremoniellen Magie, daß es ihm auf diesem Wege dreimal gelungen sei, die Namen von Personen zu entdecken, welche ihm Geld und einen Hund gestohlen und ein Vogelgarn zerschnitten hatten. Nach Erasmus von Rotterdam[1]) war die Koskinomantie die damals gebräuchlichste populäre Wahrsagungsart, deren divinatorische Wahrheit natürlich aber ebenso sehr von der medialen Begabung des Experimentierenden abhing als die des heutigen Psychographen.

Die Zwillingsschwester der Koskinomantie war und ist die heute noch gebräuchliche Klidomantie oder Schlüsselwahrsagung, bei welcher ein Erbschlüssel in eine Erbbibel gebunden und aufgehangen wird, während man das Übrige analog den obigen Divinationsgattungen ausübt.

Durch die kursächsischen Polizeiordnungen von 1572 und 1661 wurde der Tod durch das Schwert auf die Ausübung dieser Wahrsagungsarten gesetzt, welche nicht nur in Europa sondern auch in Amerika üblich waren, denn Cotton Mather[2]) berichtet, daß in Massachusetts „die Leute Beschwörungen mit Sieben, Schlüsseln, Erbsen, Hufeisen, Nägeln und anderem Gerät trieben, um Dinge zu erfahren, für welche sie eine unerlaubte Neugierde hatten".

Im Hexenwesen kommt eine Kephalomantie genannte Wahrsagungsart vor, bei welcher auf magischer Weise an Schnüren aufgehängte Köpfe frischer Leichen in Bewegung gesetzt wurden. Über die Details ihrer Ausübung liegt kein Material vor[3]).

Eine im Mittelalter und bis zur Roccocozeit allgemein verbreitete Wahrsagungsart war die Skyphomantie oder Becherwahrsagung, welche ähnlich wie das von Ammianus Marcellinus beschriebene Psychographieren

[1]) Apophthegm. Lib. VIII.

[2]) Memorable Providences relating to Witchcraft and Possession, Lond. 1689.

[3]) Benedict Carpzov: Praxis nova rerum criminalium imperialis. Fol. Vitebergae 1635, P. I. Quaest. 50 seu 5.

ausgeübt wurde. Man hielt einen an einen Faden befestigten Ring oder Türkis mit Daumen und Zeigefinger über einen mit Wasser gefüllten Becher und formulierte eine Frage; das Anschlagen des Rings oder dessen Unbeweglichkeit bedeutete alsdann Bejahung oder Verneinung [1]). Allgemeiner Glaube war, daß der skyphomantische Ring die Tagesstunde durch Anschlagen richtig anzeigen sollte. Der berühmte Jesuitenpater Athanasius Kircher erzählt in seiner Ars magnetica [2]), daß sowohl er selbst und seine Schüler, als auch mehrere gelehrte und fromme Leute zu Rom dieses Experiment angestellt hätten, ohne daß es ihnen möglich gewesen sei, irgend welche Wirkung zu erzielen. Kirchers nicht minder berühmter Schüler P. Caspar Schott sagt dagegen in seiner Magia universalis [3]):

„Dasselbe habe auch ich bis zur äußersten Ermüdung meines Armes häufig ohne jeden Erfolg versucht. Ein Gleiches versuchten würdige gelehrte und fromme Männer sowie viele meiner Schüler, unter denen ein Einziger war, welcher jedesmal unfehlbaren Erfolg hatte und zwar nicht allein mit einem über einem Becher schwebenden Ring, sondern mit einem jeden neben einer Bank oder einem Tisch aufgehangenen Gewicht. Er hat das Experiment zu wiederholten Malen in meiner Gegenwart gemacht, aber das aufgehangene Gewicht that bald weniger Schläge, als der Tagesstunde entsprachen.

„Daß dies übrigens durch die Kraft der Imagination geschieht, thue ich aus dem Umstand dar, daß die gestörte Imagination die Bewegung hemmt. Denn als P. Melchior Cornäus in Frankreich war, kannte er einen gelehrten Mann, welcher auf daß hartnäckigste behauptete, daß dies auf angedeutete Weise natürlich geschehe und ihm unfehlbar zutreffe; er wende keinen Betrug an, habe keinem Pakt mit dem Teufel geschlossen und finde auch keine andere Ursache. Pater Cornäus ließ einen mit Wasser halb gefüllten Becher bringen und bat den Mann, den Ring in gewohnter Weise über den Becher zu halten, dann wollten beide ihre Imagination dahin richten. daß kein Erfolg stattfinden solle. Als dies geschah, erfolgte keine Bewegung, worüber sich jener Mann sehr wunderte."

Diese Erzählung ist besonders deshalb merkwürdig, weil uns in ihr eine — allerdings unvollkommene — Beobachtung der Mediumität entgegentritt. Aber auch schon früher fehlte es an einzelnen Beobachtungen physikalischer Medienschaft nicht: So erzählt Albertus Magnus, [4]) daß zu seiner Zeit zwei Knaben in Deutschland geboren wurden, von denen der eine alle Thüren zur linken und der andere zur rechten Hand, an denen sie vorübergetragen wurden, aufsprengte [5]), auch wenn sie noch so

---

[1]) Johann Wier de praestigiis Daemonnm (Lib. II cap. 12) beschreibt diese Wahrsagungsart etwas anders: ὑδρομαντεία varie usurpabatur. Aqua implebatnr cyathus, anulusque filo suspensus ex digito librabatur in aquam: atque sic conceptis verbis postnlatur rei quaesitae declaratio, vel confirmatio. Si quod proponebatur, verum erat, annulus suo nutu, non impulsus, cyathum feriebat constitutis ictibus. Hanc exercuisse Numam Pompilium et excitos in aquam deos consulnisse tradunt." Wie man aus der gesperrt gedruckten Stelle ersieht, wußte man schon 1563 recht wohl die von übersinnlichen Kräften verursachte Bewegung von der durch unbewußtes Muskelspiel vermittelten zu trennen. Nil novi!

[2]) Köln 1643, 4⁰, Lib. III P. 5 cap. 3. —

[3]) Würzburg 1657, 4⁰. P. IV. Lib. IV, cap. 4.

[4]) Albertus Magnns: De motu animalium lib III.

[5]) Aus derartigen Vorkommissen mag die Sage von der Springwurzel entstanden sein, welche sich schon bei Josephus De bello Judaico (Lib. VII cap. 25) findet.

fest verschlossen waren waren. — Diese wunderbare Kraft, sagt Albertus Magnus, könne nicht anders als aus einer verborgenen Eigenschaft erklärt worden, welche die Kinder vom Himmel empfangen hätten. Albertus Magnus nahm nach mittelalterlichem Brauch zur Erklärung mediumistischer Eigenschaften seine Zuflucht zu den Sternen, anders Paracelsus. Dieser nennt das Vermögen des räumlichen und zeitlichen Fernsehens und des Fernwirkens Nektromantia. Das erwähnte Vermögen steht nach seiner Anschauung dem siderischen Menschen zu, bei welchem Begriffe man sich den Astralkörper, und zwar zugleich als Willensträger, zu denken hat. Der siderische Mensch nun oder nektromantische Geist, welcher u. a. die in magischen Spiegeln 2c. erscheinenden Bilder aus sich heraus projiziert, ist also der Urheber des Fernsehens, Fernwirkens und mithin auch der nicht durch mechanische Ursache vermittelten Bewegung: „Dieser Geist erscheinet in Spiegeln und Barillen (Krystallen), er treibt die Wünschelruthen, vnd zeucht an sich wie der Magnet das Eisen, er treibet das Sieb vmb, er zeucht den Flammen von Liecht abe, dann er hat eine anziehende Kraft, also daß sie an sich zogen werden von den Dingen die man suchet, wie das Eisen vom Magneten.[1]

Ganz ähnlich drückt sich Johann Baptista van Helmont in seinem berühmten Aufsatz De magnetica vulnerum curatione über das Vermögen der Fernwirkung aus: „Ich sage also, daß der äußere Mensch ein Tier ist, welches fleischliche Vernunft und Willen gebraucht. Der innere Mensch jedoch ist nicht Tier, sondern das wahre Bild Gottes." (§ 83.) „Wenn also Gott durch seinen Wink, sein Wort wirkt, so muß der Mensch dasselbe verrichten können, wenn er eben Gottes Ebenbild sein soll." (§ 91.) „Es ist dies ebenso ein Vorrecht des inneren Menschen wie das Denken ein solches des Geistes, wenn der Mensch Gottes Ebenbild und nicht nur ein müssiges Wesen darstellen soll. Mag man auch diese Kraft eine magische nennen, so kann nur der Ungebildete darüber erschrecken; ich würde sie lieber eine geistige Kraft nennen." (§. 92.) „Jene natürliche magische Geisteskraft, welche wegen der Ebenbildlichkeit des Menschen in die Ferne wirkt, liegt im Menschen verborgen und schläft infolge unserer Sünde, sie bedarf jedoch der Auferweckung." (§ 99.) „In unserer Seele ruht eine von Gott gegebene magische Kraft, welche ihr deshalb eigentümlich und zugehörig ist, weil unsere Seele das Ebenbild Gottes ist. Diese Kraft wirkt auf ganz andere, besondere und zwar geistige Weise in die Ferne als wie mit körperlichen Hülfsmitteln, weil eben die Seele edler als der Körper ist. Ist diese durch die Sünde gleichsam schlafen gegangene Kraft wiederhergestellt und aufgeweckt, so bewegt und lenkt die Seele eben sowohl ihren Körper, als sie auch außerhalb ihres Gefängnisses durch einen bloßen Wink entfernte Objekte beeinflußt." (§ 123.) „Darauf ruht die Basis der ganzen natürlichen Magie und nicht auf Segen, Ceremonien und anderm Aberglauben." (§ 124.) „Ich habe bisher gezögert, ein großes Geheimnis bekannt zu machen, nämlich handgreiflich zu zeigen, daß im Menschen eine Kraft oder Energie liege, welche allein durch den Willen und die Phantasie auf die Außenwelt wirkt und ihren Einfluß auch auf ein weit entferntes Objekt geltend macht." (§ 168.)

Mit den Arbeiten der Patres Kircher und Schott hatten die Untersuchungen über die Bewegungsphänomene einen vorläufigen Abschluß gefunden und wurden erst dreißig Jahre später wieder aufgenommen, als

[1] Philosophia sagax fol. 55, b. Ed. Frankfurt 1571, Folio.

die Wünschelrute anfing in Frankreich und Deutschland Aufsehen zu erregen. — Bevor wir jedoch zur Schilderung dieser Vorgänge schreiten, müssen wir einen Rückblick auf die noch wenig gekannte Geschichte der Wünschelrute thun. Schindler will in seinem „magischen Geistesleben“ (S. 302) schon in dem Stabe, welchen Adam aus dem Holze des Lebens schnitzte, im Caduceus des Merkur, den Stäben und Ruten der Minerva und Circe, des Odins und Linkrus wie im Ruetelin des Nibelungenliedes Wünschelruten sehen und zwar mit Unrecht, denn er verwechselt den mythischen, Verwandlungen und anderes bewirkenden Zauberstab mit der divinatorischen Rute.

Es wird wohl nicht in Abrede zu stellen sein, daß die Wünschelrute so lang bekannt ist, als es Metall- und Wasserfühler giebt, und der Zufall mußte zu der Entdeckung führen, daß ein Stab in der Hand so veranlagter Menschen Bewegungen macht, welche von dem bewußten Willen des Individuums gänzlich unabhängig sind. Deshalb kamen denn auch die vernünftigeren der ältern Naturforscher, welche so frei als möglich von dem derzeitig herrschenden Teufelsglauben waren — namentlich im 17. Jahrhundert die Cartesianer — auf den Gedanken, daß die von den Metallen oder dem Wasser ausströmenden Dünste die Bewegungsursache der Wünschelrute seien. Die sogleich hier näher zu besprechenden Versuche Zeidlers haben dagegen gezeigt, daß diese Theorie eine keineswegs erschöpfende, ja eine falsche und daß das Schlagen der Wünschelrute mit den übrigen durch übersinnliche Ursachen vermittelten Bewegungsphänomenen identisch ist.

Da es hier nicht darauf ankommt, den kulturgeschichtlich allerdings sehr interessanten Aberglauben zu schildern, welcher mit der Wünschelrute getrieben wurde, so wollen wir nur kurz erwähnen, daß dieselbe zuerst in der „eröffneten und bloßgestellten Natur“ [1]) des um 1430 zu Goslar lebenden Bergmeisters Andreas de Solea erwähnt wird, welcher wie der berühmte um 1470 lebende Alchymist Basilius Valentinus in seinem „Bergbuch“ (auch ‚De Metallis‘ genannt) ihr Schlagen den metallischen Ausdünstungen zuschreibt. Einer gleichen Ansicht ist der große Mineraloge Georg Agricola (1494—1555) in seinem epochemachenden Werk De re metallica (lib. 2); jedoch kommt bei ihm schon die merkwürdige Äußerung vor, daß eine eigentümliche, die anziehende Kraft der Metalladern aufhebende Veranlagung des Menschen die Schuld trage, wenn die Rute nicht schlagen wolle.[2]) An einer anderen Stelle neigt sich Agricola dagegen zur abergläubischen Meinung seiner Zeit, daß die Be-

[1]) So lautet der Titel in einer aus dem vorigen Jahrhundert stammenden handschriftlichen Übersetzung. Über dieses Werk und A. d. Solea vergl. J. G. Gmelin „Geschichte der Chemie“ I. Teil, Gött. 1791.

[2]) „Verum, ut ipsi (die Rutengänger) asserunt, causa motionis virgulae est vis venarum: eaque interdum tanta est, ut arborum prope venas crescentium ramas ad se flectat;“ — „quod vis venarum virgulam, cum quidam e metallicis, aut caeteris hominibus eam tenent in manibus, non vertat, in causa est hominis proprietas quaedam singularis, quae vim venarum impedit atque alligat.“ Am ang. Orte.

schwörung der Rute und der Teufel die treibende Kraft seien. Dieselbe Meinung vertreten der von 1522—1605 lebende berühmte Arzt Ulysses Aldrovandus[1]), Athanasius Kircher[2]), und — was man nach den oben erwähnten Pendelversuchen nicht glauben sollte — Caspar Schott[3]).

Im 17. Jahrhundert wurde die Wünschelrute als obrigkeitlich autorisirtes Instrument vielfach angewendet, jedoch sind die Beweise selten, „daß Effect praestiret wurde". Ich kann einen solchen beibringen aus der „Vera virgulae mercuriales relatio, Das ist wahrhafftiger und gründlicher Bericht von der Wünschelruthen, wie solche zu Sulza an der Ilmen bei Ausgehung eines Salzquells ohne alle Superstition ist abgebrochen und zum öfftern gebraucht worden, von Matthes Willen[4]), Stud. Sulzensi Jena gedruckt bei Johann Werthern (s. a.). Während der Stürme des dreißigjährigen Krieges waren die Sulzaer Salzwerke in Verfall gekommen, und in den sechziger Jahren blieben die Quellen ganz aus. Deshalb sandte im Jahre 1667 Herzog Friedrich Wilhelm III. von Sachsen eine unter dem Hofrat Hans Dietrich von Schönberg stehende Kommission, bei welcher sich „ein außerordentlicher Rutengänger" befand, nach Sulza, um Abhilfe zu schaffen. „Da nun der Saltzschreiber Jacob Abraham Christner und der Pfannenmeister Johann Christoph Zöllich etliche Anzeigen von demselben erhalten hatten, haben diese nach der Abreise jener Männer sich bemühet, noch etwas Bestimmteres zu erfahren, und als sie ziemliche Gewißheit von dem Saltzstrich durch die Ruthen bekommen, solches bei ihrer Behörde gemeldet, worauf oberwähnter Herr von Schönberg und Johann Georg Förster auf Droschka D. j. u., Altenburgischer Kammerrat und Ober-Steuer-Einnehmer, den 16. September wieder anhergekommen sind, alles was berichtet war, selbsten untersuchet und befohlen haben, daß den 18. September hart am Lodergraben unter dem Herlitzberge ein Schacht zu sencken angefangen werden solte. Im Jahre 1669 hat das Saltzwerck nachdem man in dem den 18. September 1667 angefangenen Schachte endlich wieder eine herrliche Quelle gefunden hatte, sich wieder gehoben und zu Jedermanns Freude einen reichen Gewinn versprochen." Von diesem Schacht sind noch die Rudera zu sehen.

Im Jahre 1692 erregte die Rutengängerei eines französischen Bauers, Jaques Aymar, großes Aufsehen, welcher auf diese Weise Diebe und Mörder entdeckte. Am 5. Juli 1692 war nämlich zu Lyon ein Weinhändler mit seiner Frau auf so raffinierte Weise ermordet worden, daß vom Thäter jede Spur mangelte. „Ein Nachbar, den die That äußerst schmerzte, erinnerte sich, daß er einen wohlhabenden Bauer mit Namen Jakob Aymar kenne, welcher sich auf die Kunst verstände, Räubern und Mördern nachzuspüren. Er ließ ihn nach Lyon holen, und stellete ihn dem königlichen Gerichtsprokurator vor, dem dieser Bauer versprach, daß er, wenn man ihn an den Ort, wo der Mord geschehen, führte, damit er sich die Impression davon recht machen könnte, dem Schuldigen gewiß auf dem Fuße nachfolgen, und sie, wo sie immer sein möchten ausfindig machen wolle."

„Er gestund, daß er hiezu eine Wünschelruthe brauche; doch sey es einerley, von was für Holz, zu welcher Zeit und ohne Zeremonien geschnitten. Die Richter schickten

---

[1]) De metalis Lib. 11. — [2]) De Magnete. Lib. III, P. V, cap. 3.

[3]) Mag. univ. P. IV Lib. IV: Syntagm. IV cap. 1.

[4]) Wille schrieb als Magister: Von des Saltzes und seiner Quellen Ursprung, item von der Wünschelruthe. Jena 1681 und 1686, 4°.

ihn dann in das Gewölbe, worinn die That geschah. Hier sah man eines der seltensten Phänomene. Der Bauer kam ganz außer sich, sein Puls schlug, als wie im heftigsten Fieber, und die Ruthe, die er in den Händen hielt, schlug an beyden Orten, wo man die entseelten Körper des Weinhändlers und seiner Frau gefunden hatte, mit aller Macht. Sobald er sich nun die Impression recht gemacht hatte, folgte er seiner Ruthe durch alle Gassen, durch welche die Mörder ihren Weg genommen hatten. Er ging in den Hof des Erzbischofs, und kam also an das Thor der Rhone, welches, da dies alles zu Nacht geschah, verschlossen war." Wir wollen hier die von **Eckartshausen**, Aufschlüsse über Magie[1]), mitgeteilte Erzählung nicht weiter ausspinnen, sondern nur kurz erwähnen, daß Aymar die Mörder 45 Meilen weit zu Land und Wasser verfolgte und „zur äußersten Verwunderung der Wirthe und der Zuseher die Betten, darinn sie gelegen, die Tische, an denen sie gesessen; und die Krüge und Gläser, die sie berührt hatten", bezeichnete. Zu Beaucaire wurde einer der Mörder entdeckt und nach Lyon zurückgebracht. Von weiterer Verfolgung wurde Abstand genommen, und der gefangene Mörder Namens Bossu, legte ein umfassendes Geständnis ab.

Trotzdem wurden gegen Aymar Zweifel erhoben. Man führte ihn im Beisein verschiedener Personen wieder in den Keller, und, aus Argwohn, der Bauer möchte als ein listiger Betrüger die Wünschelrute willkürlich bewegen, verband man ihm die Augen; allein dem ungeachtet war der Erfolg der nämliche, wie sonst. Im Hause des Generalprokurators entdeckte Aymar noch in einem Bedienten den Urheber eines Diebstahls von mehren hundert Franks und legte vor dem Erzbischof von Lyon und zahlreichen Mitgliedern der höchsten französischen Aristokratie eine Reihe überzeugender Proben seiner mysteriösen Begabung ab.

Diese Begebenheit erregte ein solches Aufsehen, daß ein gewisser **Vallemont** ein in mehreren Ausgaben vorkommendes Werk „La physique occulte ou traité de la baguette divinatoire" über die Wünschelrute schrieb, welches auch von dem obengenannten **Wille** unter dem Titel: „Der heimliche Naturkundiger oder Beschreibung der Wünschelrute" (Nürnberg 1694), ins Deutsche übersetzt wurde. Vallemont erkannte die Thatsachen voll an und suchte sie nach arteficianischen Prinzipien durch hakenförmige Atome zu erklären, welche, von der Erde wie der Rute ausströmend, in einandergriffen und so die Rute zum Schlagen brächten.

Diese Schrift machte einen in der Nähe von Halle lebenden sonst unbekannten Privatgelehrten Namens **Johann Gottfried Zeidler** auf die Wünschelrute aufmerksam, welcher viel mit derselben experimentierte, außerordentliche Erfolge errang und seine Erfahrungen sowie seine geistreichen Theorien in einem der merkwürdigsten Bücher niederlegte, welche die Litteratur über die sog. Geheimwissenschaften kennt. Dieses Werk ist betitelt: „Pantomysterium oder das Neue vom Jahre in der Wünschelruthe, als einem allgemeinen Werkzeug menschlicher verborgener Wissenschaft. Sammt Widerlegung des dabei gehegten Aberglaubens. Der französischen Physica Occulta entgegengesetzt, mit Vorrede von Christian Thoma-

[1]) München 1791, I, pag. 258 sq.

sius."[1]) Da das Pantomysterium, welches eine Fülle exakter Beobachtungen enthält und in jeder Beziehung Wichtigkeit besitzt, heute so gut wie unbekannt ist, so müssen wir schon etwas näher auf dessen Inhalt eingehen.

Zeidler war entschieden ein medial veranlagter Mann, denn er erzählt (S. 180), daß er im Traum lange griechische und französische Reden gehalten, und lateinische wie griechische Gedichte, von denen er Proben mitteilt, gemacht habe, was ihm wachend sehr schwer gefallen sei. Einstmals erschien ihm der berühmte Humanist Emanuel Chrysoloras im Traum und diktierte ihm ein mitgeteiltes griechisches Distichon. Wäre nun Zeidler vom Aberglauben seiner Zeit befangen gewesen, so würde er das Distichon dem Teufel oder, wäre er ein französischer Spiritist der Neuzeit gewesen, dem Geist des Chrysoloras zugeschrieben haben. So aber war er ein ruhig denkender deutscher Gelehrter, welcher in diesem seltsamen Traumleben nur ein merkwürdiges psychisches Problem sah. — Schon bevor Zeidler mit der Wünschelrute bekannt geworden war, hatte er die Beobachtung gemacht, daß Ruten und Stäbe unter seiner Hand Leben gewannen. Er sagt darüber: „Ich habe wohl ehe mich gewundert, wenn ich eine schwanke Ruthe von Holz ohne Unterschied wie einen Bogen gekrümmt, wenn sie mit Gewalt niederwärts gangen oder mir zurück nach dem Gesicht geschnellet. Ich habe gehalten, was ich aus Leibeskräften konnte, aber es half alles nichts, das Holz sollte und mußte seinen Willen haben, und meine Hände waren doch stärker denn das Holz. Hielt ich denn zu stark, und das Holz war jung und weich, so ging es in Stücken, und ich that ihm doch nichts oder drehte sich aus der Form wie eine Winde, damit man die Reißholzwellen bindet." Zeidler schrieb diese Bewegung der anima sensitiva des Holzes zu, machte aber später die Erfahrung, daß ihm auch metallene Gegenstände zerbrachen. „Sind mir doch ehe eiserne und messingerne Lichtputzen zerbrochen, ungeachtet ich sie nur etwa über eine silberne Schuhschnalle meines Fußes gehalten oder über ein Licht, einen Brief &c. Warum sollten sie nicht über einer Brunnquelle zerbrechen, da sie wohl über geringeren Dingen brechen müssen? Es ist besser die Ruthe brechen, als daß das Bast von den Händen abgehe, wie mir oft geschehen, daß ich Blasen an den Händen gehabt und gute Freunde warnen müssen, sie solltens gehen lassen, wollten sie nicht etwas davon abkriegen. (S. 160.) Daß ich unwissend Wünschelruthen in Händen gehabt, ließ ich mir nicht träumen. Ich suchte den Esel und ritt darauf." Trotzdem hielt Zeidler nichts von der Wünschelrute und wurde erst durch die Physique occulte zu einem genaueren Studium dieses Bewegungsphänomenens angeregt: „Ich las die Physique occulte und vergnügte mich sehr darinnen, wiewohl mir eins oder das andere disputierlich vorkam. Indem mache ich mich mit Bergleuten bekannt und erlange von einem berühmten Ruthengänger H. Joachim Thürmern Nachricht, wie die Ruten zu halten, welcher mir aus Höflichkeit ein paar solcher Dinger, die ich damals zum ersten mal sah, verehrte. Die Ruthe schlug mir bald wie ihm auf einen prätendirten vergrabenen Schatz. Ich wußte mich trefflich viel damit und schickte die Rute heilig eingefüttert nach Hause, meinte, ich würde dergleichen bald nicht mehr erlangen, wenn diese zerbrochen oder verloren würden."

„Sobald ich nach Hause kam, wollte ich meine Kunst probiren. Die Ruthe schlug mir fast aller Orten im Hause. — Ich durchkreuzte alles, wo ich ging und

[1]) Halle 1700, 8°. Das Werk ist dem Kurfürsten Friedrich III. von Preußen gewidmet.

stand, hatte aber keine gewisse Intention dies oder jenes zu suchen, sondern ich ließ der Ruthe ihren Willen und wollte nur sehen, wie sie sich anlassen wollte. So ging sie denn bald sachte und schwächlich in der Hand niederwärts, bald drehte sie sich mit aller Macht und ging geschwinde herunter, bis sie bald horizontal stand. So meinte ich, wo sie sachte schlüge, wäre nur etwa ein klein Stückchen Geld oder ein Nagel verborgen, und wo sie stark schlüge, finde sich ein Mehreres." In dieser Meinung fand sich jedoch Zeidler, welcher nunmehr mit selbstgeschnittenen Ruten operierte, getäuscht; er machte jedoch die Beobachtung, daß die Rute nicht nur auf Metall, sondern auf alle möglichen Gegenstände Feuer, Wasser, Vegetabilien aller Art, Fußstapfen und anderes schlage.

„Unterdessen versuchens meine Leute im Hause allzumal mit der Ruthe. Unser waren damals zwölfe. Sie schlug allen, ausgenommen dreien. Wir waren unterschiedenen Alters und Geschlechtes, unterschiedener Complexion. Ja sie schlug auch meinem kleinen Sohn von vier Jahren. Und der älteste Sohn, damals von 13 Jahren, ließ die Ruthe animi causa auf seinen kleinen Bruder schlagen, und als der Kleine aus der Stube in den Hof gelaufen, suchte er ihn mit der Ruthe; sie schlug ihm auf alle seine Fußtapfen durchs Haus und durch den Mittelhof und fand ihn endlich im Hinterhofe unter der Chaise sitzen. Ich wollte es nicht glauben, bis ich nach vielen Proben befand, daß ich und mein Sohn auch Menschen, nicht nur Mörder finden könnten, so gut als Jaques Aymar. Ich ließ meinen Sohn zu unterschiedenen Malen ins Gebüsch in den Wald hinein gehen zur Rechten oder Linken des Wegs, wie er nur wollte, ich blieb weit zurück und konnte nicht sehen, wo er hinging, verfolgte ihn aber mit der Ruthe in die 1000 Schritte ins Holz hinein; sie führte mich viele Schlangengänge durch Dick und Dünn, daß ich gar verzagte und fand ihn doch endlich, da er denn bekannte, er hätte mit Fleiß solche krumme Schlangenwege gemacht, in der Meinung, ich würde ihn nicht finden,"

„Zu anderer Zeit suchte ich ihn in einer benachbarten Stadt, als er von mir gangen und nicht bald wieder kommen, auf der Gassen die Länge hinab, fand, daß er durch ein großes Haus durch den Hof ins Amthaus gangen und mich da gesuchet, wie die Leute berichteten. Ich ging die Gasse hinein zurück den Fußtapfen nach in eine kleine Gasse und zwar nicht zehn Schritte von ihm, da er um einen alten Thurm herum mir entgegenkam. Ich sagte mit dem Archimede εὕρηκα und bildete mir ein, ich hätte nun vom Jaques Aymar das alterum tantum."

Da nun die Rute, wenn Zeidler seine Gedanken nicht auf einen bestimmten Gegenstand fixierte, auf alles Mögliche schlug, während sie in den beiden letzten Fällen nur die Fußspuren angezeigt hatte, so sah Zeidler, „daß es an meiner Intention gelegen wäre, die ich sonst auf nichts als auf die begehrten Fußtapfen gerichtet. Und dieses war das andere εὕρηκα, daß des Menschen Gedanken und Intention machen, daß die Ruthe nicht auf allerlei Dinge promiscue schlagen darf, sondern nur auf das, was man suchet und zu wissen begehret."

„Ich ließ mir Dr. Lutheri und Philippi Melanchthonis Bildnisse mit weissem Pappier zudecken, daß ich nicht wissen kunte, wo dieser oder jener lag. Ich suchte Lutherum und schlug die Ruthe auff ihn und nicht auff Melanchthon. Wiederum suchte ich Philippen, und die Ruthe wollte nicht auf Lutherum schlagen. Man wollte mich probieren, ob ich wissen könnte, in welchem Jahr dieser oder jener Unbekannte gestorben sei. Ich schrieb etliche Jahreszahlen nach einander hin in gewisser Distanz nach Belieben derer, die mir das Problema auffgaben und traf gemeiniglich, wiewohl nicht allezeit die rechte Jahreszahl. Also auch das Jahr, wenn einer geboren. Ich dachte, kann man denn mit der Wünschelruthe die Zeit errathen, so habe ich ja eine perfecte Uhr daran und kann des Aufziehens und Stellens überhoben sein und meine

beiden Uhren zu Gelde machen. Ich zeichnete die Stunden und Viertel in einem Cirkel auff den Tisch, es schlug dahin, so hoch es an der Zeit war. Ich dachte ferner, schlägt die Ruthe auff die Zeit, so kann man ja wissen, welche Zeit das oder jenes geschehen soll. Meine selige Frau war verreiset und solte Abends wiederkommen. Ich machte meinen Compaß wie sonst, hatte meine Intention blos auff deren Wiederkunfft gerichtet, die Ruthe zeigte mir ein Viertel auff 8, damit wußte ich, wenn ich meine Leute solte heissen das Abendbrot fertig halten. Ich wandte den Seiger (drehte die Sanduhr um); — um ¼ auff 8 ließ ichs Thor aufmachen, da kam meine selige Frau um die Ecke herum gefahren."

„Ich kunte durch Hülffe der Wünschelruthe wissen, wo ein Mensch unter der Erde, zum Exempel im Keller, verborgen war, ja ob ein Hamster in seinem Loch allein war, oder ob er seine Gemahlin bei sich hatte. Ich fand Möhren, so unter dem Graben im Schutt verpaddelt, Erdäpfel und dergleichen, da niemand wußte wo sie stacken. — So war mir in solcher Gestalt unbekannte Wege zu finden nicht schwer. Wenn des Winters Alles hoch verschneiet und keine Spur zu finden, daß man nicht wußte wo man war und befürchtete, in ein Loch zu fallen, stieg ich vom Schlitten ab, gieng mit meinen Stieffeln voran durch den dicksten Schnee und recognoscirte mit der Ruthen den rechten Weg. Habe auch wohl ehe mit der Wünschelruthen ohne alles Fragen mich des rechten Weges nach diesem oder jenem Ort erkundigt. Ich habe einsmals in großen Regen, da kein Mensch war, der Nachricht geben konnte, im Busche einen Kalksteinbruch und den Weg zum nächsten Dorfe, da ich vom Regen einkehrte, gefunden. Ich habe in fremden Kirchen mit Hülffe meiner Ruthen gesagt, wo Jemand in einem Stuhle gesessen oder nicht. Welches ich auch im Auditorio des Herrn Thomasii, Churfürstlichen Rates und Professoris zu Halle, in seiner, des Herrn Professoris und dessen Herren Söhne auch vieler vornehmen Studenten Gegenwart praestiret. Ich bat, daß einer seine Hand auff die rechte oder linke Seite des aufgeschlagenen Buches legte, und ich wußte, wo die Hand gelegen. Andere mußten zur anderen Zeit mit einer Zitrone einen Kreuzstrich über den Tisch machen, und ich kunte wissen, ob sie den Strich durch die Ecken oder mitten durch gemacht."

„In diesen und andern unzähligen Proben, verspürte ich, daß die Bewegung der Ruthe sehr schlüpfrig und flatternd war, nachdem ich die Gedanken hin und her fliegen ließ, und je gewisser und steifer ich meine Gedanken gleichsam pro imperio auf die Sache richtete, je besser schlug die Ruthe. — Und ob ich wohl allezeit kunte mit der Ruthe gehen bei allerlei Beschaffenheit des Leibes und Gemüthes, so traf mir doch nicht Alles unfehlbar ein, sondern immer einmal besser denn das ander. Welches ich meinem unruhigen mercurialischen Ingenio und extraordinaren circulation des Geblütes imputire, wie auch der Uebereilung und fremder Verhinderung. Daß ich aber große Mattigkeit dabei sollte vermerckt haben, wie Jaques Aymar, ungeachtet ich Diebe und dergleichen Leute gesucht, kann ich eben so genau nicht sagen, wiewohl ich eine überaus empfindliche Natur habe und vermeine, der Puls schlage mir stärker, wenn ich lange nach einander die Ruthe führe, als er mir sonst thut. Wovon ich aber eben nichts Gewisses berichten kann, quia utrius rei plures possunt esse causae. Und bedarf Alles noch sehr genauer Untersuchung.

„Ich war begierig zu wissen, wo es eben an des Menschen Hand und Gedanken gelegen, daß die Ruthe schlüge. Ich verwahrte meine Hände, zog dicke Hanschuh an, verband sie dick mit Tüchern und die Ruthe schlug nichts desto weniger. Ich nahm zwei runde lederne Ballen an zwei lange Hölzer oder Degen, nahm die Hölzer oder Degen mit den Ballen, dadurch die Wünschelruthe gesteckt, in die Hände, so daß ich weder die Ballen noch die Ruthe anrührte, sondern nur das Holz oder den Degen am äußersten Ende, wohl zwei Ellen von der Ruthe anfaßte, und die Ruthe schlug gleichwohl, doch etwas sachter, als wenn ich sie mit der Hand berührte."

Interessant ist, daß Zeidler seine rhabdomantische Kraft in einer Weise auf andere Personen übertragen konnte, welche mit der bekannten das second sight zu übertragen, eine große Ähnlichkeit hat[1]): „Ich kenne eine Person J. N. Z., der die Ruthe niemals schlägt, diese curirete ich also: Ich ließ sie die Ruthe halten, wie es sich gehöret, trat hinter sie und griff ihr beide Hände am Puls mit meinen beiden Händen an, so lange bis sie erwarmeten, worauf die Ruthe erstlich anfieng ein wenig zu zittern, bis sie nach und nach immer stärker und stärker schlug, und ich hatte doch die Ruthe nicht angerühret."

„Anderntheils verhinderte ich eine Person, der die Ruthe fertig schlug, und versprach sie ihr, daß sie sich nicht regte, indem ich sie nur straff ansah und gleichsam befehlsweiso sprach: Es soll nicht schlagen, es soll nicht schlagen!"

„Worüber sich jedermann verwunderte und meinte, ich könnte vielleicht mehr als Brod essen, da ich es doch also nur scherzweise versuchte und nichts weniger gedacht, als daß es mir gleich sofort angehen würde. Die Ruthe schlug ihm nicht, bis ich wiederumb sprach: Es soll schlagen. Regierte also die Ruthe nicht nur bei mir, sondern auch bei Andern nach meinem Wollen und Gedanken!"

Ja Zeidler hielt durch seinen Willen sogar den herabrinnenden Sand in einer Sanduhr auf: „So sage mir der Autor (Es ist Vallemont und seine Theorie der hakenförmigen Atome geneigt): Was ist es, daß ich ins Glas bringe, wenn ich den Sand im Sandseiger nach meinem Gefallen bald stillstehend, bald wieder laufend mache, da ich das Glas nicht öffne, noch den Seiger anrühre?" In einer Anmerkung am Schluß des Registers heißt es noch darüber: „Das Experiment mit dem Seigersand ist richtig genug und man kann es alle Augenblick bei mir zu sehen bekommen."

Recht wichtig für die heutige Zeit ist auch folgende Stelle (S. 471): „Nun entdecket die Ruthe (Anmerkung am Fuß der Seite: der Mensch mit der Ruthe) die Gedanken der Menschen, denn sie schlägt auf Malsteine, Contracte, Diebstahl, auf das, so man durch gestohlen Geld gekauft hat, und auf viele Dinge, so nur moralisch sind."

Zeidler sucht seine Bewegungsphänomene nach den Prinzipien zu erklären, welche Thomasius in seinem „Versuch vom Wesen des Geistes"[2]) entwickelt. Er lehrt, daß der Weltgeist oder auch Sonnengeist in seinem Wesen unserer Psyche gleich ist, weshalb diese sowohl

[1]) Für diejenigen Leser, welchen diese Thatsachen weniger geläufig sind, bemerke ich, daß das „Zweite Gesicht" nicht nur erblich, sondern auch willkürlich übertragbar ist. Horst sagt nach Martins Werk über das zweite Gesicht (S. 68 seiner „Deuteroskopie"): „Wenn aber einer, der die Eigenschaften des zweiten Gesichts hat, seinen Mitgenossen, der kein Seher ist, mit Vorsatz oder absichtlich anrühret, alsdann sieht es der Andere ebensowohl, als der Erste". Dieses Anrühren pflegt sehr verschiedenartig zu geschehen: Der Novize tritt auf die Füße des Sehers oder blickt über seine rechte Schulter, oder aber der Seher legt die Hände auf die Schultern des Novizen u. s. w. Auch das Deasilgehen gehört hierher, wobei der Seher den Novizen dreimal in der Richtung des Sonnenlaufes umschritt. Die Volkssage kennt sehr viele hierher gehörige Methoden; überhaupt wäre es sehr zu wünschen, wenn der deutsche Sagenschatz auf seinen reichen Gehalt an mystischen Erscheinungen untersucht würde, nachdem man dessen mythologische Seite auf eine übertriebene Weise abgedroschen hat. — Ein Beispiel von der Übertragbarkeit des zweiten Gesichtes der Hexen steht im Malleus maleficarum P. II. Quaest. I cap. 2.

[2]) Der hochwichtige „Versuch vom Wesen des Geistes" (Halle 1696) verdient die höchste Beachtung der modernen Vertreter des Übersinnlichen.



Dinge empfinden kann, welche außerhalb des Körpers sind oder geschehen, als sie auch in ihrer Wirkung nicht durch die körperlichen Schranken gehemmt ist. Durch die Actio in distans erklärt er die sogenannten mumialen Heilungen, die Transplantation der Krankheiten, Doppelgänger &c. und sagt (S. 95): „und lassen sich die Menschen nach dem Tode und auch oft beim Leben an andern weit entlegenen Orten sehen. Also ahnet einen etwas von einem entfernten Menschen und daher kommen alle Gedancken, daß ich z. B. kann an Rom oder Jerusalem gedencken, indem meine Seele oder Geist, wie ein Blitz aller Orten ausspatzieret und die Bildung eines entfernten Dinges, und weil der Geist unsterblich ist, auch des vergangenen und zukünftigen zu mir bringet."

„Und könnte ich meinen Geist und Gedancken in dergleichen Sachen, wenn sie weit entfernt sind, so starck einlassen, daß er sich gebührend insinuirte, so dürfte ich gar keine Wünschelruthe anrühren, sondern sie müßte mir schlagen, wenn ich gleich in Halle und die Ruthe in Constantinopel wäre" (99).

„Ich ziehe meinen Geist ein, wenn ich nichts dencke. Der Geist, den ich auslasse, ist ein bewegender Geist; so ist es wohl möglich, daß er bewege, wenn er ausgelassen ist. Das Schnellen geschieht auch durch einen bewegenden Geist, denn es kömmt soviel Materie nicht ins Holz, die es gewaltsam drücken oder beschweren und so niederziehen könnte. Ich ziehe meinen Geist ein, wenn ich an kein Schlagen der Ruthe dencke, so stehet sie still. Es scheinet, daß ich zugleich den bewegenden Geist der Ruthe mit mir nehme, wenn ich meine Gedancken davon abziehe; ich dencke an etwas Gewisses und auch zugleich an die Ruthe, sie bewegt sich auf dasselbe, so scheints ja, daß mein gedenckender Geist und der Ruthen ihr bewegender Geist zusammengehen und für einen Mann stehen in der Bewegung." (510).

„Denn so eben Das mit den Gedancken der Ruthe gegeben wird, so gehet ihre Bewegung an und ziehet sich der Geist augenblicklich zusammen, daß die damit tingirte Ruthe zugleich mit darauff sich beweget. Also muß denn die Ruthe auff Alles schlagen, wenn ichs nur in Gedanken herbringen und unverrückt damit befestigen kann. Worin die höchste und edelste Philosophie verborgen. Ziehe ich den Gedancken von der Ruthe ab, so stehet sie still, ziehe ich sie von dem Ort ab, worauff sie schlagen soll, oder bringe mit den Gedancken etwas Fremdes dahin, so neigt sie sich nicht darauff oder betrügt mich, und ist alles falsch und untüchtig. (100[1]).

Natürlich suchte man die durch Zeidler hervorgerufenen auffallenden Erscheinungen zu leugnen oder als Taschenspielerei und Halluzination hinzustellen, wogegen er sich mit folgenden Worten verteidigt: „Wie soll man aber nun thun? Einmal sind die Experimenta vorhanden. Facta infacta fieri nequeunt. Und wenn ich sie gleich gerne wollen zurücknehmen, so kann ich doch so vielen glaubwürdigen Leuten, die mir zugesehen, die Augen doch nicht verkleistern. Ich habe beide Hände unbeweglich gehalten und nicht einen Finger geregt, noch das Geringste mit der Ruthe gekünstelt, und dennoch bewegte sich die Ruthe mit aller Gewalt, als ob sie lebendig wäre; sie hörten, daß sie knarrte, oft gar zerbrach, und die Lichtputzen sich in der Hand dreheten und aus der Form gaben, daß man sie mit Gewalt wieder mußte gleich drehen oder gleich hämmern. Das war auff meiner Seite keine Taschenspielerische Verblendung und auf Seiten der Zuseher keine Hallucinatio visus."

Um alle Gegner zum Schweigen zu bringen, experimentierte Zeidler in Halle vor dem großen Thomasius, welcher eine Vorrede zu dem

[1]) Diese Stelle ist von Schindler „mag. Geistesl.", S. 323 wie so manche andere unrichtig zitiert.

Pantomysterium schrieb, worin er Zeidler folgendes ehrenvolle Zeugnis ausstellt: „Gegenwärtiger Tractat von der Wünschelruthe wird sicher den eingebildeten Gelehrten genug Räthsel zu lösen vorlegen. Ich bin ersucht worden, eine Vorrede hierzu zu machen, so viel die Zeit leiden will. Die Experimenta so hierinnen vorgestellet werden, sind theils so beschaffen, daß ich ihrer versichert bin, theils aber bekenne ich, daß ich sie vorher noch einiger Untersuchung würdig halte, ehe man von den Ursachen derselben bekümmert ist. Der Herr Autor ist einmal unvermuthet zu mir kommen, da ich einen guten Freund bei mir hatte, der sonst noch weniger als ich von denen Experimentis mit der Wünschelruthe hielt. Wir ließen den Herren Autorem einen Abtritt nehmen und nahmen sechs Stücklein Papier, auf deren eines der Freund eine kleine Weile die Hand legte, wir ruften den Herren Autorem herein und gaben ihm eine Lichtputze in die Hand. Er hielt dieselbe perpendicular etwa anderthalb Ellen über die Papiere und sagte uns alsbald, welches Papier wäre angerühret worden. Wir nahmen dieses Papier hinweg und legten ein anderes an seine Stelle, ließen den Herrn Autorem abermals einen Abtritt nehmen und der Freund hauchte hierauf ein anderes Papier mit seinem Odem etliche mal an, welches der Herr Autor hernach mit der Lichtputze eben auf gleiche Weise entdeckte."

Zeidler, in jener elenden Zeit ein echter Deutscher, erkannte die Wichtigkeit der durch übersinnliche Ursachen hervorgerufenen Bewegungsphänome in ihrem vollen Umfang, sprach sich weitläufig darüber in dem Schindlerschen Sinne (vgl. das obige Motto) aus und ermunterte seine Landsleute mit folgenden Worten zur Forschung auf dem Gebiete des Transscendentalen, welche noch heute ihre volle Geltung haben: „Ihr edeln Deutschen ermuntert euch, erwecket euern subtilen Verstand und machet Experimenta über Experimenta, dancket Gott, weil er euch grüsset, brauchet der guten Gelegenheit euch in aller Welt admirabel zu machen, die ihr in Erfindung e. g. der rechten Astronomie, des Büchsenpulvers, Druckerei &c. euern Witz bewiesen und mit Erfindung der französischen Nation nie etwas nachgegeben; erhebt euch jetzt über alle Frantzosen und lasset euch keinen Jaques Aymar etwas lehren. Euch ist die Ehre, die rechte christliche Philosophie, so viel aus den rudcribus des göttlichen Ebenbildes noch zu bringen ist und uns in diesem jammervollen Leben zu erlangen möglich ist, vorgesparet. Bindet euch nur an keine Bücher, Praeceptores und vorgefaßte Principia und Praejudicia, sondern folgt der geraden Spur Eures Verstandes und Erfahrung. Ihr werdet Wunder erfahren!"



Kürzere Bemerkungen.*)

Prophezeiung eines Fakirs.

Oberstlieutenant C. G. Fraser berichtet folgende Erzählung einer Generalin W. in seinem Werke: „Sport and Military Life in Western India" — übrigens ein Buch, in welchem man nicht leichtgläubige Voreingenommenheit für die übersinnliche Erklärung von Thatsachen vermuten wird. Die Dame beschreibt Fraser als „untadelhaft in Genauigkeit und Aufrichtigkeit, furchtlos und starksinnig, auch so wenig unter dem Einflusse krankhafter oder abergläubischer Einbildung stehend wie nur irgend jemand, den er kenne". Von Fraser selbst aber sagt u. a. Oberst Malleson C. B. J., daß er „der offenste und zuverlässigste Mann sei, mit dem er je das Glück gehabt habe, in Berührung zu kommen". Fraser giebt die Erzählung der Generalin folgendermaßen wieder:

An einem schwülen Aprilabende stand ich an der Eingangspforte unseres Grundstücks, als ein Biradji, ein Hindubüßer, von mittleren Jahren mit Asche bedeckt auf der Straße daherkam und an mir vorüberging. Dabei sah er mich einen Augenblick eindringend an, ohne jedoch stehen zu bleiben oder mir zu zeigen, daß er mich kenne. Als er einige Schritte weiter gegangen war, wandte er sich um und sagte zu mir: „Im Namen Gottes, es ist mir gegeben, dir zu sagen, was dein Schicksal sein wird". Ich rief eine in der Nähe stehende Ordonnanz herbei und befahl ihr, dem Manne eine Rupie zu geben. „Nein," sagte der Mann, „ich bitte um nichts; aber dein Schicksal steht für mich auf deiner Stirn geschrieben, und ich will es dir, wenn du es wünscht, enthüllen." — „„Ich vermute,"" erwiederte ich, „„du gewinnst deinen Lebensunterhalt damit."" — „Ich kann dies," sagte er dagegen, „nur für wenige Personen, du aber bist eine derselben." — „„Wirklich? Nun, dann laß einmal hören! Sag mir, wer ich bin; wenn du aber etwas Unrichtiges sagst, werde ich dich bestrafen lassen."" — „Du bist die Frau des General Sahib, du hast einen Sohn und eine Tochter!" — „„Ich hatte,"" warf ich ein, „„aber ich habe ersteren verloren."" — „Nein," erwiederte er, „es ist, wie ich sage." — „„Nun, fahre nur fort."" — „Du wirst sehr bald dies Land verlassen und in deine Heimat zurückkehren." (Mein Mann hatte indessen sehr häufig erklärt, niemals wieder Indien verlassen zu wollen.) — „„Und wann soll denn das vor sich gehen?"" — „Sehr bald!" — „„Werden wir denn unversehrt daheim ankommen?"" — „Du wirst; aber vierzehn Tage, nachdem ihr von hier abreist, wird er in Gott ruhen!" — Bis dahin hatte ich ihm gleichgültig zugehört, jetzt aber fuhr ich erbost und geängstigt auf: „„Was sagst du, Elender?"" — „Nicht ich rede, hohe Frau,

---

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen auch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für jede Zusendung, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden Hinweis auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine Verpflichtung aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

nur dein Schicksal redet. In 18 Tagen wirst du am Bord sein, und wirst alles hier verkauft haben bis auf ein einziges Pferd." — „„Hier,"" rief ich, „„ist der Stall, komm und zeige mir das Pferd, von dem du meinst, daß wir es nicht verkaufen werden."" — Er ließ seine Augen schnell an der Reihe der Pferde entlang gleiten, und zeigte sofort auf einen Grauschimmel: „das da!" Mein Mann hatte mir dieses Pferd zwei Jahre vorher zum Geburtstag geschenkt. „„Nun,"" sagte ich, „„wenn du doch so viel weißt, sage mir doch, ob ich sicher im Hause anlangen und mein Kind sehen werde?"" — „Ja, du wirst deinen Sohn sehen, wenn du von hier abreist, aber wirst ihn nicht mehr sprechen; er wird dir mit einem Tuche von ferne zuwinken. Du wirst in Europa anlangen und dort einige Zeit bleiben, aber Geldschwierigkeiten werden dich zwingen, hierher zurückzukehren; danach jedoch wirst du wieder heimkehren und nach einiger Zeit wirst du das Geld erhalten und glücklich sein." —

Bis diesen Augenblick ist all und jedes eingetroffen, genau wie es jener Mann vorhergesagt. Noch an demselben Abende beim Thee sagte plötzlich der General, der so oft seinen Entschluß geäußert hatte, nur in Indien leben und sterben zu wollen: „Was würdest du zu einer Tour nach England sagen? Ich sprach mit F. und er hat mir einen Platz am Bord der — gesichert, wenn wir bis zum — bereit sind; ich habe Lust dazu".

Ich war so überrascht, daß mir fast die Tasse aus der Hand fiel. Ich starrte meinen Mann an, aber es war nur zu wahr. Noch im Lauf desselben Monats waren die erforderlichen Einrichtungen getroffen, alles wurde verkauft bis auf den arabischen Grauschimmel, der, da er ein Geburtstagsgeschenk war, an — gegeben wurde. Wir schifften uns bei vollständiger Gesundheit ein, und als wir eben auf der Höhe des Leuchtturms waren, sahen wir in der Ferne ein Boot, das sich vergeblich bemühte, uns einzuholen Mit dem Fernglase konnten wir in demselben einen Europäer bemerken, der mit einem Taschentuch winkte; nachher stellte sich heraus daß dies mein Sohn gewesen, dessen Tod uns zwei Monate vorher aus den oberen Provinzen berichtet worden war. Hätte ich ihn damals erkennen können, so wäre ich dadurch gewissermaßen auf das, was folgte, vorbereitet worden. Zehn Tage später fiel der General auf dem Deck nieder, wurde in seine Cabine getragen und starb am vierzehnten Tage nach unserer Abreise, wie der Fakir es richtig vorhergesagt hatte. Ich kam übrigens wohlbehalten daheim an und es muß sich zeigen, ob sich auch der Rest seiner Prophezeiungen erfüllen wird. Jedenfalls sehen Sie, daß ich wieder nach Indien zurückgekehrt bin, um meine Geldangelegenheiten und das Testament des Generals zu ordnen, denn F. wollte mir kein Geld weiter auszahlen.

Oberst Fraser fügt hinzu: — „Soweit die Geschichte; sie redet für sich selbst. Bald nachher hörte ich, daß meine verehrte Freundin, die Generalin, wieder nach England abgereist sei." **H. S.**

Hellsehen

Im Dienste der Heilkunde.

Die besondere Fähigkeit mancher somnambul beanlagten Personen, im hellsehenden Zustande treffende Diagnosen zu stellen und wirksame Heilverordnungen zu geben, ist jedem bekannt, der überhaupt irgend etwas vom Somnambulismus weiß. Höchst dankenswert ist du Prels Untersuchung dieser Thatsachen im V. Abschnitte seiner „Philosophie der Mystik" —: Der Traum ein Arzt. Neuerdings verwenden einzelne Ärzte in Paris diese Fähigkeit Hellsehender für ihre öffentliche regelmäßige Praxis. Ein Berichterstatter der „Schlesischen Zeitung" in Breslau schreibt darüber:

Ein Zufall verschaffte mir kürzlich Zulassung zur Sprechstunde eines solchen Mediumarztes, der sich vollständig als Magier gebärdet. Drei Damen hatten mich gebeten, sie zu demselben zu begleiten. Wir stiegen vor einem großen, schönen Hause in einem der reichen Viertel ab, wo schon eine Anzahl Wagen hielt. Das Haus zeigte auch im Innern die gewohnte Pracht vornehmer Gebäulichkeiten. Der große Anmelde- oder Wartesaal zeigte eine gediegene Einrichtung und künstlerische Ausstattung.

Die große Zahl der Wartenden erregte anfänglich unsere Besorgnis. Doch sahen wir bald, daß die Audienzen sehr rasch erledigt waren. Alle paar Minuten wurde ein neuer Hilfesuchender vorgelassen. Wir hörten noch, wie zwei Nachbarinnen sich halblaut über das zu erlegende Honorar unterhielten. „Es ist wie bei allen berühmten Ärzten," versicherte die eine. „Wenn Sie fragen, wird er seinen höchsten Preis verlangen; legen Sie aber stillschweigend ein Goldstück auf den Nebentisch oder den Kamin, dann ist er auch zufrieden. Da er 20 Franken für eine Konsultation zu fordern pflegt, so legen Sie 10 Franken hin."

Beim Eintritt in das Sprechzimmer empfing uns ein feiner, gesetzter Herr von höchstens vierzig Jahren, indem er bat, die leidende Dame möge gefälligst auf dem Sessel neben dem „Herrn Doktor" Platz nehmen. Monsieur le docteur war ein altes Männchen mit grauem Haar, welches ganz regungslos auf einem Langsessel lag, die Augen geschlossen hielt und nichts von dem beachtete, was um ihn her geschah. Auch unser Eintreten hatte nicht die geringste Regung bei ihm hervorgerufen. Seine Umgebung war offenbar nicht da für ihn. Als sich unsere Leidende auf den Sessel niedergelassen, erhob der alte, übrigens recht würdig aussehende Herr seine Hand und legte dieselbe auf den Kopf der Dame, um sie dann langsam über Brust, Magengegend und Knie herabsinken zu lassen. Dabei ertönten nacheinander klanglos eintönig die Worte: „Schweres Leiden im Kopfe — hier folgten einige unverständliche Fachausdrücke —, die Brust vollständig gesund, bedeutende Unregelmäßigkeiten im Magen, schneidende Schmerzen, öftere Krisen — einige unverständliche Worte — im übrigen alles in gesundem Zustande." Darauf diktierte das alte Männchen im selben Tone dem jüngeren Herrn das Rezept.

Unsere zweite Leidende setzte sich nun in den Sessel und wieder fing das Männchen an, den Zustand der verschiedenen Körperteile zu beschreiben. Bei ihr fand er nur ein Leiden am Knie. Auch bei unserem Fortgehen verzog der gleichsam in magnetischen Schlaf versunkene Herr Doktor keine Miene. Die beiden Rezepte waren genau in derselben Form und in denselben Ausdrücken abgefaßt, wie die aller Pariser Ärzte und Dr. A. . . . unterzeichnet. Im Adreßkalender fand ich Name und Adresse richtig in dem Verzeichnis der Ärzte. Ohne Zweifel hatten wir es mit einem von der Pariser Fakultät promovierten Arzte zu thun. Wer von beiden Inhaber des Diploms sei, konnten wir nicht mit Sicherheit erfahren. Wahrscheinlich ist es der jüngere. Jedenfalls macht er recht gute Geschäfte, da er in jeder der drei wöchentlichen Sprechstunden sicher mehrere hundert Franken einnimmt. Unsere zwei Leidenden bestätigten übrigens ausdrücklich, daß das Medizin-Medium wahrhaftig hellsehend sei und ihre Krankheiten ganz richtig aufgefunden und beschrieben habe. Ob die von dem Magier diktierten Heilmittel mehr helfen als diejenigen der anderen Ärzte, welche diese Übel behandeln, darüber kann erst die Zukunft Aufschluß erteilen. Nötigenfalls wird freilich der Mißerfolg, wie bei anderen Ärzten, durch Nichtbefolgen der Vorschriften und sonstige Fehler erklärt werden. D. E.

Whewell über Äther und Nervengeist.

Zur Vergleichung mit den Anschauungen des Agrippa, Paracelsus und Van Helmont vom Welt- und Lebensgeist, welche sich auch bei Fludd,



Tenzel, Maxwell und Thomasius weiter verfolgen lassen, dürfte folgende Stelle aus der viel gerühmten „Geschichte der induktiven Wissenschaften" Whewells (Stuttgart 1840, deutsch von Littrow) von Interesse sein. Es heißt daselbst im dritten Bande:

Zum Schluß des 17. Jahrhunderts herrschte die Hypothese eines überall verbreiteten Äthers vor, mit dem man so viele Erscheinungen in der Natur zu erklären gedachte. Dieser Äther wurde mit dem Nervengeist für identisch gehalten. Newton selbst neigt sich dieser Ansicht zu, wie man aus den merkwürdigen Fragen sieht, die er seiner Optik angehängt hat. Nachdem er die verschiedenen Wirkungen dieses seines Äthers auseinandergesetzt hat, heißt es in der 23. Frage: „Wird nicht das Sehen vorzüglich durch die Vibration dieses Mediums bewirkt, das am Grunde des Auges durch die Lichtstrahlen aufgeregt wird und dessen Schwingungen sich dann durch die soliden, durchsichtigen und gleichförmigen Fibern der Nerven bis zu dem Orte der Sensation fortpflanzen?" Und in der 24. Frage: „Wird nicht die tierische Bewegung durch die Vibration dieses Mediums ausgeführt, die durch die Kraft des Willens im Gehirn erzeugt und von da durch die Fibern der Nerven bis in die Muskeln fortgeführt werden, um diese letzten zusammenzuziehen und zu verlängern?"

Andere dieser Ansicht ähnliche Meinungen sind auch von den größten der neueren Naturforscher aufgestellt worden. So sagt Haller: „Es ist leichter zu sagen, was der Nervengeist nicht ist, als was er ist. Immerhin muß er zu fein sein, um von unseren Sinnen wahrgenommen zu werden, und wieder weniger fein als das Feuer oder der Magnetismus oder die elektrische Materie, so daß er im Gefäß eingeschlossen und in gewissen Grenzen gehalten werden kann." Auch Cuvier drückt sich darüber aus: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Nerven durch irgend ein imponderables Fluidum auf die Fibern wirken und daß dieses Nervenfluidum vom Blut kommt und aus der Markmaterie ausgeschieden wird".

Ohne uns herauszunehmen, von Männern solchen Gewichtes über irgend einen Punkt der anatomischen Probabilität abweichen zu wollen, müssen wir doch die Bemerkung wagen, daß alle diese Hypothesen ganz und gar nicht dahin gehen, das hier in Rede stehende physiologische Prinzip aufzuklären. Denn dieses Prinzip kann weder ein mechanisches, noch ein chemisches, noch auch ein physisches sein, und es kann daher auch nicht besser dadurch verstanden werden, daß man es als eine Flüssigkeit verkörpert. Die eigentliche Schwierigkeit der Frage, was diese bewegende Kraft eigentlich ist, wird nicht dadurch gehoben, daß man die Maschinerie zu erklären sucht, durch welche die Wirkungen jener Kraft bloß fortgepflanzt werden. Bei der Zurückführung der Erscheinungen der Empfindung und des Willens auf ihre erste Ursache muß man offenbar irgend ein besonderes und hyperphysisches Prinzip zu Hilfe nehmen können. Die Hypothese eines Fluidums wird zu diesem Zwecke nicht geeigneter, wenn man die Flüssigkeit immer mehr und mehr verdünnt. Sie mag auch noch so fein, sie mag ätherisch, imponderabel, spirituös werden — alles ohne Zweck und ganz umsonst: es muß schon aufgehört haben eine Flüssigkeit zu sein, ehe es Empfindung und Willen werden kann. In der That haben dies auch die meisten Physiologen anerkannt. Cuvier drückt sich darüber sehr bestimmt auf folgende Weise aus: „Die Einwirkung der äußeren Gegenstände auf das innere Ich, die Erzeugung einer Sensation, eines Bildes dieser Gegenstände ist für uns ein undurchdringliches Geheimnis". Auch bemerkt er an mehreren anderen Stellen, wo er sich desselben Ausdrucks (des Ichs) für das empfindende und wollende Wesen bedient, daß jede aus der materiellen Welt geborgte Phraseologie bei diesem Gegenstande ganz unzulänglich und zweckwidrig ist. Wir stehen hier beim Übergang vom Nomen zum Pronomen, von den Dingen zu den Personen, wir gehen vom Körper zur Seele, von der Physik zur Metaphysik über. — Wir sind

nun an den äußersten Rand aller materiellen Naturforschung gekommen, und der nächste Schritt weiter geht schon in das Gebiet der Gedankenwelt, in die Regionen der Geisterwelt. — Hier also fangen wir an zu merken, daß wir die Grenzen unserer gegenwärtigen Untersuchungen erreicht haben, und daß die Erforschung dessen, was jenseits dieser Grenze liegt, einer ganz anderen, uns völlig fremdartigen Naturwissenschaft anheimfallen muß, die vielleicht den Anstrengungen unserer späten Nachfolger enthüllt werden wird, wenn es überhaupt je den Menschen gegönnt sein wird, sich von der Tiefe, in welcher wir jetzt am Boden des Ozeans der Erkenntnis uns mühselig abarbeiten, in jene weiten, luftigen Regionen zu erheben.

So weit Whewell. Sollte die Ära der prophezeiten transscendentalen Naturwissenschaft nicht jetzt angebrochen sein? **Carl Kiesewetter.**

Daniel Dunglas Home[1])

starb am 21. Juni in seiner Villa Montmorency zu Anteuil bei Paris. Er war unstreitig das glänzendste „Medium" seiner Zeit. Ihm war es vergönnt, den thatsächlichen Beweis einer übersinnlichen Welt vor den tonangebenden Höfen Europas zu führen; und von allen öffentlichen Medien war er vielleicht der einzige, welcher niemals eine „Entlarvung" erfahren hat. Alle Stadien der Mediumschaft und die niederen der Seherschaft waren bei ihm auf das vollkommenste entwickelt. Berühmt war er vor allem durch die physikalischen Manifestationen, welche in seiner Gegenwart vielleicht stärker waren als in der irgend eines anderen öffentlich bekannten Mediums; namentlich waren es aber die Vorgänge der Levitation (Schweben ohne äußeren Halt), der Feuerfestigkeit (Handhaben glühender Kohlen mit bloßer Hand) und der Körperverlängerung, welche ihn vor anderen Medien auszeichneten. Letztere Erscheinungen wurden auch die Veranlassung, daß er sich den englischen Gelehrten Alfred Russel Wallace, William Crookes und Anderen zur wissenschaftlichen Feststellung dieser Experimente zur Verfügung stellte.

Es liegt nicht in unserer Absicht, hier eine Darstellung seines ungemein interessanten und viel bewegten Lebens zu geben; auf einen Zwischenfall desselben aber glauben wir hier eingehen zu müssen, weil derselbe von der gegnerischen Presse so vielfach entstellt und zu Homes Ungunsten ausgebeutet worden ist. Es ist dies der Prozeß Lyon wider Home, in welchem die Kläger behaupteten, letzterer habe eine Frau Lyon durch mediumistische Mitteilungen bewogen, ihm ein Vermögen von vielen Hunderttausend Mark zuzuwenden. Daß „Medien" in öffentlichen Skandalsachen Gerechtigkeit widerfahre, wird kein besonnener Beobachter heutzutage erwarten; jene Behauptungen aber sind geradezu unwahr. Home hatte überhaupt gar keinen Einfluß auf die Frau Lyon; diese vielmehr, eine brutale, vulgäre Person, das uneheliche Kind eines Schlachters, warf sich ihm an den Hals, verfolgte ihn und beherrschte ihn, den „willenlosen" Sensitiven, leicht mit ihren verrückten Einfällen. So hat auch sie aus freien Stücken ihm jene größere Schenkung, einen kleinen Teil des kolossalen Vermögens, das sie als Wittwe geerbt hatte, überwiesen, wie

[1]) Fast allgemein wird irrtümlich der Name des Verstorbenen als C. Douglas Home angegeben, derselbe hieß Dunglas.

denn diese Frau überhaupt die unglaublichsten Streiche ausgeführt, namentlich aber wiederholt junge Leute als ihre Söhne adoptiert und sie testamentarisch reich beschenkt, dieselben nachher aber, wenn sie ihr nicht mehr gefielen, wieder abgestreift und enterbt haben soll. Home hat durch dieses unglückliche Frauenzimmer nichts gewonnen, wohl aber manche der ansehnlichen Geschenke, die er europäischen Fürsten verdankte, verloren.

Für Home selbst mag es zu beklagen sein, daß er es in seiner astralen Entwickelung nicht eigentlich über die Mediumschaft hinausgebracht hat. Die Kurve der Entfaltung seiner Kräfte ging nach unten, neigte sich in seinen stärksten Jahren mehr und mehr den physikalischen Erscheinungen zu und erhob sich erst gegen Ende seines Lebens wieder auf den seherischen Standpunkt seiner Kindheit. Aber während sich in dieser mehr seine telepathische Verbindung mit Lebenden und Sterbenden zeigte, erstreckte sich dieselbe in seinen letzten Jahren mehr auf die Verstorbenen. War er aber auch „nur" ein Medium, so soll ihm doch der gerechte Dank und die volle Anerkennung für das Große, was er doch als „Medium" für unsere heutige anti-materialistische Kulturbewegung geleistet hat, nicht geschmälert werden.

Home hat wirklich eine Mission erfüllt; und er hat für dieselbe nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele aufgeopfert. Er ward geboren am Frühlingsanfang (den 20. März) 1833 und starb am Sommersanfang (den 21. Juni) 1886. Sein Geburtsjahr fiel in eine Zeit, die für unsere Kulturbewegung in gewisser Weise einen Frühlingsanfang, jenes erste stille Keimen, darstellt. Möge dieses gegenwärtige Jahr, sein Todesjahr, für uns den Sonnenwendepunkt bedeuten, den Beginn einer wärmeren Zeit, in welcher die materialistische Winterzeit des sinnlichen Verstandes und des selbstsüchtigen Strebens überwunden wird durch reinere geistige Erkenntnis und durch das Gesetz der Liebe. **W. D.**

Du Prel wider die Journalistik.

An die Redaktion der „Sphinx".

Sehr geehrter Herr Redakteur! Wieder einmal muß ich Sie um Ihren Beistand gegenüber Angriffen der Presse angehen. Das „Neue Wiener Tageblatt" brachte im Juni aus München einen Bericht über eine dortselbst stattgefundene spiritistische Sitzung, bei welcher die tragische Katastrophe, von welcher das bayerische Königshaus betroffen wurde, zwei Stunden vor deren Eintritt angekündigt worden sei. Dieser Bericht, von einem Teilnehmer an jener Sitzung geschrieben, enthält eben darum nichts von meiner Beteiligung daran; die Redaktion des „Wiener Tageblattes" hat aber aus eigenen Phantasiemitteln mich mit der Sache in Verbindung gebracht, um so eine Gelegenheit zu schaffen, daran nachteilige Bemerkungen über meine Thätigkeit zu knüpfen.

Ich, der ich in den angesehensten Zeitschriften — Nord und Süd, Gegenwart, Wiener Allgemeine Zeitung, Über Land und Meer — die Sache des Spiritismus vertrete, kann natürlich darüber nicht beleidigt sein, daß man mich als Spiritisten denunziert; das hindert aber nicht, daß ich mich über eine Unwahrheit entrüste, die



nur erfunden wurde, um nachteilig von mir reden zu können. Eine solche liegt nun aber vor, wenn gesagt wird, ich hätte an jener Sitzung teilgenommen. Daß dieselbe — soweit ich orientiert bin — in der That so verlief, wie es erzählt wird, sei nur nebenbei gesagt.

Daß nun dieser Bericht des „Wiener Tageblattes" durch eine ganze Reihe deutscher und österreichischer Blätter lief, war vorweg zu erwarten. Journalisten, deren Lebensaufgabe es ist, ein mehr oder weniger ungebildetes Publikum mit wahren, halbwahren und unwahren pikanten Nachrichten zu bedienen, lassen sich so etwas nicht entgehen. Davon abgesehen war es diesen Herren eine willkommene Gelegenheit, abfällig über meine Richtung zu sprechen, der ich schon mehrmals über den niedrigen Stand unserer Journalistik in moralischer und intellektueller Hinsicht mich geäußert habe.

Die Frage, ob jene Sitzung nebst der Ankündigung vorgefallen, oder nicht, wird von diesen Herren gar nicht aufgeworfen. Sie denunzieren mich also als einen auf Irrwegen Wandelnden, und das auf Grund eines Vorkommnisses, welches erst recht beweist, daß ich eben nicht auf Irrwegen wandle. Anforderungen logischen Denkens stelle ich nun allerdings an Journalisten nicht, und die indirekte Zumutung, daß ich mir bei Zeitungsschreibern dieser Sorte den Rat erholen soll, welche intellektuelle Richtung ich einschlagen sollte, wirkt auf mich so erheiternd, daß sie mich nicht entrüsten kann. Daß aber diese Blätter, nachdem sie einen, soweit er mich betrifft, unwahren und mit Ausfällen gegen meine Person verknüpften Bericht aufgenommen hatten, es gar nicht der Mühe wert finden, nun auch die von mir gebrachte Berichtigung nachfolgen zu lassen, dies allerdings ist Gegenstand meiner Entrüstung. Nicht nur das geschieht nicht, was vom Standpunkt der Moral geboten wäre, sondern noch nach erfolgter und wenigstens in einer sehr verbreiteten Zeitung aufgenommener Berichtigung wird zwar noch immer jene Erzählung nachgedruckt und mit weiteren Ausfällen gegen mich versehen, nicht aber meine Entgegnung. Diese Herren scheinen ein solches Verfahren für anständig zu halten; ich nicht. Es ist mir ja ganz gleichgültig, was diese Herren von mir denken; sogar sage ich: laetus sum, non laudari me a non laudato viro; aber um mir am Zeug zu flicken — angenommen selbst, sie hätten irgend welche intellektuelle Berechtigung dazu — sollten sie doch anständigerweise eine Gelegenheit abwarten, wobei meine Beteiligung nachweisbar ist, die gerade in diesem Falle nicht stattfand. Mögen sie doch meine wissenschaftlichen Aufsätze in den genannten Zeitschriften wiederlegen, statt bloß über mich zu schimpfen.

Daß die öffentliche Meinung, und zwar nicht bloß in spiritistischen Dingen, von der Journalistik bestimmt wird — zu der jedermann sich wenden kann, zu der kein Examen, ja nicht einmal polizeiliche Unschuld gefordert wird —, ist leider eine Thatsache. Wer die undankbare Aufgabe übernimmt, eine Zeitschrift wie die „Sphinx" zu redigieren, hat darum in erster Linie den Journalismus zum Gegner, und insofern übernimmt er wahrlich die Aufgabe, einen Augiasstall zu reinigen. Es ist nicht meine Absicht, Herr Redakteur, Ihnen diese Aufgabe, die ihren Lohn in sich selbst hat, zu verleiden. Sie wird Ihnen aber in dem Maße erleichtert werden, als es Ihren Gesinnungsgenossen gelingt, dem Publikum über die Beschaffenheit unserer Journalistik die Augen zu öffnen. Ich halte es für ein Verdienst, die Journalistik in Mißkredit zu bringen, und dazu wollte ich einen kleinen Beitrag leisten.

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr

Prien am Chiemsee ganz ergebner
13./VII, 86. **Dr. Carl du Prel.**

❦

Nochmals Materialismus und Moral.

Duldsam, wo man den Anschauungen anders Denkender begegnet, ist man um so mehr erfreut, verwandte Geister zu finden, in denen man sein eigenes Streben auch in fremder Sphäre thätig wirken sieht. In diesem Sinne mag hier nachfolgender Satz aus der „Deutschen Roman-Zeitung" (Heft 37) Platz finden. In einer sehr treffenden und zugleich milden Besprechung der Biographie eines gewissen Deubler von Professor Dodel-Port sagt Otto von Leixner:

Die Materialisten wehren sich mit allen Kräften, wenn man behauptet, daß der theoretische Materialismus, wenn als Weltansicht angenommen und von den Leidenschaften benutzt, sich zum sittlichen wandeln müsse. Sie verschließen ihre Augen vor unleugbaren Thatsachen: die am stärksten verkommenen Vertreter des gebildeten, halbgebildeten und bildungslosen Pöbel bekennen sich ja schon zur Lehre von der Geistesleugnung; Most in seiner „Freiheit" hat nicht selten die frischaufgewärmte Weisheit Büchners gepriesen; unter solchen Arbeitern in Berlin, welchen Bebel zu zahm war, konnte man schon vor zwölf Jahren die Bekanntschaft mit „Stoff und Kraft", mit der Lehre vom „Sieg des Stärkeren im Kampfe ums Dasein" u. s. w. finden. Die Anarchisten in Frankreich, England und Amerika sind auch schon mehr oder minder im Besitze der „neuen Bildung", auch sie spotten über Gott und Unsterblichkeit, über alles Geistige; ja viele Führer von ihnen gehören zu den „Freidenkern" — sind ganz und gar ohne Religion. Das alles aber nicht, weil sie denken, sondern weil sie nicht denken wollen oder können. **H. S.**

*

Berichtigung, Dr. Robert Friese betreffend.

Die geehrte Redaktion der „Sphinx" ersuche ich um gefällige Berichtigung der im Juniheft S. 380 enthaltenen irrigen Angabe, daß ich „jetzt verstorben" sei. Meine anscheinende Teilnahmlosigkeit an der großartigsten Bewegung der Gegenwart ist keineswegs einer Unthätigkeit auf dem Gebiet der Geisterlehre gleich zu erachten: gebieterische Umstände nötigen mich jedoch noch zum Schweigen.

Hochachtungsvoll

Dr. Robert Friese.

Seebad Kahlberg bei Elbing, 18. Juni 1886.

*

Zum Kerner-Jubiläum

bringen wir in unserem Septemberheft u. a. einen Aufsatz von **Carl du Prel**: Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst, und eine Reihe von Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von **Gabriel Max**. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß wir schon jetzt im August von den auf das Kernerfest bezüglichen Artikeln einen Separatabdruck auf feinerem Papier für 1 M. herausgeben werden, in welchem die sämtlichen Abbildungen auf je einem Blatt für sich gedruckt wiedergegeben sind. Dies mag für alle diejenigen von Wert sein, welche die bedeutungsvollen Bilder separat verwerten oder aufbewahren wollen. **H S.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber
Dr. Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

Zusammenstellungen übersinnlicher Thatsachen

bieten in der deutschen Literatur dieses Jahrhundeets besonders folgende

Sammelwerke:

Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde, Nürnberg 1808.

Georg Conrad Horst, Zauberbibliothek, 6 Bde. Mainz 1821–26.

— Deuteroskopie, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1830.

Dr. Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, 5. Aufl. Cotta, Stuttgart 1877.

— Blätter aus Prevorst, Band 1—12. Karlsruhe 1831—39.

— Geschichte Besessener neuerer Zeit. Karlsruhe 1834.

— eine Erscheinung a. d. Nachtgebiete der Natur. Stuttgart 1836.

— Nachricht v. d. Vorkommen des Besessenseins. Stuttgart 1836.

— Magikon, Archiv f. Beobachtungen a. d. Gebiete der Geisterkunde. Band 1—5 1840—53.

— Die somnambulen Tische, Stuttgart 1853.

Seeber, Das Nachtgebiet der Natur, Augsburg 1844.

C. Crowe, Die Nachtseite der Natur, deutsch v. Kolb, 2 Bde. J. Scheible, Stuttgart 1849.

Prof. Dr. Herbert Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus (mit einer Tafelzeichnung), deutsch von Dr. Hugo Hartmann, F. A. Brockhaus, Leipzig 1854.

Prof. Dr. G. H. Schubert, Ansichten v. d. Nachtseite der Naturwissenschaft Leipzig 1850.

— Symbolik des Traumes, 4. Aufl., herausgegeben von Dr. Fr. Heinr. Ranke, F. A. Brockhaus, Leipzig 1862. (4 M.)

Dr. H. B. Schindlee, Das magische Geistesleben, ein Beitrag zur Psychologie, W. G. Korn, Breslau 1857. (4 M.)

— Der Aberglaube des Mittelalters, ein Beitrag zur Kulturgeschichte, ebendaselbst 1858. (4 M.)

Daumer, Das Geisterreich, 2 Bde. Dresden 1867.

— Das Reich d. Wundersamen u. Geheimnisvollen, Regensburg 1872.

Prof. Max Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1872.

— Der neuere Spiritualismus, ebenda 1877.

Johannes Heenhee, Die mystischen Erscheinnungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder, 2 Teile: I. Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens, II. Die biblischen Wunder; 34¾ Bog. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1881. (8 M.)

Franz Splittgerbee, Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits, 2 Teile: I. Schlaf und Traum, Ahnungsvermögen und natürliche Prophetie, II. Das Auftauchen des höheren Geisteslebens im Sterben, Jul. Fricke, Halle 1881. (9 M.)

Prof. J. C. Friedrich Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, 4 Bde. in 5 Abthlgn., Leipzig 1878—81, durch die Nicolaische Buchhandlung in Berlin C., Brüderstraße 13, zu beziehen (statt M. 87.50) für M. 50. — Thatsachenmaterial im II. und III. Bande: Die transscendentale Physik.

Aus Aksakows „Bibliothek des Spiritualismus", besonders die Werke von A. R. Wallace, Wm. Crookes, Robt. Harr, J. W. Edmonds, Edw. W. Cox und der Bericht über den Spiritualismus von seiten des Kommitees der Dialektischen Gesellschaft zu London.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

SPHINX

II, 3. September 1886.

Justinus Kerner

und die

Seherin von Prevorst.

Von

Carl du Prel.

Wir feiern demnächst — am 18. September 1886 — den hundertjährigen Geburtstag von Justinus Kerner, dem Dichter, dem Arzt und dem — Geisterseher. Dieser Gedenktag soll, wie wir vernehmen, in Weinsberg begangen werden, jenem schwäbischen Städtchen, in welchem Kerner so lange wirkte. Der menschenfreundliche Arzt Kerner lebt dort noch in der Erinnerung seiner Heimatsgenossen, die Lieder des Dichters Kerner erschallen überall und manche derselben sind zu Volksliedern geworden; — diesen beiden wird also die Mitwelt am Gedenktag zu Weinsberg ohne Zweifel gerecht werden. Anders aber dürfte es mit dem Geisterseher Kerner stehen. Dieser hat seine unbefangene Würdigung noch lange nicht gefunden; man ist mehr geneigt, ihn zu entschuldigen, als anzuerkennen, und so dürfte es wohl die Aufgabe der „Sphinx" sein, in einem kurzen Lebensabriß Kerners auch seine mystische Richtung zu betonen, in die er durch Erfahrungen mannigfacher Art, besonders aber durch die Beobachtungen getrieben wurde, die der Krankheitsverlauf der „Seherin von Prevorst" lieferte.

Justinus Kerner wurde geboren zu Ludwigsburg am 18. September 1786 als das jüngste von fünf Kindern des dortigen Oberamtmanns und Regierungsrates Kerner. Seine erste Jugend hat er selbst in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (Braunschweig 1849) geschildert; außerdem besitzen wir noch zwei Biographien, die eine von der Hand eines Freundes [1]), die andere von der Hand der eigenen Tochter [2]) ge-

[1]) Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben von Aimé Reinhard. Tübingen, Osiander, zweite Auflage 1886.
[2]) Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus. Von Maria Niethammer. Stuttgart, Cotta, 1877.

schrieben. Aus der ersteren tritt mehr das Gesamtbild des Mannes uns entgegen; die andere mit ihrem pietätvollen Verweilen bei den Schicksalen und Charakterzügen von mehr psychischer Bedeutung liest sich wie eine Idylle, darin wir nur manchmal erinnert werden, daß wir es mit einer Biographie zu thun haben; denn was ein Dichter erlebt, und wie er es erlebt, das gewinnt leicht eine Färbung, als wäre es Produkt einer dichterischen Phantasie.

Kerner war anfänglich zum Kaufmann bestimmt, und setzte erst nach schweren Kämpfen durch, zum Studium zugelassen zu werden. Mit 18 Jahren sollte er die Universität beziehen; er nahm sein schwerbepacktes Ränzlein auf den Rücken und wanderte nach Tübingen, wo er der Naturwissenschaft sich widmen wollte, ohne noch für ein Spezialfach entschlossen zu sein. Um mit dem Sparsystem gleich jetzt zu beginnen, ging Kerner von Ludwigsburg nach Tübingen zu Fuß, und nur aus den Brunnen am Wege stärkte er sich manchmal. Im Mondenschein erreichte er Tübingen, setzte sich, ermüdet vor dem Thore noch auf eine Bank und schlief ein. Als er erwachte, wogten die Pappeln in heftigem Sturm, und der Luftzug wehte ihm ein beschriebenes Blatt entgegen, ein Rezept, das der Wind aus einem offenen Fenster des Armenspitals getrieben hatte, mit der Unterschrift des Oberamtsarztes Dr. Uhland. Kerner nahm das als ein Zeichen, daß er Arzt werden sollte, und mit diesem Entschlusse zog er 1804 in Tübingen ein.

Schon von früher her war ihm der Dichter Uhland bekannt geworden, und diesem insbesondere, nebst einem kleinen Kreise poetischer Gesinnungsgenossen schloß sich Kerner in Tübingen an. Dort auch lernte er seine spätere Gattin kennen, Friederike Ehmann, die Tochter des Pfarrers Ehmann in Ruith bei Stuttgart. Es war gelegentlich eines gemeinschaftlichen Ausflugs auf die Achalm bei Reutlingen, am 26. April 1807, daß ihm sein freundliches Geschick dieses Wesen entgegenführte. Alle waren fröhlich, nur ein Mädchen in dunkler Kleidung, das zur Gesellschaft gehörte, sah betrübt in die Gegend hinaus. Kerner trat auf dasselbe zu mit Goethes Worten:

Wie kommt es, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

Sie antwortete ihm mit dem zweiten Vers:

Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.

Bei dieser Anrede mit „Du" verblieb es von nun an, und Friederike, die den Tod ihres Vaters betrauerte, fand Ersatz in ihrer Liebe zu Kerner. Sehen konnten sie sich nur wenig, oft nur aus der Ferne; aber sie verkehrten schriftlich, und legten ihre Briefe in einer verlassenen Kapelle unter einem Stein nieder, wo sie sich auch manchmal trafen.

Als Kerner 1808 zum Doktor promoviert wurde, verließ er Tübingen, ging zu seinem Bruder nach Hamburg, der ebenfalls Arzt war, und

schloß sich dort besonders an **Rosa Maria**, die Schwester seines Freundes **Varnhagen von Ense** an. Besser mit ihr, als in Gesellschaft von Männern, konnte er von seinem Rickele sprechen. Als schon im Jahre darauf Kerners Bruder sich von dem Krankenhause zurückzog, an dem beide thätig waren, ging Justinus nach Wien, wo ihm ebenfalls die Poesie die Richtung der Freundschaft anwies. Er schloß sich an den Dichter **Ludwig Stoll** an, der in dürftigen Umständen lebte und welchen später Uhland in seinem Liede „An einen verhungerten Dichter" verewigte. Kerner unterstützte ihn nach Möglichkeit, und oft noch erzählte er später, wie er, wenn er mit Stoll spazieren ging, demselben manchmal in irgend einem Hausdurchgang die Schuhe, aus welchen die Zehen hervorsahen, mit englischem Pflaster aus seinem Verbandzeug zuklebte.

Als Kerner 1810 Wien verließ, siedelte er zunächst nach Wildbad als Arzt über. Der lebhafte Briefwechsel mit seiner Braut war niemals unterbrochen worden, und nun, in ihrer Nähe und wieder im Vaterland, war Kerner in der richtigen Stimmung, sich poetischen Arbeiten zu widmen. Als Dichter freilich, der in ihm ungetrennt vom Menschen lag, zeigte er sich auch in seinem sonstigen Gebahren. So, als er einmal einen Hirtenknaben schlafend am Wege fand, legte er ihm vorsichtig einen Thaler in die Hand, und sich fortstehlend malte er sich aus, wie der Knabe beim Erwachen das Geldstück als Geschenk einer Fee, vielleicht aber auch des Teufels ansehen würde.

Der Aufenthalt in Wildbad war nicht von langer Dauer. Es war nicht möglich, dort sich einen Hausstand zu gründen, und so nahm Kerner die Stelle eines Unteramtsarztes in Welzheim an. Nicht nur als Dichter wurde er dort mehr und mehr bekannt, sondern auch als ein pflichttreuer Arzt, der sehr gesucht wurde, und nur insofern nicht zum Arzt paßte, als er jedes Leiden nicht etwa als „interessanten Fall" ansah, sondern so tief mitfühlte, wie wenn es sein eigenes wäre. Todesfälle in seiner Praxis raubten ihm jedesmal die Nachtruhe, und als er einst gefragt wurde, ob ihm schon Kinder gestorben, entgegnete er seufzend: Ja, mehr als hundert!

Erst 1813 wurde Kerner durch seinen Bruder in der Kirche von Enzweihingen mit seinem Rickele getraut und am 1. März zog das Paar in die bescheidene Wohnung von Welzheim ein. Es war nur eine zu finden gewesen, zwei Zimmer im Wirtshaus zum Ochsen, nebst einer kleinen Küche. An das zum Schlafzimmer eingerichtete größere Zimmer war zudem die Bedingung geknüpft, daß es an jedem Markttage, bei Hochzeitsfesten und überhaupt bei jedem Anlaß zum Tanzen geräumt werden müsse. Aber Rickele verstand es gleichwohl, alles behaglich und nett herzurichten. Seiner auswärtigen Praxis wegen war Kerner genötigt, sich ein Pferd anzuschaffen; es fand sich ein sanfter Rappe, von welchem getragen nun Rickele häufig ihren Mann begleitete, der sich dann ein weiteres Pferd mietete; oft aber machten sie es nach der Sitte der Gegend, daß die Frau, hinter dem Manne sitzend, und an ihm sich haltend, auf dem Pferde saß.

Mit einem Mädchen Marie, das 1813 geboren wurde, zog neue Poesie ins Haus. Schon im Frühjahr darauf wurde auch dieses Kind, bald vom Vater, bald von der Mutter, auf das Pferd genommen.

Als Kerner 1816 zum Oberamtsarzt in Gailsdorf ernannt wurde, begann die Wohnungsnot aufs neue; ein harter Winter ging vorüber, und erst im Frühjahr wurde ein freundlicheres Haus bezogen. Damals war es, daß Kerner bei einer kleinen Reise mit seiner Familie durch Weinsberg kommend, wie ahnend ausrief: Hier ist es schön, da möchte ich wohnen! 1817 wurde ein zweites Kind, Theobald — zur Zeit Hofrat in Weinsberg — geboren, und von nun an konnte nur mehr Marie den Vater auf seinen kleinen Reisen begleiten. Wenn das Kind im Wägelchen saß, gab ihm Kerner das Leitseil in die Hand, lehnte sich zurück und stellte sich schlafend, und das Kind war dann stolz, nun allein das Pferd zu leiten.

Als die Stelle eines Oberamtsarztes in Weinsberg frei wurde, bewarb sich Kerner darum und erhielt sie. Im Januar 1819 wurde die Reise nach dem hübschen Städtchen angetreten, das, wie an eine schützende Mutter sich an den Hügel schmiegt, auf dem die Ruine „Weibertreu“ ragt. Daß Kerner mit den Einwohnern bald lebhaft verkehrte, versteht sich beim Arzte von selbst; der Poet aber sorgte dafür, daß dieser Verkehr ein sehr gemütvoller wurde. Aus jedem Hause wurde ihm ein Gruß zugerufen, wenn er vorüberging, und die Kinder sprangen ihm entgegen. Aber noch immer, wenn er einen gefährlichen Kranken hatte, ließ ihn die Sorge nicht ruhen, und oft zog er es vor, die ganze Nacht bei solchen Kranken zu bleiben, statt zu Hause sich schlaflos zu quälen.

Als auch in Weinsberg die Wohnungsnot immer unerträglicher wurde, beschloß Kerner, sich ein eigenes Haus zu bauen. Die Gemeinde schenkte ihm, mit dem Bürgerrecht dazu, einen Platz. Neben und hinter dem Hause war noch Raum für einen Garten, der im Frühjahr darauf angelegt wurde. So erhielt das Anwesen das behagliche Aussehen, das es jetzt noch hat. Die Nähe der „Weibertreu“ aber wurde für Kerner zur Mahnung; auf seine Veranlassung bildete sich in Weinsberg ein Verein von Frauen, um die weltberühmte Burgruine, die zu verfallen drohte, zu erhalten und zugänglich zu machen. Schmale Wege und Weinberge wurden angelegt; an alle deutschen Frauen erging der Ruf um Beiträge zur Erhaltung dieses Denkmals weiblicher Treue. Wer einen Betrag von 5 Gulden sandte, erhielt dafür einen einfachen Goldreif, in den ein Stein von der Burgruine gefaßt war, nebst beigelegtem Gedicht von Pfarrer Gerber: „Die Ringe von der Weibertreu“. Die Gaben flossen reichlich und durch Kerners Thätigkeit wurde der Hügel der Ruine aus Schutt und Verwilderung zur reizenden Anlage umgeschaffen. In allen deutschen Städten trug man damals solche Ringe von Weinsberg, und sie mahnten die deutschen Frauen an jenen Tag, da die Veste sich ergeben mußte und die weiblichen Bewohner, denen erlaubt worden war, mit ihren Kostbarkeiten fortzuziehen, ihre Männer auf den Rücken heruntertrugen und in Anerkennung dieser Gesinnung sie behalten durften. Noch heute aber



Justinus Kerner.

1860.

liest man an der Burgruine die Inschrift, welche Kerner seinem Rickele gestiftet:

Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen;
Das war ein schwereres Gewicht,
Als ich mag sagen.

Kerner bieb sein Leben lang ein treuer Pfleger der Ruine „Weibertreu" und noch testamentarisch sorgte er für die Erhaltung der Äolsharfen, die er am Turm hatte anbringen lassen. Am Fuße des Hügels, neben Kerners Haus, stand ebenfalls ein alter Turm der ehemaligen Stadtmauer der nun zu einem Gefängnis hergerichtet werden sollte. Kerner, solche traurige Nachbarschaft zu verhüten, kaufte denselben der Stadt ab. Eine Treppe wurde angebracht, die Plattform geebnet, und der gewölbte Raum darunter, in welchem einst Graf Helfenstein bis zur Hinrichtung gefangen gehalten war, wurde nun in ein wohnliches Gemach mit Spitzbogenfenstern und Glasmalereien verwandelt. Lenau bewohnte später diesen Turm und schrieb darin einen Teil seines „Faust". Endlich wurde auch noch auf der anderen Seite des Hauses, durch die Straße von diesem getrennt, ein großer Garten hinzu erworben. Früher hatte er als Kirchhof gedient, und es gingen unheimliche Sagen über ihn. Das Gartenhäuschen — das frühere Totenhaus — wurde nun zur Herberge für die Gäste, die immer zahlreicher im Kernerhaus eintrafen, da der Ruhm des schwäbischen Dichters immer weiter sich verbreitete. Freiligrath, Geibel, Graf Alexander von Württemberg und andere wohnten darin, und wenn Lenau es bezogen hatte, dann tönte oft nachts sein wildes, melancholisches Geigenspiel bis zum Kernerhaus hinüber.

Mancher ärztliche Besuch in die Umgegend wurde nun zum patriarchalischen Ausflug der Familie zu benachbarten Freunden. Einst auf einem solchen, auf dem Wege nach Eberstadt, kam die Hälfte des Weges ein Bote mit dem Briefe eines Patienten entgegen, der Arzneimittel verlangte. Die Sache erforderte Eile, aber es war nicht möglich, umzukehren um das Rezept zu schreiben, und niemand hatte Bleistift und Papier. Während des Überlegens kam ein Weinsberger Gärtner vorüber, der nach Hause ging. Schreibmaterial hatte auch dieser nicht; aber er zog ein Stück Kreide aus der Tasche, und so mußte denn diese helfen. Kerner ließ den Mann seinen breiten Rücken herhalten und schrieb auf das blaue Wams desselben das Rezept, womit dieser nun in die Apotheke von Weinsberg geschickt wurde. Der Apotheker behauptete später, er habe noch nicht leicht ein so deutlich geschriebenes Rezept von Kerner zu lesen bekommen.

Große Gastfreundschaft herrschte im Kernerhaus, und Rickele wetteiferte darin mit Justinus. Einst zog ein Handwerksbursche des Weges, und da er Wagen vor dem Hause stehen und Leute ein- und ausgehen sah, trat er ein und verlangte von Rickele, der vermeintlichen Wirtin, einen Schoppen, indem er sein schweres Bündel auf den Tisch warf. Man stellte ihm Wein und Brot hin, und erst, als er seine Zeche ver-

langte, erfuhr er, daß er nicht in einem Gasthaus, sondern nur in einem gastlichen Hause eingekehrt, und zog dankend seines Weges. Auch bayerische Soldaten, die der Weg in die Rheinpfalz oder zurück führte, wurden oft hereingerufen und bewirtet. Vertriebene Polen, die damals durch Europa schwärmten, fanden oft Aufnahme für Tage, Wochen, ja Monate. Ein mit Handschuhen handelnder Tiroler, der jedes Jahr kam und welchen Kerner sehr lieb gewonnen hatte, traf einst gleichzeitig mit dem Prinzen Adalbert von Bayern, einem Verehrer des Dichters, ein; Kerner, der den Tiroler noch jedesmal zu Tisch behalten hatte, stellte ihn dem Prinzen als alten Freund vor und bat, ihn auch dieses Mal zum gemeinschaftlichen Mahle behalten zu dürfen.

So ging es damals in dem Hause her, dem Kerner und Rickele vorstanden. Ich hielt es für nötig, einiges darüber nach den oben angezogenen Schriften zu berichten; denn zunächst zwar wirft es nur Licht auf den liebenswürdigen und humoristischen Charakter des Dichters und Arztes; aber gewiß wird der Leser dadurch auch abgehalten werden, vom Geisterseher Kerner sich ein falsches Bild zu bilden. Denn wenn man sich unter einem Geisterseher gemeiniglich einen dem Diesseits abgewandten, melancholischen, ja verstörten Menschen vorstellt, der in geheimnisvollem Treiben die Menschen flieht, so war Kerner von alledem das Gegenteil. Dem Diesseits, das ihm die dichterische Phantasie so sehr verschönte, war sein Herz zugethan, und als Arzt mußte er vorweg zur Geisterseherei wenig geneigt sein. Frau Marie Niethammer sagt in dieser Hinsicht[1]): „Sehr im Irrtum sind diejenigen, die glauben, mein Vater habe seine Forschungen auf diesem Gebiete phantastisch betrieben und sich und andere hineingesteigert. Es sind reine Thatsachen, die er niederschrieb, die mit klaren Blicken beobachtet wurden, nicht nur von ihm, sondern von Männern jedes Standes und Alters. Wie viele Männer, welchen der Gespensterglaube, ja jeder Glaube überhaupt fern lag, kamen mit dem festen Vorsatz, nichts zu glauben und der Sache auf den Grund zu kommen, und gingen oft erschüttert von jener so einfachen Frau[2]) fort, erfüllt von den unbestreitbaren Thatsachen, die sie erfahren mußten, und die sie trotz allem kalten und besonnenen Forschen nicht auszuklügeln vermochten." Und doch haben die meisten seiner Zeitgenossen die mystische Seite Kerners als etwas Krankhaftes angesehen, und das wird wohl noch lange die herrschende Meinung bleiben, ganz entsprechend dem Prognostiken, welches Kerner selbst sich gestellt hat:

> Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
> Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
> Nur wenn man von Geistern spricht,
> Denkt man mein noch und — schimpft tüchtig.

Bei Kerners Naturell konnten es also nur schwerwiegende Erfahrungen sein, die ihn mit den herrschenden Ansichten seiner Zeit so sehr in Gegen-

[1]) Seite 187 ihrer erwähnten Schrift.

[2]) Die „Seherin von Prevorst" lebte vom 25. November 1826 bis zum 5. Mai 1829 in Weinsberg, und zwar vom 6. April 1827 an in Kerners Hause.

satz brachten und in die mystische Richtung drängten. Über diese seine zahlreichen Erfahrungen hat er eine ganze Reihe von Schriften mystischen Inhalts geschrieben[1]). Die merkwürdigste derselben ist das Buch über die „Seherin von Prevorst", das von jeher am meisten gelesen wurde — es liegt schon in fünfter Auflage vor —, aber auch am meisten Widerspruch erfahren hat. Das mag vielleicht noch lange so währen; aber desto sicherer ist diesem Buche die Zukunft. Es mag vielleicht eine Zeit kommen, wie Kerner selbst es ausgesprochen, da der Dichter und Arzt vergessen sein werden, aber dann erst recht wird Kerners Name mit dem der Seherin von Prevorst immer zusammen gedacht und genannt werden; denn jeder, der den mystischen Seiten des Seelenlebens sein Interesse zuwendet, wird diese Seherin zu den merkwürdigsten Wesen zählen, und der Biograph derselben wird sicherlich niemals vergessen werden. Mag auch die vom Materialismus beherrschte Denkmode des Tages der wissenschaftlichen Erforschung der Mystik noch sehr abgeneigt sein, so ist das doch nur eine vorübergehende Erscheinung. Ein Glaube, der in verschiedenen Formen in allen religiösen Systemen wiederkehrt, und dem alle großen Philosophen, von Platon bis Kant, gehuldigt haben, — der Glaube nämlich, daß die menschliche Individualität nicht beschränkt sei auf die irdische Erscheinungsform, kann zwar periodenweise im Bewußtsein der Menschen zurückgedrängt werden, aber nie ganz daraus verschwinden. Wir sehen es schon jetzt deutlich, daß der Glaube an die Mystik im nächsten Jahrhundert verbreiteter sein wird, als er es je war, und darum ist es auch gewiß, daß Kerners Name unseren Enkeln immer geläufiger werden wird, daß die „Seherin von Prevorst" als eines der merkwürdigsten Bücher anerkannt werden wird. Aber wenn ich auch hier nur das genannte Buch näher betrachte, so sollen doch auch die übrigen mystischen Schriften Kerners den Lesern angelegentlich empfohlen sein.[2])

Friederike Wanner wurde 1801 in dem mitten im Gebirge gelegenen württembergischen Dorfe Prevorst als Tochter eines Revierförsters geboren und vermählte sich in ihrem 19. Jahre mit einem gewissen Hauffe. Schon in ihrer Kindheit hatten Anstrengungen und Sorgen den Grund zu körperlichen Leiden gelegt, von welchen sie in den letzten sieben Jahren ihres Lebens beständig heimgesucht war. Eine solche allgemeine Depression der Lebenskräfte ist schon in vielen Fällen der Anlaß geworden, jenes innere geistige Leben zur Entfaltung zu bringen, das uns — um mit Kant zu reden — verborgen bleibt, „so lange alles wohl steht", und das, ohne selber krankhafter Natur zu sein, doch häufig für Krankheit gehalten wird, weil es häufig gelegentlich einer solchen zum

[1]) Ein vollständiges Verzeichnis derselben findet sich weiter hinten zusammengestellt.

[2]) Zum Nachfolgenden benutze ich mit Einwilligung der „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft" (vormals Fr. Bruckmann in München) meinen Aufsatz über die Seherin in der „Münchener Bunten Mappe", Jahrgang 1885, welchem ein Bild der Seherin von Prof. Gabriel Max beigefügt ist.



Justinus Kerner

Durchbruch kommt. So entwickelte sich bei der Seherin ein natürlicher Somnambulismus, dessen hohe Bedeutung zu erkennen das Verdienst ihres Arztes Justinus Kerner war. Sie verbrachte die letzten drei Jahre ihres Lebens im Wohnhause desselben, in Weinsberg. Dort war sie gänzlich den Händen Kerners anvertraut, der mehr als dreitausendmal an ihrem Krankenbette stand, darum aber auch in der Lage war, über den merkwürdigen Zustand der Seherin jenen ausführlichen Bericht zu erstatten, der in seiner Schrift „Die Seherin von Prevorst“ niedergelegt ist.

Damals war der von Mesmer entdeckte tierische Magnetismus auch in Deutschland allmählich bekannt geworden, erfuhr aber, wie es immer gerade bei den größten Entdeckungen geschehen ist, die heftigsten Angriffe von seiten der Vertreter der alten Systeme. Kerner aber, unbeirrt von den Vorurteilen seiner Zeit, erkannte den großen Wert des künstlichen Somnambulismus für solche Kranke, bei welchen die Natur selbst den natürlichen Somnambulismus hervorruft und dadurch dem denkenden Arzte einen Fingerzeig erteilt, daß er dieses Bestreben der Naturheilkraft unterstützen soll. Während die schulgerechte Behandlung den Zustand der Kranken nur immer mehr verschlimmert hatte, benützte Kerner diesen Wink der Natur und vermochte der Seherin wenigstens große Erleichterung zu verschaffen.

Das Buch von Kerner ist jedoch nicht etwa nur für Ärzte interessant; die größte Bedeutung hat es für den Philosophen. Denn Frau Hauffe war ohne Zweifel die merkwürdigste aller Somnambulen, über welche Monographien erschienen sind. Wenn bei den meisten derselben nur die eine oder andere Seite des sogenannten Nachtlebens der Seele zu beobachten war, so zeigten sich bei der Seherin von Prevorst alle vereinigt, und ihre mystischen Fähigkeiten blieben nicht auf die subjektive Sphäre beschränkt, sondern erstreckten ihre Fühlfäden in die dem normalen Bewußtsein verschlossene äußere Welt. Schon aus ihren Kinderjahren sind zahlreiche Fälle von Ahnungen, Visionen, zweitem Gesicht, Gedankenlesen und Doppelgängerei verbürgt. Kerner sagt, daß bei ihr der Somnambulismus fast permanente Anlage war, und daß sie selbst im Wachen nie eigentlich wach im gewöhnlichen Sinn des Wortes war.

Unsere Wissenschaft steht übrigens dem Verständnisse solcher Wesen näher, als es gemeiniglich geglaubt wird. Wollen wir uns von solchen Naturen einen wissenschaftlichen Begriff machen, so müssen wir den Vergleichungsmaßstab des normalen Menschen anlegen, die normalen seelischen Funktionen analysieren und untersuchen, wieso eine Abweichung derselben nach der mystischen Richtung überhaupt denkbar ist. Nun sind es die Sinne und das Gehirn, die unsere Beziehung zur Außenwelt vermitteln. Diese sind — wie uns der Darwinismus gelehrt hat — Entwickelungsprodukte, also auch noch weiterer Entwickelung fähig. Im biologischen Prozesse sind sie beständig gesteigert worden, und wir wissen nicht, welcher weiteren Steigerung sie noch fähig sind, zu der die keimartigen Anlagen offenbar in uns bereits liegen müssen. Vermöge der ihnen eigentümlichen Natur sind also Sinne und Gehirn zwar die Mittel unserer Wahr-

nehmung und Erkenntnis, aber auch zugleich die Schranken derselben. Unser Bewußtsein ist nicht für alle äußeren Eindrücke empfänglich, sondern ein, unbestimmbar wie großes, Stück der Natur bleibt uns verborgen. Die moderne Psychophysik spricht von einer Empfindungsschwelle; sie unterscheidet solche Einflüsse der Außenwelt, die vermöge ihrer Reizstärke diese Empfindungsschwelle überschreiten und uns dadurch zum Bewußtsein kommen, von anderen, die wegen ungenügender Reizstärke unterhalb der Schwelle verlaufen, d. h. unbewußt bleiben. Denken wir uns nun diese Empfindungsschwelle, die sich im biologischen Prozesse beständig beweglich gezeigt hat, auch individuell beweglich — wäre sie das nicht, so käme es auch biologisch zu keiner Steigerung — so hätten wir ein Wesen vor uns, welches vermöge seiner Empfänglichkeit für die geringen Reizstärken Dinge sieht und erkennt, die dem normalen Menschen verborgen bleiben, weil ihn seine Empfindungsschwelle davon isoliert. So ist es also gerade der Darwinismus, der uns zur Mystik führt. Die exakte Naturwissenschaft hat in der Theorie der Erkenntnis den Nachweis geführt, daß wir unter vielen Dingen leben, die wir nicht sehen, sie vergaß aber den Zusatz, daß die Empfindungsschwelle bei Ausnahmsindividuen sich beweglich zeigen kann, woraus höchst merkwürdige Aufschlüsse über die Welt zu gewinnen sein müssen.

Ein solches Wesen war die Seherin von Prevorst. Sie lebte in einer uns verschlossenen Welt; man könnte fast sagen, daß in ihr der Zukunftsmensch seinen Schatten vorauswarf, weil sich bei ihr individuell zeigte, was erst eine biologische Steigerung zur Entfaltung bringen kann: die Verlegung der Empfindungsschwelle. Sie lebte in einer innigeren Naturverbindung, als wir anderen. Metalle und Pflanzen, Tiere und Menschen wirkten auf sie in einer von uns ungeahnten Weise ein.

Für die Seherin selbst, wie für ihren Arzt, waren ihre Erlebnisse, besonders alles, was an die vom Skeptizismus der Unwissenheit noch immer geleugneten Phänomene der Mediumität streifte, schwer begreifliche Dinge. Aber Kerner war weit davon entfernt, Thatsachen wegen ihrer Unbegreiflichkeit zu leugnen. Er erzählt sie einfach und schmucklos, und überläßt es dem Leser, eine Erklärung zu finden. Für die Realität der Thatsachen steht aber nicht nur Kerner ein; Gelehrte aller Art, Professoren, Ärzte und Privatleute bestätigten sie, und manche Aussage der Seherin hat sich bei nachträglicher Nachforschung in Archiven in Übereinstimmung gezeigt mit urkundlichen Dokumenten, von welchen vorher niemand Kenntnis hatte. Daß gleichwohl solche Thatsachen von solchen geleugnet wurden, die nie die Seherin zu Gesicht bekamen und jede Mühe der Untersuchung verschmähten, versteht sich von selbst. Wo die größte Verständnislosigkeit zu finden war, da waren auch die Angriffe von größter Maßlosigkeit, und gar in den Tagesblättern suchte man die Thatsachen dadurch los zu werden, daß man die Seherin für eine Betrügerin erklärte, Kerner aber für einen Betrogenen.

Es hieße solchen Gegnern, welche die Verleumdung dem Geständnisse ihres Unverstandes vorziehen, zu viel Ehre erweisen, wenn man die

Angegriffenen in Schutz nehmen wollte. Kerner war nicht nur als Dichter und Arzt, sondern auch als Charakter von seinen Freunden und Bekannten hochgeschätzt; die Seherin aber war ein einfaches Landmädchen von ebenfalls untadelhaftem Charakter, und wer sie kannte, konnte sie in dieser Hinsicht nicht genug loben. Noch kurz vor ihrem Tode beschämte sie ihre Feinde, indem sie — was bei Somnambulen in der Krise sehr häufig vorkommt — ihren Empfindungen rhythmischen Ausdruck in den Versen verlieh:

Wie soll ich Euch denn nennen,
Ihr, die ihr mich betrübt?
Ich nenn' auch Euch nur — Freunde:
Ihr habt mich nur geübt.

Mit Zweiflern in diesem Gebiete ist freilich auch heute nicht zu streiten. Sie haben alle die gleiche Taktik: je mehr Beweise beigebracht werden, desto mehr steigern sie ihre Anforderungen. Sie gehören zu jenen ärgsten Blinden, die nicht sehen wollen. Es fehlte übrigens der Seherin auch nicht an ehrlichen Gegnern der mystischen Richtung. David Strauß, welchem doch auch durch die merkwürdigen Ereignisse in Weinsberg sein wissenschaftliches System arg verrückt wurde, der aber ehrlich und mit Kerner freundschaftlich verbunden war, schrieb in seinen „Charakteristiken und Kritiken": „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Thatbestand von Kerners Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falche Beobachtung des Arztes unterstellen, — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kernerschen Schrift in den Stand gesetzt sind". Und in der Schilderung seiner Reise nach Weinsberg spricht er von der Seherin mit den Worten: „Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung übergossen, die Sprache das reinste Deutsch" — auch dieses ist eine häufige Erscheinung bei Somnambulen, ohne Rücksicht auf Stand und Erziehung derselben —, „der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Rezitativ; der Inhalt überschwängliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Äolsharfe, Unterhaltungen mit oder über seelige oder unseelige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben". Damals zählte eben Strauß zu den überzeugtesten Anhängern der Seherin, und widmete ihrer Beobachtung alle seine freie Zeit; auch hat er seine Anhänglichkeit an Kerner sein Leben lang bewahrt.

Was mich persönlich betrifft, als ich zum erstenmal ein Bild der Seherin in die Hand bekam, so nannte ich sie unwillkürlich eine Schwester des Dante, und beim Vergleiche mit dem Raphaelischen Bilde des italienischen Dichters, welches Witte seiner Übersetzung der göttlichen Komödie vorangestellt hat, ist die Ähnlichkeit in der That höchst auffällig, wenn



Justinus Kerners Grab.

auch die strengeren Züge Dantes bei der Seherin ins Weibliche gemildert erscheinen.

Es fehlte nicht an solchen, welche den Krankheitszustand der Seherin zur Erklärung heranzogen, und von Halluzinationen sprachen, — ein Wort, das sich zur rechten Zeit einstellt, wo die Begriffe fehlen. Aber davon abgesehen, daß oft ganz gesunde Leute Zeugen der Phänomene in Weinsberg waren, daß nicht nur ihre Familienangehörigen, sondern auch Kerner selbst, ihre Wärterin, fremde Personen, sogar der Haushund manchmal die Phantome sahen, von welchen die Seherin sprach, ist es bekannt genug, daß das Gehirnleben selbst innerhalb schwerer Leidenszustände normal, ja sogar gesteigert sein kann. Es kommt also darauf an, in dieser Hinsicht Aufklärung zu erhalten, die Dr. Off, der die Sektion der Leiche vornahm, auch gab. Derselbe fand das Gehirn so bewunderungswürdig schön gebaut und in allen Teilen so gesund, daß er erklärte, noch nie ein gesunderes und besser gebildetes Gehirn in einem Menschen getroffen zu haben. Auch andere berühmte Ärzte waren noch zu Lebzeiten der Seherin von ihrer Ehrlichkeit und Zurechnungsfähigkeit so sehr überzeugt, daß sie Patienten, welchen sie nicht helfen konnten, zu dieser sandten, die nach Art vieler Somnambulen nicht nur die Diagnose von Krankheiten vornahm, sondern auch häufig erfolgreiche Mittel der Heilung angab. Insbesondere war es die Heilung der Gräfin Maldeghem, wodurch die Seherin große Berühmtheit erlangte.

Die moderne Wissenschaft, wiewohl sie, wie gesagt, einige Daten zur Erklärung der Phänomene in Weinsberg besitzt, zählt gleichwohl die Schrift von Kerner zu den verbotenen. Sie hat so gut, wie die römische Kurie, ihren Index verbotener Bücher, und steht in dieser Hinsicht auf gleicher Stufe mit ihr. Man hält es nicht für erlaubt, Bücher, die der zufälligen Richtung der Tageswissenschaft zuwiderlaufen, zu lesen oder gar daran zu glauben. Richtig ist allerdings, daß die Wissenschaft zur vollständigen Erklärung solcher Phänomene noch lange nicht reif ist. Die wenigen vorhandenen Erklärungsdaten liegen zudem in verschiedenen Wissenszweigen derart zerstreut, daß schon aus diesem Grunde bei der heutigen Zersplitterung der Wissenschaft in Einzelfächer ein Verständnis von Kerners Buch nur selten getroffen werden kann. Was die Seherin von ihrem inneren Zahlensysteme sagt, steht in merkwürdiger Übereinstimmung mit Äußerungen solcher Philosophen, die, wie Pythagoras und Platon, weniger reflektiv nach Begriffen, als intuitiv zu ihren Einsichten gelangten; denn auch bei Somnambulen ist ja kein reflektives Wissen, sondern nur intuitives Schauen vorhanden. Die Art ferner, wie die Seherin die von ihr entworfenen mystischen Zeichnungen, Sonnenkreis und Lebenskreis, erläutert, stimmt sehr auffällig zu altindischen Vorstellungen. Was endlich von ihren somnambulen Fähigkeiten erzählt wird, erinnert an die Fähigkeiten der neuplatonischen Philosophen in Alexandria, sowie hindostanischer Philosophen, die ja bekanntlich den Somnambulismus in sich zur Entwickelung zu bringen bestrebt waren, um so philosophische Einsichten zu gewinnen, die auf reflektivem Wege nicht zu erreichen sind.

Aber auch was von neueren Ärzten über die bei Sterbenden auftretenden Fähigkeiten berichtet wird, findet sich vereinigt bei der Seherin, so daß Kerners Wort zutrifft, sie sei wie ein durch eine Fixierung zwischen Leben und Tod zurückgehaltenes Wesen gewesen.

Im Mittelalter konnte es geschehen, daß je nach der Richtung, die der Somnambulismus nahm, und den man nur aus dem religiösen System heraus zu erklären vermochte — wie ja teilweise die Seherin selbst noch — die einen als Hexen verbrannt, die andern als Heilige verehrt wurden. Darum finden wir auch in der christlichen Mystik und im Hexenwesen Parallelerscheinungen zu denen der Seherin, z. B. ihre spezifische Leichtigkeit im Wasser, was an die Wasserprobe der Hexen erinnert. So ist es denn kein Wunder, daß die heutige Wissenschaft, die vermöge ihres Umfangs es dem Fachgelehrten unmöglich macht, sich in allen diesen Gebieten umzusehen, eben darum den Unglauben in einer von ihr nicht gepflegten Richtung zur herrschenden Mode gemacht hat, worüber schon Kant, Schopenhauer, Lessing und andere eben mit Bezug auf das, was mit Geistererscheinungen zusammenhängt, geklagt haben. Wer aber über die Seherin von Prevorst abfällig urteilen will, kann nicht freigesprochen werden von der Verpflichtung, sich erst in der indischen, griechischen, alexandrinischen und deutschen Philosophie, wie in der mittelalterlichen Mystik umzusehen, insbesondere aber den Somnambulismus eingehend zu studieren. Wer dieser Bedingung nicht genügt, soll sich auch kein Urteil anmaßen. Eben darum kann Kerners Buch und etwa noch das zu seiner Verteidigung geschriebene Buch von Gerber „Die Nachtseite der Natur" (Augsburg 1844) zwar solchen empfohlen werden, die geneigt sind, etwas zu lernen; wer aber vorweg entschlossen ist, abzuurteilen, der müßte darauf aufmerksam gemacht werden, daß er nicht stimmberechtigt ist, so lange er obigen Bedingungen nicht genügt hat. Wird er aber dieser Aufgabe gerecht, dann wird er auch ohne Zweifel die Erfahrung an sich machen, daß ihm die anfängliche Lust abzuurteilen inzwischen vergangen ist.

Kerner war keineswegs vom modernen Spiritismus „angesteckt". Er war vielmehr ein Vorläufer dieser erst später in Amerika aufgetretenen Richtung, deren ohne wissenschaftliche Kontrolle gepflegten Anfänge von ihm sogar verurteilt wurden. Heute dürften freilich wenige Deutsche Lust haben, den „Spiritismus" für Deutschland zu reklamieren; später aber wird das um so sicherer geschehen, wenn er einmal von seinen Auswüchsen gereinigt sein wird. Inzwischen aber ist es erklärlich, daß Kerners Buch das gleiche Schicksal teilt mit dem Spiritismus, der von seinen Gegnern seit vierzig Jahren beständig totgeschlagen wird, aber noch immer lebt; der von seinen Feinden nicht verstanden wird, weil sie ihn nicht studieren, von den meisten Anhängern aber mißverstanden wird, weil sie ihn isoliert studieren. Es können eben die gestellten Vorbedingungen keinem erlassen werden, der die Seherin von Prevorst, wie den Spiritismus, verstehen will, wie überhaupt keinem, der sich von Goethes Worten verleiten läßt:

> Und laß Dir raten,
> Habe die Sonne nicht zu lieb, und nicht die Sterne,
> Komm', folge mir ins dunkle Reich hinab!

Wenn einmal die Wissenschaft nach ihrer vorübergehenden, leider nicht zu umgehenden Zersplitterungsperiode wieder mehr Sammlung gewonnen haben wird, wird das Buch von Kerner dem Verständnis der Menschen von selbst näher rücken; dann aber wird es auch für immer zu den klassischen Büchern der mystischen Richtung gezählt werden.

Als ich einst, in Begleitung von Gabriel Max, dem wir die künstlerischen Beilagen dieses Heftes verdanken, nach Weinsberg reiste, wurden auch wir in dem noch immer gastlichen Kernerhause aufgenommen; auch wir übernachteten in dem Gartenhäuschen, in dem einst Lenaus Geigenspiel erklang, und auch wir brachen aus der Turmruine der „Weibertreu" Steinchen, die wir, in Goldreife gefaßt, unseren Frauen mitbrachten. Am Abende des zweiten Tages standen wir auf dem hochgelegenen Kirchhof von Löwenstein, wo, grell von der schon dem Untergang zugeneigten Sonne beschienen, das große vom Grafen von Maldeghem errichtete Metallkreuz des Grabhügels der Seherin weit in die Ebene hinableuchtete. Da wollte es der Zufall, daß hoch über dem Kirchhof ein Luftschiffer in seinem gebrechlichen Fahrzeug ostwärts schwebte. Es sah dieses aus wie eine Mahnung, uns mehr an die Wissenschaft von greifbaren Resultaten zu halten. Denn wenn wir mit den Flügeln des Geistes uns über das Irdische erheben wollen, sind wir dann nicht in Gefahr zum Ikarus zu werden? Hat doch sogar ein Adept, wie Faust, die Klage ausgestoßen:

> Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
> Kein körperlicher Flügel sich gesellen!

Warum also, so schien es sagen zu wollen, sollten wir uns nicht an jene Wissenschaft halten, die uns schon so viele Früchte getragen hat, und in jenem Luftschiffer die Zeit ankündigt, da wir wenigstens mit körperlichem Flügel über unsere Scholle uns erheben werden? Aber der Reiz, der jeden umstrickt, dem das Gebiet der Mystik sich aufgethan hat, läßt eine Beschränkung auf die Wissenschaft der greifbaren Resultate nicht zu. Ganz vergeblich kann ja die Hoffnung nicht sein, der die Menschheit nie ganz entsagt hat, daß wir noch Sicheres erfahren werden über jenes geheimnisvolle Land, zu dem wir den geistigen Flügel suchen. Wenn aber das jemals der Fall sein wird, wenn uns die Blindheit genommen sein wird für die Dinge, welche das Grab deckt, dann werden wir, darüber ist kein Zweifel, nicht nur besser zu leben wissen, sondern auch besser zu sterben, und — wer weiß es denn? — wir werden vielleicht sterben, wie die Seherin von Prevorst — mit einem Freudenschrei.

Friederike Hauffe starb am 5. August 1829 zu Löwenstein, in der Nähe ihres Geburtsortes. Aber Kerners Erfahrungen im Gebiete der Mystik sind nicht auf sie beschränkt gewesen, und er hat bis zu seinem Tode die Ansicht verfochten, daß zwischen dem Reich der Menschen und dem Reich der sog. „Geister" Grenzberührungen vorhanden sind.

Am 16. April 1854 starb „Rickele" nach kurzer Krankheit, und von da an sehnte auch Kerner sich nach baldigem Tode. Die Glanzzeit des



Grab der Seherin.

Kernerhauses war nun vorüber und für Kerner selbst begannen allmählich die Beschwerden des Alters; das Licht seiner Augen schwand, und wenn anfänglich nur die Reisen und das Amt aufgegeben werden mußten, so später auch die Spaziergänge, und in den letzten zwei Jahren seines Lebens war Kerner in das Zimmer gebannt. Aber noch immer war ihm — wie David Strauß (Kleine Schriften, Neue Folge, Berlin 1866) schreibt — jeder Besuch willkommen, er freute sich, Menschen um sich zu hören, oder sie zu befühlen, da er sie nicht mehr recht sehen konnte. Im Gespräch vergaß er sein Leiden, und der alte Humor kam wieder zum Vorschein. Noch 8 Tage vor seinem Ende versammelte er zum Genuß des Münchner Bieres, das Prinz Adalbert von Bayern gesendet hatte, eine Anzahl von Weinsberger Freunden und war mit ihnen vergnügt. Einige Tage darauf befiel ihn eine Grippe, die den Kampf des noch immer lebhaften Geistes mit dem zerfallenden Körper in erlösender Weise abkürzte. Er starb im Alter von 75 Jahren, in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862. Er ruht auf dem Kirchhof zu Weinsberg seinem Willen gemäß unter einer liegenden Platte, auf der nichts weiter zu lesen ist als: Friederike Kerner und ihr Justinus.



Kerners Weltanschauung
nach seiner eigenen Darstellung
in
sieben Gedichten.

Zuruf.

(Aus dem Klexographiealbum).

Jedweder trägt in sich den Tod,
Wenn's außen noch so gleißt und lacht;
Heut wandelst du im Morgenrot,
Und morgen in der Schatten Nacht.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum

Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut:
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Drum ringe! schaffe! bis der Geist —
Thut's auch dem Fleische weh — gesiegt,
Dich aus der Nacht zum Lichte reißt
Und unter ihm die Schlacke liegt.

Metall und Glas.

Es ist ein Mann von Eisen,
Ein anderer von Glas,
Die wollen sich befleißen,
Einander zu unterweisen,
Probieren dies und das.

Aus seiner Ledertasche
Zieht der metall'ne Mann
Wohl eine Leidnerflasche;
Behend lädt sie der rasche
Und spricht zum gläser'n dann

„Fühl'! wenn man dies berühret,
So wahr der helle Tag!
Man einen Schlag verspüret;
Das heißt elektrisieret." —
„„Glaub', wer dies glauben mag!

Spricht der von Glas — ich fühle,
Pack' ich's, in jedem Fall
Gar nichts als etwas Kühle;
Das Zimmer drücket Schwüle
Und kälter ist Metall.""

Von Eisen der da wieder
Zu dem von Glase spricht:
„Es zuckt durch alle Glieder,
Es wirft mich ja darnieder,
Glaskopf! das fühlst du nicht?"

Hoch der von Glas und höher
Schreit: „„Es sei Gott mein Zeug'!
Du superfeiner Späher,
Phantast'scher Geisterseher,
Nichts fühl' ich, nichts, schweig! schweig!""

Jetzt die von Glas und Eisen
Aufeinden sich nicht schlecht.
Vom Schmähen kommt's zum Beißen.
Wer kann sie überweisen?
Sie haben beide Recht.



Friederike Wanner
(nachmals Frau Hauffe)
in ihrem 17. Lebensjahre.

Als
Vorrede zur Schrift:

„Die Seherin von Prevorst.

Eröffnungen über das innere Leben"
geschrieben.

Geht, Blätter, auf dem Markt' der Welt
An stillen Herzen nur vorüber,
Und weil't dafür bei jenen lieber,
Die Weltsinn noch in Banden hält!

Weckt sie aus ihrer sichern Ruh'!
Laßt schauen sie, was sie erreichen,
Wenn einst der Sarg ob ihren Leichen
Schlägt seinen festen Deckel zu!

Sucht nicht der Mengen Gunst und Lohn!
Sucht nicht zu ruh'n im weichen Frieden!
Laßt willig euch die Galle bieten,
An Lorbeers Statt die Dornenkron'!



An die

Seherin von Prevorst.

(Schluß des ersten Theiles ihrer Lebensbeschreibung.)

Findest du nun, lieber Leser, das Los, das diesem Geschöpfe hienieden wurde, wohl ein sehr trauriges, so wollest du doch dabei auch andrerseits nicht aus dem Auge lassen, wie alles von Gott kommt und alles nur zum Besten führt. Alles geschieht der Seele zu lieb, was wir freilich jetzt nicht so begreifen, und so mag auch das Seelenheil dieser Leidenden und das anderer, die an ihm teil nahmen, wieder gerade aus diesen ihren Leiden hervorgehen. Dafür könnten selbst sehr triftige Belege sprechen, die aber für die Menge nicht taugen. Mögest du, freundlicher Leser, nur noch ein paar Verse annehmen, die ich in obiger Beziehung an diese Leidende richtete:

Noch liegst du, aber laß mich dein Schicksal nicht beklagen,
Das Auge Gottes seh' ich durch deine Nächte tagen:
Denn als die Welt da draußen zerronnen dir in Nacht,
Hat sich dir jene Helle im Innern angefacht.

Da ward dir offenbaret in lichtgewob'nen Kreisen
Des Innern geist'ges Weben, was Geist und Seele heißen,
Wie sie sich trennen, suchen, vereinigen im Tod;
Das Auge bricht, doch innen aufsteigt ein Morgenrot.

Wie eine Gnadensonne dem innern Auge scheint,
Hat sich das äuß're Auge in Sehnsucht trüb geweint,
Die helle Friedenstaube ob Thränenfluten schwebt,
Das Böse sinkt als Schwere, das Gute licht sich hebt.

So konntest du ertragen der langen Krankheit Pein,
Den wilden Sturm da draußen im innern Sonnenschein,
Der Menschen harte Reden, die dich erkannten nie,
Bei sanften Flötentönen der innern Harmonie.

Und sollst du nicht genesen, bis daß dein Auge bricht,
Bleib' ihm das Licht, das leuchtend, von geist'gen Sonnen spricht,
Der Faden deiner Hülle, der seid'ne, leis' zerreißt,
Und du hast nicht zu sterben, weil du schon jetzt ein Geist.

Nach der Seherin Tod.

(Schluß des zweiten Theiles ihrer Lebensbeschreibung.)

Leb' wohl! was ich dir hab' zu danken,
Trag' ich im Herzen immerdar.
Es schaut mein Inn'res ohne Wanken
In geist'ge Tiefen, wunderklar.

Wo du auch weilst, im Licht, im Schatten,
Ein Geist bei Geistern weilest du.
O sende, will mein Glaub' ermatten,
Mir liebend einen Führer zu.

Und lebst du bald in höh'rem Bunde
Mit sel'gen Geistern, leicht und licht,
Erschein' in meiner Todesstunde,
Mir helfend, wenn mein Auge bricht.

Bald deinem stillen Grab' entsteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden stummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut!

Ja, wo ich diese Blum' erschaue,
Blut innen, außen gold'ner Schein,
In Waldes Nacht, auf lichter Aue,
Werd' ich auch denken deiner Pein.

Leb' wohl! was auch die Menschen sagen,
Dich rühret nicht die Erde an;
Gar leicht kann ihre Schwere tragen,
Wer leicht ihr Nichts erfassen kann.



Der Dulderin.

Du legtest einst in deines Herzens Schrein,
(Indessen Dornen dir das Haupt umschlangen,
Die du vom Engel deiner Wieg' empfangen,)
Kleinodien gar viele still hinein.

Sie heißen: Lieben, Glauben, Stillesein.
Doch Gott, als er dich rief zur Sternenreise,
Nahm die Kleinodien und legte leise
Sie in die Dornen deines Kranzes ein.

Aufschweben sah ich dich im Morgenrot,
Erschaute dich an deinem Dornenkranze,
Und wurde irre nicht, daß er an Glanze
Den Glanz des jungen Morgens überbot.



Eine Zuschrift

bei Übersendung der Geschichte der Seherin von Prevorst.

Ein Buch, verworfen von des Markts Gewimmel,
Weil's jenen, die hier niedre Lust entzündet, —
Erstirbt die Hülle —, keinen Sternenhimmel,
Nein! lange Nacht zu tiefer Reu' verkündet;

Ein Buch, drin eines schwachen Weibes Reden
Der Starken Witz und weltverständ'ges Wesen,
Das Babel so sie bauen, droh'n zu töten.
Und daher auch ihr Zorn, als sie's gelesen.

Das wag' ich dir an's warme Herz zu legen,
Dir, dem schon längst der äuß're Schein verschwunden,
Dir, der du hast im Innersten dagegen
Ein Morgenrot, das nie erlöscht, gefunden.

O nimm es in dein inn'res geist'ges Leben
Mit all den Schmerzen, Thränen, die's geboren,
Die nicht versteht die Welt in ihrem Streben,
Die du verstehst, wie mir mein Herz geschworen.



Die

Zeichnungen aus dem Skizzenbuche

von

Gabriel Max.

Im Bereiche des deutschen Kulturlebens hat das gegenwärtige Jahrhundert auf dem Gebiete des Übersinnlichen keine andere so hervorragende Erscheinung hervorgebracht wie die „Seherin von Prevorst". Ja, selbst wenn man in die vergangenen Zeiten unserer Kulturentwickelung zurückschaut, findet man keine einzige Persönlichkeit, welche vollberechtigt dieser Seherin an die Seite zu stellen wäre.

An Psychikern hat es freilich in Deutschland nie gefehlt, weder an Medien und Somnambulen noch an Mesmeristen und selbst nicht an Adepten. Zu letzteren wird man sogar manche der „Hexen" rechnen können, während freilich die meisten derselben wohl überhaupt gar keine besonderen übersinnlichen Fähigkeiten besaßen oder nur als passive Psychiker, als willenlose „Medien", dem Wahne ihrer Zeit zum Opfer fielen; und wie jetzt seit einigen Jahrzehnten mit solchen Medien Geistersport getrieben wird, so gestalteten sich vormals die Hexenprozesse vielfach zu einer Art Tortursport. Manche hochbegabte Seherin entging allerdings solchen Martern auch in jenen abergläubischen brutalen Zeiten, und vor Allem finden wir innerhalb des Gebietes der Kirche derartige geistig-übersinnlich reich beanlagte und entwickelte Naturen. Bethätigte doch auch bis in dieselbe Zeit hinein, in welcher die Prevorster Seherin ihre merkwürdigen Mitteilungen machte, die Katharina Emmerich (1774—1824) ein weit entwickeltes übersinnliches Leben.

All diese Erscheinungen waren jedoch wesentlich verschieden von der „Seherin von Prevorst". Sie war weder Medium noch Adept, sie war aber auch nicht bloß eine Somnambule, sondern recht eigentlich eine Seherin und zwar in solchem Grade, daß sich ihre Erkenntnis der inneren Menschennatur bis in das Gebiet der eigentlichen geistigen Mystik erhob. Daneben lag ihr allerdings auch das Wirkungsfeld des Somnambulismus — die räumliche und zeitliche Fernsinnigkeit innerhalb der sinnlichen und der übersinnlichen Erscheinungswelt — vollständig offen. Nur ungern aber bewegte sie sich in dieser für sie niederen Sphäre; ihr Mitleiden und ihre Barmherzigkeit mit andern Wesen jedoch beschäftigte sie zu ihrem eigenen schweren Nachteil nur zu oft innerhalb dieses Bereiches. Die Angaben dagegen, welche sie über ihr eigenes mystisches Geistesleben machte, beweisen, daß die Selbsterkenntnis ihres Bewußtseins einen solchen Grad der Innerlichkeit erreichten, daß dieselben uns, an die Erscheinungswelt gebundenen Menschen, nur etwa durch die Kabala und die indische Mystik annähernd verständlich werden oder durch solche Lehren, welche mittel- oder unmittelbar von diesen hergeleitet sind. Zum Teil aber ist es ihr gelungen, uns solche Anschauungen durch ihre Darstellung weit

näher zu rücken als die Veranschaulichungen derselben, welche die ältere Mystik versuchte. Überdies scheint es uns der richtige Weg, mit der inneren Erkenntnis (dem eigenen Mikrokosmos) zu beginnen und das Verständnis der Welt (des Makrokosmos) Analogieschlüssen vom Menschen aus zu überlassen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diesen Gedankengang weiter zu verfolgen. Indessen wird durch das Gesagte wohl erklärt, weshalb Professor Gabriel Max in gerechter kultureller Würdigung dieser Sachlage sich seit langer Zeit für Alles interessiert und auch Alles unter seinen Skizzen gesammelt hat, was diese „Seherin" betrifft. Neben deren Persönlichkeit selbst tritt dabei natürlich die Erscheinung desjenigen Mannes in den Vordergrund, dem es gegeben war, sich ihrer in diesem materiellen Leben anzunehmen, und dem wir die wesentlichsten Nachrichten über sie verdanken, Justinus Kerner.

Wir sind Herrn Professor Max zu großem Danke verpflichtet, daß er uns in liberalster Weise diese Sammlung seines Skizzenbuches zur Verwertung für das gegenwärtige Jubiläum zur Verfügung gestellt hat. Zugleich freuen wir uns, die kleine Auswahl bildlicher Darstellungen aus dieser Sammlung, welche wir unseren Lesern bieten, durch eine Original-Photographie Kerners vervollständigen zu können, deren Wiedergabe uns gütigst von der Osianderschen Buchhandlung in Tübingen[1]) gestattet wurde. Einen völlig ausreichenden Eindruck von Kerners Erscheinung gewährt diese erst in seinem 74. Lebensjahre, 1860, zwei Jahre vor seinem Tode genommene Photographie allerdings nicht mehr. Denjenigen, welche Kerner schon in früherer Zeit nahe standen, werden dagegen wohl die wenigen klaren Linien unserer ersten Skizze nach einer Bleistiftzeichnung vom Jahre 1854 eine in mancher Hinsicht mehr befriedigende Erinnerung wach rufen als die Photographie; namentlich finden sich in jener, besser als in dieser, auch die „äußeren Umrisse des fleischigen Gesichtes" wieder, von denen David Strauß[2]) in seiner beim Tode Kerners entworfenen Schilderung desselben redet. Die Unterschrift dieses Bildes ist ein Facsimile der Handschrift Kerners.

Die beiden folgenden landschaftlichen Bilder sind Originalzeichnungen von Max nach der Natur, die erstere das Grab Kerners, die zweite das der „Seherin" darstellend. Im Hintergrunde des letzteren Bildes liegt der Ort Löwenstein, woselbst Friederike Hauffe am 5. August 1829 starb; auf der Anhöhe zur Linken ansteigend, gelangt man zur Ruine Löwenstein.

Der folgende Schattenriß ist von der „Seherin" als jungem Mädchen genommen worden.[3]) Er ist die einzige sicher naturgetreue, weil auf rein mechanischem Wege hergestellte Abbildung von ihr, welche es giebt.

---

[1]) Dieselbe Verlagshandlung, welche in diesem Jahre auch eine neue Auflage der trefflichen kleinen Kernerbiographie von Reinhard veranstaltet hat.

[2]) D. F. Strauß, Kleine Schriften, Neue Folge, Berlin Duncker 1866, S. 299.

[3]) Das Original befindet sich im Besitze ihrer noch lebenden Schwester Ernestine Wanner in Pforzheim.



Die Seherin von Prevorst.

Dagegen soll allerdings das sich an diesen Schattenriß anreihende Profilbild nach zuverlässigen Aussagen gut getroffen sein. Dasselbe ist eine Bleistiftzeichnung von einem Ungenannten nach dem Leben aufgenommen; unsere Darstellung ist eine von Gabriel Max selbst gemachte Pause nach diesem Bilde. Die eigenhändige Unterschrift der Seherin unter diesem Bilde zeigt ein Datum 25 Tage vor ihrem Tode, nachdem sie bereits Kerners Haus verlassen hatte. In unserer letzten Abbildung hat Gabriel Max sie dargestellt so, wie sie zu ihren besten Stunden in warmen Tagen in Kerners Garten umherzuwandeln pflegte, stets in weiß angethan, vielleicht äußerlich nur mit einem Morgenrock oder einem Nachtjäckchen bekleidet, aber immer um den Kopf ein langes weißes Tuch gebunden, dessen Enden ihr über die Brust herabhingen. So ging sie, die Hände unter dem Tuche über einander geschoben, langsam träumerisch daher, stets liebreich gegen jedermann, dessen Nähe sie ertragen konnte. Statt jeder weiteren Worte über dieses Bild wollen wir hier nur noch dasjenige wiedergeben, was Kerner selbst über ihre Erscheinung sagt:

„Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht, das Jedem, der sie auch nur kurz sah, sogleich auffiel, und sie selbst war in jeder Beziehung mehr Geist als Mensch. Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: sie war ein im Augenblicke des Sterbens durch irgend eine Fixirung zwischen Leben und Sterben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist. Dies ist aber nicht ein nur poetischer Ausdruck, sondern wirklich wahr. Ihr Körper umgab den Geist nur noch wie ein Flor. Sie war klein, ihre Gesichtszüge orientalisch, ihr Auge hatte den Stechblick eines Sehersauges, der durch den Schatten langer dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Sie war eine Lichtblume, die nur noch von Strahlen lebte."



Der Begriff des Wunders.

Von

Max Dessoir.

Unter den zahlreichen Einwänden, mit denen man eine übersinnliche Weltanschauung zu bekämpfen pflegt, ist der bei weitem häufigste der, daß diese Geistesrichtung für Thatsachen eintritt, die eine besonnene Forschung und die vorgeschrittene Kultur unseres Jahrhunderts für unmöglich erklären müsse. Man bezeichnet die behaupteten Vorkommnisse als „Wunder" und glaubt vielfach, sich mit so wohlfeilen Redensarten begnügen zu können, wie „an Wunder glaube ich nicht" oder „Wunder giebt es heutzutage nicht mehr".

Die moderne Wissenschaft hat allerdings schon längst gegen die „Wunder" der Vergangenheit und so auch gegen die biblischen entschieden; sie strich den Wunderbegriff aus ihrem Wörterbuche und leugnet ganz die Möglichkeit eines „Wunders". Wunder, sagt man, giebt es nur für die Ignoranz und eine wenig entwickelte Denkfähigkeit oder für diejenigen, welche die Natur nicht hinreichend studiert haben; wo die Wissenschaft anfängt, hört das Wunder auf und an die Stelle eines blinden Glaubens tritt die geläuterte Erkenntnis. Schon Cicero versucht logisch die Unmöglichkeit des Wunders nachzuweisen, indem er sagt[1]): „Nichts ist je geschehen, was nicht hat geschehen können, hat es aber geschehen können (d. h. war eine zureichende Ursache vorhanden), so ist es kein Wunder". In der Bekämpfung dieses Begriffes haben sich schon seit Alters her zwei Richtungen geeinigt, die sich sonst auf das heftigste befehden, die idealistisch-pantheistische Spekulation und die materialistisch-atheistische Empirie, indem sie beide sich auf die ausnahmlose Notwendigkeit der Naturgesetze berufen. Aber auch auf theologischer Seite fehlt es nicht an entschiedenen Gegnern des Wunders; so schreibt Schleiermacher in einem seiner Briefe: „Angesichts der Naturwissenschaften werden wir lernen müssen, uns ohne Wunder zu behelfen", und Apelt[2]) sagt: „Gegen die Möglichkeit der Wunder hat schon längst die Physik entschieden".

Von spiritistischer Seite pflegt man gemeinhin mit dem bekannten Hamletschen Ausspruche von den „vielen Dingen zwischen Himmel und Erde" zu antworten und sich im übrigen mit dem Hinweise zu begnügen, daß die meisten großen Wahrheiten zunächst als „Wunder" mißachtet worden seien. Aber schon Kant[3]) bemerkt mit Recht, man dürfe sich nicht, um Wunder glaublich zu machen, hinter unsere Unkenntnis der

[1]) Cicero, de div. II, 28.

[2]) Apelt, Religionsphilosophie. Leipzig 1860, S. 44.

[3]) Kant, Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft. S. 104.

Natur verstecken und sich auf das eigene Geständnis der Naturforscher von ihrer Unwissenheit berufen. Hier vielmehr, wie in vielen anderen Fällen, kommt es hauptsächlich darauf an, sich über den Begriff möglichst klar zu werden, ehe man ein Urteil abgiebt, und es soll daher in den folgenden Blättern versucht werden, durch eine eingehendere Untersuchung das Wesen des Wunders zu ergründen und dann festzustellen, ob und in wiefern die übersinnlichen Thatsachen diesen Namen verdienen.

Man unterscheidet gewöhnlich zwei Arten von Wundern, das Mirabile und das Miraculum. Wenn auch diese Trennung, wie wir sehen werden, nicht stichhaltig ist, so giebt sie doch einen wünschenswerten Anhaltspunkt für den Beginn unserer Untersuchung.

Mit Mirabile ist das gemeint, was man im gewöhnlichen Leben als Wunder zu bezeichnen pflegt, also ein unerwartetes Ereignis, das einen in Staunen versetzt. Man hat es ganz richtig auch das poetische Wunder genannt und das Hauptmerkmal in dem Affekte des Erstauntseins erkannt, der danach ja auch Bewunderung heißt. Wunder in diesem Sinne ist alles, was unserer Erwartung zuwiderläuft, was uns auffällt und somit zu näherem Forschen anreizt; daher hat man schon im Altertum in der Bewunderung die hauptsächlichste Triebfeder der Philosophie gesehen. Aristoteles und Platon[1]) stimmen darin überein, daß die Menschen nur durch das, was ihnen wunderbar erscheint, zu weiterem Nachdenken veranlaßt werden, und preisen in dem Wunder die Ursache jeglichen Fortschrittes. Auch spätere Philosophen heben diese Bedeutung des Begriffes mit Nachdruck hervor, und Schelling[2]) knüpft sogar einen Gedankengang daran, der nicht ohne Interesse ist. „Ist der Ausspruch Platons," so sagt er, „wahr und tief, so wird die Philosophie anstatt auf das bloß als notwendig Einzusehende beschränkt zu sein, vielmehr den Trieb empfinden, von dem, was sie als notwendig einzusehen imstande ist und was insofern kein Erstaunen erregt, zu dem fortzuschreiten, was außer und über aller notwendigen Einsicht und Erkenntnis liegt; sie wird sogar keine Ruhe finden, ehe sie zum absolut Erstaunenswerten fortgeschritten ist". Mag man auch mit diesen Folgerungen nicht ganz einverstanden sein, so wird man doch zugeben müssen, daß das Wunder in diesem Sinne der Anstoß zu jeder neuen Entdeckung ist, daß es jedoch nur eine kurze Zeit lang Wunder bleibt. Tritt nämlich etwas ein, was

---

[1]) Arist., Met. lib. I. c. 2: *Διὰ γὰρ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν.*

Platon, Theaet. pag. 155: *Μάλα γὰρ φιλοσοφικὸν τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν, οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη.*

Vgl. Cartesii Passiones animae: Pars II. Art. 53: „Quam pridem nobis occurrit aliquid insolitum obiectum, et quod novum esse indicamus, aut valde differens ab eo quod antea noveramus, vel supponebamus esse debere, id efficit, ut illud admiremur et eo percellamur".

[2]) Schellings sämtl. Werke. 2. Abt., Bd. IV, S. 12. Derselbe Gedanke findet sich überdies fast wörtlich bei Baader wieder, der überhaupt öfters auf den Begriff der Bewunderung und des Wunders zu sprechen kommt. Vgl. seine sämtl. Werke, Bd. IX, S. 359.

nach den vorhandenen Begriffen unerwartet oder unmöglich ist, so entsteht die Aufgabe für die Wissenschaft, diese Begriffe zu erweitern, zu verbessern oder umzuarbeiten, so daß nach dem so geläuterten Anschauungssystem die beobachtete Thatsache sich in den allgemeinen Kausalnexus zwanglos einfügt. Dann ist aber aus dem Wunder, aus der unerwarteten Beobachtung eine leicht erklärliche und durchaus nicht wunderbare Thatsache geworden, die nur wegen der Unzulänglichkeit der ursprünglichen Anschauungen zum Wunder gestempelt worden war [1]). Hier liegt demnach ersichtlich ein Mißbrauch des Namens vor, der um so auffallender ist, wenn man bedenkt, wie vollkommen abhängig ein solches Wunder von dem jeweiligen Bildungsstande eines Volkes oder eines Individuums ist. In diesem Sinne können natürlich auch die übersinnlichen Thatsachen wunderbar für denjenigen sein, dessen ganze Geistesrichtung einen anderen Weg gegangen ist und der etwa auf materialistischen Anschauungen fußt; sie würden es jedoch nicht bleiben, wenn man ihre Ursachen und ihre Zusammengehörigkeit mit der übrigen Welt erkannt hätte. Doch ist es ja nicht das Erstaunenswerte, was man den mediumistischen Phänomenen insbesondere zum Vorwurfe zu machen pflegt, sondern der Umstand, daß sie die unabänderlichen Naturgesetze zu durchbrechen scheinen, kurz, daß sie „Wunder" im eigentlichen Sinne des Wortes seien.

Dem ursprünglichen, naiven Wunderbegriffe, nämlich, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, schließt sich eine andere, in späterer Zeit entstandene Auffassung an, die einen gewissen Grad von Reflexion voraussetzt und die man die theologische zu nennen pflegt. Diese Anschauung sieht in einem Wunder ein Ereignis, das aus dem gewöhnlichen Weltengange heraustritt, die Naturgesetze durchbricht und somit eine völlig exceptionelle Stellung einnimmt; „was außer dem Gesetz und Ordnung geschieht, soll man halten für ein Mirakel", sagt Luther. [2]) Die Möglichkeit eines solchen Wunders bestreitet der Materialismus, der das mechanische Prinzip in der Erklärung des Weltalls hervorhebt, indem er zunächst auf das Unberechenbare des Wunders hinweist und mit der Gesetzlosigkeit desselben auch seine Unmöglichkeit dargethan zu haben glaubt. Die materialistische Forderung einer arithmetischen Denknotwendigkeit scheitert aber schon daran, daß wir in der thatsächlich existierenden Welt nicht nur quantitative Elemente haben, sondern auch qualitative Veränderungen, und diese sich nicht arithmetisch ausdrücken lassen; sie wird auch insofern den Thatsachen nicht gerecht, als sie das freie Wirken der Geisteskräfte mißachtet, die keinem mathematischen Zwange unterworfen sind.

Bedeutsamer ist das zweite Bedenken, das von seiten der modernen Naturwissenschaft gegen ein solches Wunder erhoben wird. Die Naturgesetze, sagt man, sind „rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch

[1]) Man vergleiche hierzu die von Zöllner citierte Bemerkung Bernhard Riemanns. (Gesam. mathem. Werke und wissensch. Nachlaß. S. 489.)

[2]) Luthers Werke (ed. Walch). Bd. I, S. 1855.

Gemütlichkeit kennen" (Vogt), sie sind „der strengste Ausdruck der Notwendigkeit" (Moleschott) und gestatten „weder eine Ausnahme noch eine Beschränkung" (Büchner). Ein Wunder, das aus dem Rahmen der allgemeingültigen Gesetze tritt, ist eine Unmöglichkeit; alles muß sich vor dieser konstanten Gesetzmäßigkeit der Natur beugen und nichts kann geschehen „praeter ordinem totius naturae". [1])

Diese Anschauung, die ich vielleicht als die allgemein herrschende bezeichnen kann, scheint mir auf einer nicht ganz richtigen und klaren Auffassung des Begriffes der Naturgesetze zu beruhen, und es ist daher wohl am Platze, die logische Entwickelung dieses Begriffes in kurzen Zügen anzudeuten. Hat man durch die Mittel einer mehr oder weniger geübten Beobachtung irgendwelche Erscheinungen der Außenwelt aufgefaßt, so sucht man dieselben mit schon bekannten Thatsachen zusammenzubringen, sie mittels der natürlichen Kausalität in den universalen Zusammenhang einzufügen und nennt das Resultat dieser Bemühung die Erklärung der Erscheinung. Fallen nun mehrere so erklärte Erscheinungen unter ein gemeinsames Prinzip, hat man die Relationen gefunden, die zwischen gewissen Thatsachen der Natur und anderen bestehen, so — sagt man — ist ein Naturgesetz erkannt. Ein Naturgesetz ist also nichts anderes, als die „konstante Art und Weise, in welcher irgend ein natürliches Ereignis hervortritt oder besteht"[2]). Es ist aber selbstverständlich als eine Abstraktion des menschlichen Verstandes nie eine absolute Wahrheit, sondern nur eine Hypothese von mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit und als solche dem Irrtum und der Unvollständigkeit unterworfen. Es beruht daher auf einer vollkommenen Verkennung des Begriffes, wenn man mit den oben citierten Aussprüchen den Naturgesetzen gleichsam eine Allmacht zuschreibt und vergißt, daß sie dem menschlichen Intellekt entsprungen sind und denselben Beschränkungen, wie dieser, unterliegen. Zu der Entstehung dieses Irrtums hat einmal die Ansicht viel beigetragen, als schwebten die Naturgesetze über den Dingen und ständen außerhalb derselben, ferner aber auch eine Verwirrung dieses Begriffes mit dem der Sittengesetze. Von Schleiermacher rührt es großenteils her, in den Naturgesetzen Ideale für die Natur zu sehen und ein Abweichen von denselben für unnatürlich und demnach unmöglich zu erklären. Ebenso wie das Sittengesetz absolute Geltung habe und den nicht gehorchenden Willen sich mit eisernem Zwange unterwerfe, so seien auch die Naturgesetze der Ausdruck strengster Notwendigkeit, vor dem sich alles beugen müsse. Nein, diese Naturgesetze sind bloß menschliche Abstraktionen, die sich wohl ändern können und ändern müssen, wenn sie mit einer einzigen Thatsache der Natur in Widerspruch geraten. Tritt ein Ereignis ein, daß nicht im Einklange mit den aufgestellten Naturgesetzen steht, so ergeht die Forderung einer

---

[1]) Thomas Aquinas, Summa I 110, 4.

[2]) Otto Flügel, Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes. Leipzig 1869. S. 10. Vgl. Helmholtz, Physiologische Optik. Leipzig 1861. S. 394.

Abänderung nicht an das natürliche Geschehen, sondern an das Gesetz, das von diesem Augenblicke an seine Allgemeingültigkeit verliert. Ist dieses aber richtig und vollständig erkannt, so ist ein Abweichen der Natur von demselben vollkommen undenkbar, denn das würde nichts anderes heißen, als daß ein und dasselbe Ding, die Natur, in sich widersprechend sei.[1])

Vorausgesetzt nun, die übersinnlichen Thatsachen widersprächen ganz oder zum Teil den bekannten Naturgesetzen, so dürften sie darum nicht mißachtet werden, sondern verdienten die größte Aufmerksamkeit, weil wir mit ihrer Hilfe unsere Anschauungen von den Prinzipien der Welt zu verbessern und zu vervollständigen hoffen könnten. Insbesondere die mediumistischen Phänomene, die scheinbar unsere ganzen Ideen vom Wesen der Materie auf den Kopf stellen, würden alsdann die Anregung zu weittragendsten Untersuchungen bieten. Es liegen jedoch noch die Möglichkeiten vor, daß diese Erscheinungen entweder durch besondere Bedingungen ihres Zustandekommens den Anschein einer Ausnahmestellung erwecken, oder daß sie einem willkürlichen Eingreifen Gottes in den Weltengang ihren Ursprung verdanken. Letztere Ansicht, die von vielen religiös gesinnten Spiritisten vertreten wird, in ihrem ganzen Umfange zurückzuweisen, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen; es sei mir jedoch gestattet, mit wenigen Worten die Hauptpunkte hervorzuheben.

Zunächst muß man sich darüber klar werden, daß die Aufhebung eines Sondergesetzes durch einen göttlichen Willen nur durch eine vollständige Veränderung der stofflichen Elemente der bei diesem Akt in Frage kommenden Körper möglich wäre. Da das Naturgesetz in den Dingen liegt und von ihnen nicht zu trennen ist, vielmehr nur der menschliche Ausdruck ihres gesetzmäßigen Wirkens ist, so würde ein solches göttliches Wunder mit der Durchbrechung eines Gesetzes die Eigenschaften des Stoffes selbst, also das Wesen der Elemente ändern müssen. Eine solche Veränderung wäre nur auf dreierlei Weise denkbar, welche alle schon Flügel[2]) mit großem Scharfsinne widerlegt hat; sie würde aber auch eine Wiederherstellung in den früheren Zustand erfordern, damit der Lauf der Natur nicht für alle Zeiten gestört bliebe. Diese von den alten Dogmatikern suspensio und restitutio genannten Akte, die bei jeder materiellen Wunderwirkung stattfinden müßten, entspringen einer so naiven Auffassung des göttlichen Wesens und einer solchen Unkenntnis der realen Welt, daß nur noch wenige Theologen an ihrer Möglichkeit festhalten.[3])

---

[1]) Dasselbe scheint mir Thomas v. Aquino in der bekannten Stelle sagen zu wollen (Summa I 25, 3), wo er an den biblischen Spruch anknüpft: „non erit impossibile apud deum omne verbum". (ῥῆμα, Luther: Ding.) Er fügt nämlich hinzu: id enim, quod contradictionem implicat, verbum esse non potest, quia nullus intellectus potest illud concipere. — [2]) A. a. Orte, S. 18 und 19.

[3]) Th. Zollmann, Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen, Hamburg 1869, S. 257; vgl. auch Beyschlag, Über die Bedeutung des Wunders im Christentum, Karlsruhe 1863, S. 31 ff. und Chr. A. Thilo, Wissenschaftlichkeit der modernen spekulativen Theologie, Leipzig 1851, S. 4 und 102.

Ein Gott, der es nötig hat, in gewaltthätiger Weise in den von ihm geschaffenen Organismus einzugreifen, trägt so sehr den Stempel menschlicher Unvollkommenheit, daß selbst der Gedanke uns nicht hierüber weg-zuhelfen vermag, daß es bei dem vollendeten Geisteswesen Gottes keine Willkür gebe, daß seine oberste Eigenschaft die Heiligkeit sei und nicht die Allmacht. Der Zweck, den man einem solchen Wunder beilegt, ist der, die Menschen vor der Sünde zu warnen, oder wie Julius Müller es treffend ausdrückt: „wie das Wunder das Geheimnis Gottes, so ist das Böse das Geheimnis der Welt".[1]) So sehen denn auch viele Spiritisten in den „Wundern" des Mediumismus ein Mittel Gottes, die Welt von dem Materialismus und Atheismus wieder zum wahren Glauben zurückzuführen, eine Auffassung, die nur bei einer kindlichen Vorstellung von dem Gotteswesen möglich ist. Noch bequemer macht man es sich freilich, wenn man jede Bemühung, das Wesen Gottes zu erkennen, für vergeblich erklärt und demgemäß auch die Wunder auf sich beruhen lassen will. Etwas schlechthin Unerklärliches würden wir gar nicht zu fassen imstande sein, obgleich damit nicht gesagt ist, daß es solches nicht giebt; jedenfalls aber würde es nicht für uns existieren, weder in sinnlicher Erscheinung noch in logischer Gedankenentwicklung. Es ist daher eine Verkennung des Begriffes, wenn man etwas durchaus Unbegreifliches „Wunder" nennen und dabei behaupten wollte, daß dieses Wunder für uns thatsächlich vorhanden wäre. Fehlerhaft ist es ferner, wenn man das Verstehen einer Sache und die Erkenntnis der Merkmale dieses Begriffes scheidet, wie Krug es in seinen „Briefen über die Perfektibilität des Christentums" thut, indem er sagt: „Von den Wundern muß die Philosophie zeigen, daß sie gar nicht widersprechend seien; daß man sie zwar nicht begreifen und erklären, aber doch einsehen könne, daß sie kein widersprechendes Merkmal in ihrem Begriffe enthalten, sie sich also wohl denken lassen".[2]) Er hätte vielmehr sagen können, daß wir von den Wundern wohl begreifen können, daß sie möglich seien, aber nicht wie sie möglich seien; denn der Begriff des „Wunders" liegt eben darin, daß es eine für uns nicht zu begreifende Ursachenwirkung (Kausalitätsaktion) ist.

Es scheint demnach die religiöse Anschauung, die in dem Wunder das direkte Eingreifen eines persönlichen Gottes sieht und es entweder durch ein Verwandeln der letzten Elemente erklärt oder auf jede Erklärung verzichtet, nach keiner Seite hin zu genügen. Weit fruchtbringender für die Erkenntnis des Wesens des Wunders ist die andere Ansicht, die ich schon oben kurz andeutete.

Die Untersuchung hatte gezeigt, daß der Begriff des Naturgesetzes aus der Summierung einzelner Beobachtungen entsteht, daß er dem Bedürfnis des Menschen entspringt, das Einzelne zu einem Gemeinsamen zusammenzufassen, vom Pluralismus zum Monismus vorzudringen. Bei

[1]) Julius Müller, Die Lehre von der Sünde, Bd. II, S. 232.

[2]) Ähnlicher Ansicht scheint Leibnitz zu sein (Théodicée § 207, S. 568): „Le caractère des miracles (pris dans le sens le plus rigoureux) est qu'on ne les saurait expliquer par les natures des choses crées".

der Aufstellung solcher Beziehungen sieht man gewöhnlich das eine als das Bedingende, als die Ursache an und das andere als das Bedingte, die Wirkung oder Folge. Dieser kausale Zusammenhang, den wir unabweisbar denken müssen, ist aber nicht in herkömmlicher Weise so vorzustellen, daß das eine Ding ganz aktiv und das andere ganz passiv ist, oder daß jenes sich gleich bleibt und dieses sich verändert, sondern Bedingendes sowohl wie Bedingtes verändern sich. Auch läßt sich ein Geschehenes nie auf eine Ursache zurückführen, sondern ist durch mehrere bestimmt, von denen die eine nur als Anlaß stärker hervorzutreten pflegt. Sehen wir z. B. aus einem Gefäße, das soeben ein Loch bekommen hat, Wasser fließen, so sagen wir: der Stoß, der das Loch geschlagen hat, ist die Ursache davon, daß das Wasser jetzt herausströmt. Die übrigen Ursachen, die jedoch nicht minder wichtig sind, setzen wir stillschweigend voraus, so die Schwere des Wassers, den tropfbar flüssigen Zustand desselben u. s. w. Nur aus dem Zusammenwirken so verschiedenartiger Umstände entsteht die Wirkung, und für das richtige Verständnis eines jeden Prozesses in der Natur ist die Kenntnis aller Ursachen nötig. Unter diesen Ursachen kann sich nun gar leicht eine befinden, die den vermuteten Effekt verhindert, und das, was man nach der allgemeinen Regel erwartet hätte, in das Gegenteil ausschlagen läßt. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern. Nach dem Gesetze der Gravitation muß jeder Gegenstand, der sich frei in der Luft befindet, auf die Erde niederfallen; trotzdem steigen die meisten Gase in die Höhe, anstatt zu sinken. Der Grund für diese Abweichung ist, daß das spezifische Gewicht der Gase ein geringeres als das der atmosphärischen Luft ist. In ähnlicher Weise wird es durch eine besondere Vorrichtung des Herzens im menschlichen Körper ermöglicht, daß das Blut in den Beinen und im Halse hinaufströmt, anstatt gemäß dem Gesetze der Schwerkraft nur herabzufließen.

In diesen und vielen anderen Fällen haben wir also Thatsachen vor uns, die einem herrschenden Gesetze widersprechen; trotzdem aber ist dieses Gesetz weder falsch noch unvollständig. Niemand wird behaupten, daß hier ein Wunder vorliegt und die Natur von sich selbst abweiche; aber nur darum nicht, weil man hier die Ursache durchschaut, die den sonst unvermeidlich erfolgenden Effekt aufhebt. Wäre es nun nicht möglich, daß der einzige Unterschied zwischen dem Aufsteigen der Gase etwa und dem freien Erheben eines Tisches in mediumistischen Sitzungen der ist, daß wir im ersten Falle die ablenkende Ursache kennen, im zweiten aber nicht? Zahlreiche Beispiele, so die Bildung des sog. Grundeises und die Allotropie des Phosphors, können beweisen, daß Abweichungen von dem, was man den Lauf der Natur zu nennen pflegt, vorkommen, aber immer nur durch besondere Bedingungen veranlaßt, die bald leichter, bald schwerer zu durchschauen sind.[1]) Im letzteren Falle spricht man von „Wundern", und bezeichnet also damit Abweichungen von einem Naturgesetz, deren besondere Ursachen wir nicht zu erkennen

[1]) Flügel, a. a. O. S. 22.

vermögen. Und in diesem Sinne kann man auch mit Recht einzelne physikalische Phänomene des Mediumismus und viele Experimente der indischen Fakire „Wunder" nennen.

Mit dieser Erkenntnis ist jedoch noch nicht der wesentlichste Punkt erledigt, der den spiritistischen Manifestationen — und auf diese will ich mich zunächst nur beziehen — den Charakter des Wunderbaren verleiht. Was vielmehr diese Vorgänge zu „Wundern" macht, ist, daß sie, obwohl sinnlich wahrnehmbar, also materiell verlaufend, ohne materielle Hilfsmittel hervorgebracht werden und auf einer direkten Geisteswirkung zu beruhen scheinen. Ob diese Intelligenz eine fremde oder die unbewußt wirkende des Mediums ist, kommt fürs erste nicht in Betracht; auf jeden Fall sehen wir hier Thatsachen ohne materielle Notwendigkeit sich materiell und sinnenfällig ereignen. Niemand wird daran Anstoß nehmen, wenn durch den Daumen einer menschlichen Hand ein Stückchen Griffel auf einer Schiefertafel in Bewegung gesetzt wird, schreibt es aber ohne eine sinnlich wahrnehmbare Ursache, so nennt man dies ein Wunder. Ein solches Wunder haben wir jedoch nicht nur auf diesem beschränkten Gebiete, sondern wir erleben es allstündlich an uns selbst, denn jeder wirklich freie Willensakt ist ein Wunder in diesem Sinne, sobald die materielle Natur sein Träger wird. Auch hier ist etwas Übersinnliches, unser Wille, die unmittelbare Ursache einer sinnlichen Erscheinung, auch hier entzieht sich der Werdeprozeß vollkommen unserer Beobachtung. Daher findet der bekannte Psychologe Fortlage[1]) eine Wunderwirkung des Geistes darin, wenn der Tod einer Person durch den bloßen Gedanken, an einem bestimmten Tage sterben zu sollen, herbeigeführt wird. Mit demselben Recht kann man die Trübungen, mit denen ein schmerzdurchbebtes Gemüt die Eindrücke der Außenwelt in sich aufnimmt, ein Wunder nennen, denn auch hier wird das natürliche Wirken der Lebensgesetze durch die Geisteskräfte verändert. Und sehen wir so in dem menschlichen Geiste einen Wunderthäter, so haben wir in dem freien Willen des Schöpfergeistes eine Quelle des Wunders, die so hoch über dem wunderwirkenden Menschengeiste steht, wie der Schöpfer über dem Geschöpfe erhaben ist. Demnach wäre die Schöpfung das erste und Grundwunder.[2]).

Ein solcher Gedankengang, der mit logischer Konsequenz zur Anerkennung der Realität des Wunders führt, wird aus eben diesem Grunde

[1]) Prof. Dr. Fortlage, Vier psychologische Vorträge, Jena 1874, S. 67.

[2]) Man pflegt neuerdings die Annahme eines Schöpfungsaktes kaum noch der Widerlegung wert zu halten und die Ewigkeit der materiellen Erscheinungswelt als etwas ganz Selbstverständliches vorauszusetzen. Es sei da doch einmal an ein Wort des berühmten Physiologen Fick erinnert, welcher sagt (Die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung, Würzburg 1869, S. 70): — „Wir sehen uns vor folgende bedeutsame Alternative gestellt: entweder sind bei den höchsten, allgemeinsten und fundamentalsten Abstraktionen der Naturwissenschaft wesentliche Punkte übersehen, oder die Welt kann nicht von Ewigkeit her da sein, sondern sie muß in einem von heute nicht unendlich entfernten Zeitpunkt durch ein in der Kette des natürlichen Kausalnexus nicht begriffenes Ereignis d. h. durch einen Schöpfungsakt, entstanden sein".

von der neueren Philosophie in seinen Grundlagen angegriffen. Man sucht das Wunder dadurch aufzuheben, daß man die prinzipielle Verschiedenheit von Geist und Körper, von Übersinnlichem und Sinnlichem leugnet und beides auf einen gemeinsamen Urgrund zurückführt. Jedenfalls muß man entweder ein jedes Wirken des Übersinnlichen auf das Sinnliche ein Wunder nennen, oder man muß, auf monistischer Grundlage stehend, auch den Phänomenen des Spiritismus das Charakteristische des Wunders absprechen. Eine Anschauung, welche die mediumistischen Erscheinungen Wunder nennt, ohne ein jedes materiell sich äußernde Wirken der Geisteskräfte so zu bezeichnen, macht sich ersichtlich der Inkonsequenz schuldig.

Fassen wir zum Schluß die Resultate unserer Untersuchung zusammen, so dürfte sich folgendes ergeben. Soll „Wunder" im Sinne des lateinischen Mirabile jedes Ereignis heißen, welches unser Erstaunen erregt und noch nicht vollkommen auf bekannte Naturgesetze zurückzuführen ist, so ist das Wort nicht recht an seinem Platze, wenn auch in der Volkssprache das Erstaunenswerte immer das Wunderbare bleiben wird, und der psychologische Wunderbegriff, der Hang zum Wundersamen seine Nahrung finden wird in denjenigen Vorfällen, welche gegen die Natur, soweit sie bekannt ist, verstoßen.[1]) Wir sahen ferner, daß zur Erklärung des Miraculum das willkürliche Eingreifen eines persönlichen Gottes nicht genügen konnte, ebenso wenig wie das freiwillige Verzichten auf jedes Verständnis Licht in die Frage zu bringen vermag. Ein Abweichen von den Naturgesetzen ist vielmehr nur dann möglich, wenn diese Gesetze nicht absolut wahr und allumfassend sind, oder wenn eine besondere Ursache, die wir nicht zu erkennen vermögen, die erwartete Wirkung verhindert. In beiden Fällen aber verdienen die bezüglichen Thatsachen nicht den Namen eines Wunders, da sie nur durch eine zeitweilige, in der Zukunft auszugleichende Unzulänglichkeit unserer Naturerkenntnis in einem falschen Lichte erscheinen. Auch das Unberechenbare konnten wir nicht als ein wesentliches Merkmal des Begriffes gelten lassen, da die Forderung einer mathematischen Bestimmbarkeit der Erscheinungen einer falschen Auffassung des Universums entspringt und uns die Welt nicht zeigt, wie sie ist, sondern wie sie nach dem Geschmack der Materialisten sein sollte. Ebensowenig vermögen wir in dem vollkommen Unmöglichen, das den apriorischen Denkgesetzen widerspricht und nur aus der Negation derselben überhaupt zur Möglichkeit des Ausdruckes gelangt, oder darin etwa, daß irgendwie und irgendwo einmal aus zwei und zwei fünf würde, ein Wunder zu erblicken.

Ein wahres und echtes Wunder aber ist es, wenn eine übersinnliche Kraft, durchaus unabhängig von aller mechanisch-materiellen Notwendigkeit, in sinnenfälliger Weise im Gebiete der äußeren Natürlichkeit

---

[1]) Insofern hat also Augustinus Recht, wenn er sagt (de civ. Dei 21, 8): **Portentum [ergo] fit non contra naturam, sed contra eam, quae nota est, naturam.**

zum Ausdruck gelangt. Denn hier hätten wir die thatsächliche Wirkung zweier prinzipiell verschiedener Substanzen auf einander, falls wir an einem grundlegenden Unterschiede zwischen Psychischem und Physischem festhalten. Alsdann wäre ein jeder Willensakt des Menschen ein Wunder im eigentlichen Sinne und der Wille Gottes, wie er sich in der Schöpfung offenbart, das höchste Wunder, weil wir hier zugleich als Ursache ein Letztes, ein Unbedingtes haben. Und nur in diesem Sinne könnte man auch in den übersinnlichen Thatsachen die Wunderthaten geistiger Kräfte sehen; man müßte sich aber dabei stets bewußt bleiben, daß sie nur einen kleinen Teil jener Erscheinungen bilden, welche die Vorgänge eines Seelenlebens in sinnlich wahrnehmbare Prozesse umsetzen. Entweder also giebt es thatsächliche Wunder, oder der Unterschied zwischen geistigem und Körperleben ist nur ein relativer, kein absoluter. Um diesen Monismus jedoch zu begründen, genügt es keinesfalls, auf das unwiderstehliche Einheitsbedürfnis des menschlichen Geistes hinzuweisen und aus Furcht vor der etwaigen Anerkennung des Wunders von den vorhandenen Übeln das kleinere zu wählen, denn gerade die Heranziehung des Wunderbegriffes in einer wenig abgeklärten Form hat das monistisch-dualistische Problem in eine falsche Stellung gebracht. Ebenso hat die Scheu mit der Annahme übersinnlicher Geschehnisse dem „Wunderglauben“ Thür und Thor zu öffnen, bisher die offizielle Wissenschaft abgehalten die Phänomene einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, und man hat dabei übersehen, daß sich unsere Meinungen nach den Thatsachen zu richten haben und nicht diese nach uns. Diese Thatsachen selbst aber sind entweder gar nicht Wunder, wenn man vom Standpunkte einer einheitlichen Weltanschauung urteilt, oder sie sind es doch nur in einem Sinne, wie zahllose andere, die sich der allgemeinsten Anerkennung erfreuen.

Eine endgültige Entscheidung über die Realität des Wunders, dessen Wesen wir jetzt erkannt haben, wird demnach erst möglich sein, wenn wir die Grundlagen unserer Weltanschauung geprüft haben; ich hoffe demnächst auch diese Frage zu erörtern in einer Betrachtung über den Begriff des Übersinnlichen.



Übersinnliche Willens-Übertragung
mit und ohne Hypnose.

Experimente, angestellt und mitgeteilt von

Albert von Notzing.

Die nachstehend angeführten Experimente habe ich im vergangenen Winter (1886) angestellt. Diese Angaben über dieselben wurden unmittelbar nach den Experimenten selbst aufgezeichnet und von den Zeugen unterschrieben; es war aber damals nicht meine Absicht, diese Aufzeichnungen für die Öffentlichkeit zu verwenden, sonst würde ich mehr auf Einzelheiten eingegangen sein. Als Zweck bei deren Feststellung hatte ich vielmehr nur die Gewinnung von mir persönlich bekannten Personen für die weitere eigene Untersuchung dieser und ähnlicher wissenschaftlich noch nicht erklärter Vorgänge im Auge.

Für mich und die anwesenden Zeugen bewiesen diese Experimente, daß eine sensitive Person Gedankenbefehle ausführen kann, auch wenn ein Wink oder Anhalt durch einen der leiblichen Sinne durchaus nicht gegeben wird.

* * *

Urheber bei allen Experimenten war ich selbst, und Empfängerin war Fräulein Sophie Steinmetz. — Die Versuche 1 bis 5 wurden in der Wohnung des Herrn Rentiers Adolf Niedermeyer, der denselben als Zeuge beiwohnte, angestellt.

Experiment 1. Die Empfängerin, Frl. Steinmetz, saß in einem altdeutschen Lehnstuhl mit breiten geraden Lehnen. Durch einige mesmerische Striche versetzte ich sie in einen kataleptischen Zustand. Der Eintritt desselben gab sich kund durch Reaktionslosigkeit gegen Nadelstiche und durch Starrheit der Glieder in jeder Stellung.[1] Erst, wenn dieser Zustand eingetreten und geprüft war, vereinbarte ich unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln heimlich den zu erteilenden Gedankenbefehl mit Herrn Niedermeyer, der auf meinen besonderen Wunsch den aufzufindenden Gegenstand nicht mit den Augen fixirte. Einige Schritte von der Empfängerin entfernt stehend, konzentrierte [illegible]ine Gedanken fest auf den Gedankenbefehl, diesen wieder geistig in seine Teile zerlegend: Sie sollte ihren Haarkamm aus dem Haar ziehen und mir überreichen. Zunächst zwang ich sie, ihre rechte Hand in die Höhe des Kopfes zu bringen; dann wünschte ich, sie solle den Kamm ergreifen und endlich,

---

[1]) Es ist mir auffallend, daß solche Personen trotz der Muskelstarre verschiedene und selbst komplizierte Bewegungen zu machen imstande sind. Diese Versuchsperson war übrigens so empfänglich für mesmerische Beeinflussung, daß sie schon bei bloßer Berührung meinerseits oder auch durch starres Anblicken in kataleptischen Zustand versetzt wurde. A. v. N.

sie solle den Arm herunterziehen und mir den Gegenstand überreichen. Die Ausführung geschah langsam aber sicher in einigen Sekunden. An den Armbewegungen waren genau dieselben Vibrationen und ruckweisen Schwankungen wahrzunehmen, wie sie in der Hypnose bei Kataleptischen überhaupt beobachtet werden. Nach der Ausführung eines jeden Teilbefehles machte die Empfängerin eine kleine Pause, wie wenn Zeit nötig wäre, den neuen Gedankenbefehl erst aufzunehmen.

Experiment 2: Verfahren wie bei Experiment 1 ohne Berührung oder irgend welche andere Vermittlung durch äußere Sinne.

Die Empfängerin sollte eine ohne ihr Vorwissen heimlich auf den hinteren Teil der geraden Armlehne des Stuhles, auf dem sie saß, gelegte Cigarette ergreifen und mir überreichen. — Dieser Wille wurde ausgeführt.

Experiment 3: Verfahren wie bei Experiment 1 und 2.

Sie sollte ihre Broche abhaken und mir übergeben. — Wurde ausgeführt.

Experiment 4: Die Empfängerin schlief nicht; ich hielt meine rechte Hand etwa 30 Centimeter hoch über ihren Kopf. Übrigens gleiche Vorsichtsmaßregeln.

Eine Streichholzdose sollte von einem mit vielen Gegenständen gefüllten Tisch genommen werden. — Wurde ausgeführt.

Experiment 5 fand in derselben Weise statt wie das Vorige.

Die Empfängerin wurde durch übersinnliche Gedankenübertragung gezwungen, einen Thermometer von der Wand zu nehmen, was ohne Zögern geschah.

* * *

Experiment 6 und die übrigen Versuche wurden in meiner Wohnung angestellt und zwar unter strenger Beobachtung des gleichen Verfahrens und derselben Vorsichtsmaßregeln, wie bei den Experimenten 1 bis 3: Als Zeugin beteiligte sich bei diesem und dem drei folgenden Experimenten Frau Anna Ehrlich. — Die Empfängerin Frl. Steinmetz wurde wiederum von mir durch einige mesmerische Striche in kataleptischen Zustand versetzt, und lag schlafend in einem Lehnstuhl.

Gedankenbefehl: Loslösung und Überreichung ihrer Halskette. — Wurde ausgeführt.

Experiment 7: Gleiches Verfahren.

Das Kissen, auf dem ihr Kopf ruhte, sollte ergriffen und mir gegeben werden. — Wurde ausgeführt.

Experiment 8: Gleiches Verfahren.

Gedankenbefehl: Die Empfängerin möge meine Uhr aus der Westentasche ziehen. — Wurde ausgeführt.

Experiment 9: Gleiches Verfahren.

Gedankenbefehl: Frl. Steinmetz sollte sich erheben, zum Tisch gehen, die Zuckerdose öffnen und Zucker herausnehmen. Beim Erheben mußte ich die Empfängerin unterstützen wegen der ihr hinderlichen Muskelstarre. — Der Auftrag wurde ausgeführt.

* * *

Experiment 10: Gleiches Verfahren wie bei den vorerwähnten Experimenten. — Als Zeuge bei diesem und dem folgenden Versuche war der Stud. med. Herr Josef Katzenstein zugegen.

Als Gedankenbefehl wurde mit ihm vereinbart, Frl. Steinmetz möge sich erheben, zum Schreibtisch gehen und von den dort liegenden Gegenständen einen bestimmten ergreifen. — Wurde ausgeführt.

Experiment 11: Gleiche Bedingungen und gleiches Verfahren.

Die Empfängerin sollte aus einem umfangreichen, vierfächerigen, ganz gefüllten Bücherborte ein dünnes, von uns unter allen Vorsichtsmaßregeln bestimmtes Heft, welches eingepreßt zwischen anderen Büchern stand und durchaus nicht in die Augen fiel, ergreifen, herausziehen und mir überreichen. — Auch dieser Wille wurde, wenn auch etwas langsamer, doch ebenso pünktlich ausgeführt wie die übrigen. Die kataleptische Empfängerin legte langsam mit ruckweisen Bewegungen ihre Hände auf die Lehne des Stuhles, um sich zu erheben, was ihr offenbar große Mühe kostete. Dann schwankte sie in kurzen Schritten, bei denen je ein Fuß vorgesetzt und der andere schleppend nachgezogen wurde, zum Borte, erhob wieder mit schwankenden Bewegungen ihren Arm und begann das Buch zu suchen. Zuerst fühlte sie zwar in vertikal richtiger Lage umher, aber ein Fach tiefer. Dann konzentrierte ich meine Aufmerksamkeit auf den Arm, zog ihn fernwirkend in die Höhe und leitete ebenso die suchende Hand bis das richtige Buch ergriffen ward.

* * *

Für die Genauigkeit und Richtigkeit vorstehenden Berichtes treten durch Unterschrift ein:

Adolf Niedermeyer,	Anna Ehrlich,	Josef Katzenstein,
Zeuge bei Exp. 1—5.	Zeugin bei Exp. 6—9.	Zeuge bei Exp. 10 u. 11.



Agrippas Lehre vom Jenseits,

zusammengestellt nach seiner

Occulta Philosophia [1]).

Der Astralkörper — oder nach Agrippas Benennung das „Bild der Seele" — ist der Träger der höheren Grundteile des Menschen und mithin des Lebens selbst. Der Vorgang des Sterbens ist ein Zurückziehen des eigentlichen Menschen aus den Gliedern des Leibes in das Herz, welches er endlich verläßt. Damit ist jedoch das eigentliche Leben nicht erloschen (III Kap. 41): Wenn der Mensch stirbt, so kehrt der Körper zur Erde zurück, von der er genommen ist, der Geist aber geht wieder zum Himmel, von wo er herabgekommen, wie der Prediger sagt: Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Dies drückt Ovid mit folgenden Worten aus:

„Zweimal zwei hat der Mensch, Fleisch, Geist, nebst Manen und Schatten.
Diese zweimal zwei kommen an vierfachen Ort:
In die Erde das Fleisch, um die Gräber schweben die Schatten,
Himmelwärts wandert der Geist, endlich die Manen zum Styx."

Der „Gedanke" im Menschen, von Gott oder der geistigen Welt herstammend, ist unsterblich und ewig; die himmlische Vernunft, vom „Himmel" gekommen, hat vermöge ihres Ursprungs eine sehr lange Dauer, das „Bild" aber, weil es aus dem Schoße der Materie hervorgeht und von der sublunarischen Natur abhängt, ist dem Untergang und der Zerstörung unterworfen. Die Seele ist also als göttlicher Gedanke unsterblich, als Vernunft in ihrem ätherischen Vehikel von langer Dauer, aber auflöslich, wenn sie nicht, von einem neuen Körper umgeben, wieder erneuert wird.[2]) Die Vernunft ist nur unsterblich durch die Vereinigung mit dem ewigen Gedanken Gottes. Das Bild der Seele oder die sinnliche und animalische Seele, welche aus dem Schoße der körperlichen Materie entspringt, geht bei der Auflösung des Körpers zugleich mit diesem unter oder besteht in den Dünsten ihres aufgelösten Körpers noch kurze Zeit als Schatten fort und nimmt nur an der Unsterblichkeit teil, wenn auch sie mit der höheren Potenz vereinigt wird (III, 44).

Noch ist zu bemerken, daß jede edle Seele eine vierfache Thätigkeit äußert: eine göttliche, vermöge des Bildes der göttlichen Eigenschaft; eine geistige, vermöge ihres Verhältnisses zu den Intelligenzen; eine vernünftige, vermöge der Vollkommenheit des eigenen Wesens; eine animalische oder natürliche, vermöge der Verbindung mit dem Körper und dieser untern Welt, so daß es in der ganzen Welt kein so ausgezeichnetes und bewundernswürdiges Werk giebt, welches die menschliche Seele, die das Bild der Gottheit besitzt und nach der Ausdrucksweise der Magier eine stehende und nicht fallende Seele ist, durch ihre eigene Kraft ohne alle fremde Beihilfe nicht ausführen könnte (III, 44).

---

[1]) Vgl. in diesem Bande der „Sphinx" S. 8 und 104.

[2]) In dieser — einzigen — Stelle über die Reïnkarnation scheint Agrippa deren Notwendigkeit von der Auflösung des Astralleibes abhängig zu machen; ist aber eine Seele mit dem „Gedanken" vereinigt, so bedarf sie keiner Reïnkarnation weiter.
C. Kiesewetter.

Aber nicht alle Menschen entwickeln den göttlichen Gedanken in sich, weil, wie Hermes sagt, Gott denselben als einen Siegespreis für die Seelen aussetzt. Die, welche nun nicht nach diesem Ziel gestrebt, sondern sich lieber zu Sklaven der Sinnlichkeit gemacht haben und den unvernünftigen Tieren ähnlich geworden sind, teilen auch den gleichen Untergang mit diesen, wie der Prediger sagt: „Es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt der auch" (III, 44).

Diejenigen nun, welche durch die göttliche Gnade den Gedanken in sich entwickelt haben, werden in gleichem Maße unsterblich, indem sie, wie Hermes sagt, zugleich mit ihrer Erkenntnis alles umfassen, was auf Erden, im Meere und im Himmel ist, und indem sie außerdem auch das Gute über dem Himmel anschauen. Die Seelen derjenigen, denen ein Leben mittlerer Art beschieden wurde, werden, obgleich sie den göttlichen Geist nicht erlangten, sondern nur ein Verstandes-Bild desselben, sobald sie ihren Körper verlassen haben, an gewisse verborgene Orte verwiesen, wo sie mit sinnlichen Kräften versehen und irgend eine Thätigkeit ausübend, infolge ihres Begehrungs- und Verabscheuungsvermögens entweder außerordentliche Freuden genießen oder die schwersten Qualen[1]) erdulden (III, 44).

Auch Algazel in seinem Buche von der göttlichen Wissenschaft, sowie die übrigen arabischen und mohammedanischen Philosophen sind der Meinung, daß dasjenige Thun und Treiben, welches die Seele in ihrer Verbindung mit dem Körper gewohnt ist, ihr den Charakter der Gewohnheit eindrückt, und daß sie dann nach ihrer Trennung vom Leibe die im Leben geübten Handlungen und Neigungen fortzusetzen sucht. Obwohl der Körper und die körperlichen Werkzeuge zerstört worden, so hört deshalb die Thätigkeit doch nicht auf, sondern es bleiben die Neigungen und ähnliches zurück. Solchen Seelen gaben die Alten den gemeinschaftlichen Namen Manen; von denjenigen derselben, die in dieser Welt schuldlos lebten oder durch moralische Tugenden sich reinigten, singt Virgil:[2])

---

[1]) Mit dieser und den folgenden Lehren des Agrippa hat die Vedantalehre die auffälligste Ähnlichkeit, welche so groß ist, daß zwischen beiden wohl ein Zusammenhang bestehen muß. Diesen Zusammenhang streng nachzuweisen dürfte allerdings kaum gelingen, indessen haben wir das vermittelnde Glied wohl in den sogenannten hermetischen Schriften zu suchen, über welche Agrippa 1515 zu Pavia Vorlesungen hielt.

Auch in der Vedantaphilosophie (vgl. u. a. Deußen, „Das System der Vedanta", Leipzig 1883) ist der Astralkörper, „der feine Leib" (âçraya, sûkschmam çarîram) der Träger des transscendentalen Ichs. Beim Sterben ziehen sich hier — wie bei Agrippa — die Indriyas, die Organe der Seele, ins Herz zurück, „sie rollen sich auf" und verlassen den Körper durch die Adern. Das freigewordene transscendentale Ich kann entweder den „Väterweg" — Pitriyâna — oder den Götterweg — Devayâna — einschlagen, oder sich mit Brahman vereinigen, oder es fährt zur Hölle, es kommt an den „dritten Ort". Auf dem „Väterweg" wird das wenig entwickelte transscendentale Ich (die mit dem Vehikel vereinigte Vernunft des A.) so lange gewisse Freuden genießen, bis der gröbere Teil des Astralkörpers verzehrt ist und die guten Werke verbraucht sind. Dann ist die Notwendigkeit der Reïnkarnation gegeben, und Anuçaya, der Rest der Werke, findet seine Vergeltung bei der folgenden Geburt. — Diesen „Väterweg" dürfte Agrippa oben im Sinn haben, wenn er von der Notwendigkeit der Reïnkarnation spricht.

Auf dem „Götterweg" gehen die moralisch Guten, welche sich nicht zur göttlichen Erkenntnis zu erheben vermögen und demnach nicht das Brahman als Seele in sich, sondern als Gott sich gegenüber wissen, in das niedere Brahman ein. In dieser Welt genießen die Seelen das Aiçvaryam, die Herrlichkeit, welche in einer gottähnlichen, doch in gewissen Schranken gehaltenen Allmacht besteht und die Erfüllung aller Wünsche in sich begreift. — [2]) Aeneis, VI, 660—665. C. K.

„Hier, wer Wunden im Kampf für das Vaterland sich erstrebet;
Wer sich rein als Priester bewahrt, weil dau'rte das Leben;
Auch wer fromm als Dichter, und Würdiges sang des Apollo;
Wer, ein Erfinder, das Volk durch Kunst ausbildet und Weisheit;
Und wer sonst durch Verdienst Erinnerung seiner zurückließ."

Obwohl dieselben von der Gnade und der Gerechtigkeit des Glaubens abgewichen sind, so sind doch die meisten Theologen der Meinung, daß sie, ohne leiden zu müssen, in selige Gefilde versetzt werden, wie Virgil sagt:[1])

— „zu den Fluren der Wonn', und den grünenden Lustau'n
Ewig seliger Hain', und den Wohnungen friedsamen Heiles."

Dort genießen sie wunderbare Freuden; es wird ihnen sowohl die sinnliche, als geistige und geoffenbarte Erkenntnis zu teil.[2]) (III, 41.)

Der göttliche Gedanke im Menschen (mens), dessen heilige Natur und göttliches Wesen fortdauert, ist frei von aller Schuld, auch frei von jeder Strafe. Die Seele nimmt, wenn sie Gutes gethan, teil an der Seligkeit des Geistes[3]), schwingt sich mit ihrem ätherischen Vehikel frei zu den Chören der Heroen auf und zieht in die Wohnungen der Oberen ein, wo sie mit allen ihren Kräften sich eines ununterbrochenen Glückes, der vollkommenen Erkenntnis aller Dinge, des Anblicks Gottes und des Besitzes des Himmelreichs erfreut; der göttlichen Gewalt teilhaftig, verleiht sie, wie der unsterbliche Gott, dieser untern Welt verschiedene Wohlthaten und Gaben[4]) (III, 41).

Hat die Seele Böses gethan, so richtet der Geist sie; die betrübte Seele schweift nun ohne den Geist (also eine Art Schemen) in der Unterwelt als ein Gespenst umher, das die Alten „Bild" (Idolum) nannten. — Eine solche des geistigen Wesens verlustige und der Herrschaft der rasenden Phantasie überlassene Seele wird auch Martern von körperlicher Art unterworfen. — Sie nimmt manchmal einen luftigen Körper an, und in diesen eingehüllt, sucht sie bald bei ihren Freunden Rat, bald verfolgt sie ihre Feinde. — Da nämlich nach der Trennung der Seele vom Körper die Affekte, sowie Gedächtnis und Gefühl zurückbleiben, so sollen, wie die Platoniker sagen, besonders die Seelen von Ermordeten ihre Feinde verfolgen. — Die unreinen und fleischlich gesinnten Seelen aber, welche mit Sünden beladen aus diesem Leben gehen, werden von keinen glücklichen Träumen gewiegt, sondern von schrecklichen Gespenstern getrieben, schweifen sie an unglücklichen Orten umher, genießen keine freie Erkenntnis, sondern nur insoweit sie ihnen zugelassen oder ihnen etwas offenbart wird. Da ihre sinnlichen Triebe sie nicht verlassen, so sind sie infolge ihrer körperlichen Befleckung[5]) auch dem Gefühl des Schmerzes unterworfen (III, 41).

---

[1]) Aeneis VI, 637—638.

[2]) Mithin haben wir auch hier nur die unvollkommene Seligkeit des Devayâna.

[3]) Die höheren Teile des feinen Körpers sind auch in der Vedantalehre ewig.

[4]) Auch die Vedantalehre denkt sich die Gottheit als das höchste Licht, von welchem die Menschenseele nur ein Abglanz ist; vgl. auch Agrippas occulta Philosophia III, 37. — Die höchste Seligkeit besteht nach der Vedantalehre in der Unio mystica, dem Eingang in das höchste Licht.

„Wie Ströme rinnen und im Ocean,
Aufgebend Name und Gestalt, verschwinden,
So geht, erlöst von Name und Gestalt,
Der Weise ein zum göttlich-höchsten Geist."

Durch die mystische Vereinigung geht das Individuum im höchsten Brahman auf und „steht in seiner eignen Majestät".

[5]) Soll wohl bedeuten infolge ihres schwer vergänglichen groben Astralkörpers.
C. K.

Wie die Sitten und Gewohnheiten der Menschen in diesem Leben sind, solche Neigungen folgen der Seele meist in die andere Welt. Was sie einst im Leben gethan, behält sie noch in frischem Andenken, und zwar erinnert sie sich um so stärker und lebhafter daran, als die verschiedenen Verrichtungen des Lebens, die Sorge für die Nahrung, für die Nachkommenschaft, die verschiedenen Geschäfte und Trostmittel des gewöhnlichen Lebens sowie die Hindernisse des dichten Körpers dann wegfallen. Jetzt stürmen phantastische Gestalten um so heftiger heran, je nachdem in einer solchen Seele der geistige Funke mehr oder weniger verdunkelt oder ganz erloschen ist, wozu noch die Trug- oder Schreckbilder von seiten böser Dämonen kommen. Eine solche Seele wird bald von Sehnsucht nach einem eingebildeten Gut und nach dem, was sie einst im Leben geliebt hatte, gequält, ohne es je erlangen zu können; wenn sie glaubt, beinahe das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht zu haben, wird sie von den Dämonen zu noch ärgeren Qualen wieder fortgerissen. [1])

Solche Seelen nannte man **Lemuren** [2]); wenn aber eine derselben, für die häuslichen Angelegenheiten Sorge tragend, ruhig in einem Hause wohnte, so hieß sie Lar familiaris. Am ärgsten werden jedoch derartige Seelen durch die Regungen des Zorns gequält, durch ihren Haß wegen eines eingebildeten Übels, der sie zu dem grundlosesten Argwohn veranlaßt und ihnen die größten Schrecknisse bereitet; sie stellen sich die traurigsten Bilder vor, glauben bald, der Himmel stürze über ihnen zusammen, bald wähnen sie von heftigen Flammen verzehrt, bald von Wasserstrudeln ergriffen, bald von der gespaltenen Erde verschlungen, bald in verschiedene Tiere verwandelt, bald von abscheulichen Ungeheuern zerfleischt oder aufgefressen. bald durch Wälder, Meere, Feuer, durch die Luft und die fürchterlichsten Örter der Unterwelt gejagt zu werden. Dann kommt es ihnen wieder vor, als ob Dämonen sie ergreifen und martern. Wir müssen annehmen, daß sie nach dem Tode sich in einem ähnlichen Zustande befinden, wie im irdischen Leben, diejenigen, welche an Raserei, Wahnsinn oder Melancholie leiden oder im Traum von Schreckbildern gequält werden, gerade als ob ihnen solches in Wirklichkeit begegnete, während dies doch nicht der Fall ist, sondern es nur in der Einbildungskraft haftende Schreckgestalten sind (III, 41).

Solche Seelen, welche die im Körper begangenen Missethaten in diesem Leben nicht gebüßt haben, nehmen die Gestalten derselben mit sich. — So quälen auch die schrecklichen Bilder der Sünden die Seelen nach dem Tode, gerade als ob sie träumten, und das böse Gewissen martert sie auf die mannigfachste Weise. Orpheus nennt diese Bilder daher die **Völker der Träume**, indem er sagt: „Die Pforten Plutos können nicht aufgeschlossen werden, innen ist das Volk der Träume". Solche sündhafte Seelen, welche an keinen guten Ort gekommen sind, werden, wenn sie, in einem Luftkörper umherstreifend, unsern Blicken jede beliebige Gestalt darstellen, **Larven oder Spectra** genannt, die für die Guten von keiner Bedeutung, für die Bösen aber schädlich sind. Sie zeigen sich bald in einer dünnern, bald in einer dichtern Hülle unter der Gestalt verschiedener Tiere und Ungeheuer, denen sie einst in ihren Sitten im Leben ähnlich waren. [3])

---

[1]) Agrippa läßt es bei dieser Darstellung unklar, ob er sich den „dritten Ort" als einen Hades, Scheol, oder Hölle denkt; offenbar macht er den mehr oder minder unseligen Zustand nicht von einem Raume, einer Örtlichkeit, sondern von der mehr oder weniger fortgeschrittenen Entwicklung des transscendentalen Ichs nach der Seite des Bösen hin abhängig, und wir sehen bei ihm die Unseligen nach den Graden der Leidenschaften, mit denen sie am irdischen Leben hängen, und nach der Größe des Verlustes der höheren Prinzipien eingeteilt. C. K.

[2]) **Paracelsus** nennt sie Caballi.

[3]) Man vergleiche damit die Höllenfratzen auf den Bildern z. B. der alten

Eine unreine Menschenseele, die in diesem Leben allzu sehr dem Körperlichen anhing, die innigste Neigung zu dem elementarischen Körper hatte, bildet sich aus Dünsten der Elemente einen andern Körper, indem sie aus solcher bildsamen Materie wie durch einen Atemzug einen Schattenkörper annimmt, der nach dem göttlichen Gesetz gleichsam ihr Kerker und ein sinnliches Organ ist. — Solche Körper beleben sie aber dann nicht als wesentliche Formen, sondern sie bewohnen dieselben als Fremdlinge wie einen Kerker, oder sie hängen mit ihnen zusammen, wie ein Beweger mit seinem Beweglichen. — Es liegt hier ein großes Geheimnis verborgen, das nicht leichtfertig geoffenbart werden darf (III, 41).

Einige haben behauptet, daß, wenn die Geister ruchloser Menschen in die Körper anderer fahren, diese sich lange Zeit unwohl befinden oder sogar getötet werden (**Besessenheit**). — Bisweilen werden die Seelen Verstorbener, was jedoch höchst selten vorkommt, von einem solchen Wahnsinn ergriffen, daß sie nicht nur nach dem Körper Lebender trachten, sondern auch mit höllischer Gewalt in ihre eigenen verlassenen Körper zurückkehren und, gleichsam wieder auflebend, abscheuliche Dinge vollbringen (**Vampyrismus**).

Aus dem bereits Angeführten erhellt, daß jene Seelen, die nach dem Tode die zurückgelassenen Körper noch lieben, ebenso wie die Seelen derer, denen kein ordentliches Begräbnis zu teil wurde, oder die ihren Körper infolge eines gewaltsamen Todes verließen und noch in jenem trüben und feuchten Geist um die Leiche als etwas sie anziehendes Verwandtes herumirren, daß, sage ich, solche Seelen durch ähnliche Mittel, durch die sie einst mit ihrem Körper verbunden waren, leicht zitiert und herbeigezogen werden können, nämlich durch Dünste und Flüssigkeiten [1]. — Wir lesen bei Dichtern und andern Erzählern derartiger Dinge, daß die **Seelen Verstorbener** nicht ohne Blut und Leichname (in die Körper) gerufen werden können, daß aber durch die Dünste derselben die **Schatten** leicht herbeigelockt werden, wobei man noch überdies Eier, Milch, Honig, Wein, Wasser und Mehl hinzufügt — Dinge, welche den Seelen die Annahme eines Körpers erleichtern, wie wir dies bei Homer lesen, wo Circe den Odysseus umständlich darüber belehrt [2]. Man soll indessen derartige Beschwörungen nur an denjenigen Orten vornehmen können, wo solche Seelen hauptsächlich sich aufhalten, entweder weil etwas Verwandtes, wie ihr zurückgelassener Körper, sie anzieht, oder weil irgend eine Neigung ihres früheren Lebens sie an den bestimmten Ort fesselt (III, 42). Auf das ernstlichste aber warne ich vor all solchen Experimenten, weil bei ihnen geistige Wesen von bösartiger Natur großes Unheil stiften können. — Es giebt nichts Bedenklicheres und Gefährlicheres als **diese Geheimkünste**.

Kölner Malerschule und auf den Darstellungen eines Höllenbreughel, Teniers d. J. zc. — Wir finden den hier von Agrippa ausgesprochenen Gedanken noch klarer in den Phantasmata des **Paracelsus** und den Entitates **van Helmonts** wieder.
C. K.

[1]) Die an die Erde gebundenen Abgeschiedenen sowie die Schemen und Astralkörper, welche sich in der Nähe ihrer Körper oder überhaupt an den Orten ihrer irdischen Neigungen aufhalten, können durch gewisse Mittel und Künste zur Erscheinung gebracht werden. Handelt es sich um eine Art Materialisation, oder wird nach dem alten Ausdruck die Seele in den Körper zurückgerufen, wobei stets frisches Blut notwendig ist, so heißt die Geheimkunst bei Agrippa, wie überhaupt im Altertum und Mittelalter, **Nekromantie**; werden bloß die astralen Schatten sichtbar gemacht, wozu es meist nur gewisser Räucherungen (vgl. Märzheft der „Sphinx", S. 220) bedarf, so wird die Kunst **Skyomantie** genannt. C. K.

[2]) Odyssee, X, 517—534.

Seltsames und Mystisches
aus der englischen Dichterwelt.

Von

Arthur Peregrinus Brunn.

Die folgende kurze Zusammenstellung merkwürdiger Erscheinungen, welche aus dem Leben einiger englischer Dichter, sei es von diesen selbst, sei es von anderen mitgeteilt werden, soll keineswegs eine bestimmte Stellungnahme des Verfassers dem Gebiete der Mystik gegenüber bezeichnen; derselbe überläßt vielmehr die Verwertung der zu verzeichnenden Fällen denjenigen, welche in das genannte Gebiet tiefer eingedrungen sind.

An erster Stelle ist hier auf William Blake (geboren am 28. März 1757 zu London als Sohn eines Strumpfwirkers, gestorben ebendaselbst am 12. August 1827) aufmerksam zu machen, der in seiner doppelten Eigenschaft als Dichter und Maler erst in den letzten Jahrzehnten in seinem Vaterlande zu hoher Anerkennung gelangt ist. In Deutschland ist er noch fast ganz unbekannt. Wer dieses seltenen Künstlers Dichtungen und Bilder kennt, die sich vorwiegend — die Bilder besonders — in einer erhaben-idealen, überirdisch-phantastischen Darstellungssphäre bewegen und von einem eigentümlichen geistigen Hauche durchzittert scheinen, der wird schon daraus schließen können, daß ihr Schöpfer ein höchst eigentümlicher Mensch gewesen sein müsse. Und das war William Blake in der That. Er war nicht nur überaus sensitiv, sondern recht eigentlich ein Visionär, der von frühester Jugend an die merkwürdigsten und verschiedenartigsten Erscheinungen erlebte und einen förmlichen Verkehr mit solchen unterhielt. Sein Bildnis zeigt ein schönes, würdevolles Antlitz, aus dem ein Auge leuchtet, das wahrhaft ein Seherauge genannt zu werden verdient. Doch hören wir, welcher Art seine Gesichte waren.

Nach einem Berichte soll Blake als vierjähriger Knabe eine Vision ganz in der Art Swedenborgs gehabt, er soll nämlich zu seinem Entsetzen „Gott Vater" selbst das Haupt durch das Fenster hereinstrecken gesehen haben. Ferner heißt es, daß Blake im Alter von 10 Jahren in der Nähe von London zwischen Peckham Rye und Dulwich Hill einen Baum voll Engel gewahrte, deren Flügel wie Sterne zwischen den Zweigen hervorschimmerten.[1]) Ein andermal bemerkte er die Gestalt eines Engels

[1]) Als Quelle unserer Mitteilungen über Blakes Visionen verweisen wir auf die Memoiren, welche W. M. Rossetti seiner Ausgabe von Blakes Werken vorangestellt hat (London 1885). Wer Blake genauer kennen lernen will, dem sei die umfangreiche, mit Abbildungen ausgestattete Ausgabe von Blakes Werken durch Alexander Gilchrist empfohlen.

unter Schnittern auf dem Felde. Als er einmal mit seinem Lehrer in der Westminster-Abtei zeichnete, hatte er daselbst eine Vision Christi und der Apostel. Soviel über Blakes durch das religiöse Gefühl inspirierte Gesichte seiner lebhaften objektiv schaffenden Phantasie.

Ein merkwürdiger Zug bei Blake ist ferner sein häufiger Verkehr mit großen Gestalten der Sage und Geschichte, wie Moses, die alttestamentlichen Propheten, Homer, Dante und Milton, welche er mit vollster Deutlichkeit vor sich sah und als „majestätische Schatten, grau, doch glänzend und über die gewöhnliche Menschengröße hinausragend" beschreibt.

Von Milton wurde er in späteren Jahren besonders häufig besucht und vergebens versuchte er diesem einmal zu beweisen, daß er im Unrechte sei. Sein Geschmack sei ein heidnischer — äußert Blake —; sein Haus zeige den griechischen, nicht den gotischen Stil. An einer anderen Stelle erzählt Blake: „Ich habe ihn (Milton) als Jüngling und als Mann mit lang herabfließendem Barte gesehen. Er kam, mich um eine Gunst zu bitten; er sagte, er hätte im „verlorenem Paradiese" einen Fehler begangen, den er mich in einem Gedichte oder Bilde zu verbessern bat. Ich aber lehnte dies mit dem Bemerken ab, daß ich meine eigenen Pflichten zu erfüllen hätte." Ebenso häufig waren die Unterredungen mit Voltaire, der, wie Blake meinte, von Gott ebenso berufen war, den wörtlichen Sinn der Bibel in Mißkredit zu bringen, wie er (Blake) selbst, ihren höheren Sinn zu verteidigen. Zuweilen identifizierte sich Blake, zu anderer Personen Erstaunen, mit großen Toten. So sagte er einmal zu Crabb Robinson: „Ich war Sokrates oder eine Art Bruder von ihm; ich muß mit ihm im Gespräche verkehrt haben. Ebenso fand ich mich Christus gegenüber; ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich mit beiden verkehrt habe." Eine Vision, welche unter allen den stärksten Eindruck auf ihn machte und die er auf der Stiege seiner Wohnung in den Hercules Buildings hatte, ohne daß wir Genaueres über dieselbe wüßten, begeisterte ihn zu der Dichtung „The Ancient of the Days". Auf derselben Stiege sah er einmal einen „Geist" — eine Erscheinung, wie sie bei ihm jedenfalls nicht oft vorkam, da nach seiner eigenen Behauptung phantasievolle Menschen derartige Phänomene selten wahrnehmen. Jenen „Geist" nun beschreibt er als von grimmigem Aussehen, beschuppt und gefleckt, wie er an ihm vorbei die Stiege hinabhuschte; und er erschrak in so hohem Grade über denselben, daß er aus dem Hause lief. Als sein Bruder Robert, welcher ebenfalls hervorragende künstlerische Anlagen zeigte, in jungen Jahren starb, sah er dessen Seele entschweben und klatschte vor Freude in die Hände. Der „Geist Roberts" war es ferner, der ihm in einer nächtlichen Traumerscheinung kund that, in welcher Weise er Gedichte und Bilder vereint herausgeben könnte, und Blake befolgte die ihm so gelehrte Methode wirklich mit Erfolg. Merkwürdig endlich ist folgendes: William sollte als Knabe zum Zwecke seiner künstlerischen Ausbildung dem Kupferstecher Ryland übergeben werden. Sein Vater führte ihn zu diesem Künstler

hin. William hatte aber, nachdem er Ryland kennen gelernt, keine Lust mehr, dessen Schüler zu werden, und sagte zu seinem Vater prophetisch und ahnungsvoll, nachdem sie Rylands Haus verlassen hatten: „Das Gesicht des Mannes gefällt mir nicht; er sieht aus, als ob er einmal noch gehängt würde". Zwölf Jahre darauf wurde Ryland, eines Betruges wegen, gehängt.

Wie Blake über die „Realität" seiner Visionen dachte, darüber gibt folgender Ausspruch Aufschluß: „Die Propheten — sagt Blake — bezeichneten ihre Visionen als wirkliche und lebendige Gestalten, die sie mit den unsterblichen Organen ihrer Phantasie wahrnahmen, ebenso die Apostel. Je schärfer das Organ, um so deutlicher der wahrgenommene Gegenstand. Ein Geist oder eine Vision sind nicht, wie die modernen Philosophen meinen, ein Dunst oder ein Nichts; sie sind organisiert und sorgfältiger gegliedert als alles, was die sterbliche und vergängliche Natur hervorbringen kann. Wer nicht in schärferen und richtigeren Linien, wer nicht in hellerem und besserem Lichte geistig sehen kann, als sein sinnliches Menschenauge wahrnimmt, der kann überhaupt nicht geistig schauen." Blake behauptete, daß ihm all seine Vorstellungen um vieles vollkommener und feiner organisiert erschienen, als das, was sein sterbliches Auge wahrgenommen. Geister seien organisierte Menschen. — Blake hatte sich in noch jungen Jahren mit den Lehren von Paracelsus, Marcion, Jakob Böhme und Swedenborg vertraut gemacht und sich eine übersinnliche Weltanschauung gebildet. Der Mensch war ihm vornehmlich ein geistiges Wesen, ein Ausfluß und eine ewig währende Offenbarung Gottes. Der Geist ist nur vorübergehend an den Leib gebunden und besteht fort, wenn der letztere vergeht. Blake behandelte alles Körperliche, als Gegensatz zum Geiste und dessen Thätigkeiten, mit ersichtlicher Geringschätzung und, obwohl er zugeben muß, daß der Körper als Werkzeug des Geistes zum Ausdruck seelischer Aspirationen verwendet wird, kann er doch nicht genug davor warnen, daß man die sinnlichen Wahrnehmungen nicht als endgültig, nicht als Korrektiv (als Beurteilungsmaßstab) für die Ergebnisse der Intuition betrachte, und kann nicht genug einschärfen, daß dem Geiste eine höhere Erkenntnis erreichbar sei, als je durch die fünf äußeren Sinne erlangt werden könne.

Blake bezeichnet die höhere Erkenntnis des Menschen schlechtweg als Phantasie. „Die Welt der Phantasie," sagt er, „ist die Welt der Ewigkeit. Die Welt der Phantasie ist unendlich und ewig, während die Welt der Entwickelung oder des Wachstums endlich und zeitlich ist. In der ewigen Welt finden sich die dauernden Urbilder von allem, was wir in der Natur dargestellt sehen." Die letzteren Worte bekunden deutlich einen Einfluß der platonischen Philosophie auf seine Weltanschauung.

* * *

Über merkwürdige seelische Zustände berichtet Thomas de Quincey in seinen „Bekenntnissen eines Opium-Essers" [1]). Infolge über-

[1]) Confessions of an Opium Eater, New Edition S. 82.

mäßigen Opium-Genusses glaubte er in seinen Träumen, nicht bildlich geredet sondern wirklich, in tiefe und finstere Abgründe zu steigen. Sein Maß für Raum und Zeit war alsdann ein völlig verändertes. Gebäude und Landschaften erschienen ihm in riesenhafter Größe, wie kein sterbliches Auge sie zu ermessen vermocht hätte, und der Raum bis zur Unendlichkeit ausgedehnt. Oft glaubte er auch in einer Nacht 70 oder 100 Jahre verlebt zu haben, oder wohl auch 1000 Jahre, wenn die Dauer nicht gar alles äußere Maß überstieg. Endlich lebten in diesem Zustande auch die geringfügigsten Umstände seiner Kindheit und Szenen vergangener Jahre in ihm auf, ohne daß er sich derselben sonst erinnert hätte, da er sie im wachen Zustande nicht als Bestandteile seines Wesens erkannt haben würde.

* * *

Eine ganze Reihe eigentümlicher symbolischer Erscheinungen und Vorfälle gingen dem vorzeitigen Tode des größten englischen Lyrikers Percy Bysshe Shelleys voraus. Bekanntlich verunglückte dieser mit Leutnant Williams am 8. Juli 1822 auf der Fahrt von Livorno nach Lerici bei stürmischer See. Shelley verbrachte seine letzten Tage mit Frau und Sohn in Gesellschaft des Leutnant Williams und dessen Familie auf Villa Magni in der malerischen Bucht von Spezzia nahe Lerici. Der in hohem Grade sensitive Dichter, welcher zeitlebens das Opfer von seltsamen Einbildungen und Eindrücken war, litt damals besonders an nervösen Erregungen; Todesgedanken und merkwürdige Gesichte beschäftigten ihn. Als er kurz vor seinem Untergange mit Frau Williams und deren Kindern in einem Boote spazieren fuhr, rief er plötzlich aus: „Nun lassen Sie uns das große Geheimnis ergründen!" so daß es all der Geistesgegenwart von Frau Williams bedurfte, um ihn von diesem Gedanken abzuziehen. — Shelley war vor seinem Untergange im Meere wiederholt der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt gewesen; verbrachte er doch einen großen Teil seines kurzen Lebens auf Flüssen, Seen und dem Meere, die nun einmal seine verhängnisvolle Leidenschaft waren.

Eines Abends, als er mit Leutnant Williams auf der Terrasse seines Hauses stand, sah er Allegra, Lord Byrons natürliche Tochter, die ein Jahr zuvor gestorben war, aus dem Meere emporsteigen, ihm zulächeln und mit den Händen winken; ferner erblickte er auf derselben Terrasse seine eigene Gestalt, die zu ihm sprach: „Wie lange glaubst du noch zufrieden zu sein".[1]) Mrs. Shelley, die diesen Fall in einem Briefe an eine Freundin mitteilt,[2]) erzählt dort auch von einem grausigen Traume, den Shelley damals gehabt. Er träumte, daß Herr und Frau Williams in schrecklicher Verunstaltung, mit bleichen, blutbespritzten Gesichtern und zerfleischten Gliedern, an sein Bett traten und

---

[1]) Mit dem Gedanken der Doppelgängerei zeigt sich Shelley an einer Stelle seiner großartigsten lyrischen Schöpfung des „Prometheus Unbound" vertraut, wo es heißt:

. . . . . The Magus Zoroaster
Met his ow image in the garden.

[2]) H. B. Forman, Shelley's Prose Works VIII, S. 331.



ihm zuriefen: „Stehen Sie auf, Shelley! das Meer überflutet das Haus und alles geht unter". Shelley kam es dann vor, als ob er aufstand und auf die Terrasse lief, wo er die Wellen hereinstürzen sah. Plötzlich aber wechselte die Vision und er sah nur seine eigene Gestalt, welche sich anschickte, seine Frau zu erdrosseln. Er rannte dann ins Zimmer seiner Frau, woselbst er erwachte.

Noch auffälliger ist, daß er in jenen letzten Tagen vor seinem Ende von seinen Freunden wiederholt gesehen wurde, während er sich in Wirklichkeit anderswo befand. So sah ihn Frau Williams zweimal an ihrem Fenster auf der Terrasse vorübergehen und zwar ohne Rock oder Jacke, wie er oft war, und dann plötzlich verschwinden, während er zu jener Zeit doch gar nicht in der Villa weilte. Doch wurde die Erscheinung nur von Frau Williams und nicht auch von Kapitän Trelawnay, welcher neben ihr stand, wahrgenommen. Ein andermal sahen Freunde Shelleys ihn in einem Walde bei Lerici, während er thatsächlich weit entfernt von dort weilte.

Frau Shelley war auf Villa Magni fortwährend von einer unerklärlichen Verstimmung befallen; die Schönheit der Gegend machte sie erbeben und schaudern. Als Shelley endlich mit Williams seine letzte, verhängnisvolle Reise antrat, geriet sie wie in Vorahnung des Schrecklichen in Verzweiflung. Schließlich sagte Shelley am Abende vor seinem Tode: „Wenn ich morgen sterbe, habe ich länger als mein Vater gelebt"; Frau Williams fragte ihn in ihrem letzten Briefe an ihn: „Werden Sie sich mit Ihrem Freunde Plato vereinigen?" und eine andere Freundin träumte in der Nacht, die seinem Tode vorherging, daß er mit bleichem Antlitz, von schrecklicher Melancholie befallen, zu ihr gekommen und daß der kleine Percy, Shelleys Söhnchen, gestorben sei. Sie erwachte heftig weinend aus diesem Traum und sagte zu sich selbst, daß der Tod des Kindes sie nicht so tief berührt haben könne.[1])

Es mag in diesem Zusammenhange bemerkt werden, daß Shelley, wie dies jeder, der tiefer in seine Persönlichkeit eingedrungen ist, begreiflich finden muß, ein gewisses Interesse für mystische Vorgänge besaß, obwohl er zu keiner bestimmten Ansicht darüber gekommen war. Doch fand er es z. B. der Mühe wert, Geistergeschichten aufzuschreiben, welche M. G. Lewis, der bekannte Verfasser der „Tales of Terror", im Jahre 1816 bei einem Besuche in Genf, woselbst damals auch Shelley und Lord Byron weilten, zum besten gab. Zugleich sei erwähnt, daß der hypersensitive Dichter damals durch das häufige Besprechen mystischer Dinge derart aufgeregt wurde, daß er, als Lord Byron einmal die Verse aus Coleridges „Christable" über die Brust der bösen Fee deklamierte, plötzlich aufsprang, ins Leere starrte und aus dem Zimmer floh: er hatte die Vision einer Frau gehabt, welche auf der Brust Augen trug.

Grausige Träume konnten einen so nachhaltigen Eindruck auf Shelley machen, daß er es strenge vermeiden mußte, sich der Erinnerung

[1]) Vergl. zu diesen Vorgängen auch Druskowitz „Shelley", S. 357 ff.

an sie hinzugeben. Seine Sinne waren mitunter so scharf, daß er, z. B. in Bezug auf den Gesichtssinn, Grashalme und Zweige entfernter Bäume mit mikroskopischer Deutlichkeit vor sich sah.[1])

* * *

Zum Schlusse sei hier noch auf die reiche Fundgrube für mystische Thatsachen hingewiesen, welche sich in Walter Scotts „Letters on Demonology and Witchcraft“ findet.[2]) Besonders der zehnte Brief enthält eine Fülle von Aufzeichnungen mystischer Vorgänge, von denen der große Erzähler gehört hatte, und es ist ja bekannt, daß er sich zeitlebens gerne mit mystischen Erscheinungen beschäftigte.[3]) In seiner Jugend beherrschte ihn offenbar ein starker Glaube an die Bedeutung derartiger Erscheinungen, während er in jenen später verfaßten Briefen mystische Anekdoten einfach wiedergiebt und der Beurteilung des Lesers überläßt. Walter Scott war übrigens persönlich nichts weniger als visionärer Natur. Nur einmal hatte er zu Abbotsford bald nach dem Tode Lord Byrons, als er von der Durchlesung einer Lebensbeschreibung des letzteren sich erhob und in die vom Monde erleuchtete Vorhalle trat, eine wunderbar deutliche Erscheinung Byrons.[4])

[1]) Vergl. Druskowitz, „Shelley“, S. 204.

[2]) S. Miscellaneous Works V, Paris 1838.

[3]) Vergl. Lockhart, Memoirs of the Life of Sir Walter Scott IV, S. 130.

[4]) Vergl. Lockhart, „Memoirs“, IV., S. 130, und Walter Scott, Letters on Demonology and Witchcraft, S. 294 ff.



Kürzere Bemerkungen.*)

Weltseele und Menschenseele.

Rudolf Seydel, Carl du Prel und Eduard von Hartmann.

Die meisten unserer Leser werden seiner Zeit Kenntnis genommen haben von den inzwischen vielfach besprochenen Auseinandersetzungen Professor Seydels (Leipzig) „Zur Aussöhnung mit dem Darwinismus" im diesjährigen Märzheft von „Nord und Süd"[1]). Dennoch möchten wir hier noch einmal auf diesen Artikel zurückkommen, um die geistige Verwandtschaft desselben mit Freiherrn du Prels philosophischen Arbeiten gleicher Richtung kurz zu beleuchten.

Beide Männer stehen fest auf dem Boden des „Darwinismus", insofern man hierunter die Anschauung der Welt und jedes einzelnen Dinges in ihr als werdendes Erzeugnis einer Entwickelung versteht; beide anerkennen ferner die Wirksamkeit der von Darwin nachgewiesenen äußeren Gestaltungsmittel in der Entwickelung der Lebewesen, so vor allem die natürliche Auslese des Zweckmäßigen, das im Kampfe um den Fortbestand überlebt. Dr. du Prel[2]) hat sogar den Nachweis dieser Entwickelungsmittel auch in die „anorganische" Natur übertragen, indem er aus ihnen die Entstehung unseres Sonnensystems erklärt; und derselbe ist eben jetzt, wie wir hören, damit beschäftigt, diesen Gedanken der natürlichen Entwickelung ferner für die übersinnliche Wesensseite der Menschennatur wissenschaftlich durchzuführen. — Beide Männer aber weisen ebenso entschieden die „materialistische" Weltanschauung zurück, welche sich, einem Parasiten gleich, ohne inneren Zusammenhang mit dem „Wesen des Darwinismus", an dessen äußere Gestalt angehängt hat und nun wie mit demselben verwachsen erscheint. Beide Philosophen protestieren energisch dagegen, daß Darwins „mechanische" Erklärungsweise der Entstehung der Arten die notwendige Annahme der bewegenden Kraft und Ursache der Entwickelung als eines zielstrebenden Willens ausschließe, obwohl freilich bei der Vorstellung solches auf Zwecke

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen auch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für jede Zusendung, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden Hinweis auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine Verpflichtung aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

[1]) „Nord und Süd", Heft 108, Bd. 36, Breslau bei S. Schottländer, S. 360—377.

[2]) Dr. Carl du Prel, Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Entwurf einer Philosophie der Astronomie. 3. Aufl. der Schrift: „Der Kampf ums Dasein am Himmel", Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1882. (Darwinist. Schriften II, 4).

gerichteten Willens an das, was wir „Bewußtsein“ nennen, nicht zu denken ist.

Wie Carl du Prel das Zugrundeliegen eines solchen unbewußten Willens, einer Seele, in der Menschennatur ganz unzweifelhaft nachgewiesen hat, so führt Rudolf Seydel diesen Nachweis für die Entwickelung der organischen Welt durch. Und beide Philosophen sind sich dankbar der grundlegenden Vorarbeiten bewußt, welche Eduard v. Hartmann für unsere gegenwärtige Kulturbewegung in seiner „Philosophie des Unbewußten“, seinem „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“ und vielen anderen Arbeiten geleistet hat. Beide Philosophen führen gleichfalls ihren logischen Beweis auf Grundlage von Thatsachen, welche von der heutigen Wissenschaft anerkannt sind, ohne dabei irgendwie auf das Gebiet der mystischen Erscheinungen hinüberzugreifen.

In seiner „monistischen Seelenlehre“[1]) zeigt du Prel, daß der unendlich vielseitigen Erscheinung des Menschen als Einheit des Wesens eine Seele zu Grunde liegt, welche sowohl seine äußere Gestalt organisiert wie auch die „unbewußte“ Ursache seines Denkens und Wollens ist. In dem oben erwähnten Aufsatze aber weist Rudolf Seydel als gleiche Ursache der Weltentwickelung ebenfalls eine solche „unbewußte“ Willenskraft nach. Der Menschenseele entspricht also eine Weltseele, ein Weltwille. Der Mikrokosmos (Mensch) ist dem Makrokosmos (Welt) wesensgleich[2]). Welcher Art das Verhältnis zwischen beiden sein mag, das wird näher erst dann zu bestimmen sein, wenn das Wesen sowohl der Weltseele wie der Menschenseele mit Sicherheit weiter festgestellt worden sein wird. Jenes versucht Eduard v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“, dieses Carl du Prel in seiner „Philosophie der Mystik“. Ein Gewinn ist für uns aber schon die unentbehrliche Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis, daß das Wesen sowohl der Welt wie des Menschen übersinnlicher Natur — Seele — ist.

Allen Lesern, welche jenen Aufsatz Seydels noch nicht in die Hand genommen haben sollten, raten wir dies an; derselbe ist ebenso geistreich und sachkundig wie klar und überzeugend geschrieben. Die Organe entstehen ursprünglich nur durch („unbewußte“) Willensthätigkeit, welche auf Erreichung bestimmter Ziele des lebenden Wesens gerichtet ist, und nicht minder deutlich zeigt sich solche Willensthätigkeit in der Verwendung selbst der höchst entwickelten organischen Gestaltungen. Zum Nachweis jener Thatsache stellt Seydel (S. 370 f.) den Ernährungsvorgang einer Amöbe (eines „Organismus ohne Organe“) einem unbelebten, eiweißartigen Schleimtropfen gegenüber, der auf einer geneigten Fläche nach den Fallgesetzen abwärts gleitet. Bei der Amöbe ergiebt sich aus

[1]) Vergl. die Januar- und Februarhefte der „Sphinx“, S. 1 und 95.

[2]) Diesen selben Gedanken drückt die auch im Christentum anerkannte kabalistische Mystik mit den Worten aus: Adam sei als Ebenbild Gottes gemacht; freilich zeigt sich in der gegenwärtigen Erscheinung des Menschen das Ringen nach der vollständigen Verwirklichung und Geltendmachung seiner göttlichen Natur (nach Vergeistigung) in ebenso schweren Kampfe begriffen wie in der ganzen übrigen Erscheinungswelt.

dem Spezialzwecke die Individualseele. Eine höhere Organisationsstufe zeigen uns schon die zu einem gemeinsamen Zwecke zusammenarbeitenden Insekten: Ameisen, Bienen, Wespen. Als Beispiel der höchsten uns bekannten Individual-Organisation einer einheitlichen Seele führt aber Rudolf Seydel uns das Bild eines Volksredners vor, bei welchem sich nicht nur in seiner eigenen Erscheinung auf das unverkennbarste die Wirksamkeit einer alle stofflichen Vorgänge leitenden Gefühls-, Denkens- und Willensthätigkeit zeigt, sondern auch die Herrschaft desselben Willens über die Gefühle, die Gedanken und die Handlungen der Hörer. Ganz bestimmte „mechanische" Vorgänge und Verhältnisse sind die Bedingungen für das Zustandekommen bestimmter zweckmäßiger Gestaltungen und Ereignisse; die diesen Zielen zustrebende Kraft aber — ein unbewußter Wille, der im Menschen sogar mit bewußtem Fühlen und Denken auftritt, — ist allein das Wesen solcher Erscheinungen und deren Ursachen.

H. S.

„Die vierte Dimension".

Das Wesen der im „Mediumismus" wirkenden Kräfte.

Gutberlet über den Spiritismus.

Wiederholt haben wir diejenigen unserer Leser, welche sich speziell für den Mediumismus interessieren, zur einleitenden Orientierung über die Thatsachen auf Eduard v. Hartmanns Schrift „der Spiritismus" hingewiesen. Auch in anderen neueren Broschüren finden sich die wichtigsten wissenschaftlichen Feststellungen des Thatsachenmaterials der jüngsten Zeit zusammengetragen. Eine derselben ist die von Professor Gutberlet[1]). Dieser beurteilt die Thatsachen von einem streng katholischen Standpunkte. Dabei scheint er für manche übersinnliche Vorgänge ein richtiges, auf eigene Erfahrung gestütztes Verständnis zu haben; indessen können wir ihm doch nicht durchweg beistimmen.

Gutberlet beruft sich hauptsächlich auf die Beobachtungen von Crookes, Varley und Zöllner. Nach ihm lassen sich die spiritistischen Erscheinungen weder durch körperliche Einflüsse der Medien, noch durch einen Ausfluß ihrer „psychischen Kraft", noch durch magische Kräfte derselben erklären; auch Zöllners Hypothese von der vierten Dimension, meint er, erkläre die Phänomene nicht, sei überflüssig und sogar absurd. Ferner seien die Manifestationen nur in Ausnahmsfällen auf die Einwirkung von Seelen Verstorbener zurückzuführen, nie aber seien sie das Werk wirklich guter, sondern nur mehr oder weniger schlechter „Geister".

Diese Erklärungsversuche Gutberlets scheinen uns wesentlich dadurch beeinträchtigt zu sein, daß derselbe offenbar mit den verschiedenen Erscheinungsformen des Somnambulismus, doch nicht hinreichend vertraut ist. Seine Schrift ist allerdings schon vor einigen Jahren verfaßt. Neuerdings würde er in Du Prels „Philosophie der Mystik" die nötigen Thatsachen dargestellt gefunden haben.

[1]) Prof. Dr. Const. Gutberlet, „Der Spiritismus", Köln, 1882, Kommissionsverlag von S. P. Bachem.

Wir verstehen aber auch den Sinn der Zöllnerschen Theorie der 4. Dimension anders, als Professor Gutberlet dieselbe auffaßt. Er verkennt wohl, daß alle Körper nur materialisierte Kraft sind, und daß bei dem Phänomen der Durchdringung einer soliden Materie durch eine andere wohl nur verschiedene Arten (für uns „Schwingungsrythmen") von Kraft sich einander zu kreuzen haben. Kraft, das „Ding an sich", hat ja weder Ausdehnung noch Dauer; diejenige Erscheinungsform von Kraft, welche uns als „räumlich" (dreidimensional) ausgedehnt und zugleich undurchdringlich erscheint, gestattet eine Durchkreuzung mit einer anderen Form von gleicher Beschaffenheit nur in unserer Vorstellung nicht. So wenig Punkte, Linien und Flächen ein selbständiges Dasein haben, sondern für uns nur an dem, was wir Körper nennen, also an dreidimensional ausgedehnten Erscheinungen beobachtet werden, so wenig haben auch diese Körper ein Dasein an sich; sie sind nur unsere sinnliche Anschauung von den ihnen zu Grunde liegenden Existenzen oder Kräften. Ob, wann und wie nun diese wirklichen Existenzen als einander durchdringend erscheinen gemacht werden können, das entzieht sich unserer Beurteilung, weil und soweit dieselbe an die räumliche (dreidimensionale) Anschauung gebunden ist. Ein „vierdimensionaler Raum" ist allerdings eine Unmöglichkeit, weil diese Wortzusammenstellung einen Widerspruch in sich selbst enthält; es ist ein „hölzernes Eisen" u. dgl. Auch kann man natürlich eben so wenig von einem „zweidimensionalen Raume" reden, weil der Begriff „Raum" eben nur der einer dreidimensionalen Existenz ist. Daß man aber höher potenzierte Anschauungen bildlich und vergleichsweise als vier-, fünf- oder n-dimensional bezeichnen dürfte, wird sich doch kaum bestreiten lassen.

Hinsichtlich der sittlichen Beurteilung der sich durch „Medien" geltend machenden Kräfte finden wir uns mehr mit Professor Gutberlet in Übereinstimmung als in betreff einiger seiner physikalischen Erklärungsversuche. Auch wir sind durch öftere Erfahrungen zu der Überzeugung gedrängt worden, daß die sich mitteilenden Intelligenzen vielfach nicht diejenigen Personen sind, welche sie zu sein vorgeben. Ganz abgesehen von den sich selbst richtenden Personifikationen als „Jesus Christus", „Erzengel Gabriel" u. s. w., haben wir auch da, wo dieselben sich als verstorbene Verwandte und Bekannte vorstellten, bei gründlicherem Eingehen oft gefunden, daß von einer bewußten Mitwirkung der Seelen dieser letzteren keine Rede sein konnte oder doch die ernstesten Zweifel daran gerechtfertigt erschienen; vielmehr wurde nur der Vorstellungsinhalt ihrer Persönlichkeiten in täuschender Weise von anderen übersinnlichen Wesen benutzt. Dabei aber wurden in deren Namen gelegentlich physikalische Hexereien ausgeführt, von deren Bewerkstelligung die Verstorbenen jedenfalls keine Ahnung hatten, und deren Erlernung oder Ausübung ihrem Wesen durchaus nicht entsprach. Daß die unserer äußeren Lebenssphäre am nächsten stehenden Intelligenzen der übersinnlichen Welt als solche nur unreine, durch irgend welche Neigungen und selbstverschuldete Ursachen erdgebundene sind, und zwar um so mehr, je mehr sie materiell

und physikalisch wirken, das ist ja auch die Anschauung des Spiritismus, sowohl die des germanischen als die des romanischen. Wir meinen aber auch mehrfach bemerkt zu haben, daß die sich als „höhere Geister" oder Freunde und Führer „aus höheren Sphären" charakterisierenden Intelligenzen oft nichts weniger als selbstlos sind, vielmehr ebenso sensationssuchend und eitel, unduldsam und einseitig, dogmatisch und herrschsüchtig, wie nur irgendwelche blind irrenden Menschen. Darum freilich möchten wir sie noch nicht unbedingt als „schlecht", als „böse Geister" oder gar als „Teufel" charakterisieren, aber trügerisch und unzuverlässig dürften sie allerdings sein, und zwar dies um so mehr, da man sie für ihre Aussagen nicht verantwortlich halten und auch keinen lebenden Menschen, etwa das Medium, für dieselben verbindlich machen kann.

Nur gegen die eine Anschauung Professor Gutberlets möchten wir entschieden protestieren, daß er nämlich Männer wie Crookes und Zöllner, Fechner und Weber als im Banne solches „Geisterwesens" befangen darstellt. Man würde denselben sogar entschieden unrecht thun, wenn man sie nur als „Spiritisten" bezeichnen wollte, d. h. als solche, welche die Dogmatik mediumistischer Mitteilungen vertreten; vielmehr war und ist das ganze Streben jener Männer doch nur auf eine wissenschaftlich unzweifelhafte Feststellung der Thatsache des übersinnlichen Wesens der Welt und des Menschen gerichtet; und vorurteilslos wurden sie hierzu durch eine streng wissenschaftliche Beobachtung des Mediumismus getrieben. Mögen die sich durch denselben geltend machenden Intelligenzen auch noch so schlecht und unrein sein, ja mag auch jede Art der Nekromantie an sich verwerflich sein: gegenwärtig dienen sie uns jedenfalls, um der sinnlich materialistischen Richtung unseres Zeitgeistes entgegen zu wirken; und in diesem Streben können wir sie als Bundesgenossen nicht entbehren. Wären daher diese Kräfte auch sogar durchaus „böse", so wären sie für uns immer doch

ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und nur das Gute schafft.

W. D.

❦

Jesus Christus und die Essener.

Unter diesem Titel hat Carl Buddeus kürzlich (1886) eine kleine Schrift bei Pötzelberger in Meran (39 S., 40 Pfg.) herausgegeben, in welcher er nachzuweisen sucht, daß das Christentum ursprünglich aus dem Essenertum hervorgegangen ist und, wie dieses, auf streng vegetarischer Grundlage ruhte, auch eine möglichst einfache und naturgemäße Lebensweise forderte. Merkwürdig an dieser kleinen Schrift ist besonders, daß sie „nach den Visionen der Augustiner-Nonne Anna Katharina Emmerich" (1774—1824) gearbeitet ist und diese Visionen annähernd wie historische Quellen behandelt. Vielen unserer Leser werden, wenigstens dem Titel nach, die Aufzeichnungen bekannt sein, welche Clemens Brentano (München 1831) über die Visionen der Emmerich veröffentlicht hat, oder auch spätere Ausgaben und Bearbeitungen derselben (Regensburg 1858—60

und Schmörger, 2. Aufl. Regensburg 1884). Die Aufmerksamkeit des größeren Publikums ist letzthin auf diese Seherin durch das meisterhafte Bild derselben von Professor Gabriel Max gelenkt worden, in welchem dieser sie auf dem Höhepunkt ihrer mystischen Entwickelung mit schon geschehener Stigmatisation darstellt. Dieses Bild befindet sich jetzt in der neuen Pinakothek in München. — Uns nimmt bei der Schrift von Buddeus nur der Mangel an kritischem Eingehen wunder, mit dem er das Ideal Jesu Christi, welches die Grundlage des Christentums ist, ohne weiteres in der so gegebenen Gestalt als eine historische Persönlichkeit annimmt. Daß der Katharina Emmerich dieses Ideal mit allen Einzelheiten, ja sogar die angeblichen Vorfahren Jesu, als Bilder der Vergangenheit erschienen, ist ja selbstverständlich. Eine Verwertung solcher Visionen als historische Berichte ist aber doch noch weniger gerechtfertigt denn eine gleichermaßen unkritische Verwendung der Evangelien als geschichtliches Quellenmaterial. **W. D.**

Dantes Seelenlehre.

Dante giebt im 25. Gesang des Fegefeuers eine Darstellung der Seelenlehre nach seiner Auffassung des Menschen, welche viele Parallelen mit manchen von Mitarbeitern dieser Zeitschrift vertretenen Anschauungen darbietet. Der große Florentiner weist eine Zersplitterung des transscendentalen Subjekts in eine Mehrheit von Kräften gänzlich von der Hand und faßt dasselbe durchaus monistisch auf, um ihre stufenweise, einheitliche Vollentwicklung mit ihrem göttlichen Ursprung und ewigen substanziellen Geistesgehalt zu retten.

Der Mensch hat zuerst (V. 53) ein rein vegetatives Leben. Während die Pflanze bei diesem stehen bleibt, entfaltet sich das embryonale zum fötalen Leben, zur Bewegung und Empfindung; die anima sensitiva, die Tierseele, entwickelt sich (V. 54—61). Der Übergang vom einen zum andern wird (V. 56) mit dem Meerschwamm — dem zoophytischen Mittelglied, verglichen. Mit dieser anima sensitiva ist, zur ratio intellectiva übergehend, die höchste geistige Seele verbunden, welche nach Parad. 32, 64 individuell bestimmt ist. Der Träger dieser verschiedenen Potenzen desselben Subjekts ist der Schattenleib, die bewegliche Form des geschiedenen Geistes und das Organ der niedern und höheren seelischen Einflüsse in ihm. Der leibliche Tod ist Dante nicht eine Auflösung in das Nichts, sondern eine Fortentwicklung des monistisch gedachten transscendentalen Ichs. Die scholastischen „Accidentien des Körpers" sind ohne Organ des Leibes latent geworden, weshalb die psychischen Accidentien: Intellekt, Wille und Gedächtnis stärker als im leiblichen Leben hervortreten und sich in dem feinen Schattenleibe ausprägen. So erklärt Dante die Qualen der Hölle und des Fegefeuers. Die freie unsterbliche Seele schafft sich den Schattenleib ebenso wie den Zellenleib, macht ihn zu ihrem die Empfindungen wiedergebenden Organ, zum Spiegel, der ihre Bewegungen zurückstrahlt. So kommt es, daß sich die Schatten des Purgatorium ab-

gezehrt zeigen durch Einwirkung unsichtbarer Kraft, wie einst Meleager durch die magische Einwirkung der verbrennenden Holzscheite hinschwand.

Wir lassen jetzt die hierhergehörigen Verse des zitierten Gesanges folgen. Dante fragt:

„Wie wird man hier so mager, 20
Hier, wo kein Leib ist, welcher Speis' erhält?"
Drauf er (Virgil): „ „Gedächtest du an Meleager,
Der eben, wie verzehrt ein Holzbrand ward,
Sich abgezehrt, du wärst kein solcher Frager.
Und dächtest du, wie, gleich an Mien' und Art
Sich euer Antlitz regt in Spiegelbildern,
Dann schiene lind und weich dir, was jetzt hart.
Allein, um alles dir nach Wunsch zu schildern,
Sieh' hier den Statius, welcher dir verspricht,
Weil ich ihn bitte, deinen Durst zu mildern." " 30
„Entwickl' ich ihm das göttliche Gericht,
Sprach Statius drauf, hier, wo du gegenwärtig,
So sei's verzieh'n; du willst, drum weigr' ich nicht.
Und dann: Jetzt sei dein Geist bereit und fertig
Für meine Rede, Sohn — dann sei des Wie?
Das du erfragt, in vollem Licht gewärtig.
Das reinste Blut, das von den Adern nie
Getrunken wird, vergleichbar einer Speise,
Die über den Bedarf Natur verlieh,
Empfängt im Herzen wunderbarerweise 40
Die Bildungskraft für menschliche Gestalt, —
— — — — — —
Geronnen erst, erzeugt es junges Leben 50
Und schreitet in des Stoffs Verdichtung fort.
Es wird die Seel' aus thät'ger Kräfte Streben,
Wie die der Pflanze, die nur still schon steht,
Wenn jene kaum beginnt sich zu erheben.
Bewegung zeigt sich dann, Gefühl entsteht,
Wie in dem Schwamm des Meers, und zu entfalten
Beginnt die thät'ge Kraft, was sie gesä't.
Wie nun des Herzens Zeugungskräfte walten,
Wird ausgedehnt die Frucht, geschwellt, entwirrt,
So daß die Glieder sämtlich sich gestalten. 60
Doch, Sohn, wie nun das Tier zum Menschen wird,
Noch siehst du's nicht, und dies ist eine Lehre,
Worin ein Weiserer [1]) als du geirrt.
Er war der Meinung, von der Seele wäre
Gesondert die Vernunft, weil kein Organ
Die Äußerung der letztern uns erkläre.
Jetzt sei dein Herz der Wahrheit aufgethan,
Damit dein Geist, was folgen wird, bemerke!
Wenn Bildung das Gehirn der Frucht empfahn,
Kehrt, froh ob der Natur kunstvollem Werke, 70

[1]) Averrhoës, eigentlich Ibn Roschd, ein arabischer Philosoph, welcher 130 Jahre vor Dante (1126—1198) lebte. Derselbe hielt die Wesenheit des Menschen nicht für unsterblich.

Zu ihr der Schöpfer sich und haucht den Geist,
Den neuen Geist ihr ein, von solcher Stärke,
Daß er, was thätig dort ist, an sich reißt,
Und mit ihm sich vereint zu einer Seele,
Die lebt und fühlt und in sich selber kreist.
Und daß dir's nicht an hell'rem Lichte fehle,
So denke nur, wie sich zum edeln Wein
Die Sonnenglut dem Rebensaft vermähle.
Gebricht es dann der Lachesis an Lein,
Dann trägt im Keim sie aus des Leibes Hülle, 80
Des menschlichen und göttlichen Verein;
Und wenn die andern Kräfte stumm und stille,
Bleibt, schärfer als vorher, in Macht und That
Erinn'rung jetzt, Verstandeskraft und Wille,
Und ohne Säumen fällt sie am Gestad,
Dem oder jenem wunderbarlich nieder,
Und hier erkennt sie erst den weiten Pfad.
Ist sie nun am bestimmten Orte wieder,
So strahlt die Bildungskraft rings um sie her,
Und wirkt, wie einst durch die lebend'gen Glieder. 90
Und wie die Luft, vom Regen feucht und schwer,
Sich glänzend schmückt mit buntem Farbenbogen
Im Widerglanz vom Sonnen-Feuermeer,
So jetzt die Lüfte, die die Seel' umwogen,
Worein die Bildungskraft ein Bildnis prägt',
Sobald die Seel' an jenen Strand gezogen.
Und gleich der Flamme, die sich nachbewegt,
Wo irgend hin des Feuers Pfade gehen,
So folgt die Form, wohin der Geist sie trägt.
Sieh daher die Erscheinung dann entstehen, 100
Die Schatten heißt; so bildet sich in ihr
Auch jeder Sinn mit Inbegriff vom Sehen.
Und daher sprechen, daher lachen wir,
Und daher weinen wir die bittern Zähren
Und seufzen laut auf unserm Berge hier
Im Schatten drückt sich's aus, ja wie Begehren
Und Leidenschaft uns reizt und Lust und Gram;
Dies mag dir, was du angestaunt, erklären."

Carl Kiesewetter.

Der böse Blick.

Unglückszufälle oder übersinnliche Kausalität?

Es scheint noch unentschieden, ob der „böse Blick" eine „verborgene Kraft" der menschlichen Natur im allgemeinen ist, ob also jeder Mensch in Zorn oder in Bosheit seinen Blick verhängnisvoll und schädigend für seine Nebenmenschen machen könne, oder ob manche Menschen, ihnen selbst ganz unbewußt, mit dem „bösen Blick" behaftet sind. Diejenigen freilich, für welche nur dasjenige wirklich ist, was man mit Händen greifen kann und für die es daher, trotz der bereits von der Wissenschaft anerkannten

Erscheinungen des Hypnotismus und Mesmerismus, überhaupt keine Kraftwirkung in die Ferne giebt, werden zur Erklärung der zahlreich aufzuweisenden Thatsachen unglücklicher Wirkungen des menschlichen Blickes immer wieder nur auf ihr gedankenarmes Wort des „zufälligen Zusammentreffens" zurückkommen. Mögen sie versuchen, dieses Steckenpferd weiter zu reiten, bis es ihnen selbst zu kindlich vorkommen wird!

Obwohl der „böse Blick" bei fast allen Völkern anerkannt ist, so ist derselbe doch in gewisser Weise eine besondere Eigentümlichkeit der Italiener, wie das „zweite Gesicht" eine solche der Schotten und Westfalen oder der „Vampyrismus" eine Plage, vor der sich vornehmlich die Serben und alle Südslawen fürchten. Wer einmal längere Zeit in Italien gelebt hat, der wird wissen, wie fest man dort von der Macht und unzweifelhaften Wirksamkeit des „bösen Blickes" überzeugt ist, und wird genug Beispiele von bewußten und unbewußten „Gettatori" (mit dem „bösen Blick" Behafteten) kennen gelernt haben.

Sehr oft werden die freundlichsten und wohlwollendsten Menschen für Gettatori gehalten, wie z. B. der letzte Papst Pius IX nach dem Glauben vieler Römer ein „Gettatore" war. Ich kann hierüber Absonderliches erzählen.

Ich sah Pius IX zum erstenmale, als er sich am 8. Dezember 1867 in die Kirche de Santi Apostoli zu dem von ihm eingesetzten Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä begab. Es war einige Wochen nach der traurigen Schlacht von Mentana vor den Thoren Roms, in welcher der „heilige" Chassepot nach des französischen Generals de Failly Telegramm [1]) leichte „Wunder" gegen ein Häuflein blutjunger Garibaldianer verrichtet hatte. Die Anhänger des Papstes wollten an jenem achten Dezember eine Demonstration zu Gunsten desselben machen, denn in Rom gährte es bedenklich. Als der Papst aus seinem achtspännigen Wagen stieg, schwenkten mehrere Personen in seiner Nähe höchst augenfällig Hüte und Tücher und schrien aus voller Brust: „Eviva Pio nono!" Ich wunderte mich über diesen Empfang, denn ich hatte in den letzten Wochen stets in Rom gehört, der Papst sei sehr unbeliebt bei dem römischen Volke, besonders weil er die französischen Truppen gegen Garibaldi zu Hilfe gerufen. Ein hochgestellter französischer Würdenträger, welchem ich mein Erstaunen aussprach, wunderte sich seinerseits über meine „deutsche" Naivetät und belehrte mich über die ihm von Paris her gut bekannte Thatsache des „payer et faire l'opinion et les demonstrations publiques".

Einige Tage später las ich in einer englischen Zeitung, gerade an jenem achten Dezember seien an der Kirchenthüre de Santi Apostoli einige Individuen verhaftet worden, welche in sehr auffälliger Weise dem Papste den Zeige- und kleinen Finger entgegengestreckt hätten, als er nach beiden Seiten hin mit der Hand Segen spendend in die Kirche eingezogen. Dies Ausstrecken des zweiten und fünften Fingers gilt nämlich als ein

[1]) General de Failly hatte nach der Schlacht von Mentana nach Paris telegraphiert: Le Chassepot a fait merveilles. Hieraus machte das römische Volk zum Spott: Saint Chassepot etc.

Hilfs- und Schutzmittel gegen den „bösen Blick"; und vielfach werden kleine Korallenhände, in dieser Positur geschnitten, verkauft und als Präservativ gegen die dunkle Macht des „bösen Blicks" an der Uhr oder am Armband als Berloque getragen.

Im darauffolgenden Frühjahr 1868 ward nach langer Vakanz der Posten des österreichischen Botschafters in Rom wieder besetzt. Es sollen die Beziehungen zwischen dem österreichischen und dem päpstlichen Hofe getrübt gewesen sein, und der neue Botschafter, Graf Crivelli, erfreute sich nicht der päpstlichen Gunst wie sein Vorgänger, dessen Abberufung Pius der Neunte übel vermerkt hatte. Graf Crivelli befand sich mit seiner jungen Frau und seinem einzigen Söhnlein schon wochenlang in Rom, stattete überall Besuche ab, verschob es aber auffälligerweise immer, seine Kreditive mit allen dabei gebräuchlichen Feierlichkeiten im Vatikan zu überreichen. Ich hatte den robust aussehenden Herrn, der kaum in der Mitte der Vierziger zu stehen schien, an einem Sonntagnachmittage gesehen. Ein paar Tage später stand ausführlich in den römischen Zeitungen die Auffahrt des neuen österreichischen Botschafters beim Papste beschrieben.

Noch eine Nacht schlief hierauf Graf Crivelli im Palazzo di Venezia, dem österreichischen Botschaftshôtel. Als er aber am darauf folgenden Morgen, einem herrlichen Frühlingstage, seinen gewohnten Spazierritt gegen die Villa Borghese hin unternahm, sank er an der Stadtmauer vom Pferde, tötlich vom Schlage getroffen.

In derselben Zeit (Frühjahr 1868) reiste Kardinal d'Andrea, welcher lange Jahre in halb freiwilliger, halb gezwungener Verbannung in Neapel gelebt hatte, nach Rom zurück, um endlich wieder mit dem Papste sich auszusöhnen, dessen Mißfallen er sich durch seine politischen Anschauungen zugezogen hatte. Es schien eine tiefgehende Verbitterung zwischen diesen beiden Kirchenfürsten gewaltet zu haben, denn man erzählte sich, daß selbst bei dieser Versöhnungsaudienz noch die Gemüter hochgradig gereizt gewesen seien. Zwei Tage nach diesem Besuche beim Papste war Kardinal d'Andrea eine Leiche.

Diese beiden, den Glauben des Volkes an den „bösen Blick" des Papstes bestärkenden Vorfälle gaben damals Veranlassung, noch von vielfachen früheren Proben dieser Macht zu erzählen. Eine fast an Ironie streifende Mitteilung hierüber ist mir noch im Gedächtnisse geblieben, denn deren Anschauung gemäß würde sich selbst der Segen eines „Gettatore" in Unheil und Fluch verwandeln.

Jahre vor den letzterzählten Ereignissen stieg ein Luftschiffer in Rom in einem Ballon auf. Es war dies so ziemlich die erste Luftschifffahrt, welche innerhalb der Papststadt von statten gehen sollte; und sie wurde mit vielen Vorbereitungen in Szene gesetzt. Den furchtsamen Römern dünkte solch eine Auffahrt ein überaus waghalsiges Unternehmen. Die Geistlichen Roms, die zahlreichen Mönche selbst, nahmen ungewöhnlichen Anteil an dem Ereignis und erzählten, daß der Luftschiffer als guter Katholik sich vor und zu der kühnen Fahrt den Segen des Papstes er-

beten und erhalten hätte, — neues Interesse für das Volk infolgedessen, jedoch ein nur leise bezeugtes, von Mund zu Ohr geflüstertes. — Jener Luftschiffer stieg bei günstigem Wetter und Winde auf, — allein er verunglückte dennoch bei dieser Fahrt.

Lange Zeit wurde nun die Erlaubnis, mit Luftballons aufzusteigen (der großen, damit verbundenen Gefahr wegen!) nicht mehr in Rom erteilt. Erst manches Jahr später setzte es eine emanzipierte Französin durch, in der Umgebung Roms mit einem Luftballon aufzusteigen und zwar, noch kühner als ihre Vorgänger, auf einem unter dem Ballon befestigten und schwebenden Pferde reitend. Es wurde ausdrücklich bei dieser Luftfahrt bemerkt, daß diese beherzte Dame den päpstlichen Segen dazu nicht begehrt habe. Sie kam glücklich wieder zur Erde und stieg, wie man aus den Zeitungen ersah, später noch mehrfach ohne Unfall im Ballon auf.

Pius IX selbst wußte, daß das Volk ihn für einen Gettatore hielt, und scherzte wohl in seiner kaustischen Art darüber. Er muß also ein unabsichtlicher und willenloser Gettatore gewesen sein. Als nun bald nach jenen zwei Todesfällen ein großes Fest im Mai 1868 zu Ehren des Papstes gegeben ward und auf allen öffentlichen Plätzen Roms Statuen, Triumphbogen und anderes mehr ihm zu Ehren errichtet waren, wollte der Papst nicht in der Stadt umherfahren, um diesen Schmuck zu sehen, weil er sagte: „Wenn irgend ein Unglücksfall bei diesem Volksgedränge geschieht, dann hat es wieder der „Gettatore" (d. h. er selbst) gethan". Er wurde aber dennoch veranlaßt, in der Stadt umherzufahren, — und siehe! am Abend desselben Tages fiel gerade *seine* Statue, ihn in Gips darstellend, von ihrem Piedestal, Piazza de Santi Apostoli, und verletzte mehrere Personen.

Auf meiner Seereise von Marseille nach Rom (bez. Civita Vecchia) im Jahre 1867 befand sich ein hoher französischer Geistlicher Monsigneur *Lavigerie* auf dem Dampfschiffe. Auch dieser stand im Rufe, ein „Gettatore" zu sein, obwohl er in seinem Aussehen und Benehmen durchaus nichts Abstoßendes oder Dämonisches hatte; er war im Gegenteil ein sehr freundlich aussehender Prälat, und man hörte nur Angenehmes und Zuvorkommendes aus seinem Munde gehen. — Dennoch, er galt unzweifelhaft als „Gettatore"; jedermann in Paris und Rom, in Frankreich und Italien wußte dies. Man mußte daher Proben seiner „dunklen Macht" haben, und natürlicherweise erzählte man sich hiervon vielerlei.

Es herrscht ferner noch ein anderer Aberglaube, besonders bei den Seeleuten, der nämlich, daß es einem Schiffe Unglück bringe, wenn sich Geistliche, d. h. Priester darauf befinden. Unter diesen Umständen war es ein unbezahlbares Schauspiel, die Miene des Dampfschiffkapitäns in Marseille zu beobachten, als obiger Monseigneur Lavigerie mit überquellender Freundlichkeit und entgegengestreckter Hand auf ihn zuging und sich „wieder einmal" zur Überfahrt mit seinem Schiffe vorstellte. Einem hohen kirchlichen Würdenträger gegenüber ließ der französische Kapitän die Höflichkeit gewiß nicht außer Acht; auch er lächelte verbindlichst und erkundigte sich teilnehmend nach Monseigneurs Gesundheit, denn — dem

„Gettatore“ muß man entweder ausweichen, oder wenn man unvermeidlich mit ihm zusammentrifft, ganz freundlich mit ihm reden, um ja nicht sein Mißfallen oder Übelwollen zu erregen. Jedenfalls aber streckt man ungesehen in der Tasche den zweiten und fünften Finger ihm entgegen.

Kaum hatte sich indes Monseigneur Lavigerie von dem Kapitän entfernt, so stürzte letzterer an das andere Ende des Schiffs und in einem Winkel bei altem Tauwerk und Kisten machte er seinem Ärger über den höchst unwillkommenen Passagier, den Priester und Gettatore, in mehreren kräftigst herausgestoßenen Flüchen Luft. Es war fast komisch zu beobachten, wie unmutig und unwirsch der Kapitän von jenem Augenblick an sich zeigte; im heftigsten Sturme hätte sein Gesicht nicht sorgenvoller umwölkt sein können, als in der Nähe jenes ihm so freundschaftlich und kordial entgegenkommenden Monseigneur Lavigerie. Und dabei behauptete dieser Kapitän ein Freigeist vom reinsten Wasser, ein enthusiastischer Voltairianer zu sein; — nur von dem Glauben an unglückbringende Priester auf einem Schiffe und an Monseigneur Lavigeries allbekannten „bösen Blick“ war er innigst durchdrungen. Unsere Fahrt wurde sehr stürmisch, währte länger als gewöhnlich, allein wir landeten doch endlich wohlbehalten in Civita Vecchia.

Kaum ein Jahr später, 1868, ging jedoch ein Postdampfer zwischen Marseille und Civita Vecchia unter. Als die Kunde hiervon in Paris eintraf, wo ich mich damals wieder befand, ward sogar in den höchsten Kreisen alsbald geflüstert, „Monseigneur Lavigerie befand sich auf dem Schiffe!“ Er selbst wurde natürlich gerettet, doch vier oder fünf der Passagiere kamen um. Also bis ins ungläubige Paris hinein war der Glaube an Monseigneur Lavigeries „böse Kräfte“ verbreitet.

Die mit dem „bösen Blick“ Behafteten sind häufiger Männer als Frauen, und häufiger Unverheiratete als Verheiratete beiderlei Geschlechts, namentlich Witwer oder Jungfrauen. In der Jungfräulichkeit liegt eine Macht, eine Konzentration der „Kräfte“. Die Pythia, die Sibyllen, die Vestalinnen, die Brunhilden, sobald sie sich hingeben, verlieren diese Macht.

M. Wellmer.

Wahrträume.

Aus der großen Zahl unzweifelhafter Vorfälle von Wahrträumen, welche uns vorliegen, greifen wir nachfolgendes Beispiel heraus, dessen Veröffentlichung uns von befreundeter Seite besonders nahe gelegt worden und welches recht gut als ein typischer Fall bezeichnet werden kann. Vielleicht ist kein Einziger unter unsern Lesern, jedenfalls aber wohl keine Familie, dem oder der nicht ähnliche Fälle wiederholt vorgekommen wären. Freilich werden dieselben nur verhältnismäßig selten bemerkt, weil fast Niemand auf seine Träume zu achten und sich derselben zu erinnern gewohnt ist.

Ich bin keine Phantastin und glaube nicht an übernatürliche Dinge, mein Verstand ist ruhig, auch sonst hinreichend scharf und zersetzend. Dennoch habe ich für das, was folgt, keine Erklärung und muß es in das Reich des Zufalls verweisen.

Es mögen nun 6 bis 8 Jahre her sein, ich war noch ein ziemlich junges lebensfrohes Geschöpf und dachte an alles eher als an gewisse Dinge, die zwischen Himmel und Erde liegen sollen, und von welchen wir armen Menschenkinder uns bekanntlich „nichts träumen lassen". Wir bewohnten damals einen Landsitz in Nieder-Österreich und es hatten durch die Jahre unsere Verbindungen mit Wien, wo wir früher domiziliert waren, ziemlich gelitten, so daß Mama eine ihrer ältesten Bekannten schon lange nicht gesehen und nichts von ihr gehört hatte: da träumte ich eines Morgens, daß ein Brief der Frau M. angekommen sei, in welchem sie Mama um Gastfreundschaft bat, da ihr der Arzt einen Landaufenthalt nach längerer Krankheit anempfohlen habe. Ich erzählte den Traum beim Frühstück, und als eine Stunde später die Postsachen gebracht wurden, erstaunten wir nicht wenig, als sich in der That ein Brief von Frau M. darunter befand, genau des Inhalts, wie der Traum. Natürlich beantwortete Mama das Schreiben sofort bejahend, und ihre Freundin langte nach einigen Tagen an, um mehrere Wochen bei uns zuzubringen.

Als sie sich etwas erholt hatte, kehrte sie nach Wien zurück und nach einem obligaten Dankschreiben hörten wir wieder geraume Zeit nichts von ihr. Da träumte ich neuerdings und zwar, daß ich einen Brief an Frau M. geschrieben und derselbe mit der Aufschrift „Adressatin gestorben" zurück gekommen. Ich erzählte meinen Traum, und Mama bestimmte mich, an ihre Freundin zu schreiben, was ich denn auch in den nächsten Tagen that. — Am dritten Tage darnach kam mein Schreiben zurück mit den Worten „Adressatin verstorben".

Ich könnte noch einige andere Fälle von der Verwirklichung meiner Träume anführen, doch handelte es sich dabei fast immer nur um lächerliche Kleinigkeiten, die eben gar zu leicht zutreffen. Ich halte sie daher nicht der Erwähnung wert.

Baden, 22. Februar 1886. **Caroline Weber.**

Die Symbolik des Traumes.

Dieses Thema wurde s. Zt. in anregender Weise von Professor von Schubert (Leipzig, F. A. Brockhaus, IV. 1862) behandelt; in neuerer Zeit hat namentlich du Prel in seiner „Philosophie der Mystik" (Leipzig, Ernst Günther, 1885) zur Beurteilung dieser übersinnlichen Thatsachen neue weittragende Gesichtspunkte aufgestellt. Einen hübsch geschriebenen Beitrag zu diesen Untersuchungen bietet jetzt Dr. Rud. Kleinpaul in Nro. 16 und 17 des „Magazins f. d. Lit. des In- und Auslandes" vom 17. und 24. April 1886. Wir wollen hier in aller Kürze unsern Lesern seinen Gedankengang vorführen:

Wie die Deutung des Vogelfluges und der Eingeweide von Cicero als Divinatio artis bezeichnet wird, so die Traumdeutung als Divinatio naturae.... Konstatieren wir zunächst, daß es prophetische Träume giebt... Der Traum ist ein großer Dichter. Er macht seine Gedichte auch aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart; aber es giebt viele wahrhaft bedeutungsvolle Träume, die von glaubwürdigen Männern mitgeteilt worden sind oder die wir gelegentlich selbst haben.... Es sind erschaute Gesichte in Sinnbilder übersetzt und — die symbolische Kraft, mit welcher wir die trockene Wahrheit poetisch umgestallen, hat ihre eigene Sprache.

Kleinpaul führt sodann eine Reihe historischer Träume vor, so die Entstehung der Wasserkunst auf dem sogen. Traumberg bei Bautzen; den ägyptischen Lautenschläger des Dio Chrysostomus; den Adlertraum zur Zeit des Tiberius; den Traum des fränkischen Königs Childerich, den er dem-

jenigen des Propheten Daniel vergleicht; den der Mutter des Königs Ottokar; den der Juana de Guzmann, der Mutter des heiligen Dominicus, und den des Frankenkönigs Guntram, sowie einige andere.

Zum Schlusse regt er die Möglichkeit eines Wörterbuches dieser Traumsprache an, weil alle Menschen im Traum dieselbe Sprache redeten. Letzteres möchten wir aber doch einstweilen noch sehr bezweifeln. Wenn auch von Hellenbach vielleicht zu weit geht, indem er in seinem „Tagebuche eines Philosophen" (Wien 1881) alle Traumsymbolik für individuell erklärt, so ist dies doch ganz unzweifelhaft teilweise der Fall. Solange nämlich nur die niederen Seelenkräfte im Menschen entwickelt und übersinnlich thätig sind, werden seine Traumgesichte sich entweder als treue Bilder der Wirklichkeit oder in einer seiner Persönlichkeit eigenen Symbolik darstellen; dagegen giebt es wohl eine sinnbildliche Formensprache des Mystisch-Geistigen, welche überall dieselbe sein wird, und innersinnlich auf mancherlei Weise, auch in Träumen, zu den Menschen redet. Den Wert irgend eines „Traumbuches" aber glauben wir vollständig in Abrede stellen zu müssen, denn wer wirklich „Wahrträume" hat, der versteht auch allemal deren Bedeutung intuitiv; oder dieselbe wird ihm auf andere unmißverständliche Weise gegeben. Wer aber aus der Traumdeutung einen „Aberglauben" oder einen „Sport" macht, der plagt sich fruchtlos mit Einbildungen. H. S.

Unser Herbst-Vierteljahr.

In den nächsten Heften werden wir außer schon früher angekündigten, noch rückständigen Aufsätzen u. a. folgende Artikel bringen: Von dem Verfasser des „Optimismus als Weltanschauung", Dr. Julius Dubar, eine ursächlich-historische Begründung unserer Culturbewegung auf Grundlage eigener Erlebnisse und Entwickelung des Verfassers: „Von Ludwig Feuerbach bis auf die Gegenwart". Von dem Verfasser der „Mystischen Erscheinungen des Seelenlebens", Johannes Kreyher, auf Grund eben solcher Erscheinungen eine Darstellung der „Offenbarung Johannis". — Von dem Verfasser des „Schlaf und Tod oder die Nachtseiten des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits", Franz Splittgerber, „Das Angesicht des Todes, als Prüfstein für des Menschen Weltanschauung". — Von dem bekannten Seher und Reformator Andrew Jackson Davis: „Die Wirklichkeit eingebildeter Krankheiten."

Neben diesen Untersuchungen werden wir vor allem auch mehr, als wir bisher dazu imstande waren, uns den Thatsachen des Hypnotismus und Mesmerismus zuwenden, unter deren Gestalt neuerdings übersinnliche Thatsachen seitens der Wissenschaft in Frankreich im weitesten Umfange amtliche Anerkennung gefunden haben. Zugleich ist es aber unser Bemühen, auch andere möglichst leicht verständliche und anregende Darstellungen zu bieten. Wir bitten jedoch um Nachsicht wegen der Verzögerung, mit welcher wir erst allmählich unsern Lesern selbst die wichtigeren und interessanteren Stoffe vorlegen können. Der niedrige Preis, für welchen die „Sphinx" geliefert wird, beschränkt unsern Raum derart, daß wir das uns vorliegende Material nur schwer bewältigen können; auch vermögen wir deshalb nicht den verschiedenen Richtungen der übersinnlichen Weltanschauung gleichzeitig in solcher Weise gerecht zu werden, wie wir es wünschen und für förderlich halten. H. S.



SPHINX

II, 4. Oktober 1886.

Von Ludwig Feuerbach bis auf die Gegenwart.

Von
Julius Duboc.

I.

Die Konzentration auf das Diesseits.
Der realistische Idealismus.

Es sei mir gestattet, den nachfolgenden, in drei Abschnitten, gegliederten Ausführungen eine Bemerkung, gleichsam als Signalement, voranszuschicken, um den geneigten Leser über Plan und Bedeutung meiner Arbeit nicht im Unklaren zu lassen. Was ich mit ihr bezwecke, ist: in möglichster Übersichtlichkeit ein, die letzten 40—50 Jahre umfassendes Zeitbild zu entwerfen, aus welchem durch Darlegung der inneren Vorgänge in ihren Hauptmomenten die Berechtigung und Bedeutung eines sich gegenwärtig herausbildenden spiritualistischen Idealismus (um diesen Ausdruck einstweilen zu gebrauchen, seine genauere Bedeutung kann sich erst im dritten Abschnitt ergeben) ersichtlich wird, nachdem die relativ berechtigten und wegen dieser Berechtigung vom jeweiligen Zeitbewußtsein mit Akklamation begrüßten Vorstadien desselben teilweise durchmessen und zurückgelegt sind, teilweise mindestens ihre unbedingte Oberstherrlichkeit eingebüßt haben. Inwiefern diese Entwicklungsgeschichte des Zeitinhalts nach seiner sittlichen und intellektuellen Seite in einer inneren Beziehung zu der Verarbeitung und Bewältigung derjenigen seelischen und sonstigen Vorgänge steht, denen diese Zeitschrift ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird sich, hoffe ich, am Schluß meiner Ausführungen mit Leichtigkeit darthun lassen.

Daß jeder Überanstrengung eine von Unlustgefühlen begleitete Übermüdung und Abspannung folgt, ist eine bekannte Thatsache, die auf den physiologischen Gesetzen des Stoffwechsels und Stofferſatzes ruhend, einer besonderen Erläuterung nicht bedarf. Dabei richtet sich die eingetretene Unlust, wenn sich überhaupt eine Reaktion an sie anknüpft, wenn sie nicht bloß als Stimmung ausklingt, folgerichtig meistens gegen die Art der Anstrengung, gegen die spezielle Richtung des Thuns, durch welche eine Überarbeitung und also Überreizung stattgefunden hat. Es findet ein

Rückschlag statt, der durch den Wechsel in der Bethätigung das gestörte Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen sucht. Dies Gesetz einer mechanischen Ausgleichung gilt auf sinnlichem wie auf geistigem Gebiet. Das Leben sucht jederzeit seine Integrität zu wahren. Der Überspannung folgt, je nach dem Maße der durch sie herbeigeführten Belastung und der vorhandenen Reaktionskraft, die Apathie oder die Antipathie oder — beides verbunden, wobei bald der eine, bald der andere Bestandteil überwiegt.

Einen besonders drastischen Beleg zu diesen allgemeinen Sätzen liefert die Periode der 40er Jahre, wie sie sich in Deutschland nach dem Niedergang des großen philosophischen Aufschwungs unter Fichte-Hegel-Schelling abgespielt hat. In dem „Land der Denker" hatten ja die seit und durch Fichte, insofern er Ausgangspunkt war, Schlag auf Schlag aufeinander folgenden großartigen Gedankenprozesse der spekulativen Philosophie oder der Begriffsspekulation und der Naturphilosophie nicht die Bedeutung von Geniestreichen vereinzelter einsamer Denker, um die sich ihre Zeit nicht kümmert, sondern durch die allgemeinste, hingebendste Anteilnahme aller Gebildeten vielmehr die von nationalen Geistesthaten. Was die genannten Denker aufgewühlt und ausgegrübelt hatten, war von so vielen grübelnden und sinnenden Köpfen aber- und abermals hin und hergewendet, überdacht, beleuchtet, bezweifelt, kommentiert, kritisiert und — mißverstanden worden, daß schon mit Hegels Tod (1831) die Symptome einer allgemein empfundenen Übermüdung und Unlust sich in weiten Kreisen unverkennbar geltend machten.

Das Interesse an den philosophischen Haupt- und Staatsaktionen zog sich auf die engeren Kreise der Eingeweihten zurück und verdampfte hier in der Befehdung der Schulen. Der überlebende Schelling wurde in seiner letzten theoretischen Periode, namentlich wegen seiner offenbar gewordenen Anlehnung an Jakob Böhme ein Gegenstand des Ärgernisses und des allgemeinen Spottes, dem ihn u. a. Bruno Bauer in der anoym erschienenen Schrift: „Schelling, der Philosoph in Christo oder die Verklärung der Weltweisheit zur Gottweisheit" schonungslos preisgab. Von Anfang der 40er Jahre an erblich sein Glanz selbst in den seiner Richtung näher stehenden Kreisen. Seine maßlose Eitelkeit und Überhebung, die er besonders in dem Streit mit dem Heidelberger Professor Christian Kapp und mit dem Kirchenrat Paulus bethätigte, beschleunigten seinen Untergang. Aber gleichwohl ist das Schelling bereitete Ende, die unbarmherzige Verhöhnung seines Mystizismus, das gänzliche Vergessen, welch eminente Kraft fruchtbarer, umfassender und phantasievoll erregter Spekulation in diesem „Gedankenkünstler" steckte, der allerdings kein philosophischer Techniker war wie Hegel, auch charakteristisch für den Geist des nun beginnenden Zeitabschnittes.

Erschienen die Hegelschen Orakel, denen eben noch bewundernd halb Europa gelauscht hatte, bald „unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt", so galt dies in noch viel höherem Maße von dem „Offenbarungs-Philosophen". Er repräsentierte



in seiner verächtlichen Beiseitesetzung des Rationalismus — „die Hegelsche Episode," sagte er nach Hegels Tod, „hat wenigstens dazu gedient, auffs neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen" — in seiner die Erfahrungsgesetzmäßigkeit überfliegenden „intellektuellen Anschauung", in seiner willkürlichen Behandlung der Empirie mittelst einer „spekulativen Physik", endlich in seiner sich immer mystischer und dunkler gestaltenden Offenbarungsgläubigkeit recht eigentlich das hyperidealistische Wolkenkuckucksheim, das dem deutschen Geist doch nachgerade Schwindel und Übelsein erregt hatte, recht eigentlich den Gegensatz alles dessen, wonach es diesen, den ein Heimweh nach der Erde überkommen hatte, verlangte. Wie Schillers Taucher drängte es diesen: „Wohl dem, der da atmet im rosigen Licht!" auszurufen, und er sehnte sich, erwacht aus dem Halbschlummer metaphysischer Nebelträume und tiefsinniger, aber zerfließender Gedankenbilder wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu fühlen. Dieser feste Boden war das Diesseits und alles, was in ihm wurzelte und aus ihm hervortrieb. Dahin drängte von jetzt ab ein unbezwingliches Etwas; niemand aber hat diesen sich Bahn brechenden Zug zum Diesseits energischer repräsentiert, niemand ihn mehr zu einer ideellen Potenz erhoben als **Ludwig Feuerbach**, der daher für die nächsten Jahre in einem gewissen Sinne tonangebend ward.

Feuerbach, geboren 1804, war eine durchaus ideal gestimmte Natur, von reicher geistiger Begabung, nur als Denker, trotz seines ihn beseelenden Erkenntnistriebes, von dem er irgendwo sagt, daß der allein ihn beherrsche und daß bei ihm alle anderen Triebe nur um diesen wie Kinder um ihren Vater herumspielten, etwas allzu ungestüm und kategorisch. Er war von der Theologie zur Philosophie übergegangen und zunächst ein begeisterter Schüler Hegels geworden. Er hatte diesen Schritt gethan, um (wie er zur Rechtfertigung damals an seinen Vater schrieb) alles an sich zu reißen, aber alles „nicht als ein empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität". „Ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker mißdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet. Den Menschen, aber den ganzen Menschen will ich." Er glaubte dieses Ziel, das ihm die Theologie versagte, in der Philosophie zu finden. Er fand es in der herrschenden um so weniger, je mehr er sich nach und nach überzeugen zu müssen glaubte, daß ihr derselbe Grundmangel wie der Theologie anhafte, ja daß sie, von dieser ausgegangen, selbst nichts anderes als die in Philosophie aufgelöste und verwandelte Theologie sei. Sie habe Gott in die Vernunft verwandelt, — wie es in den Grundsätzen der „Philosophie der Zukunft" heißt — indem sie der Vernunft selbst die Beschaffenheit des abstrakten göttlichen Wesens beigelegt habe.

Es kommt hier nicht darauf an, den theoretischen Gegensatz Feuerbachs zu Hegel ausführlich darzulegen. Derselbe gipfelt darin, daß er als das wesentliche Merkmal einer objektiven Existenz, einer Existenz außer dem Gedanken oder der Vorstellung, die Sinnlichkeit — „Sein heißt vor allen Dingen nicht bloß Gedachtsein" — bezeichnete, daß er das Sein überhaupt für ein Geheimnis der Anschauung, des Gefühls

erklärte, damit also im Gegensatz zu Hegel zwischen Sein und Denken fundamental unterschied. Es handelt sich für mich an dieser Stelle nur darum, klarzustellen, daß schon das erste Dichten und Trachten des jungen Denkers dahin gerichtet war, des ganzen Menschen habhaft zu werden, der Einseitigkeit die Totalität entgegenzusetzen, der Verstümmlung die restitutio in integrum. Da er diese Verstümmlung sowohl in der Theologie wie in der Philosophie vertreten fand, so ergab sich für ihn die Konzentration auf das Diesseits und damit auf die Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit, die er identisch setzte, als der Mittelpunkt seines ferneren geistigen Schaffens. Von diesem Geist sind selbst die schon 1830 erschienenen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" vollständig erfüllt. Er hatte diese anoym herausgegebene erste größere Arbeit dem verehrten Freund seines Vaters, Kanonikus Tiedge, dem gläubigen Dichter der „Urania" zugeschickt, der sich, wie nicht anders zu erwarten war, durch dieselbe geradezu abschreckend berührt fand. Derselbe nannte die Schrift „einen großen zum Teil feurigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität" und bemerkte dem Verfasser brieflich: „Ich begreife, daß ein junger geistvoller Mann, der das große, obwohl ungewisse Kapital seines Lebens vor sich liegen hat, mit einer gewissen Gleichgültigkeit die endliche Auflösung seiner Existenz in kunstreichen und scharfsinnigen Begriffen und poetischen Betrachtungen anschauen und in der durch ihn bereicherten Begrenzung seines Daseins sich gefallen kann". Diese Worte Tiedges beweisen, daß demselben die eigentliche An- und Absicht, welche Feuerbach bei Abfassung seiner Schrift geleitet hatte, nicht im entferntesten aufgegangen war. Trotzdem war dieselbe in der mit beinah revolutionärem Pathos geschriebenen Einleitung der „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" deutlich genug zu lesen gewesen.

Demjenigen — heißt es in derselben, — der die Sprache versteht, in welcher der Geist der Weltgeschichte redet, kann die Erkenntnis nicht entgehen, daß unsere Gegenwart der Schlußstein einer großen Periode in der Geschichte der Menschheit und eben damit der Anfangspunkt eines neuen Lebens ist. Zwar sehen wir, wie eine große Anzahl unserer Zeitgenossen, unbekümmert um die erhabenen Lehren der Geschichte, nicht beachtend die kampfvollen Thaten und schmerzensreichen Arbeiten der Menschheit, höhnend und verletzend die Rechte und Ansprüche, welche durch tausendjährige Kämpfe sich die Vernunft erworben hat, zu dem Alten zurückkehrt, und in unveränderter Gestalt es wieder herzustellen bemüht ist, gleich als wären die Blutströme vergangener Zeiten nur so umsonst vorübergerauscht oder höchstens nur zu dem Zwecke vorübergeflossen, daß gewisse Individuen dadurch nur um so sorgloser in den Hängematten des alten Glaubens sich schaukeln könnten. Allein grade diese Erscheinung beweist, daß bald ein neuer Geist die Welt mit seiner Erscheinung beglücken und aus den jämmerlichen Gegensätzen und Widersprüchen, in die sie jetzt aufgelöst ist, erretten wird; denn die Geschichte lehrt uns ja, daß grade dann, wenn etwas am Rande seines völligen Untergangs steht, es noch einmal mit aller Gewalt sich erhebt, als wollte es von neuem wieder seinen schon vollbrachten Lebenslauf beginnen.......... Soll wirklich ein neuer Geist, ein neues Wesen in die nur von Leere und Eitelkeit volle Brust der gegenwärtigen Menschheit wieder einkehren, so ist es wohl vor allem Bedürfnis, daß der Mensch, nachdem er lange genug auf echt mohammedanische Weise in dem Traum seines himmlischen Paradieses geschwelgt, lange genug in dem berauschenden Genuß

seiner unsterblichen Individualität gelebt hat, an seine wahrhafte und vollständige Vergänglichkeit sich erinnere und in dieser Erinnerung und Besinnung das Bedürfnis in sich erwecke, anderswo als in dem Glauben an seine eigene persönliche Unsterblichkeit und Unendlichkeit die Quelle des Lebens und der Wahrheit, den Bestimmungsgrund seiner Handlungen und die Stätte des Friedens zu suchen. Nur wenn der Mensch wieder erkennt, daß es nicht bloß einen Scheintod, sondern einen wirklichen, wahrhaften Tod giebt, der vollständig das Leben des Individuum schließt, wird er den Mut fassen, ein neues Leben zu beginnen. Nur wenn er die Wahrheit des Todes anerkennt, den Tod nicht mehr verleugnet, wird er wahrer Religiosität, wahrer Selbstverleugnung fähig werden.

Diesen mit Propheten-Ernst vorgetragenen Worten schließt sich in den „Fragmenten zur Charakteristik meines philosophischen curriculum vitae“ dann noch folgende Note an: Jetzt gilt es vor allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich konzentriere, denn nur diese ungeteilte Konzentration wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterbliche Individuen hat die „neue Religion“ viel mehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postulieren, die Gesundheit hat für sie mehr Wert als die Unsterblichkeit. Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. Das Herz, wenigstens das gesunde Herz hat schon hier seine volle Befriedigung. Die „neue Religion“ erhöhte sich im weiteren Verlauf zur „neuen Philosophie“, welche die Anthropologie gewissermaßen als Universalwissenschaft proklamierte, damit aber auch selbstverständlich das Supremat der naturwissenschaftlichen Erkenntnis als der höchsten, allein zu Recht bestehenden aussprach, da die Lehre vom Menschen als eines Teiles der Natur nur innerhalb der Naturwissenschaft die ihr gebührende Stellung finden konnte. Die bemerkenswerteste Auslassung über diese neue Philosophie findet sich in einer in dem Nachlasse enthaltenen Niederschrift aus dem Jahre 1842 über die Notwendigkeit einer Veränderung der Philosophie. Feuerbach unterscheidet hier zunächst eine solche Philosophie, die nur dem philosophischen Bedürfnis ihr Dasein verdanke, wie z. B. die Fichtesche in Bezug auf die Kantesche, von jener, die einem Bedürfnis der Menschheit entspreche. Das wahre Bedürfnis liege auf der Seite, auf welcher die vorwärtsgehende Bewegung sei. Die Hegelsche Philosophie sei die willkürliche Verknüpfung verschiedener vorhandener Systeme gewesen — ohne positive Kraft weil ohne absolute Negativität. Nur wer dem Mut habe, absolut negativ zu sein, habe die Kraft Neues zu schaffen. Die Perioden der Menschheit unterscheiden sich nur durch religiöse Veränderungen. Es frage sich nun, ob in uns bereits eine religiöse Revolution vor sich gegangen sei: „Ja, wir haben kein Herz, keine Religion mehr. Das Christentum ist negiert — selbst von denen, die es noch festhalten, aber man will es nicht laut werden lassen, daß es negiert ist.“ Die bisherige Negation war eine unbewußte. Die bewußte Negation begründet eine neue Zeit, die Notwendigkeit einer neuen, entschieden unchristlichen Philosophie. „Ist praktisch der Mensch an die Stelle des Christen getreten, so muß auch theoretisch das menschliche Wesen an die Stelle des göttlichen treten. Kurz, wir müssen, was wir werden wollen, in ein höchstes Prinzip, in ein höchstes Wort zusammenfassen; nur so heiligen wir unser Leben, begründen wir unsere Tendenz.

So nur befreien wir uns von dem Widerspruch, der gegenwärtig unser Innerstes vergiftet, von dem Widerspruch unseres Lebens und Denkens durch eine diesem Leben und Denken von Grund aus widersprechende Religion. Denn religiös müssen wir wieder werden — die Politik muß unsere Religion werden — aber das kann sie nur, wenn wir ein Höchstes in unserer Anschauung haben, welches uns die Politik zur Religion macht." In ähnlichem Sinne schreibt er über seine Schrift „das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers" an Chr. Kapp: „Das Resultat ist dieses. Ich habe Euch, d. h. den Leuten, bewiesen, daß das Höchste, was Ihr in Eurem Gotte denkt und glaubt, die Liebe des Menschen zum Menschen ist, aber das ist Euch zu wenig, Ihr wollt noch etwas Apartes und Sekretes. Was ist nun aber dieses von der Liebe Unterschiedene? Es ist Euer sich von der Liebe unterscheidendes und sich auf sich selbst nur beziehendes liebes Ich. Wollt Ihr nun aber das ableugnen, nun so findet in der Liebe die Bestimmung und den Endzweck Eures Lebens. Unter Liebe verstehe ich aber die Thätigkeit mit Leib und Seele, das Leben für andere, für die Menschheit,, für allgemeine Zwecke. Da aber diese allgemeinen Zwecke nur in der Menschwerdung ihre Wirklichkeit und Wahrheit finden, so setze ich als das A und O gradezu immer den Menschen."

Ich habe in dem Vorstehenden zu erläutern versucht, wie die Konzentration auf das Diesseits als reiner Rückschlag gegen eine Überspannung des Geistes in der entgegengesetzten Richtung mit Notwendigkeit sich geltend machen und an Bedeutung gewinnen mußte. Die aus der Übermüdung hervorgegangene Antipathie erzeugte rückwirkend die Sympathie für die entgegengesetzte Seite, die durch dies negative Moment in den Vordergrund trat. Aber ein anderes Positives trat hinzu, welches dem Umschwung erst seine tiefere Bedeutung und energische Kraft verlieh: die innere politische und soziale Lage Deutschlands, der aus langer Verdumpfung und Erstarrung resultierende, gegen dieselbe sich zur Wehr setzende Gährungsprozeß der Geister, welcher namentlich in Preußen mit dem Tode Friedrich Wilhelms III (7. Juni 1840) eine bestimmte Form und initiative Schaffensfreudigkeit gewann. Eine ungeduldige Erwartung ging durch alle Lande. „Es war, als hätte Preußen, ja ganz Deutschland sich verjüngt," sagt Löwe-Calbe in seinen Erinnerungen. Alle Blicke richteten sich auf den vielversprechenden Nachfolger des Verstorbenen, alle Spannkraft auf die Erfüllung der nächsten Zielpunkte des liberalen Programmes: Preßfreiheit, Geschworenengerichte, konstitutionelles Regime. Ein gleichzeitig patriotischer und nationaler Zug stachelte das Verlangen an, Raum für die Grundlagen zu einem würdigen Neubau zu schaffen. Kurz in allem regte und sammelte sich der Geist für die wichtigsten diesseitigen Aufgaben, für erfolgverheißende, anspornende Zwecke, denen gegenüber jede Zersplitterung von Übel erschien.

> Laßt die alten Weiber sich
> Um den Himmel schelten,
> Aber freie Männer, wir
> Lassen das nicht gelten.
> Gegen dich, o Vaterland,
> Sind uns nichts als eitler Tand
> Alle Sternenwelten.

sang damals Kinkel, und er gab damit nur einem weit verbreiteten Grundgefühl jener Zeit Ausdruck. Und noch schärfer die Abweisung aller

Transscendenz gegenüber den praktischen Aufgaben betonend, heißt es in einer anderen Strophe desselben Liedes:

Denket alle denn zuerst
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beschwerde,
Haut sie ab, wenn brav ihr seid,
Und erhebt mir keinen Streit
Wie's da droben werde.

Wie hätte diese herrschende Stimmung sich nicht angesprochen und gefördert fühlen sollen von einem philosophischen Raisonnement, das dem metaphysischen Gedankending des Seins die Sinnlichkeit gegenüberstellte, die Theologie auf die Anthropologie zurückführte, die Notwendigkeit Gottes in die Not des Menschen verlegte, kurz für alle jenseitigen Faktoren diesseitige einsetzte. Feuerbachs „Wesen des Christentums", welches an besonnener und wohlerwogener Kritik hinter Strauß's „Leben Jesu" zurückstand, dasselbe aber, zu des letzteren großem Verdruß, an populärer Anziehungskraft und Kraft des Eindrucks auf die erregten Geister bald übertraf, wirkte gradezu fascinierend. Und dies, obgleich es teilweise mit metaphysischen Erläuterungen und Distinktionen beschwert war, die es keineswegs zu einer leichten Lektüre machten, zumal dieselben meistens aphoristisch und oft mehr spitzfindig blendend als entwickelnd waren. Aber die Grundtendenz des Werkes wurde verstanden und schlug durch, namentlich in den von dem Zeitgeist am lebhaftesten bewegten jungen Gemütern. „Feuerbach," schrieb der spätere Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp im Jahre 1845 aus Westfalen an seine Verwandten, „hat in dieser Gegend eine fabelhafte Masse von Verehrern und Feinden. Er ist in vielen Häusern der Störenfried. Die Eltern verfluchen und verwünschen, die Söhne und Töchter bewundern und lieben ihn." Der Feuerbach gewidmete Kultus ging so weit, daß Kapp weiterhin von einem Verwundeten erzählt, der als er sterben zu müssen glaubte, bat, ihm vorher noch ein Kapitel aus dem „Wesen des Christentums" vorzulesen. Diese Begeisterung für atheistische Doktrinen erscheint unverständlich, wenn man sich nicht den ganzen Zusammenhang der Vorgänge in der Zeit klar gemacht hat. Denn der Atheismus, an sich betrachtet, kann zwar wissenschaftliche Überzeugung oder auf bestimmte Prämissen gegründete Schlußfolgerung sein, wie er es schließlich auch bei Strauß war, aber er wird als solche nicht begeisternd-zündend wirken, wie er dies auch nicht gethan hat als Strauß ihn nüchtern formuliert aussprach und sich zu ihm bekannte. Er wird im Gegenteil eher von dem Gefühl einer schmerzlichen Resignation begleitet sein, wie sich dies auch in dem kleinen, stimmungsvollen Gedicht „Ohne" von dem Ästhetiker Vischer kund giebt.

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir in Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.

Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen
Lockt keinen Hund vom Ofen u. s. w.

Daß Feuerbach zu und in seiner Zeit so ganz anders stand und anders gewürdigt wurde, ist, wie gesagt, nur aus dieser selbst zu erläutern und zu verstehen. Indem er ihrem sowohl negativ — durch Überspannung und Übermüdung in Methaphysicis — wie positiv — durch erwachten politischen Schaffensdrang — rege gewordenen Bedürfnis, sich der greifbaren Wirklichkeit wieder zuzuwenden, entgegenkam, indem er diesem Bedürfnis raisonnierend Stützen lieh und es gleichzeitig dadurch vertiefte und gleichsam adelte, daß er ihm das Opfer der Jenseitigkeit („des üppigen Traumes der Unsterblichkeit" u. s. w.) als einen männlichen, hochherzigen Entschluß demonstrierte und abverlangte, repräsentierte er sowohl den Realismus wie den Idealismus in derjenigen Form und Wesensbeschaffenheit, wie er dem Bedürfnis und Verständnis der herrschenden Strömung entsprach. Diese Strömung war eine tiefgehende und relativ berechtigte, keine bloße seichte Tagesmeinung, sie kann auf Grund der vorgeführten Charakteristik füglich als die Periode des realistischen Idealismus, am prägnantesten verkörpert in der ihr durch Ludwig Feuerbach geliehenen Form, bezeichnet werden. Die Empfänglichkeit für diesen realistischen Idealismus dauerte die vierziger Jahre hindurch. Sie erreichte ihren Höhepunkt mit dem politischen Aufschwung des Jahres 1848 und den Hoffnungen und Aussichten, die dasselbe auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Blüte trieb und traumschnell fruchtbringend zu machen schien. „Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten," schrieb Prutz später im Rückblick auf diese Zeit, so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene umheimlich blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig." — In charakteristischem Zusammenhang mit der Bedeutung, die Feuerbach, trotzdem er politisch gar nicht hervorgetreten ist, in seiner Zeit und für dieselbe besessen hat, steht der Umstand, daß die 1848er Hochflut auch ihn seiner gelehrten Abgeschiedenheit in Bruckberg entführte und für kurze Zeit einem öffentlichen Wirken überlieferte. Er folgte bekanntlich einem aus Heidelberg an ihn ergangenen Ruf zu öffentlichen Vorträgen, die er im Dezember 1848 vor einem gemischten Publikum über „das Wesen der Religion" hielt. Auch in ihnen klang der eine Grundton der Konzentration auf das Diesseits behufs einer ethischen Regeneration der Menschheit in den Schlußworten, die er an seine Zuhörer richtete, deutlich durch. „Ich wünsche nur, schloß er, daß ich die mir gestellte Aufgabe nicht verfehlt habe, Sie aus Götterfreunden zu Menschenfreunden, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus Christen, welche ihrem eigenen Bekenntnis zufolge „halb Tier, halb Engel" sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen zu machen."

Der Feuerbachsche Idealismus ruhte auf einer unausgesprochenen, stillschweigend gemachten, ungeprüft angenommenen Voraussetzung, die um so weniger einer Untersuchung zu bedürfen schien als sie von nie-

mandem systematisch angefochten wurde, der Voraussetzung, daß das Leben wertvoll sei, reelle Güter enthalte und selbst als ein Gut anzusehen sei. Nur sollte es dazu nicht erst eines Jenseits bedürfen. Dem hiesigen Thränenthal sollte nicht erst drüben die Freudensonne aufgehen. Hier schon sollten wir den reellen Wert des Lebens be- und ergreifen und die Vorstellung, daß es dazu erst jenseitiger Wonnen, eines himmlischen Mannas bedürfe, als eine krankhafte abthun. Denn „nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. Das gesunde Herz hat schon hier seine volle Befriedigung."

Wie aber, wenn alle Befriedigung, wenigstens alle volle Befriedigung überhaupt nur auf Illusion, auf Selbsttäuschung ruhte? Wenn auch das nur eine anmaßliche Selbsttäuschung wäre, daß es grade das gesunde Herz sei, das hier seine Befriedigung finde, während letztere sich vielmehr nur als das Produkt einer flach eudämonistischen, platten Sinnesweise und Gedankenrichtung ergebe, der der tiefer Blickende verächtlich den Rücken wende? Wie, wenn das Leben überhaupt ein bankerottes Geschäft ist, das sich weder im Diesseits lohnt noch in Jenseits, wenn es eins gäbe, lohnen könnte, weil das höchst Erreichbare überhaupt nur Schmerzlosigkeit d. h. Nichts, Nirwana ist? Stellt sich das Leben „als ein fortgesetzter Betrug im kleinen wie im Großen dar, welches nie hält, was es versprochen, es sei denn, um zu zeigen, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war, welches einzig darauf abgesehen und berechnet ist die Überzeugung zu erwecken, daß gar nichts unseres Strebens, Treibens und Ringens wert sei, daß alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt", so muß man wohl in der überschwänglichen pessimistischen Ausdrucksweise von „einem wahnwitzigen Karneval der Existenz" sprechen, in Bewußtsein dessen „das vom Jammer zusammengekrampfte Herz vor Grauen erstarrt, vor Verzweiflung bricht."

Schon früher war ja die Nichtigkeit dessen, was der Mensch erstrebt, gelegentlich zu nachdrucksvoller Betonung gelangt, aber teils hatte sich dies mehr auf einzelne hochgepriesene Güter, nicht auf alle bezogen, wie wenn Schiller den Kriegshelden Talbot die Eitelkeit des Ruhms erkennen und sterbend sprechen läßt: . . . . . . So geht

Der Mensch zu Ende, — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert,

teils hatte es mehr der Erkenntnis von der Flüchtigkeit und daher Nichtigkeit im Sinne der Vergänglichkeit des Irdischen im Gegensatz zu unvergänglichen Gütern gegolten. Zu einem universellen Prinzip erhoben, auf eine metaphysische Unterlage gestellt, in populärer Weise mit höchster Energie proklamiert, und ihm die ganze scharfe Beize pathologischer Leidenschaft verliehen hat es für Deutschland wenigstens erst Schopenhauer und für diesen war jetzt die Zeit gekommen.

❧

Die Wirklichkeit eingebildeter Krankheiten.*)

Medizinische Doktordissertation

von

Andrew Jackson Davis.[1])

Eine große Menge physischer Mängel, Störungen und Leiden sind ausschließlich mechanischen und chemischen Ursprungs; so z. B. Mißbildungen, welche von ungenügender oder auch wuchernder Gewebebildung herrühren mögen, sowie alle übrigen Störungen, die von Verletzungen, Verwundungen, Knochenbrüchen, Verschiebungen herstammen, welchen jeder Teil des Körpers in dieser ungemein rudimentären Welt mehr oder weniger ausgesetzt ist. Diese Fälle also außer Acht lassend, sage ich geradezu: Es giebt keine „eingebildeten Krankheiten." Hiermit aber leugne ich freilich keineswegs, daß alle Krankheiten seelischen Ursprunges und in gewissem Sinne alle „eingebildet" sind.

Zuvörderst also: was ist Einbildung?

Sie ist die Primadonna in des Menschen geistiger Organisation. Sie ist der eingeborne Genius oder Schöpfer, der Bildner, der Erzeuger. Sie erhebt sich aus dem Springborn des Gefühls und entstammt dem Quell des Willens. Sie wandelt toten Nebel in lebendige Bilder und meißelt aus leblosem Marmor Statuen von sprechender Schönheit. Aus dem grausigen Tod ruft sie Leben wach und verkündet die Unsterblichkeit. Wenn der Mensch dieser schöpferischen intellektuellen Kraft beraubt wäre, könnte er nicht denken, kein Bild formen, kein lebensvolles Gemälde oder irgend eine Vorstellung in seinem Geist auftauchen lassen. Ohne sie würde er auf die sklavische Sphäre der äußeren leiblichen Sinne beschränkt sein. Abstrakte Folgerungen und metaphysische Betrachtungen würden unmöglich sein. Das Gedächtnis würde nicht länger als Verwalter und Schatzmeister der gesammelten Elemente der Erziehung dienen können.

*) Für viele unserer Leser wird diese in Deutschland bis jetzt nicht bekannt gewordene Doktorarbeit des amerikanischen „Sehers und Reformators" aus dem Jahre 1883 schon einiges Interesse um der Persönlichkeit des Verfassers willen haben, und sie bietet in der That sowohl in ihren Vorzügen wie auch anderweitig ein nicht unwichtiges Material zur unbefangenen Beurteilung ihres Verfassers. Dieselbe liefert aber auch einen wertvollen Beitrag zur Bekämpfung des einseitig sinnlichen Materialismus der amtlichen medizinischen Wissenschaft. Die hier gebotene Übersetzung lieferte uns Herr Philipp Walburg Kramer, der bekannte Heilmesmerist (Magnetiseur), welcher im vergangenen Jahre von Breslau nach Düsseldorf übergesiedelt ist.

(Der Herausgeber.)

[1]) Davis wurde am 11. August 1826 geboren. Ein armer Junge, genoß er keine Schulbildung. Als er in seinem 17. Jahre magnetisiert wurde, verfiel er in hellsehenden Zustand und diktierte vor Zeugen ein umfangreiches Werk: „Die Prinzipien der Natur", welches großes Aufsehen erregte. Späterhin verfaßte er noch über 30 Bände wissenschaftlicher Werke, welche der von ihm verkündeten „Harmoni-

Die wahrhaften Grundpfeiler der Civilisation — die Künste, Wissenschaften, Entdeckungen, Erfindungen, sowie alle philosophische und spekulative Forschung, würden zerbröckeln und in Nichts zerfallen. Alles Glück und alles Elend würden für immer verschwinden, wenn sie nicht erzeugt und genährt würden durch die erhaltende Gegenwart und den zündenden Einfluß von dem Etwas, das sich uns darstellt als die „Einbildung".

Auf dem Gebiete der Krankheit insbesondere ist die Einbildung ebenso sehr eine **wirkliche** Potenz der Heilung als sie auch die hervorbringende Ursache aller Störungen sein kann. Ein von einem kürzlich verstorbenen ausgezeichneten deutschen Arzt hinterlassenes Memorandum enthält unter anderm die gewissenhafte Versicherung seiner aus mehr als vierzigjähriger bedeutender und erfolgreicher Praxis geschöpften Überzeugung: daß wenigstens ein Drittel aller leiblichen Übel, für welche er Arznei verordnete, ganz und gar „eingebildet" gewesen seien, und infolge sorgfältigster Beobachtung und Experimente stand es über allen Zweifel bei ihm fest, daß es für seine Patienten gefährlich gewesen wäre, wenn man gegen sie etwas geäußert haben würde, was ihre Selbsttäuschung oder Wahn hätte stören können.

Ein Londoner Arzt, der genug Geld erworben hat, um ungescheut die Wahrheit bekennen zu dürfen, sagt:

„Fast jede Familie hat irgend ein als „unheilbar" von den Ärzten verurteiltes Mitglied, welches dahinlebt, wenn auch nicht im geistigen Sinn, so doch körperlich, von der Angst um sich selbst in Fesseln geschmiedet, ein Leben vom Tode beschattet vermöge des beständigen Gedankens, leiden zu müssen, weil die Krankheit unabwendbar sei. Es ist aber Thatsache, daß eine beträchtliche Anzahl von Personen, welche an tödlichen Leiden kranken, ein hohes Alter zu erreichen trachten. Dabei sind dieselben meistenteils recht elend und ihr Leben schleicht schwach und zitternd dahin, nicht etwa weil irgend eine wirkliche Ursache für die beharrliche Depression, worunter sie leiden, vorhanden ist, sondern einfach deshalb, weil sie — wie man ihnen sagt — „todkrank" sind und sie in ihrem Körper irgend eine organische Krankheit zu bergen glauben, welche sie schließlich umbringen müsse. Lange und sorgfältige Beobachtung sogenannten „Kränkelns" hat mich zu dem Schlusse geführt, daß — indem ich annehmen muß, der niederdrückende Einfluß entspringe jenem Selbstbewußtsein, welches eine verurteilte oder verdächtigte Lebensfähigkeit ausbrütet — daß also, sage ich, **ein Mensch gerade so wohl sich befindet, als er sich fühlt.** Hierbei nehme ich

---

chen Philosophie" als Erläuterung dienen. — Davis empfahl nachdrücklich bei Behandlung von Krankheiten die Anwendung des Heilmagnetismus. Als nun aber vor mehreren Jahren die Ärzte in Newyork ein Gesetz durchbrachten, dessen Spitze gegen die dortigen Heilmagnetiseure gerichtet war und welches den Laien die medizinische Praxis ganz und gar verbot, da sagte Davis zu seinem Gesinnungsgenossen: „Kommt, lieben Freunde, laßt uns an dem United States Medical College Medizin studieren; ich will Euch mit gutem Beispiel vorangehen. Wir wollen unsern Fleiß und die gesetzmäßige Zeit daran wenden, um ein unanfechtbares Doktor-Diplom zu erwerben." Gesagt, gethan. Nach drei Jahren promovierte Davis und mit ihm noch hundertundelf andere Studenten beiderlei Geschlechtes, welche seinem Rufe im Jahre 1880 gefolgt waren. So ward im März 1883 Davis, bereits 57 Jahre alt, zum Doktor der Medizin und zum Doktor der Anthropologie ernannt. Zwar hat er durch sein Universitätsstudium, wie er selbst bekennt, nichts gelernt, was er nicht vorher schon gewußt hat, allein die Doktorwürde verlieh ihm doch in den Augen vieler Menschen ein höheres Ansehn. (**Kramer.**)

einen genügenden Zeitraum und eine Lebensweise an, wie sie im Durchschnitt gefunden wird. Das Leben der meisten Menschen, so monoton es immerhin sein mag, ist doch gekennzeichnet durch eine gewisse rhythmische Aufeinanderfolge von „Auf und Nieder". Nimm die Mitte davon, so hast du den Maßstab und die Basis für die Wahrscheinlichkeit in Bezug auf eine vernünftige „Erwartung" des Lebens, wobei das Einzelwesen gar nicht in Betracht kommen soll. Krankheit tötet mehr Opfer durch das Gemüt als durch den Körper.

Das große sympathische oder vitale Nervensystem — nicht die Cerebrospinal-Organisation — bildet die wahre Grundlage alles physischen, leiblichen Daseins. Die wirkenden Kräfte aller Individualisierung und alles Wachstums, aller Gesundheit und aller Reife entstammen dieser Hauptquelle und werden durch sie erhalten. Dieses wundervolle Nervensystem erregt das Staunen aller physiologischen Forscher. Seine innersten Centren sind ungemein reich an zellenförmiger Substanz, welche alle Lebenskräfte erzeugt, und welche in ihrer Totalität in unsrer Philosophie als Seele bezeichnet wird. Die großen ersten Mysterien persönlicher körperlicher Existenz liegen verborgen in den halbmondförmigen Ganglien und dem Sonnengeflecht. Die unzähligen Bläschen der grauen Substanz strahlen Kraftfasern aus, welche die Aterien allerwärts begleiten. Beim Leben — sowohl vor wie nach der Geburt — ist bei den Vorgängen der Organisation das Erste und Letzte die graue Masse in dem Ganglien-Nervensystem. Sie umhüllt das Gehirn —, sie ist in jedem Sinnesorgan vorhanden —, jede Faser im Nervensystem des Rückenmarks wird von ihr durchdrungen und umsponnen —, und insbesondere ist sie stets gegenwärtig und wachsam in den Centren des großen und kleinen Gehirns. Die weiße Nervensubstanz ist unzertrennlich von der Formation des Gehirn- und Rückenmarks (der Cerebrospinal-Organe), und ebenso unzertrennlich ist diese Substanz als Kraftspenderin von den Verrichtungen der Empfindung und Bewegung, Intelligenz und Willensthätigkeit. — In dem weiten Gebiete der unwillkürlichen, automatisch-organischen Bewegung aber, des Lebens und der Empfindung, bei den Erscheinungen der Belebung, der Verdauung, Ausscheidung, Ernährung, des Wachstum, und der Fortpflanzung — ist das sympathische System die allumfassende Grundlage.

In den Potenzen dieser grauen Masse finden wir die spermatischen Anfänge allen Lebens. Alle Vererbungen von Gesundheit oder Krankheit beruhen auf diesem wichtigen Systeme. Das Wesen desselben ist, wie ich schon sagte, ein psychisches, und dieses pflanzt sich gesetzmäßig fort, indem es von den Eltern auf die Nachkommen übergeht. Was nur eingebildet bei den Voreltern war, das wird eine feste Wirklichkeit bei der folgenden Generation oder ist doch fähig, es zu werden. Ein ungünstiges Gefühl im Gemüt der Eltern mag bei den Kindern als eine körperliche Krankheit ausgebildet erscheinen.

Es ist überflüssig, an diesem Platze auf eine ausführliche Beschreibung dieses Nervensystems, des „Sensoriums" und der Thätigkeit seiner einzelnen Theile einzugehen, um den hier leitenden Gesichtspunkt zu erörtern. Jede Nervenzelle, sowie jedes Molekül-Atom, welches in die



Bildung einer Zelle eintritt, ist eine Batterie für die Erzeugung vitaler Kraft. Jede Zelle ist polar gestaltet. Zwei Nerven — der eine von centrifugalem, der andere von centripentalem Charakter — vervollständigen den Kreis jeder schöpferischen Nervenzelle. „Empfindung“ geht von außen nach innen und „Bewegung“ geht von innen nach außen. Jede Kraft hat ihren eignen Leiter. So hat jede Zelle eine Zweiheit der Verrichtung.

Die Physiologen sind heutzutage einig darüber, in diesem sympathischen Nervensystem den Hauptsitz aller Empfindung und Bewegung zu finden. Ferner sind in diesem Sensorium die Ganglien für die Registratur der aufgenommenen Eindrücke. Sie sammeln und erschließen Empfindungen, sie entwickeln und reifen Entschlüsse und sie entwerfen mit Hilfe unserer Denkthätigkeit Pläne zu nützlicher Verwirklichung in der Zukunft. So sind sie befähigt, die Ursachen und Kräfte, welche sowohl Krankheit als Gesundheit hervorbringen, in sich zu umfassen.

„Einbildung“ nun ist ein fälschlich gebrauchter Ausdruck, um eine bestimmte Thätigkeit dieser registrierenden Ganglien des sympathischen Nervensystems zu bezeichnen. Die höchste und vollkommenste Kombination aller Zellen- und Ganglien-Systeme des Körpers überhaupt ist allerdings das Gehirn, (in welchem wir daher auch den Sitz unseres Bewußtseins suchen). Während aber dieser Mittelpunkt aller Zellen- und Ganglien-Gewebe über alle besonderen Sinnesorgane wie über die Empfindungs- und Bewegungsnerven herrscht, regieren die Geflechte und Ganglien des sympathischen Systems Eingeweide, Magen, Herz, Lungen, Leber, Milz, Nieren, Gedärme und besonders die Organe der Fortpflanzung. Alle diese Organe und die ihnen zustehenden Verrichtungen sind Tag und Nacht — jeden Augenblick zwischen Empfängnis, Geburt und Tod — abhängig von dem beständigen und treuen Walten der psychischen Kräfte im sympathischen System. Diese automatischen psychischen Kräfte sind, obwohl für uns unbewußt, arbeitend, dennoch intelligenter, innerlich weiser, sie sind mehr von den Gesetzen und Bedingungen des Daseins durchdrungen und ihnen gehorsamer, als es selbst das supreme Gehirn mit seinem von ihm abhängigen Nervensystem ist.

Gefühle entstehen in der „Brust“, nicht im Gehirn. Die Liebe versüßt, der Haß verbittert das Leben. Ein Anfall von Leidenschaft stört die Verdauung, erzeugt Leberleiden, erregt auf gefährliche Weise das Herz, bestürmt, übermannt manchmal das cerebrale Zentrum der Empfindung und des Willens. Der Zorn vergiftet die Milch der Mutter; die Keime der Krankheit fließen sofort in den Säugling. Leidenschaften und Begierden, oder ein niederer, starrer Zustand der intellektuellen und cerebralen Kräfte sind gleichfalls dazu angethan, Störungen herbeizuführen. Sie sind mächtig in der Hervorbringung, Organisierung, Verbreitung und Erhaltung von Krankeiten. Unwissenheit ist eine Form von Krankheit. Aberglaube, ein andrer Name für Unwissenheit, verdirbt das Blut und ist sicher, in der folgenden Generation irgend ein leibliches Gebrechen zu erzeugen. Wahnsinn, Mordlust, Mordbrennerei und Selbstmord, so wie Zorn und Eifersucht, Furcht und Haß sind die Namen geistiger Störungen

und Wirkungen, welche in der nachkommenden Generation die Ursache von Unordnungen in den leiblichen Organen und deren Thätigkeiten werden. So wird die Einbildung, insofern sie eine psychologische Kraft ist, eine furchtbare Quelle von materiellen Störungen und Elend. Wir müssen hinter die Scene gehen — bevor die körperlichen Organe in die Erscheinung getreten sind — um die erzeugenden Ursachen zu finden.

Diese Gewebe brauchen nicht immer verändert, weder mißbildet noch umgemodelt zu sein bei einer Krankheit, welche lediglich im Gehirn und den Nerven sitzt, denn die psychische Kraft an sich selbst ist krank und nicht die Ganglien und Nervenleiter [1]), womit diese Kräfte operieren. Des Präsidentenmörders Guiteau Gehirn zum Beispiel wurde unverdorben befunden, es wog neunundvierzig und eine halbe Unze, gab also keinen Beweis ab für seine bewiesene Verrücktheit. Denn nach Größe und Gewicht seines Gehirns hätte, gemäß der herrschenden Theorie, sein Geist ungewöhnliche und vorzügliche Begabung darthun müssen. Dies war aber nicht der Fall. Gambettas Gehirn, als ein entgegengesetztes Beispiel, fand sich in Größe und Gewicht beträchtlich unter dem gewöhnlich angenommenen Durchschnitt, es wog nur neununddreißig Unzen, und dennoch offenbarte sein Geist und Nervenorganismus bedeutende intellektuelle Kraft, Energie, Beeinflussung, Feuer des Lebens und Ausdauer. Es ist der Mensch selbst, welcher (innerhalb der ihm von der Natur gegebenen Grenzen) sein Gehirn und Nervensystem macht und nicht umgekehrt. Der leibliche Körper ist die entwickelte Wirkung. Er ist die äußere Kundgebung von den erzeugenden unsichtbaren Prinzipien. Die Ursache aller Erscheinungen aber ist eine übersinnliche.

Der erleuchtete Begründer der Homöopathie — welcher heutzutage von den meisten intelligenten Ärzten (in England und Amerika) gewürdiget wird — entdeckte die Wechselbeziehung und vollkommene Korrespondenz zwischen den Potenzen der Arzneien und den vitalen Kräften des Körpers. Kampher z. B. erweckt das Gefühl der Leichtigkeit und die Empfindung des Fliegens. Ganz ähnliche Gefühle entspringen der Einatmung von Chloroform. Narkotische Mittel, der Insangih der Eingeborenen von Natal, gleich dem Daka der Hottentotten und dem Haschisch der Araber, erzeugen die merkwürdigste Verstandsklarheit, die entzückendsten Phantasiegebilde und scheinen die Abhänglichkeit der leiblichen Sinne von äußern Einflüssen und Gegenständen aufzuheben. Opium übt auf manche Personen eine außerordentliche Macht, indem es ihnen seltsame Träume, wollüstige Ruhe, bezaubernde Musik, reizende Gedanken und dichterische Rhythmen vorspiegelt. Aber mit aller Gewißheit ist anzunehmen, daß als Nachwirkung ein Zustand der Niedergeschlagenheit, der Besorgnis,

[1]) Da, wie Davis selbst im Folgenden sehr richtig sagt, die Menschenseele sich ihren Körper und dessen Organe bildet, und diese vielmehr nur der Ausdruck, die äußere Darstellung der Seele sind, so folgt daraus, daß, wenn die Seele selbst krank ist, dies doch auch seinen Ausdruck in der Beschaffenheit der Nervengewebe finden wird, wenn auch die anormale Gestaltung derselben unserm Auge und unsern Instrumenten noch nicht sogleich wahrnehmbar sein mögen. (Der Herausgeber.)

Reizbarkeit und hülflosen Elends die schließliche Konsequenz sein wird. Alkohol, Tabak, Belladonna, Stramonium und alle bekannten mineralischen und pflanzlichen Arzneigifte üben einen mächtigen Einfluß auf das Gehirn und die Nerven aus vermöge einer Störung der psychischen Kraft, welche in diesen sichtbaren Strukturen wohnt.

Jede Hautkrankheit, jedes Geschwür, jede Desorganisation in der Substanz oder dem Zubehör der Organe, ist eine Wirkung von gestörter und erkrankter psychischer Kraft. Verdauung, Assimilation, Ernährung, die Zirkulation des Blutes, der Mechanismus der Atmung, die Harmonie zwischen Sekretion und Exkretion — alles das entspringt und ist abhängig von entsprechenden Prozessen, welche in dem geheimnisvollen Universum der unsichtbaren Prinzipien von Bewegung, Leben, Empfindung und Intelligenz vor sich gehen.

Wir sehen also, daß das sympathische oder Ganglien-Nervensystem grundlegend wichtiger ist als das Gehirn und im Fortgang der Entwicklung dem Werden des Rückenmarksystems vorhergegangen sein muß. Die Belebung wohnt in dem erstern — dem Ganglien-System —, nicht aber vorzugsweise in dem letztern — dem Hirn und Rückenmark. Die Pathologie bewegt sich auf dem Gebiete jenes sympathischen Systems, nicht aber dem der Denkthätigkeit. Gemütskrankheiten sind aber wirkliche Krankheiten jenes sympathischen Nervensystems, und es ist ein großer Irrtum, sie trotzdem geringschätzig und spöttisch mit dem Namen „Einbildungen“ abzufertigen. Die teuflische Galle der Melancholie; die grotesken Sprünge der Hysterie; der trübselige sentimentale Kummer der schlechten Verdauung und Verstopfung; die plötzliche Erregung von Furcht, welche augenblicklich das stärkste Herz zu lähmen vermag; die Diarrhöe, welche manche Personen bei starker Gemütsbewegung trotz aller Anspannung ihrer Willenskraft befällt; Brechreiz und Ohnmacht, welche plötzlich beim Anblick von ekelhaften und blutigen Gegenständen oder beim bloßen Gedanken an dieselben sich einstellen, das nicht unterdrückbare Pochen der großen Schlagadern im Augenblick des Schrecks; das Mirakel vom Blutschwitzen durch die Epidermis in Fällen höchster religiöser Ekstase; Leber- und Nierenleiden, welche zum Selbstmord führen oder unaufhörlich das Beklommensein, mürrisches Wesen und Schweigsamkeit verursachen — alle diese äußern Erscheinungen tragen an der Stirn den unverkennbaren Stempel der allzeugenden Einbildung.

Kurzum: bei allen leiblichen Störungen — wobei, wie ich schon anfänglich sagte, diejenigen Gebrechen nicht in Betracht kommen, welche auf mechanischem oder chemischem Wege oder durch Verunglückung entstanden sind — wird man die Ursachen aller Krankheiten in den seelischen Kräften finden, und man hat nicht nötig, für diese ersten Krankheitsursachen unter den Organen und deren Funktionen im Bereich der Eingeweide Umschau zu halten, weil diese nämlichen vitalen Organe und deren mannigfaltige Funktionen dem unsichtbaren Quell des Lebens entspringen, welcher unermeßlich ist und ewig.

Über Zauberei.

Noch einige Beiträge zum Zauberspiegel

von

Ferdinand Maack.

Manchen Erscheinungen, welche „aufgeklärte" Geister heutzutage noch in das Gebiet des Aberglaubens und des Märchens verweisen und denen sie nur ein kulturgeschichtliches und völkerpsychologisches Interesse zuzuerkennen pflegen, liegt unstreitig eine thatsächliche Wahrheit zu Grunde. Dies haben wir an einigen aus der Fülle der Sagen und Berichte herausgegriffenen Beispielen gezeigt, welche die Bedeutung des Zauberspiegels darthun[1]), und mehr Beispiele anzuführen, entspräche auch nicht unserm Zwecke, da die Pointe überall dieselbe ist. Erwiesen haben wir dies dadurch, daß wir in der Lage waren, Phänomene, deren „Entdeckung" die Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich selbst zuschreibt, mit längst geahnten Thatsachen zu identifizieren, d. h. letztere durch erstere zu begründen — entgegen einer seltsamen Sophistik, die überall da Scheidewände aufrichten will, wo keine sind. Ich denke hier z. B. an die Identität der alt-biblischen und der modern-spiritistischen „Wunder". Doch das nur nebenbei.

Nun sind uns aber auch auf dem Gebiete der Magie, Zauberei 2c. Dinge überliefert — ja, das Meiste was uns überliefert ist, gehört hierher — denen gegenwärtig noch durchaus nicht mit Gründen beizukommen ist, und die immer noch einem eindringenden Verständnisse trotzen. Aber die alten Mystiker: „was sie nicht wußten, das ahnten sie ganz richtig"! (Heine.) Wenn wir dies im Auge behalten und uns ferner immer vergegenwärtigen, daß allem magischen und zauberischen Treiben das Unbewußte in der menschlichen Seele zum Vehikel seiner Wirksamkeit gedient hat, so dürfen wir einer fortschreitenden Erkenntnis des „zauberischen" Willens die günstigste Prognose stellen, sintemalen ja die ihrer nicht selbstbewußte (gleichsam magische) Kraft im Menschen die besten und wichtigsten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes angewandt haben wird. In dieser Voraussicht möge es uns erlaubt sein, noch zwei Fälle anzuführen, in denen der Spiegel in Verbindung mit dem — homunculus auftritt.

Den ersten entnehme ich dem „Dritten Theil der Bücher und Schrifften des Edlen / Hochgelehrten vnd Bewehrten Philosophi vnd Medici, Philippi Theophrasti Bombast von Hohenheim / Paracelsi genannt: Jetzt auffs new aus den Originalien / und Theophrasti eigner Handschrifft / souiel derselben zu bekommen gewesen / auffs trewlichst vnd fleissigst an

[1]) Vergl. das Juliheft der „Sphinx" 1886, S. 25.

tag geben: Durch Johannem Huserum Brisgoium Churfürstlichen Cölnischen Rhat und Medicum. Getruckt zu Basel durch Conrad Waldkirch, Anno MDLXXXIX." (Seite 94 ff:) „Vnd mercket das recht / der Monde der grossen Welt ist ein Spiegel vnd Corpus / darinnen der Syderische Geistleib vnd Magnes des Menschen im Schlaff siehet / vnd nimbt alle die Traum / so jmmer dem Menschen im Schlaff fürkommen auß jhme: Daher nemmen sich die Traume / vnd das im Schlaff geredt wirdt. — Jetzt mercket / wo nuhn ein verzagter / forchtsamer Mensch vorhanden ist / vnd hatt jhme selbst die Imagination geboren, vnd imprimirt die grosse forcht: durch ein solch Mittel ist der Mond im Himmel das Corpus. Wann ein solcher forchtsamer / verzagter Mensch in voller Imagination / den Monden anschawet / so siehet er in das Speculum Venenosum magnum Naturae / vnd wirt der Syderische Geist vnd Magnes hominis also vergifftet durch die Stern vnd Mond. Aber jhr sollet das noch scherffer von vns vermerken in dem weg. Der forchtsame Mensch hat seine augen Basilißkischer arth gemacht / durch sein Imagination / vnd inficirt den Spiegel / den Mond vnd die Stern / durch sich selbst erstlich / vnd hernach / so als dann der Mond von dem Imaginirenden Menschen inficirt ist / das gar leicht vnd gar bald geschicht / von der Magnetischen Krafft wegen / so der Syderische Leib vnd Geist / mit den Gestirn der grossen Natur hatt: So wirt als dann der Mensch wider vergifftet von solchem Spiegel des Monden vnd Sternen / darein er gesehen hat . . . ."

(Seite 105 ff:) „Die Hexen nemmen einen Spiegel / so in Holtz gefasset ist / vnd legen dem auff das Wasser so in einem Gefeß ist / also daß der Spiegel mit dem glentzenden theil gegen dem Himmel über sich gekeret liegt / vnd auff solchen Spiegel legen sie einen Krantz von Sinechrusmoutes Behdem gemacht / daß der Krantz den Spiegel vmbgreiffet / vnd dieweil sie wissen / daß der Mensch seines angesichts Form allein von dem Mond empfacht in seiner Conception . . . . Vnd weil nuhn der Mensch den Mond bey der Nacht gemeinlich ansihet / darumb so vergifften die Hexen auch den Spiegel mit dem Mond / auff diese obgemelte weise. Dann sobald der Mond auff das Wasser vnd Spiegel scheint, so vergiffet der Mond den Spiegel durch den Sinechrusmontes Krantz: . . . . . Vnd wan dann der Spiegel also vergifftet ist / so behelt dann die Frau oder Hex denselbigen Spiegel also vergifftet. Vnd wann sie dann willens ist ein andere Person zu bezaubern / so nimbt sie das Homunculum das sie zuvor gemacht hatt / es sey auß Wachs / Bech / Brodt oder Leimen / was es denn ist / vnd setzet ihm den Krantz auff das Haupt / vnd last den glantz von dem vergifften Spiegel auff das Homunculum gehen / es sey auff das angesicht oder sonsten ein orth des leibes vnd wünschet demselbigen Menschen in dessen nammen der Homunculus gemacht ist / die Pestilentz eylent und baldt / dieweil die Hex noch inn voller Imagination ist: So überkommt derselbige Mensch die Drüsen vnd Beulen an seinem leib. Das ist Pestis particularis / so offt einen Menschen ankommt / wo keine gemeine Infection vorhanden ist. So aber eine Hex einen Menschen will an seinen Augen vergifften, so gehet sie, wo der Mensch ist / dem sie die Zauberey vermeinet / vnd siehet in den vergifften Spiegel: Als bald nuhn derselbige Mensch ihr in die Augen wieder sihet, so zeucht er den gifft aus der Hexen Augen in seine Augen / vnd wirdt auch in seinen Augen vergifft. Die Hexe aber caviert ihre Augen selbst wieder mit dem Sinechrusmontes Plumen / darvon der Sinechrusmontes Krantz gemacht ist. . . ."

Da haben wir denn in der That einen schwierigen Fall vor uns, und ich bilde mir auch nicht ein, mit den folgenden Worten eine genügende Erklärung der hier behaupteten magischen Wirkung liefern zu wollen. Derselben wird aber doch wie aller Magie ein gewisser Sinn

zu Grunde liegen, wenn wir ihn auch gegenwärtig noch nicht ganz aufzudecken vermögen.[1])

Wir lesen aber u. a. bei Schindler.[2]) „Der Zaubertisch des Derwisches, die Zaubertrommel des Shamanen, der Medizinsack des Amerikaners, der Ring der Hekate, die Wünschelrute und der Zauberstab des Magiers haben eine Rolle; Spruch und Amulet, Wachsbild und Mumie, Kraut und Stein, Knoten und Philtrum, Rauchwerk und Salbe wurden die Träger des magischen Willens und die Beiwerke eines Willens, dessen Wesen man in sie verlegte". Ebenso möchte auch ich glauben, daß der Homunculus dazu dienen kann, den Willen des „Zauberers" der magnetisch fernwirkend einem andern Menschen etwas anthun will, nicht allein zu erregen, sondern namentlich zu konzentrieren und andauernd wachzuhalten. Die thatsächliche Möglichkeit der von Paracelsus beschriebenen magischen Fernwirkung wird jedenfalls nach den auch in der Gegenwart durch mesmerische oder biomagnetische Experimente hinreichend konstatierten Thatsachen nicht bezweifelt werden können. Angesichts einer solchen verstümmelten menschlichen Puppe aber wird der „Magier" seinen Willen lebhafter in die Ferne senden können als ohne solche objektive Hilfsmittel. Ebenso werden die mannigfachen vorbereitenden Ceremonien, wie in dem aus Parcelsus mitgeteilten Fall, nur zur inneren Erregung der Hexe beitragen und ihrer Energie zum Stachel dienen können. Die auf das Wachsbild fallenden, durch den Spiegel reflektierten Mond- oder Sonnenstrahlen würden auch nur dazu dienen, das Bild schärfer hervortreten zu lassen. Wie gesagt, eine völlig ausreichende Erklärung zu geben, ist mir nicht möglich. Das punctum saliens mag vielleicht ganz anderswo liegen. Auch darüber noch einige Vermutungen.

Von jeher spielen die menschlichen Sekrete und Exkrete in allen Aggregatzuständen eine große Rolle in der Magie — und mit Recht! Der Wahrheit solcher Thatsachen, wie sie Gustav Jäger zahlreich in verschiedenen seiner Schriften und Artikel[3]) nachgewiesen hat, wird jeder Vorurteilslose Raum geben. Noch wichtiger fast als Schweiß und Auswürfe sind aber die Ausdünstungen. Es wird Prof. Jäger ein dauerndes Verdienst zuerkannt werden müssen, daß er den riechbaren Stoffen, deren eigentümliches Verhalten auch vom Volksbewußtsein längst anerkannt war, theoretisch und praktisch seine wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sollten nun diese Duftstoffe nicht auch dem homunculus in unsern Augen seine Rolle erleichtern? Sollte der obengemeldete „verzagte und

---

[1]) „Gewisse Völker — sagt Perty — gewisse Zeiten, gewisse Individuen haben Fähigkeiten, die den anderen unbekannt sind, oft für Jahrhunderte verloren gehen." Solche Völker, solche Zeiten, solche Individuen haben nun auch die Magie geschaffen, deren Verständnis unserer Zeit abhanden gekommen ist. Wir sind zu klug, um weise sein zu können, man könnte auch sagen: zu wenig weise, um klug sein zu können. Unsere Zeit gleicht einem mit Grütze angefüllten Totenschädel, mystische Phänomene verlangen aber zu ihrem Verständnis ein frisch pulsierendes Herz.

[2]) Schindler „Das magische Geistesleben", Breslau 1857, Seite 281.

[3]) So u. a. Das Geheimnis der Pferdezähmung in der „Entdeckung der Seele". III. Aufl. Bd. I S. 330 und in „Jägers Monatsblatt" 1885 S. 205.

forchtsame Mensch" nicht vermöge seiner „Angststoffe" sich selbst, sollte die Hexe nicht durch ihre „aura ovalis" oder durch ihre Ausdünstung während ihrer böswilligen Seelenstimmung den Spiegel oder den Homunculus infizieren? Dabei kann sogar der Mond teilweise seine aktive Wirkung beibehalten, wenn auch nicht als eine direkt auf den Spiegel ausgeübte, sondern eben nur auf die Hexe; zumal vermutlich die Hexen, ebenso wie die Somnambulen und Mondsüchtigen, ein in der That durch lunarischen Einfluß alterierbares Nervensystem gehabt haben werden. So mag faktisch das „Menstruum majoris Mundi, d. i. der Wechsel des Mondes, auf das menstruum minoris Mundi" unter Umständen einen Einfluß haben. Paracelsus wußte bereits sehr viel hiervon und legte auch großes Gewicht auf die menschliche Ausdünstung, die er freilich nicht „Anthropin-Wirkung", sondern „Magnetische Kreffte" nannte. Indem die Hexe aus dem Wachs „oder wo sie dz in eyl nicht haben kan / auß einen newbacken Laib Brodt" das Bild eines Männleins oder Fräuleins formiert, imprägnirt und sättigt sie dasselbe mit ihrem Personalduft und es ist wohl denkbar, daß derjenige, der mit dem homunculus in Berührung käme, eine Wirkung desselben verspüren würde. „In Berührung käme" — sage ich; das geschieht nun nicht, da man just auf abwesende Menschen einwirken wollte, indem man unter Sprechung geheimer Worte dem homunculus etwas anthut. Man hing dann das Bild entweder in die Luft oder tauchte es ins Wasser, oder hielt es an das Feuer, durchstach es mit Nadeln, vergrub es unter die Thürschwelle 2c. Derjenige, auf den es abgesehen war, sollte dann alle Qualen des Bildes empfinden. Wenn nun aber eine magisch-mesmerische Fernwirkung des Willens überhaupt möglich ist, weshalb sollte sich dann nicht mit demselben zugleich die giftige pestilenzialische Wirkung der Seelenstimmung auch auf die Ferne übertragen?

Die Zauberei mit Wachsbildern (atzmann) ist übrigens sehr alt. Schon Ovid (amor. III. 7, 29.), Horaz (epod. 17, 76), Theokrit (2, 28) und Virgil (eclog. 8, 74 ff.) gedenken derselben nach Jak. Grimm. In dessen „Deutscher Mythologie"[2]) findet sich auch noch folgende Geschichte nach „schimpf und ernst" (cap. 272) erzählt. Ich möchte dieselbe noch hersetzen, da in ihr zugleich ein Wirken durch den homunculus und ein Schauen durch den Spiegel veranschaulicht wird.

„Gen Rom war einer gangen, s. Peter und s. Paul zu suchen, und da er hinweg kam, da ward sein frau einem andern hold, der was, als man sie nennt, ein farender schüler, der begert ir zu der ehe. die frau sagt: „mein mann ist gen Rom gezogen, wär er todt oder könntestu ihn umbringen, so wollt ich dich haben für alle Männer". er sprach: ‚ja, ich kann ihn wol umbringen" und kauft wol sechs pfund wachs, und machet ein bild daraus. Da der fromme mann gen Rom in die stadt kam, da kam einer zu ihm und sprach: „o du sohn des todes, was gehst du hin und her? hilft man dir nicht, so bist du heute lebendig und todt". der mann sprach: „wie müsste das zugehen?" er

[1]) Vergl. z. B.: am a. O. S. 102, auch 95.

[2]) Jakob Grimm „Deutsche Mythologie", IV. Aufl. Berlin 1875, Bd. II, S. 913.

sprach: „komm in mein haus, ich will dirs zeigen". Da er ihn heim bracht, da richtet er ihm ein wasserbad zu, darin setzt er ihn und gab ihm ein spiegel und sprach: „schau drein!" und sass neben ihm, und las in einem buch und sprach zu ihm: „siehe in den spiegel, was siehestu darin?" Der mann in dem bad sagt: „ich sihe wie in mein haus einer ein wächsen bild an die wand stellet, und geht hin und nimmt das armbrust, und spannt es, und will in das bild schiessen". da sprach dieser: „so lieb dir dein leben ist, so tuck dich unter das Wasser, wenn er will schiessen". der mann thät es. Dieser las aber in dem buch und sprach: „sihe, was sihestu?" der mann sprach: „ich sihe, dass er gefehlt hat und ist fast traurig und mein frau mit ihm. der farend schüler rüst zu und will zu dem andern mal schiessen und geht den halben theil hinzu". „tuck dich wenn er schiessen will". er tuckt sich. Dieser sprach: „lug, was sihestu?" der mann sprach: „ich sihe, dass er gefehlet hat und ist sehr traurig und spricht zu der frauen, fehle ich nun zum dritten mal, so bin ich des todes; und rüstet zu und sihl nah zu dem bild, dass er nicht fehlen mög." Da sprach der so in dem buch las: „tuck dich!" der mann tucket sich vorm schuss. Dieser sprach: „sihe auf, was sihestu?" er sprach: „ich sihe, das er gefehlet hat, und ist der pfeil in ihm gegangen und ist todt, und mein frau vergrebt ihn unten in das haus". Da sprach er: „jetzt steh auf! und geh hin!" der mann wollt hm viel schenken, da wollt er nichts nehmen und sprach: „bitt Gott für mich." Da der Bürger wiederumb heim kam, da wolt ihm die frau freundlich empfahen, aber er wollt ihr kein gnad haben, lude und beruft ihre freund und sprach zu ihnen, was sie ihm für ein frau hätten geben und sagt es ihnen alles wie sie gehandelt hätte. die frau leugnet es stets. da führet der mann die freunde dahin, da sie ihn hingegraben hätt und grub ihn wieder heraus. Da fing man die frau und verbrennet sie, das war ihr rechter lohn. — Die fabel stammt aus den gestis Rom. (ed. Keller cap. 102, übers. ed. Keller S. 160), man muss aber bei Afzelius 1, 48 die frische finnlappische sage vergleichen."

Grimm führt diese Sage als Beispiel dafür an, daß ein Gegenmittel (das Wasserbad) bewirkt, daß die Gefahr zurückschlägt und den Zauberer selbst trifft. Will man aber (was Grimm selbstverständlich durchaus nicht beabsichtigt) diese Sage ins Bereich der wirklichen Möglichkeit stellen, so vermehrt eine solche Annahme nur die Schwierigkeiten der Erklärung. Der fahrende Schüler, der ja glaubt, daß er beim dritten Fehlschuß des Todes ist, stirbt infolge der Angst und des Schreckens. Der Mann erkennt im Spiegel fernsehend den ganzen Vorgang. Das Wasserbad befördert das Eintreten und die Intensität des Ferngesichts, der Hypnose. Ein gleichzeitiges lautes Sprechen und sich Unterhalten stört den Prozeß nicht, wie wir es auch bei Ferngesichten in Träumen sehen, wenn nur die Gespräche mit dem jeweiligen Ideenkreise der Träumenden übereinstimmen.

Wie man in der Philosophie bezüglich der Erkenntnistheorie sich die Frage vorgelegt hat: ob überhaupt und wie beschaffene Dinge **außer** uns den Vorstellungen über die Dinge **in uns** zu Grunde liegen, so kann man auch fragen: welche wirklichen, realisierbaren Verhältnisse der Dinge liegen in der Außenwelt den abstrahierten, von der dichterischen Phantasie und der Spekulation ausgeschmückten und erdichteten Vorstellungen in Überlieferung, Sage, Märchen, Novelle, Drama und was dergl. poetische Einkleidungen mehr sind, zum Grunde. Beide, die philosophische

und die poetische Erkenntnistheorie haben im Lauf der Zeiten die mannigfachsten Lösungen erfahren. Ich halte mich — ohne pro und contra hier erörtern zu können — an den transscendentalen Realismus. Mithin glaube ich auch, daß jeder — selbst der kühnsten und einem Verstandesauge absurd erscheinenden — Kombination von Vorstellungen eine irgendwie beschaffene, wenn auch noch so fern liegende Realität der Dinge ihr Dasein gegeben hat. Diesen Realitäten nachzuspüren, ist unsere Aufgabe, und solches in dem Gebiet der Zauberei, Magie, Mantik, des Lebensmagnetismus, Spiritismus &c., kurz im mystischen Gebiete zu thun — wie ich es im Vorstehenden für die Spezialerscheinungen des Zauberspiegels versucht habe — gehört, wenn auch zu den schwierigeren, so doch zu den interessanteren und gewinnbringendsten Unternehmungen; denn „ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie" und das Studium dieser Thatsachen scheint dazu auserkoren zu sein, mehr als jedes andere das wahre Wesen des Menschen, unser Was, Woher und Wohin aufzudecken.

Ich will nun diese Untersuchungen hier beenden mit der abgekürzten Wiedergabe einer poetischen Behandlung unseres Themas seitens eines neueren Dichters, soweit sie uns interessiert. — E. T. A. Hoffmann hat in seinen Schriften, die selbst ganz und gar einem Zauberspiegel gleichen, letzteren zu wiederholten Malen novellistisch verwendet, außer in „Der goldene Topf"[1]) und in den „Lebensansichten des Kater Murr"[2]) namentlich in „Das öde Haus"[3]). Ich wähle die letztere Novelle:

In der belebtesten Straße der Stadt stand umschlossen von großen Prachtgebäuden ein kleines verlassenes Häuschen. Die Nachbarn wußten nur, daß dasselbe der Gräfin von S. gehöre, bewohnt würde von einem steinalten menschenfeindlichen Hausverwalter und einem grämlichen lebenssatten Hund und daß es in dem Hause spuke; denn allnächtlich vernähme man die seltsamsten Klagelaute, ein Scharren und ein Rumoren, bisweilen auch Gesang. Es werde daselbst ein Geheimnis vor aller Welt verhüllt. So sagte man in der Stadt, aber den, der diese Geschichte seinen Freunden erzählte, ließ es nicht ruhen, er mußte immer an das Haus mit den verhängten Fenstern denken und ging täglich an demselben vorbei. Einst, als er wieder in der Straße lustwandelte, sah er die Gardine sich bewegen und eine mit einem Brillanten geschmückte weiße, schön geformte Hand eine Kristallflasche auf die Fensterbank stellen. Die Erinnerung an dieses Bild erweckte in ihm einen visionären Traum und als er andern Tags wieder zu dem Fenster emporblickte, sah ihn wehmütig flehend jenes Antlitz seiner Vision an. Er ließ sich auf eine dem Haus gegenüber stehende, aber demselben den Rücken zukehrende Bank nieder, um über die Lehne gebeugt ungestört das verhängnisvolle Fenster mit dem holdseligen Mädchen anschauen zu können. Vertieft in deren Anblick merkte er gar nicht, wie ein italienischer Tabuletkrämer ihm seine Sachen anbot. Am Arm gezupft gab er dessen Reden endlich Gehör, der mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!" den unteren Schub seines Kastens herauszog und mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter anderen Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vorhielt. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten Zügen

[1]) E. T. A. Hoffmann, Gesamelte Schriften, G. Reimer, Berlin 1845. Bd. VII, S 315 ff. — [2]) Bd. VIII, S. 205 ff. — [3]) Bd. V, S. 185 ff.

die holde Engelsgestalt meiner Vision. — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, wurd' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähmte eine Art Starrsucht nicht sowohl mein ganzes Regen und Bewegen, als vielmehr nur meinem Blick, den ich nun niemals würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich euch bekennen, daß mir jenes Ammenmärchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartfrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie sagte nämlich, wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entsetzlich graulich, aber in vollem Grauen konnt' ich doch nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hin zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubte ich ein paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen, ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig nieder. In diesem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz, alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte durchbebte meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir schleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis ins Herz hinein. Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglühte. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich meinem exaltierten Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergötzliches Schauspiel gegeben. . . . . Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmutige Bildnis reflektiert, hatte ich zum profaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde fest zu knüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abthun wollte, blind erschien, und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu polieren. — Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen! — ja so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, so wie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmütigen, das Herz durchbohrenden Blick anschaute! — Ihr lacht? — Ihr seid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber sprecht, denkt was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber so wie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will euch nicht ermüden, ich will euch nicht herzählen alle Momente, die sich einer aus dem andern entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervorzurufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. . . Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien. . . Oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Übelbefinden, die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanze hervor, daß ich sie zu erfassen erwähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sei selbst

die Gestalt und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine das innerste Mark verzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt und trat dann das Bild wieder lebendig ans dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband. — Diese ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerstört im ganzen Wesen, schwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zustand ernstlich nachzusinnen. . . . . . Ich steckte meinen Taschenspiegel ein und eilte zu dem Doktor K., berühmt durch seine Behandlung und Heilung Wahnsinniger, durch sein tieferes Eingehen in das psychische Prinzip, welches oft sogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und zu heilen vermag. Ich erzählte ihm alles. . . . . . „ . . Daß sie auf unerhörte Weise psychisch angegriffen sind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntnis dieses Angriffs irgend eines bösen Prinzips giebt Ihnen selbst die Waffen in die Hand, sich dagegen zu wehren. Lassen Sie mir ihren Taschenspiegel, zwingen Sie sich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geisteskräfte in Anspruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, so lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spziergange, fort in die Gesellschaft ihrer Freunde, die sie so lange vermißt. Essen sie nahrhafte Speisen, trinken Sie starken kräftigen Wein. Sie sehen, daß ich bloß die fixe Idee, das heißt, die Erscheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenster des öden Hauses und im Spiegel vertilgen, Ihren Geist auf andere Dinge leiten und Ihren Körper stärken will. Stehen Sie selbst meiner Absicht endlich bei." — Es wurde mir schwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn schon genommen, schien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?" „Nicht das Mindeste," erwiderte ich, wie es sich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an," sprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat deutlicher denn je hervor. „Da ist sie," rief ich laut, Der Arzt schaute hinein und sprach dann: „Ich sehe nicht das Mindeste, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel sahe einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüber ging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Versuch". Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte seine Hand auf dem Rückenwirbel. — Die Gestalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel schauend erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, schaute nochmals hinein, verschloß ihn in dem Pult und kehrte erst, als ich einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn schweigend dagestanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie," fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorschriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie außer sich selbst gesetzt Ihr eignes Ich in physischem Schmerz fühlen, mir noch sehr geheimnisvoll sind, aber ich hoffe, Ihnen recht bald mehr darüber sagen zu können." —

Genug! Die Pointe der Novelle selbst und die sonstigen Ausführungen über den Lebensmagnetismus möge man an Ort und Stelle nachlesen. Hier interessieren uns nur die poetisch-realistisch geschilderten Zustände während der durch den Spiegel ausgelösten Ekstase.



Die psychischen Ursachen der Doppelgängerei.

Von

Carl du Prel.

In meinen bisherigen Untersuchungen in diesen Heften[1]) habe ich einige von den Zuständen in Betracht gezogen, gelegentlich welcher Doppelgängerei eintritt. Es ist klar, daß in diesen Zuständen nur die Gelegenheitsursache liegt, während die eigentliche treibende Ursache allen diesen Zuständen gemeinschaftlich ist. Diese Ursache nun ist die Psyche selbst des Menschen, die, von verschiedenen Empfindungen bewegt, ihre Gedanken nach entfernten Orten lenkt und vermöge ihrer organisierenden Fähigkeit dort ihr Bild erzeugt, den Astralleib sichtbar werden läßt.

Es hat sich schon in den bisherigen Beispielen ziemlich deutlich gezeigt, daß, abgesehen von der subjektiven Empfänglichkeit für die sichtbare Wahrnehmung des Phantoms auch noch ein psychischer Rapport nötig ist, der den Seher mit dem Phantom verbindet. Immer liegt der unwillkürlichen Doppelgängerei lebhafter Wunsch, große Sorge, tiefe Sehnsucht und der willkürlichen ein ausgesprochener Wille zu Grunde. Jede tiefe innere Aufwühlung scheint, sogar gegen den bewußten Willen des Betreffenden, das Heraustreten bewirken zu können, das also nicht nur unwillkürlich, sondern auch ungewollt eintreten kann. Dies geschah in einem gerichtlichen Falle, der sich zu Glasgow ereignete, und wobei der Doppelgänger zur Aufdeckung eines Verbrechens hätte führen müssen — wenn den Juristen derlei Dinge nicht gänzlich fremd wären:

Der Lehrling eines dortigen Wundarztes hatte ein Verhältnis mit einem Dienstmädchen, das mit einem Male verschwand, ohne daß auf den Lehrling irgend ein Verdacht gefallen wäre. An einem Morgen fanden ihn jedoch die Wachen im Freien im Grase liegend, und da sie ihn wohl kannten, und fragten, warum er nicht in der Kirche sei, antwortete er: „Ich bin ein unglücklicher Mensch schaut in das Wasser!" Sie belästigten ihn nicht weiter, gingen jedoch dem Wasser zu und fanden dort eine weibliche Leiche, die sie in die Stadt brachten. Die Leute kamen eben aus der Kirche, und unter ihnen auch der Lehrling. Man erkannte in der Leiche das vermißte Dienstmädchen, das mit einem chirurgischen Instrument ermordet worden war. Der junge Mann wurde mit Bezug auf seine Selbstanklage ergriffen und verhört. Aber merkwürdiger Weise konnte gerade diese Selbstanklage nicht bewiesen werden; es stellte sich über jede Möglichkeit eines Zweifels heraus, daß der Lehrling dem Gottesdienste von Anfang bis zu Ende beigewohnt hatte, so daß die Richter — in deren Gesetzbüchern das Kapitel der transscendental-psychologischen Phänomene keinen Raum gefunden — ihn freisprachen.[2])

---

[1]) Vergl. das Juliheft S. 1 und das Augustheft S. 86.

[2]) Crowe, Nachtseite der Natur. I, 242.

Mancher dürfte geneigt sein, gerade wegen dieser Selbstanklage durch das eigene Phantom diese Geschichte zu bezweifeln. Indessen bieten sich dafür zwei Erklärungen. Es hat sich schon mehrfach gezeigt, daß die organische Funktion der Seele, die Erzeugung des Phantoms, leichter nach außen einzutreten scheint, als die denkende Funktion, die sich in einer rationalen Handlungsweise offenbaren würde. Diese nimmt oft einen nachtwandlerischen Charakter an, wobei eine Selbstanklage ebenso gut denkbar ist, als etwa bei Menschen, die im Traume sprechen. Sodann aber zeigt sich im Somnambulismus durchgängig ein sehr ausgesprochener Antagonismus zwischen sinnlichem und transscendentalem Bewußtsein, entsprechend den verschiedenen Interessensphären der beiden Personen unseres Subjekts. Es wäre daher statt der unwillkürlichen Selbstanklage sogar eine mit bewußter transscendentaler Absicht denkbar. Die Somnambulen melden mit großer Übereinstimmung, daß zwar in den niederen Graden ihres magnetischen Zustandes die Erbfehler des Menschen zur Geltung kommen, daß ihnen aber in den höheren Graden das Aussprechen einer Unwahrheit unmöglich wäre. In der That ist die Selbstanklage im Somnambulismus ein so häufiger Fall, daß die Magnetiseure oft diesen Zustand benutzen, um frühere Aussagen auf die Probe zu stellen, denen sie mißtrauten. Auch Hypnotisierte sollen sehr geneigt sein, ihre Geheimnisse auszuplaudern.[1]) Es ist daher für mich keinem Zweifel unterworfen, daß das Mittel, nichtgeständige Verbrecher im Somnambulismus zum Geständnis zu bringen, im ordentlichen Gerichtsverfahren noch seine Anwendung finden wird. Der Gefahren wegen, welche durch Gedankenübertragung entstehen könnten, müßte allerdings die Übereinstimmung solcher Selbstanklagen mit eidlichen Zeugenaussagen oder mit materiellen, wenngleich vom somnambulen Verbrecher selbst gelieferten Beweisen gefordert werden; denn Versuche, die in neuester Zeit mit Hypnotischen angestellt wurden, haben ergeben, daß, wie Somnambule nach dem Erwachen oft magnetische Befehle ausführen, so auch Hypnotisierten die im Wachen fortdauernde Idee, ein beliebig ersonnenes Verbrechen begangen zu haben, übertragen werden kann, wie der unwiderstehliche Impuls, sich dieses Verbrechens anzuklagen.

Es ist also nicht nur die Arzneiwissenschaft, die durch Einführung des Somnambulismus in dieselbe, eine Umwälzung erfahren und gleichsam zur Wiedergeburt gebracht werden könnte, sondern — von der Chemie, Physik und vor allem der Philosophie abgesehen — auch die Juristerei als Polizeiwissenschaft. Ich könnte einen ganzen Band füllen mit Berichten und Vorschlägen, um zu beweisen, daß eine mit den Verwertungsmitteln des Somnambulismus ausgerüstete Behörde in einem ganz andern Grade der Verbrecherwelt gewachsen wäre, als unsere heutige Polizei, die, weil sie keine Ahnung davon hat, daß es einen tierischen Magnetismus giebt, in ihrer Weise folgerichtig das Fernsehen ersetzt durch das physio-

[1]) Schmidt's Jahrbücher der in- und ausländischen Gesamtmedicin. 1881, Nr. 4, S. 84.

logische Sehen auf gut Glück da und dort hingestellter Polizeiorgane, die man Gensdarmen nennt. Wer aus der Geschichte der Wissenschaften weiß, wie lange neue Ideen brauchen, um auch nur der Möglichkeit nach eingesehen zu werden, wird sich darüber nicht wundern, und so darf auch einer, der heute die Ansicht ausspricht, daß Verbrecher zum somnambulen Geständnis gebracht werden können, sicher sein — ausgelacht zu werden. Erst das dringende Bedürfnis, die Notwendigkeit, wird also die Sache zur Entscheidung bringen; denn die Vermehrung der Polizeiaugen kann in einer von der materialistischen Weltanschauung durchtränkten Gesellschaft unmöglich gleichen Schritt halten mit dem gleichmäßig, wie diese Weltanschauung, anwachsenden Trieb zum Verbrechen, der mit zunehmenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen auch Einsicht bekommt in die Verwertung dieser Kenntnisse zu verbrecherischen Zwecken. Erst dann also, wenn die Verbrecherwelt uns über den Kopf zu wachsen beginnt, werden wir uns auch nach einer anderen als bloß arithmetischen Vermehrung der polizeilichen Hilfsmittel umsehen. Um aber die Behauptung, daß die Juristen zur Zeit noch keine Ahnung davon haben, auch zu beweisen, sei mir eine kleine Abschweifung erlaubt; vielleicht wird mir dann der eine oder andere doch Recht geben, wenn ich sage, daß, wenn man schon von Polizeiwissenschaft überhaupt reden will, man diese Benennung wenigstens auf die Zeit versparen sollte, da diese mit der wirklichen Wissenschaft des Somnambulismus in Grenzberührung gekommen sein wird:

Vor etwa zwei Jahren schrieb mir aus Nizza eine Dame, daß dort jemand, der bestohlen wurde, die Anwesenheit des Magnetiseurs Robert aus Paris benutzte, vom Somnambulen desselben, einem jungen Menschen, Auskunft über den Thäter zu verlangen. Man fand den Thäter und das Gestohlene an dem bezeichneten Orte, der Polizeibeamte aber, der davon in Kenntnis gesetzt wurde und solche Kenntnisse über den Dieb nur bei einem Hehler für möglich hielt, wollte als solchen den Somnambulen verhaften lassen. Das war denn doch diesem jungen Manne, der schon zahlreiche Beweise von seiner Fähigkeit gegeben hatte, zu stark, und er zog es vor, sich diesem Danke durch Entfernung zu entziehen.

Die Projektion des Astralleibes gegen ein Ziel, deßen mit großer Sehnsucht gedacht wird, ist der häufigste der vorkommenden Fälle, und daraus läßt sich vermuten, daß die Energie des Wunsches es ist, wovon diese Fernwirkung abhängt: in manchen dieser Fälle, wenn es nämlich zu keiner Sichtbarkeit und Wirksamkeit des Phantoms kommt, wird man allerdings die einfachere Hypothese des Fernsehens annehmen. So erwähnt van Helmont einen Knaben, der durch ein außerordentliches Verlangen, seine weit entfernte Mutter zu sehen, in Ekstase geratend, sie besuchte und, wieder zu sich gekommen, sich aller Dinge erinnerte und manche Umstände zur Beglaubigung, daß er dort gewesen, angab.[1]) Diese heftige Sehnsucht tritt besonders bei Sterbenden ein, wenn sie von ihren Angehörigen nicht Abschied nehmen können. Schopenhauer erzählt: „Vor kurzem starb hier in Frankfurt, im jüdischen Hospital, bei Nacht eine kranke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schwester und Nichte, von denen

[1]) Perty, Die myst. Erscheinungen II, 133.



die eine hier, die andere eine Meile von hier wohnt, bei der Herrschaft derselben ein, um nach ihr zu fragen, weil sie ihnen beiden in der Nacht erschienen war. Der Hospitalaufseher, auf dessen Bericht diese Thatsache beruht, versicherte, daß solche Fälle öfter vorkommen.[1])

In einem Bericht über die 18. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte erzählt Rösch, daß der Frau des Oberamtsarztes Seyffer, der zu den Mitgliedern der Versammlung gehörte, kürzlich nachts 11 Uhr das Licht zweimal nacheinander ausgeblasen wurde, das zweite Mal mit einem heftigen Schlag auf den Tisch. Seyffer selbst war, als er zu Cannstadt in die lateinische Schule ging, von einer älteren Freundin mit besonderem Wohlwollen behandelt worden; eine philologisch gebildete Frau, repetierte sie mit ihm seine Aufgaben. Viele Jahre waren seither verflossen, Seyffer hatte sie seit einigen Wochen nicht mehr besucht, als an einem Morgen um 5 Uhr die 80jährige Frau, wie im Leben, vor seinem Bett erschien. Seine eigene Frau, der er zurief, sah nichts. Die Gestalt verschwand, immer bläffer werdend. In der gleichen Stunde war jene Frau gestorben, hatte in letzterer Zeit oft von ihm gesprochen und sehr verlangt, ihn zu sehen.[2]) Diese Geschichte enthält manches Merkwürdige. Das Ausblasen des Lichtes ist einer jener Züge, die sich beständig wiederholen, und es hat den Anschein, daß entweder der chemische Prozeß, auf dem die Phantombildung beruht, durch den Lichtstrahl gehemmt wird — wie umgekehrt Schallwellen, z. B. der Musik, ihn zu begünstigen scheinen — oder daß wenigstens die Sichtbarkeit des Phantoms dadurch gehindert wird, so daß die Absicht entsteht, die Störung zu beseitigen. Auch der gehörte Schlag ist eine häufig vorkommende Erscheinung, dessen Erklärung aus der Umwandlung der Kräfte der transscendentalen Physik obliegt. Der Aufgeklärte freilich wird in beiderlei Arten von Kundgebungen nur läppische Dinge sehen, und indem er von eventuellen Geistern nicht glauben will, daß sie so läppische Dinge treiben, leugnet er sie lieber. Nun folgt aber aus dem Anpassungsgesetze, daß unser materieller Körper notwendig ist, um in unsere materielle Welt regelrecht eingreifen zu können, daß umgekehrt ein Astralleib sich darin nicht in seinem Elemente befindet, also in den Möglichkeiten seines Eingriffes beschränkt ist, nicht aber, daß er selber geistig beschränkt ist. Wenn transscendentale Wesen Wunder wirken könnten, statt nur gesetzmäßig eingreifen zu können, dann dürften wir auch unsere Anforderungen an sie beliebig stellen, und hätten das Recht, läppisch zu nennen, was uns nur läppisch *erscheint*. Dieser Tadel ist demnach nur berechtigt im Munde der Wundergläubigen, was doch die Aufgeklärten gewiß nicht sein wollen, die also mit ihrem Tadel gegen die Logik verstoßen. Wir würden daher besser thun, diese anscheinend so läppischen Phänomene zu studieren; denn nur auf diesem Wege läßt sich hoffen, allmählich in die Gesetze der transscendentalen Physik Einblicke zu gewinnen.

Es läßt sich begreifen, daß ein transscendentales Wesen — und zu diesen ist doch auch der Doppelgänger zu zählen —, wenn es sich der menschlichen Verkehrsmittel beraubt sieht, jede ihm gebotene Eingriffsmöglichkeit

[1]) Schopenhauer, Parerga I, 308.
[2]) Perty, Die myst. Ersch. II, 150.

benützt, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dem Legationsrat L. erschien seine ferne kranke Mutter. Nach vorausgegangener Unruhe des Hundes, einem Wischen und Klopfen rings im Zimmer, sah er vor seinem Bette eine weiße Dunstfigur, in der er sogleich seine Mutter erkannte und an ihrer Haube deutlich ein violettes Band unterschied. Sie verschwand, — dies ist wohl nur optisch zu nehmen — als er aus dem Bette sprang, und an der Stelle des Verschwindens bildete sich eine Feuererscheinung. Die Mutter hatte in der gleichen Stunde sich äußerst elend gefühlt und lag wie tot im Bette. Später fragte sie ausdrücklich, ob sie nicht ihrer Schwester oder ihrem Sohne erschienen sei; sie habe so sehnlich besonders an den Sohn gedacht. In Bezug auf das violette Band stimmte das Phantom mit der Lebenden überein.[1]) Aus solchen und ähnlichen physikalischen Manifestationen dürfen wir nun aber nicht schließen, daß die Gesetze der transscendentalen Physik dem Phantom bekannt sein müssen. Wir dürfen, wie bereits erwähnt, den Dualismus von Kraft und Stoff, Seele und Leib, nicht übertragen auf den Astralleib, beide müssen in diesem innig verschmolzen sein, und alle Wünsche und Gedanken müssen nach dem auch hier geltenden Gesetze, daß das Psychische in äquivalente Beträge physischer Kräfte umwandelbar ist, in diesen Gedanken correspondierende physikalische Manifestationen, wenngleich ganz unwillkürlich, umschlagen.

Sehr häufig sind die Fälle, in welchen das Eidolon als Vorläufer des Lebenden in der Ferne sich einstellt, wenn bei diesem sehnsüchtige Gedanken, besonders bei unfreiwilligem Aufenthalt, dem Körper voran eilen. Der Naturforscher Linné erzählt, er selbst sei ein Doppelgänger dieser Art gewesen: „Ich wohnte auf der einen Srite des Sales, meine Frau auf drr andern. Sie, nebst mehreren anderen Personen, hörte mich in den Sal kommrn, meine Zimmer aufschließen, hineingehen, hernach wieder herauskommen und zuschließen, wähnend, ich hätte nur Hut und Stock abgelegt und komme zu ihr. Aber niemand kommt. Da sagt meine Frau: Mein Mann kommt sogleich. Dieses ereignete sich nicht einmal, sondern vielmal, sogar, da ich in Stockholm gewesen war, vor meiner Ankunft.[2]) Medizinalrat Schindler erzählt, daß ein gewisser Rommer, auf der Reise allein im Gastzimmer sitzend, sehnsüchtig an seine Frau dachte. Er fühlte, daß es nur eines ernsten Willens bedürfe, um sich zu ihr zu versetzen, und nun sah er sie in der That, mit einer wriblichen Arbeit beschäftigt, an ihrem Tische sitzen; er saß, wie er zu thun pflegte, auf rinrr Fußbank vor ihr, und sie suchte ihre Arbeit vor ihm zu verbrrgen. Ein Expreßbote seiner Frau belehrte ihn später, daß sie im gleichen Augenblick ihn in der angegebenen Stellung bei sich gesehrn. Nach seiner Ankunft machte die Beschreibung der von ihm gesrhenen Arbeit es zur Gewißheit, daß er in der That als Doppelgänger bei ihr grwesen.[3]) Hier ist nun wiederum die Undeutlichkeit des Ausdrucks zu bedauern. Daß Rommer sich selbst anf der Fußbank sitzen sah, könnte in zweierlei Weise ausgelegt werden; er konnte fernsehend sein eigenes Eidolon in dieser Situation

---

1) Moritz, Magazin für Erfahrungsseelenkunde. VI, 78; Perty II, 139.
2) Linné, Nemesis divina.
3) Schindler, Magisches Geisteslebrn 168.

erkennen, oder sein Eidolon sah sich selber, wie wir an unserem Körper herabsehen. Mit anderen Worten: Sah Rommer seinem Eidolon in die Augen, oder sah dieses mit eigenen Augen nur seinen übrigen Astralleib?

Der bayerische Stabsmedikus Meier erzählt: Ein aufgeklärter Geistlicher hatte eine Schwester in fernem Lande, von der er schon seit 10 Jahren keine Nachricht mehr bekommen hatte. Als er einst morgens wachend noch im Bette lag, öffnen sich die Bettvorhänge, seine Schwester steht vor ihm, breitet mit einem „Gott grüße dich, lieber Bruder!" die Arme aus und verschwindet. Der Geistliche erzählt die Erscheinung seiner Frau und beschreibt genau die Gestalt und deren Kleidung. Beim Frühstück spricht man noch von der Sache, da geht die Thüre auf und mit einem „Gott grüße dich, lieber Bruder!" fliegt die Schwester ihm in die Arme, in derselben Kleidung, die vor wenigen Stunden am Phantom zu sehen war. Es ergab sich nun, daß die Schwester, dem Geistlichen gänzlich unbewußt, auf der Reise zu ihm begriffen und, von Sehnsucht zu ihm getrieben, von einem Gewitter überfallen, in einem Dorfe aufgehalten wurde.[1])

Auch in dieser Erzählung ist ein Mangel zu bedauern. Hatte die Schwester die Scene des Wiedersehens sich ausgemalt, vielleicht sogar jene Worte gedacht, und bestimmte dadurch die Thätigkeit des Phantoms? Oder handelte dasselbe selbständig, und zwar fernsehend die Scene des Wiedersehens anticipierend, oder war die Übereinstimmung der Worte nur Zufall? Es ist schwer, diese Fragen zu beantworten, und man erkennt leicht, daß, so lange die Berichte in so unbestimmter Weise gehalten sind, eine wissenschaftliche Ausnützung derselben nicht möglich ist. In der That steht das massenhaft gebotene Thatsachenmaterial in gar keinem Verhältnis zur Verwertbarkeit desselben, und nur die allgemeinsten Grundzüge einer Theorie für diese Phänomene können entworfen werden.

Splitgerber erzählt, daß er als Oberprimaner einst auf der Straße einen älteren Bekannten gesehen, den er 15 Meilen entfernt wußte. Da er ihn im nächsten Augenblick nicht mehr sah, besuchte er den Sohn desselben, der am Gymnasium studierte, aber nichts von seinem Vater wußte. An einem der nächsten Tage kam der Vater wirklich unerwarteter Weise an, da er beunruhigende Nachrichten über den Sohn erhalten, die ihm den Entschluß erweckt hatten, selber nachzusehen.[2])

Ein merkwürdiges Beispiel ist folgendes, in welchem der Entsendung des Astralleibes ein Fernsehen als Motiv vorausgeht: Der schwedische Kammerherr Baron Sulza stattete einst einem Nachbarn Besuch ab und kehrte nachts zurück. In der Nähe der Wohnung sah er seinen Vater ihm entgegen kommen, in einem ihm bekannten Anzug und mit einem Stock, den ihm ein zweiter Sohn geschnitten hatte. Er begrüßte ihn, hatte mit ihm ein langes Gespräch, aber im Schlafzimmer des Vaters angekommen, lag dieser entkleidet und in tiefem Schlafe zu Bett, erwachte sodann, sah ihn befremdet an und erzählte ihm nun, er danke Gott, ihn zu sehen, denn ein schwerer Traum, daß der Sohn in Gefahr zu ertrinken sei, hätte ihn beunruhigt. Dies war in der That am gleichen Tage der Fall gewesen.[3]) Hier muß also ein hellsehender Rückblick angenommen werden, der dem Vater die Scene der überstandenen Gefahr vorstellte, oder wenigstens dem

---

[1]) Archiv VI, 1. 35.

[2]) Splittgerber, Schlaf und Tod. I, 301.

[3]) Dupotet, traité complet du magnétisme animal. 549.

Traumbewußtsein eine Ahnung derselben, einen auf die Gefühlssphäre beschränkten Rückblick eingab. Auch dieser Bericht läßt wieder viel zu wünschen übrig.

Wir können alle diese Beispiele in die Worte des van Helmont zusammenfassen: „Es giebt eine ekstatische Kraft, die, durch ein glühendes Verlangen oder eine sehr lebhafte Vorstellung geweckt oder angeregt, den Geist zu einem nicht gegenwärtigen, weit entfernten Gegenstand hinzuversetzen imstande ist. Die berühmtesten Forscher des Mittelalters, Theologen, Philosophen und Ärzte, waren über diesen Punkt in Übereinstimmung; wer sich nun aber für die Untrennbarkeit der Seelenfunktionen entscheidet, wird auch die Versetzung der Gedanken mit der des Astralleibes verbinden.

Wir müssen nunmehr auch den umgekehrten Fall in Betracht ziehen: die Gedankenübertragung ist in neuester Zeit als nicht mehr zu leugnende Thatsache festgestellt worden — und zwar auf Entfernung, ohne die Möglichkeit, unwillkürliche Muskelbewegungen zu übertragen —; es drängt sich somit die Frage auf, ob nicht bei tiefer Sehnsucht nach einer entfernten Person diese selbst beeinflußt werden kann, ihrerseits heranzukommen. Ein solches körperliches Heranziehen würde nur gesteigert darstellen, was bei der Gedankenübertragung häufig sich zeigt, daß sie auch Willensübertragung zur Vornahme einer bestimmten Handlung sein kann. Im Somnambulismus ist letzteres eine alltägliche Erscheinung, es fragt sich nur, ob auch eine wache Person ohne magnetische oder hypnotische Behandlung genötigt werden kann, einen fremden Willen auszuführen. Nun unterscheidet sich der Somnambulismus vom Wachen in psychischer Hinsicht zunächst darin, daß wir in ersterem durch Verlegung der normalen Empfindungsschwelle empfänglicher werden für solche Einflüsse, die im Wachen nicht die genügende Reizstärke besitzen, um uns bewußt zu werden. Eine bewegliche Empfindungsschwelle kann sich nun aber ausnahmsweise auch im Wachen beweglich zeigen, oder die Stärke eines fremden Willens kann ausnahmsweise einen Grad zeigen, daß selbst bei normaler Empfindungsschwelle der fremde Wille empfunden wird. Eine Somnambule Kerners sagt: „Ich werde sehr gestört, ich fühle, daß jemand durchaus zu mir will, und ganz seinen Willen auf mich gerichtet hat." (In der That war jemand die Treppe heraufgekommen, der mit Gewalt zu ihr wollte, aber abgewiesen worden war.) „Würde diese Person nicht mit aller Willensneigung zu mir begehren, so würde ich kein Gefühl von ihr haben." [1])

Göthe sagt in dieser Hinsicht: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo mich auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einer Geliebten überfiel, und wo ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unleidlich, sagte sie; ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte hierher." Einen dieser Fälle erzählt Göthe sehr ausführlich.[2])

---

[1]) Kerner, Gesch. zweier Somnambulen. 19.

[2]) Eckermann, Gespräche mit Göthe. III, 137—139.

Man braucht eben nicht selbst ein magisch angelegtes Individuum, wie Göthe, oder ein großer Dichter zu sein, wie er, um derlei Phänomene für möglich zu halten, besonders in der Liebe, die gemäß ihrer metaphysischen Grundlage dem Willen eine so außerordentliche Stärke erteilt, daß sie selbst bei normaler Empfindungsschwelle empfunden werden könnte.

Es fragt sich nun noch, ob vielleicht ein fremder Astralleib auf diese Weise herangezogen werden könnte. Der Aufgeklärte wird zwar sagen, daß ich immer tiefer in den Sumpf gerate; ich möchte ihn aber doch darauf aufmerksam machen, daß diese Möglichkeit der oben erwähnten gegenüber keine Steigerung, sondern sogar Abschwächung wäre. Wie das Nachtwandeln, genau besehen, eine Steigerung der bloßen Versetzung des Astralleibes ist, so mußte Göthe, als er aus der Ferne seine Geliebte zu sich heranzog, zunächst ihre seelische Substanz, den Astralleib, beeinflussen, und nun handelt es sich darum, ob dieser allein, ohne den Körper mitzuziehen, gehorchen könnte, welches zu bezweifeln bei der Selbständigkeit, womit der Astralleib oft auftritt, nicht wohl angeht. Das ungebildete, aber eben darum auch von keinen aprioristischen Negationen eingeengte Volksbewußtsein hat von jeher den Glauben an solche Phänomene gehabt und in Volkssagen niedergelegt, die, ohne daß es nötig ist, ihnen objektiven Wahrheitsgehalt zuzusprechen, doch psychologische Wahrheiten in sich bergen können. So kommen in den Sagen oft getrennte Liebende auf ekstatischem Wege zusammen und verkehren mit einander. Ein solcher erotischer Ekstatiker war auch der berühmte Theologe Germanus von der Hagen, der eine adelige Frau liebte, und, weil er nicht anders konnte, auf zauberischem Wege sich zu ihr begab, worauf er zu ewigem Kerker verurteilt wurde. So berichtet Del Rio, ohne es für nötig zu finden, bloß die psychologische Wahrheit dieser Geschichte anzuerkennen.[1])

Um wieder auf unser eigentliches Problem zurückzukommen, so finden wir die Doppelgängerei nicht bloß beschränkt auf heftige innere Aufwühlungen, und es fehlt nicht an Beispielen, daß ein lebhafter Wunsch, ja der bloße Gedanke genügt. Der Gymnasialdirektor Musäus erzählt, daß sein Vater, der als Pfarrer eine große, aus 5 Kirchspielen bestehende, Gemeinde zu versehen hatte, oft 1—2 Stunden vorher an Orten gesehen wurde, zu welchen er erst unterwegs war. Man sah ihn den Weg herkommen, sich dem Hause nähern, wie zum Eintritt, und wenn man ihm entgegenging, war er nicht zu finden.[2]) Eine Köchin zu Ebersdorf wurde oft an den Gartenbeeten thätig gesehen, wenn sie am Kochherde stand und sehnlich die Kräuter zu haben wünschte.[3]) Der Regierungsrat Truglin sieht, in die Kanzlei gehend, um dort einen Bündel Akten zu holen, an dem ihm sehr viel gelegen war, auf seinem gewöhnlichen Stuhle sich selbst sitzen, das Bündel Akten vor sich; erschreckt geht er nach Hause und schickt nun die Magd nach den Akten, die nun ebenfalls ihren Herrn auf seinem Stuhle dort sitzen sieht.[4]) Der Landrichter F. schickte einst seinen Schreiber in ein benachbartes Dorf, um dort eine Bestellung zu machen. Nach einiger Zeit trat der Schreiber wieder ins Zimmer des Landrichters, nahm aus dem Bücherschrank ein Buch und blätterte darin. Überrascht fuhr der Land-

[1]) Delrio, disquisitiones magicae. II, 26.

[2]) Perty, Blicke in das verborgene Leben. 139.

[3]) Perty, Die mystischen Erscheinungen. II, 165. — [4]) Ders.: II. 146.

richter ihn an, warum er noch nicht fortgegangen; aber bei dieser Frage verschwand die Gestalt, und das Buch fiel auf den Boden. Aufgeschlagen, wie es gefallen war, legte es der Landrichter auf seinen Tisch. Als der Schreiber abends zurückkam und ausgefragt wurde, erzählte er, er sei in Begleitung eines Bekannten gegangen, mit dem er über eine Pflanze, die sie gefunden, einen botanischen Zwist gehabt habe; er sei seiner Sache so sicher gewesen, und habe geäußert, daß wenn er zu Hause wäre, er aus dem Linné die Seite aufschlagen könnte, wo der Beleg für seine Behauptung zu finden wäre. Es war dies eben das Buch, welches gefallen war, und die Seite, die sich aufgeschlagen hatte.[1]) **Eine ganz ähnliche Geschichte findet sich beim gleichen Autor.** Ein junger Mann begab sich nach Göttingen, um dort unter Benutzung der Bibliothek eine Dissertation zu schreiben. Bei schon vorgerückter Arbeit erinnerte er sich einer unter den Büchern seines Vaters gesehenen Monographie, deren Einsicht ihm dringend notwendig erschien. Er schrieb daher seinem Vater, ihm dieselbe so bald als möglich zu senden, dieser aber konnte ungeachtet aller Mühe die Schrift nicht finden und teilte ihm den Mißerfolg mit. Bald darauf arbeitete der Vater in seiner Bibliothek, erhob sich, um ein Buch aus dem Repositorium zu holen und sah plötzlich seinen Sohn neben sich eine in der Höhe befindliche Schrift ergreifen. Überrascht rief er: „Mein Sohn, wo kommst Du her?" aber ebenso plötzlich verschwand die Gestalt, und als nun der Vater besonnen nach der Stelle langte, wo er die Hand des Sohnes gesehen, lag die von ihm so dringend verlangte Monographie in seinen Händen. Sofort sendete er sie nach Göttingen, und diese Sendung kreuzte sich mit einem Briefe des Sohnes, worin dieser genau die Stelle bezeichnete, wo die Schrift zuverlässig zu finden sein müßte; es war die Stelle, wohin das Phantom gegriffen hatte.[2])

Wenn auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Gedanken zum habituellen Zustand werden, liegt darin vielleicht ein Ersatz für die Intensität des Willens. Ein kurhessischer Bauer verkaufte sein Anwesen und wanderte nach Amerika aus. Eines abends, als die Frau des neuen Besitzers in der Wohnstube beschäftigt war, sah sie die Thüre sich öffnen und statt ihres erwarteten Mannes den Ausgewanderten hereintreten, der sie betrübt anschaute und verschwand. Bald darauf, während die Frau am Spinnrade saß, öffnete sich wieder die Thüre, die Ehefrau des Ausgewanderten trat herein und durch die Nebenthüre in eine Kammer, wo man sie geräuschvoll hantieren hörte. Nach später eingegangenen Briefen war um dieselbe Zeit das Schiff der Ausgewanderten in einem heftigen Sturm vom Untergang bedroht.[3]) **Die verbliebene Sehnsucht nach der zurückgelassenen Heimat scheint also hier im Augenblicke der Gefahr noch gesteigert worden zu sein.**

Die Magd eines Buchbinders Fruiauf schmeichelte sich mit der Hoffnung seine Frau zu werden. Ihr Eidolon kam einst nachts durch die verschlossene Thüre in sein Zimmer, stierte ihn im Vorübergehen an und ging dann wieder hinaus, während die Magd selbst in einem abgesperrten Hintergebäude schlief. Als sich dieser Besuch wiederholte, verbat sich der Buchbinder unwillig solche nächtliche Besuche, worauf das Phantom mit einem tiefen Seufzer plötzlich verschwand. Am Tage darauf vernahm er, daß die Magd in der Nacht erkrankt sei.[4]) **Wenn wir hier einen Kausalzusammenhang annehmen dürfen zwischen der barschen Abweisung und der nächtlichen Erkrankung, so wäre damit die Solidarität des Phantoms mit dem Körper in psychischer Hinsicht bewiesen, wodurch die substanzielle Natur und Realität des Phantoms in hohem Grade wahrscheinlich wird.**

[1]) Kerner, Blätter aus Prevorst. IV, 122.
[2]) Kerner, Blätter aus Prevorst. IX, 177. — [3]) Kerner, Magikon. II, 85.
[4]) Perty, Die mystischen Erscheinungen. II, 134.

Einen höchst merkwürdigen und rührenden Fall der Doppelgängerei, die durch habituelle Gedankenrichtung und zur zweiten Natur gewordenes Pflichtgefühl hervorgerufen wurde, erzählt Happach. Derselbe hatte eine alte Magd, ein Muster von Pünktlichkeit, die mit sich selbst nicht zufrieden war, wenn sie etwas versäumt hatte. Um 3 Uhr früh mußte sie ihm täglich den Thee bringen, wobei sie seine unter dem Spiegel hängende Taschenuhr, an der sie selber sich nicht orientieren konnte, ihm ans Bett brachte. Eines Tages kam sie zur Thüre herein, leise, als ginge sie auf Strümpfen, trat mit der Uhr an sein Bett, wendete sich aber dann wieder hinweg und antwortete nicht, als er sie ansprach. Er stand auf, ging durch die Thüre, die er verschlossen gefunden, zu ihr in den zweiten Stock hinauf, wo er sie mit Mühe aus dem Schlaf weckte. Dies wiederholte sich nach einigen Tagen. Von nun an rief er sie an, wenn er sie kommen hörte; sie antwortete, wenn sie körperlich da war, schwieg aber, wenn es nur das Phantom war. Ermahnte er sie abends, nicht zu verschlafen und ihm rechtzeitig den Thee zu bringen, dann kam sie jedesmal etwa eine Stunde später, oft zweimal, doppelgängerisch. Es geschah das über hundertmal, so daß Happach sich daran gewöhnte, und ihm nur das Interesse für das Problem blieb.[1])

Man kann sich, besonders wenn die Thätigkeit des Phantoms nur in der Vornahme gewohnter Beschäftigung besteht, der Ansicht kaum entschlagen, daß diese Form der Doppelgängerei und das Nachtwandeln mit Vornahme gewohnter Handlungen auf gleicher psychischer Grundlage beruhen, wie auch das häufige Erwachen zu festgesetzter Stunde, wobei es vom Energiegrad des im Schlafe fortdauernden Willens abhängt, ob sich der Seelenleib von uns trennt, oder ob unter Einwirkung auf das motorische Nervensystem Nachtwandeln eintritt, oder ob wir nach Angabe der sog. Kopfuhr — die im Somnambulismus eine große Rolle spielt — nur erwachen. Der Einwurf, daß dieses Erwachen viel häufiger eintritt, als das Nachtwandeln, und dieses häufiger, als die Doppelgängerei, während gesteigerte Willensintensität die umgekehrte Reihenfolge hervorbringen würde, erledigt sich durch die Unzulänglichkeit der Erfahrung, weil die Doppelgängerei nicht immer mit Erinnerung verknüpft ist und beim Beobachter eine besondere Wahrnehmungsfähigkeit voraussetzt. Es mag zweifelhaft sein, welche Stellung in der Reihenfolge die Kopfuhr einnimmt, aber daß das Nachtwandeln eine größere Willensenergie erfordert als die Doppelgängerei, ist kaum zu bezweifeln, da der Nachtwandler den Astralleib nicht zurückläßt, sondern mitträgt. Der Nachtwandler ist als Gegenstand der Erfahrung häufiger, als der Doppelgänger; die Erfahrung kann aber nicht alle Fälle der Doppelgängerei umschließen, es könnte also die letztere an sich doch die häufigere Erscheinung sein.

Es sind Fälle verzeichnet, die beweisen, daß eine sehr geringe Intensität des Willens genügt, die Projektion des Eidolon zu bewirken, ja daß bloße Gedanken sie herbeiführen. Kerner berichtet von einem halberwachsenen Knaben, der auch sonst noch sich fernwirkend verhielt, und einst auf der Bergwiese war, während seine Altersgenossen weiter oben um die Hütte herum beschäftigt waren. Es kam ihm dabei der Gedanke, hinaufzugehen und mittels einer Stange die zur

[1]) Happach: Materialien zu neuen Ansichten über Erfahrungsseelenkunde. II, 164—172.

Hütte führende Wasserleitung zu reinigen. Während dessen sahen seine Gefährten ganz deutlich seine Gestalt oberhalb der Hütte mit einer Stange auf der Schulter bergan gehen, und erschraken nicht wenig, als er gleich darauf in leiblicher Gestalt unterhalb der Hütte heraufkam.[1])

Endlich können auch bewußte Gedankenrichtung und bewußter Wille gänzlich fehlen, und doch Verdoppelung eintreten. Fräulein Emilie Sagée, eine französische Erzieherin, verlor im 19. Jahre ihre Stellung, weil sie überall als Doppelgängerin gesehen wurde. Die Mädchen im Pensionat zu Neuwelke in Liefland sahen sie manchmal im Saal oder im Garten, während sie zugleich an anderen Orten war; stand sie bei der Lektion vor der Tafel, so wurde sie oft doppelt gesehen, im Aussehen gleich, dieselben Bewegungen machend, und nur darin unterschieden, daß sie leiblich die Kreide in der Hand hielt, während das Phantom nur die Bewegungen nachahmte. Als sie einst einem Mädchen rückwärts den Rock zuknöpfte, sah diese umblickend zwei Fräulein Sagée, die an ihr knöpften, worüber sie vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Bei Tische stand manchmal der Doppelgänger hinter dem Fräulein, ihre Bewegungen mitmachend nur ohne Messer und Gabel in der Hand.[2])

Daß die Doppelgängerei, weil ihr meistens die nachträgliche Erinnerung fehlt und weil sie beim Mangel eines Sehers nicht konstatiert werden kann, in Wirklichkeit viel häufiger eintritt als in der Erfahrung, zeigt sich auch aus jenen Beispielen, worin das Phantom gerade von dem, welchem der Besuch gilt, nicht wahrgenommen wird, während zufällig Anwesende die Disposition des Sehers zeigen. Von zwei reisenden Kaufleuten sah der eine nachts die Gestalt der Mutter des andern an das Bett desselben treten und sich über ihn beugen. Sie war um dieselbe Stunde gestorben.[3]) Hier zeigt sich also das Phantom einem empfänglichen Gefährten, während der Sohn selbst weiterschläft, was allerdings nicht ausschließt, daß ihm der Vorgang als Traumbild erschien. Wie nämlich die Somnambulen und Nachtwandler zwar im allgemeinen erinnerungslos erwachen, andernfalls aber die Wirklichkeit als geträumt erinnert wird, so bleibt auch dem Doppelgänger meistens keine Erinnerung von der Phantomthätigkeit, wenn aber doch, so wird sie oft für einen Traum gehalten. So beim Dissenterprediger **Wilkind**, der 1800 starb. Als Jüngling erschien derselbe — wie es ihm vorkam, im Traume reisend — seiner Mutter, die, darin ein böses Zeichen sehend, ausrief: „O Sohn, du bist tot!" Sie hatte jemanden an das Haus kommen hören, der die verschlossene Hausthüre zu öffnen versuchte — das bekannte irrationale Verhalten —, dann aber zur Hinterthür hereinkam, worauf der Sohn vor ihr stand. Mutter und Sohn waren sich der Erscheinung und der gesprochenen Worte aufs klarste bewußt. Sie schrieb ihm sogleich mit der Bitte um schleunige Nachricht, von der sie erst beruhigt wurde.[4]) Der Doppelgänger kann also auch im tiefen Schlaf auftreten, auch ist vorweg zu erwarten, daß dieser Zustand sogar günstiger dafür ist als das Wachen, denn das Bewußtsein spielt in der Doppelgängerei nur eine passive Rolle und kann sie zwar hindern, aber nicht bewirken.

Da wir nun die Erzeugung des Phantoms nicht nur bei tiefer innerlicher Aufwühlung eintreten sehen, aber herabsteigend verfolgt haben bis

[1]) **Kerner**: Magikon. V, 496.

[2]) **Perty**: Realität magischer Kräfte. 67.

[3]) **Perty**: Die mystischen Erscheinungen. II, 153. — [4]) Ebenda: II, 132.

zu jenen Fällen, wo es mit bloß vorübergehenden, aber seine Thätigkeit bestimmenden Gedanken verbunden ist, ja da sie sogar vollkommen unbewußt bewirkt wird, so scheint sich aus der Intensität des Willens, der Gedanken und des Bewußtseins überhaupt keine Grenze ziehen zu lassen, zwischen Thätigkeiten der Seele, an welchen nur das Denken, und anderen, an welchen auch das Organisieren beteiligt wäre; es hat fast den Anschein, als wären beide Seelenfunktionen immer mit bloßen Gradunterschieden in der Mischung ungetrennt verbunden. Gilt diese Mitbeteiligung der organisierenden Seele sogar für die Produkte des wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Bewußtseins, in die sie als unbewußter Faktor eingreift, so ist in der That nicht einzusehen, warum Gedanken, die tiefer aus unserer Substanz heraufquellen und mit Gefühlserregungen versetzt sind, ohne Mitbeteiligung der organisierenden Funktion erfolgen sollen. Das „Anima est, ubi odit vel amat" enthält mehr Wahrheit, als wir anzunehmen geneigt sind, und auch bezüglich der Gedanken müssen wir der Vorstellung entsagen, als gebe es stofflose Kräfte. Auch diese scheinbar so stofflichen Gebilde können zur sinnlichen Wahrnehmung gelangen und nur an den Sinnen kann es liegen, wenn das scheinbar nur ausnahmsweise geschieht. Gerade im Gebiete der Mystik, wo wir es mit einem modifizierten Wahrnehmungsvermögen zu thun haben, werden wir für diese Anschauung noch triftigere Gründe aufstellen können.



Experimentale Untersuchungen.

Von

Max Dessoir.

> Im Leben und in der Erkenntnis ist es die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachlässigen, aber es nicht für groß auszugeben, nur für das Große sich zu begeistern, aber im Kleinen getreu zu sein.
>
> H. Lotze.

Untersuchungen, wie den nachfolgenden wird von Seiten der berufenen Vertreter der Wissenschaft ein gewisses Mißtrauen entgegengesetzt werden, da dieselben sich mit Erscheinungen befassen, welche der heutzutage herrschenden Denkrichtung zu widersprechen scheinen und zum Teil auch jetzt noch mit dem Schleier mystischer Geheimniskrämerei umhüllt sind. Da es jedoch im Wesen der Wissenschaft liegt, einzig und allein die Wahrheit zu erstreben, und da es ferner das Merkmal wahrer Wissenschaftlichkeit ist, Nichts ohne genaue Prüfung zu verwerfen, so darf man wohl hoffen, daß die hier vorliegenden Phänomene wenigstens die Beachtung derjenigen Forscher finden werden, welche den Fortschritt der Naturerkenntnis wirklich in objektiver Weise zu fördern bemüht sind.

Ich habe mich bestrebt, die mitzuteilenden Experimente zu möglichst beweiskräftigen und unanfechtbaren zu gestalten, obwohl ich mir nicht verhehlen kann, daß diese Aufgabe eine ungemein schwierige ist. Der nächstliegende und noch in letzter Zeit von einem bedeutenden Gelehrten[1]) erhobene Einwand ist der, daß entweder alle Experimentierenden betrogen hätten, oder von den Versuchs-Personen betrogen worden seien, ja daß man füglich nur zwischen Betrügern und Betrogenen zu unterscheiden brauche, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Diesem Vorwurfe gegenüber sind die Experimentierenden gemeinhin machtlos, da die moralische Integrität der Menschen blos den persönlich Nahestehenden ganz sicher sein kann, und sie solchen Anschuldigungen nur ihr einfaches Wort entgegensetzen können — für den prinzipiellen und subjekten Gegner, der ähnliche Erfahrungen und Beobachtungen nicht gemacht hat, kein Beweismittel. Mit solchen im Vorurteil befangenen Leuten kann denn freilich die wahre Wissenschaft sich nicht wohl aufhalten, ebensowenig wie mit denen, welche mißliebige Tatsachen verschweigen und auf diese Weise aus der Welt zu schaffen hoffen. Andererseits wird man allerdings sich auch gegen diejenigen Berichte ablehnend verhalten müssen, welche ohne Namensnennung der beteiligten Personen, wohl gar selbst ohne die des Berichterstatters auftreten und so jede Kontrolle unmöglich machen.

---

[1]) Vergl. Prof. Preyer „Telepathie und Geisterseherei in England." Deutsche Rundschau. Jan. 1886.

Mit dem Vorwurfe bewußter Täuschung geht derjenige der Selbsttäuschung meist Hand in Hand. Daß man nun sich über den Charakter und über die Tragweite beobachteter Thatsachen gar leicht täuschen kann, daß man den objektiven Thatbestand selbst auch selten in seiner Reinheit aufzufassen und ohne subjektive Trübung wiederzugeben imstande ist, läßt sich durchaus nicht bezweifeln. Die Schwierigkeiten der genauen Beobachtung sind eben bei weitem größer, als man im Allgemeinen anzunehmen geneigt ist, und besonders in der Psychologie, die bis jetzt nur in wenigen Fällen dem Beispiele der sogenannten exakten Wissenschaften zu folgen vermag, welche einer Sinneserscheinung nur dann die Einordnung in eine Gedankenentwicklung gestatten, wenn sie von einer mathematischen Legitimation begleitet ist. Es ist daher von hoher Wichtigkeit, das Verfahren des Experimentierenden gründlich kennen zu lernen, da nur so die Möglichkeit gegeben ist, dessen etwaige Fehler zu entdecken oder die Unanfechtbarkeit der Thatsachen zu erkennen. Aus diesem Grunde ist bei allen Experimenten genau das beobachtete Verfahren anzugeben; ich werde aber Jedem aufrichtig dankbar sein, der mich auf Unzulänglichkeiten, in der Beobachtung oder auf übersehene Fehlerquellen aufmerksam macht. Nur durch ein Zusammenwirken der verschiedenartigsten Elemente, können wir hoffen von vielem subjektiven Fürwahrhalten zu der Einen objektiven Wahrheit zu gelangen. „Alle wahren Gelehrten, ihr Fach sei welches es wolle, sollten keine anderen Gegner anerkennen, als die Unwissenden, die geistigen Müßiggänger und die Parteimacher. Alle wahren Forscher haben nur Einen Zweck; keine Wissenschaft ist der anderen entgegengesetzt, sie alle sind nur Äste und Zweige eines Stammes; keine für sich, nur alle zusammen können das höchste Ziel alles geistigen Strebens erreichen." [1])

In der ersten Reihe von Versuchen in Gedanken-Übertragung, welche ich hier vorführe, wähle ich einige typischen Beispiele aus einer größeren Anzahl von Experimenten aus, deren Darstellung im demnächst erscheinenden X. Hefte der Procedings der Society for Psychical Research in London vollständig zum Abdruck gelangen werden.

Bei den hier angeführten Experimenten war eine unbewußte Muskelbewegung vollkommen ausgeschlossen. Sie wurden so angestellt, daß Urheber und Empfänger an einem Tische etwa in einer Entfernung von einem halben Meter bis zu 3 Metern Entfernung saßen. Entweder fand überhaupt gar keine Berührung statt, oder in seltenen Fällen legte der Urheber seine Hände in ruhiger Stellung auf die des Empfängers. Diesem waren die Augen mit einem dünnen Seidentuche verbunden. Unter diesen Bedingungen wurden Versuche im Zahlenerraten angestellt; die Zahl wurde nicht hingeschrieben, sondern vom Empfänger ausgesprochen. Sobald nun der Empfänger sprechen wollte, hörte die etwaige Berührung auf, damit der Druck der Hand nicht zum Verräter werden konnte. Gesagt wurde vorher nur, ob die gedachte Zahl eine ein- oder mehrstellige sei.

[1]) Schelling's Sämtl. Werke. I Abt. 8, S. 464.

Berlin, am 25. Mai 1885.

Urheber: Ewald Weiß, (Berlin S.W. Wilhelmstraße 28.)
Empfänger: Max Dessoir.

Gedacht:	Geraten:
8	1, 8.
33	Percipient sieht immerfort eine 3 in allen möglichen Formen, kann aber die zweite Ziffer nicht entdecken, die ja freilich auch 3 war.
6	6
10	nichts
11	44
3	Ich sehe eine 7, aber oben pendelt es! Pause. Dann: 3.

So unbedeutend diese Ergebnisse auch sind, so kann man, glaube ich, doch einiges aus ihnen entnehmen. Während uns bei früheren derartigen Experimenten unter 7 Versuchen nur ein einziger ein halbrichtiges Resultat lieferte, gelangen hier unter 6 Versuchen einer sofort, zwei beim zweiten Male, einer zur Hälfte und nur zwei mißlangen. Auch unter diesen ist der Fall 11—:—44 wegen der großen Ähnlichkeit des Aussehens beider Zahlen nicht vollkommen zu verwerfen. Es ist aber ein Fortschritt in der Befähigung der übersinnlichen Wahrnehmung nicht zu verkennen und ich bin überzeugt, daß nur noch weitere Übung dazu gehören wird, um zu schönen Erfolgen zu gelangen.

Von meinen Experimenten in der Übertragung von Karten-Bildern ohne Berührung oder Vermittlung irgend eines äußeren Sinnes greife ich folgendes Beispiel heraus.

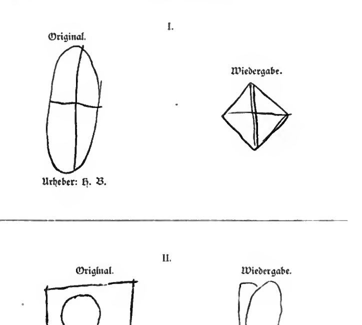
Berlin, am 25. Juni 1885.

Urheber: Heinrich Biltz, (Berlin W. Schellingstraße 14).
Empfänger: Max Dessoir.

Gedacht:	Geraten:
1) Pique Bube	Pique Dame
2) Pique 10	Caro 9
3) Coeur König	Treff König
4) Caro Bube	Caro Dame
5) Caro 8	Pique 8
6) Caro Dame	Pique Bube
7) Pique König	Coeur König
8) Caro Bube	Treff 10
9) Pique 10	Caro Aß
10) Coeur Aß	Caro Aß
11) Coeur Dame	Coeur Dame
12) Treff König	Treff König oder Dame
13) Pique Aß	Coeur Aß, Pique Aß.

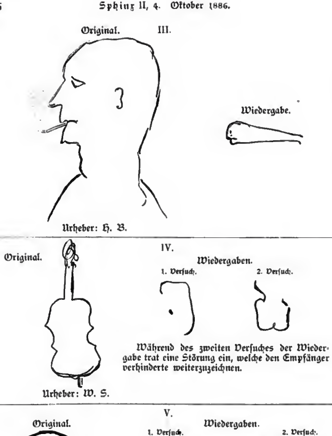
Am meisten habe ich mich mit der Wiedergabe gedachter Zeichnungen beschäftigt.

Das Verfahren dabei war das oben beschriebene. Als Urheber dienten abwechselnd die Herren Weiß und Biltz und in dem Falle Nr. 4 Herr Wilhelm Sachse, Berlin S.W. Kirchbachstraße 10.[1]) Empfänger war in allen Fällen ich selbst. Es wurden im ganzen 21 Versuche angestellt, von denen ich hier zehn in der Reihenfolge, in welcher sie stattfanden, nach den jedesmal sofort protokollierten Aufzeichnungen wiedergebe. Die hier abgedruckten Klischees der Zeichnungen sind auf photographischem Wege nach den noch vorhandenen Originalen angefertigt.[2]) Ich bemerke zu diesen Experimenten, daß ihr Gelingen offenbar durch die jeweilige Disposition des Urhebers und des Empfängers beeinflußt wurde. Die Sitzungen fanden statt in Berlin zwischen dem 4. und 20. Juni 1885.

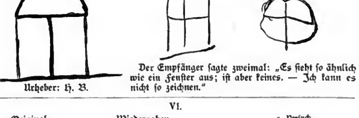


[1]) Die Herren Weiß, Biltz und Sachse haben die Genauigkeit des Berichtes dieser Experimente unabhängig von demselben bestätigt. (Der Herausgeber.)

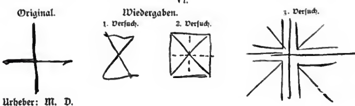
[2]) Wir verdanken dieselben der Güte des Vorstandes der S. P. R. (Der Herausgeber.)

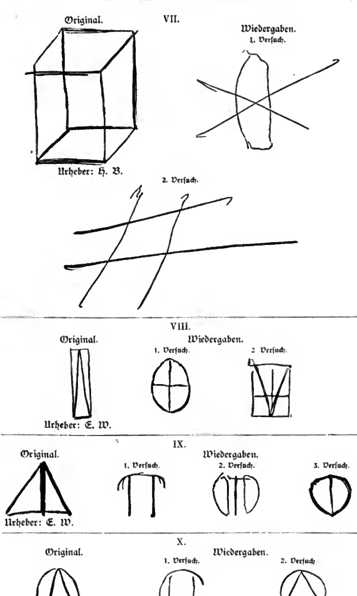


Während des zweiten Versuches der Wiedergabe trat eine Störung ein, welche den Empfänger verhinderte weiterzuzeichnen.



Der Empfänger sagte zweimal: „Es sieht so ähnlich wie ein Fenster aus; ist aber keines. — Ich kann es nicht so zeichnen."




Original.
VII.
Wiedergaben.
1. Versuch.
Urheber: H. B.
2. Versuch.
VIII.
Original.
Wiedergaben.
1. Versuch.
2 Versuch.
Urheber: E. W.
IX.
Original.
Wiedergaben.
1. Versuch.
2. Versuch.
3. Versuch.
Urheber: E. W.
X.
Original.
Wiedergaben.
1. Versuch.
2. Versuch
Urheber: E. W.

Die Vorbedingungen einer erfolgreichen Sitzung scheinen nur zu sein: ein sehr ruhiger, mäßig erwärmter und mit frischer Luft gefüllter Sitzungsraum. An den Experimenten müssen nur solche Personen teilnehmen, welche dem Empfänger angenehm sind, und von denen er weiß, daß sie durch ein etwaiges Mißlingen nicht verstimmt werden. Der Empfänger muß in ruhiger und behaglicher Stimmung sein und der Urheber mit ihm sympathisieren; auch kann letzterer das Gelingen der Experimente durch eine zuversichtliche Handhabung des Verfahrens sehr erleichtern.

Der Urheber stelle sich in seinem Geiste so lebhaft wie möglich das Bild des Gegenstandes vor und zwar am besten in leuchtendem Weiß auf schwarzem Hintergrunde. Dies Bild halte er mit möglichster Anspannung seiner Willenskraft fest und lasse keinen andern Gedanken dazwischen kommen. Der Empfänger dagegen bemühe sich vor allen Dingen, keine ängstliche Erwartung eines auftauchenden Bildes zu hegen, sondern warte ruhig ab. Er entleere gleichsam sein Gehirn aller sich kreuzender Vorstellungen und schaue mit geschlossenen Augen in ein tiefes Dunkel. Bald werden Bilder von Gegenständen, Zeichnungen und dergleichen in ihm auftauchen, die in einander überzugehen scheinen. Er gedulde sich dann solange, bis eins derselben ruhig vor ihm steht und ihm deutlich scheint. Dann nehme er die Binde ab und zeichne das Bild auf. Häufig wird in dem Augenblicke des Zeichnens das Bild verschwinden und nicht recht auf dem Papier zu fixieren sein; in diesem Falle muß noch einmal versucht werden. Hat er gezeichnet, so frage er: Ist es richtig? und man antworte ihm nur mit „Nein" oder „Ja". Wenn er nun Lust hat, so kann ein zweiter Versuch gewagt werden. Mehr als zwei Versuche aber sollte man lieber nicht machen, um weder den Urheber, noch den Empfänger zu ermüden.

Bei den vorstehenden sowie ferner anzustellenden Experimenten kommt es nicht mehr darauf an, die *Thatsache* übersinnlicher Gedanken-Übertragung zu beweisen: es handelt sich jetzt nur noch darum, die *Bedingungen* solcher Übertragung festzustellen. Zunächst sind bei solchem Experimentieren natürlich alle Möglichkeiten einer Übertragung mittelst der äußeren Sinne völlig auszuschließen. Wichtig ist sodann aber zu erforschen, welche physiologischen und psychologischen Besonderheiten zur fernsinnigen Aufnahme von Gedankenbildern fähig machen; also besonders:

1) die physiologischen, psychologischen und pathologischen Eigenschaften derjenigen Versuchspersonen, mit denen die Experimente gelingen, und derjenigen, mit welchen sie mißglücken, so u. a. deren Alter, Gesundheitszustand und Geschlechtsleben;
2) den Grad der Intelligenz (Entwickelung des sinnlichen Verstandes) bei diesen Personen;
3) die hypnotische Veranlagung derselben;
4) der Zustand der Versuchspersonen während der Experimente, auch in Hinsicht auf hypnotische Symptome;
5) deren Empfindungen und Seelenleben während der Experimente.

Kurz, es gilt bei möglichst vielen Personen festzustellen, was alles übertragbar ist, in welchem Grade und unter welchen Umständen.

Paracelsus,

Philipp Aureolus Bombast von Hohenheim,

nach seinem Leben und Denken geschildert

von

Karl Kiesewetter.

Die Morgenröte des 16. Jahrhunderts beleuchtete das Aufblühen unseres gegenwärtigen Geisteslebens. Jenes Zeitalter war in der That wieder einmal ein Tagen seit Jahrtausenden. In den gedankenschweren Geistern hochbegabter Männer regte sich ein selbständiges Wollen und Denken. Ängstliche Scheu vor altgewohnten Formen und phantastische Romantik machten einem ernsten wissenschaftlichen Streben Platz. Forschung und Erkenntnis blieben nicht mehr das Monopol einzelner Bevorzugter; sie wurden mehr und mehr Gemeingut.

Die folgenschwerste That der neueren Zeit, die kirchliche Reformation, war nicht sowohl die Ursache als vielmehr die Wirkung und der Ausdruck jener Zeitbewegung. Die Berufung Dr. Martin **Luthers** auf sein eigenes Gewissen auf dem Reichstage zu Worms: „Hier stehe ich! Gott helfe mir; ich kann nicht anders!" konnte einem Johann Huß, einem Savonarola wenig nützen. Seitdem aber hatte ein erfolgreicher Kampf gegen unhaltbare, veraltete Anschauungen angefangen, auf allen Gebieten menschlichen Wissens Bahn zu brechen und drang überall weiter siegreich vor. Christoph **Columbus** hatte kühn der Überzeugung Raum geschaffen, daß die Erde nicht eine begrenzte Fläche, sondern eine Kugel sei und hatte dabei eine neue Welt unseres Planeten eröffnet. **Kopernikus** erschloß unserm Verständnisse das Sonnensystem; und nicht minder fördernd wirkten fleißige Gelehrte, wie **Erasmus** und **Melanchthon**, **Cardanus** und noch viele andere. Dieser Geist lebendiger Forschung aber fand in den Fächern der Naturwissenschaft, der Medizin und esoterischen Philosophie seinen hauptsächlichsten Vertreter in **Theophrastus Paracelsus**, Philippus Aureolus Bombastus von Hohenheim.

Dieser außerordentliche Mann wurde 1493 in der Nähe von Mariä-Einsiedeln, einem zwei Stunden von Zürich gelegenen Marktflecken, geboren. Sein Vater **Wilhelm Bombast von Hohenheim** stammte aus der altberühmten schwäbischen Familie der Bombaste her, welche sich nach dem Edelsitz Hohenheim, nächst dem Dorfe Pfinningen bei Stuttgart, Bombaste von Hohenheim nannten, und war nahe verwandt mit dem damaligen Großmeister des Johanniterordens Georg Bombast von Hohenheim. Er ließ sich als Arzt bei Mariä-Einsiedeln nieder und verheiratete sich 1492 mit der Aufseherin des Krankenhauses der dortigen Abtei, aus welcher Ehe als einziges Kind unser **Philippus Aureolus** entsprang.

Theophrastus nannte dieser sich erst seit seinem öffentlichen Auftreten, und seinen Namen Paracelsus bildete er sich mit Anspielung auf seinen Familiennamen „Hohenheim" aus Celsus und seinem Lieblingsworte παρὰ (so Paragranum, Paramirum). Übrigens ward er wegen seines Geburtsortes Einsiedeln in der Schweiz auch Helvetius Eremita genannt und führte außerdem zuweilen noch die Beinamen Germanus oder Suevus oder Arpinas. — Sein Vater zog 1502 nach Villach in Kärnthen, wo er 1534 als angesehener Bürger und Arzt starb.

Schon in früher Jugend genoß Paracelsus den Unterricht seines Vaters, der ihm auch die ersten Kenntnisse in der Alchymie, Chirurgie und Medizin beibrachte. Mit kindlichem Andenken hing er stets an demselben und rühmte sich keines Menschen, als nur dessen, der ihn erzeugt und auferzogen hatte. Später bildete er sich bei verschiedenen Klostergeistlichen, besonders in dem nahe gelegenen Kloster zu St. Andrä im Laronthale unter der Leitung des gelehrten Bischofs Eberhard Baumgartner aus, ferner unter den Bischöfen Matthias Scheydt von Stettgach und Matthäus Schacht, Suffragan von Freisingen. Im 16. Jahre schickte ihn sein Vater auf die Universität nach Basel. Doch ist es wohl ausgemacht, daß Paracelsus, dem die damalige Weisheit der Ärzte schon frühzeitig ein Greuel war, eigentlich keine regelmäßigen akademischen Studien gemacht habe, was ihm, der sich seinen eignen Weg bahnte, nachmals sehr übel ausgelegt wurde.

Später kam Paracelsus zu dem berühmten Johann Trithemius von Sponheim, Abt zu St. Jakob in Würzburg (1461—1516), einem der größten Adepten der Magie, Alchymie und Astrologie, und hier wurde wohl die okkulte Anlage des hochintelligenten Schülers hauptsächlich ausgebildet. Die mächtig emporgeblühte Liebe zu diesen Wissenschaften führte ihn darauf in das Laboratorium des reichen Sigismund Fugger zu Schwatz in Tirol, welcher gleichfalls ein sehr berühmter Alchymist war und seinen Schüler in manches Geheimnis einweihte.

In der Folge machte Paracelsus noch in den Jugendjahren weite Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, die Niederlande, Dänemark, Schweden und Rußland. Ja er kam selbst nach Asien, denn er wurde von den Tataren gefangen und zum Khan geschleppt, dessen Sohn er später nach Konstantinopel begleitete. Da sich nun die meisten Lehren des Paracelsus mit der indischen Geheimlehre decken, so liegt die Annahme sehr nahe, daß er während seiner tatarischen Gefangenschaft in diese esoterische Lehre eingeweiht wurde. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir bedenken, daß die eigentümlichen Lehren von der Siebenteilung des Menschen, dem Astralkörper, den Erdgebundenen, Schemen u. s. w. vor Paracelsus im Occident gänzlich unbekannt waren. Auch über Elementarwesen hat Paracelsus sehr viel der esoterischen Lehre Gleichendes, nur sucht er deutsch-mythologische Begriffe zu substituieren, um den fremdartigen Stoff seinen Landsleuten mundgerechter zu machen.

Der Aufenthalt des Paracelsus bei den Tataren dürfte etwa vom Jahre 1513—1521 gedauert haben, denn in letzterem Jahre kam er nach

van Helmonts Bericht[1]) nach Konstantinopel, wo er den Lapis Philosophorum erlangte. Der „Adept", von welchem Paracelsus diese „Goldtinktur" erhielt, war nach dem zu Rorschach 1598 gedruckten Aureum Vellus ein gewisser Salomon Crismosinus (eigentlich Pfeiffer[2]), ein Schweizer Landsmann.

Durch die Donauländer kam Paracelsus nach Italien, wo er als Wundarzt in den kaiserlichen Heeren die damaligen Feldzüge mitmachte. Dabei lernte er allenthalben nicht nur aus dem Unterricht der Ärzte, Laboranten und Alchymisten, sondern auch aus dem Umgang mit alten Weibern, Scharfrichtern, Schäfern, Juden, Badern, Zigeunern u. s. w. und suchte „bey Gescheidten und Einfältigen" für seine Kenntnis der Natur und der Menschen Bereicherung zu schöpfen. Man sah ihn daher nicht selten in Gesellschaft von Kärrnern und Fuhrleuten auf der Landstraße und in den Wirtshäusern, — eine Art des Studiums, welche freilich die pedantische Engherzigkeit seiner Gegner nicht zu würdigen vermochte und ihm daher zum bittersten Vorwurfe machte.

Etwa 32 Jahre alt kehrte Paracelsus nach Deutschland zurück, wo er sich durch viele glückliche Kuren bald großen Ruhm erwarb, und ließ sich im Jahre 1525 in Basel nieder. Hier wurde er 1527 auf Empfehlung des Öcolompadius vom Stadtrat an der Universität als Professor der Physik, Medizin und Chirurgie mit einem bedeutenden Gehalte angestellt. Seine Vorlesungen waren keine Kommentare zum Galen, Hippokrates und Avicenna, worauf sich die Professoren jeder Zeit meist beschränkten, sondern seine Lehre war im eigentlichsten Sinne seine Wissenschaft, welche er unter dem größten Beifall der Studierenden und zum Entsetzen der pedantischen Zunftgelehrten deutsch vortrug. Zugleich verwaltete er das Amt eines Stadtarztes, als welcher er beim Magistrat den Antrag stellte, die Apotheken einer Untersuchung unterwerfen zu dürfen, um sich zu überzeugen, ob die Apotheker ihre Kunst verständen, gehörigen Vorrat an den nötigen Mitteln hätten und ihre Ware nicht überteuerten.

Dieses gewissenhafte Verfahren zog ihm natürlich den Haß der Apotheker zu, sowie auch die Ärzte und Professoren ihrerseits seiner Anstellung sich widersetzten, weil dieselbe, ohne sie davon in Kenntnis zu setzen, geschehen, da man nicht wisse, woher Paracelsus komme und ob er ein rechter Doktor sei. Vielleicht aber hätte er alle diese Verdrießlichkeiten und Verfolgungen besiegt, wäre er nicht im Juli 1528 durch einen unglückseligen Prozeß gegen den Canonicus Cornelius von Lichtenfels genötigt worden, Basel zu verlassen. Letzterer hatte ihm nämlich für seine Heilung vom Magenweh, woran ihn bereits alle übrigen Ärzte erfolglos behandelt hatten, 100 Gulden versprochen, weigerte sich

[1]) Van Helmont, Tartari historia § 3.

[2]) Ganz im Sinne jener Zeit wird von diesem Crismosinus erzählt, er habe auch die Universalarznei besessen, und noch zu Ende des 17. Jahrhunderts soll er von einem französischen Reisenden gesehen worden sein.

aber nach der durch drei Pillen Laudanum erzielten Heilung, sein Versprechen zu halten. Paracelsus klagte und ward über den Richterspruch, der dahin entschied, daß Lichtenfels nur nach der Medizinaltaxe zu bezahlen habe, so empört, daß er eine Schmähschrift gegen den Magistrat schrieb, worauf er, um den schlimmen Folgen seines übereilten Schrittes zu entgehen, die Stadt heimlich verließ.[1])

Seitdem lebte Paracelsus als Mann so unstät wie als Jüngling und brachte oft wie ehemals seine Zeit in Dorfkneipen und Fuhrmannsherbergen zu. Auf diesen Fahrten schlossen sich ihm sowohl aus Wißbegierde als aus Eigennutz zahlreiche Schüler an, die ihn stets begleiteten, um von ihm seine magischen, alchymistischen und medizinischen Künste zu lernen. Der bekannteste dieser Schüler ist Johann Oporinus, welcher Paracelsus über drei Jahre als Sekretär und Famulus diente und später Professor der griechischen Sprache sowie ein berühmter Buchhändler und Drucker in Basel wurde. Da Paracelsus mit der Bereitung seiner Geheimmittel wie mit der Kundgebung seiner Künste ungemein zurückhaltend war, so häufte später Oporinus alle erdenklichen Schmähungen auf seinen Meister und trug so am meisten zu seiner Verunglimpfung bei. Erst nach dem Tode des Paracelsus zeigte er eine große Verehrung gegen ihn und bereute sein früheres Betragen, wie dies Gabriel Conring, einer der heftigsten Gegner des Paracelsus, selbst zugiebt.

Es ist schwierig, bei dem umherziehenden Lebenswandel des Paracelsus dessen verschiedene Aufenthaltsorte genau zu ermitteln, jedoch geht aus den Vorreden seiner Schriften und aus deren Dedikationen hervor, daß er sich von Basel aus 1528 nach Colmar wandte. In den Jahren 1529 und 1530 scheint er sich vielfach umhergetrieben und besonders in Eßlingen und Nürnberg aufgehalten zu haben. In beiden Städten wurde er um sein Honorar geprellt, weshalb er nicht gut auf sie zu sprechen ist. In Nürnberg verschrieen ihn die dortigen Ärzte als einen Prahler und Charlatan. Um diese Nachreden zu widerlegen, bat er den Stadtrat, ihm einige unheilbare Kranke zu übergeben. Er erhielt darauf einige an der Elephantiasis Leidende, die er glücklich und umsonst zur Genesung brachte. Die Zeugnisse darüber sollen sich in den Archiven der Stadt Nürnberg vorfinden, wie Fr. Bitiscus in der Vorrede der von ihm 1669 zu Genf veranstalteten Ausgabe der Paracelsischen Schriften angiebt.

Doch auch dieser Erfolg hatte auf das Schicksal des Paracelsus keinen Einfluß; er blieb zum Wanderleben verdammt. So finden wir ihn noch in demselben Jahr in Nördlingen, München, Beritzhausen, Regensburg, Amberg, Innsbruck und Meran. 1531 ging er nach der Schweiz zurück und lebte dort zuerst in St. Gallen und dann bis 1535 in Zürich. Im letztgenannten Jahr besuchte Paracelsus den damals schon berühmten Badeort Pfeffers, wie aus seiner Schrift über dieses Bad mit einer Dedikation an den Abt Johann Jakob Russinger ersichtlich ist. In demselben Jahre verfaßte er sein Konsilium[2]) für den Stadtschreiber

[1]) Urstisius, „Baseler Chronik“, Bd. VII, cap. 19, pag. 1527.

[2]) Diagnose mit Heilverordnungen.

Adam Reißner zu Mindelheim, um ihn von langjährigem rheumatischen Leiden zu befreien. Er erteilte ihm seinen Rat mit dem Bemerken, er bedürfe nun in sechs Jahren keines Rezeptes weiter, was sich auch durch den Erfolg bewährte. Denn der zuvor beständig kranke Stadtschreiber wurde völlig gesund und erreichte nach Husers Bericht ein Alter von 70 Jahren.

Es würde keinen Zweck haben, Paracelsus während der nächsten Jahre auf seinen Kreuz- und Querzügen in Mähren, Kärnten, Krain und Ungarn zu begleiten. Wir wollen nur erwähnen, daß er 1540 nach Mindelheim und 1541 nach Salzburg ging, wohin ihn der wissenschaftlich gebildete Fürst Ernst, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, berufen hatte, der seit 1540 als Erzbischof zur Regierung des Bistums Salzburg gelangte und ein großer Liebhaber der Geheimwissenschaften war. Er genoß hier endlich die Früchte seiner vieljährigen Arbeiten und Mühseligkeiten, wurde auch endlich seines weitausgebreiteten Ruhmes froh. Selbst der damals als Beschützer der Gelehrten allgemein bekannte polnische Edelmann Franz Bonerus zu Krakau ließ sich von ihm aus Salzburg ein Konsilium kommen.

Doch nicht lange war ihm die hier zugedachte Ruhe vergönnt, denn schon am 24. September 1541 starb er nach kurzem Krankenlager erst 48 Jahre drei Tage alt, nachdem er sein Testament gemacht hatte, in einem kleinen Stübchen des Wirtshauses zum „weißen Roß“ am Kay und wurde auf dem Kirchhofe St. Sebastian begraben.

Über die Art seines Todes ist man noch immer im ungewissen. Doch bestätigen die neuesten Nachforschungen die Behauptung seiner Zeitgenossen, daß er von der Dienerschaft mehrerer ihm feindlich gesinnter Ärzte bei einem Gastmahl meuchelmörderisch überfallen und durch einen nach wenigen Tagen tötlich gewordenen Sturz von einem Felsen seines Lebens beraubt worden sei, und daß man ihn schon dem Verscheiden nahe in die genannte Herberge gebracht habe. Diese Angabe gewinnt gegenüber der Meinung anderer, z. B. Oswald Crolls und van Helmonts, daß er an Gift gestorben sei, besonders dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Arzt S. Th. von Sömmering im Jahre 1812 bei einer genauen Untersuchung des durch seine eigentümliche Bildungsform schon an und für sich merkwürdigen Schädels des Paracelsus einen Sprung wahrgenommen hat, der durch den ganzen Schuppenteil des linken Schläfenbeins bis an den Schädelgrund dringt und — durch das häufige Hin- und Herwerfen vergrößert — jetzt für jedermann sichtbar ist. Sömmering hält diesen Spalt für eine nur am lebendigen Kopfe mögliche Verletzung, da auf diese Weise wohl nicht die Knochen eines dürren Totenschädels aus einander weichen können.

Die Gebeine des Paracelsus wurden bei einer späteren Ausbesserung der Kirche im Jahre 1572 wieder ausgegraben und an der Hinterwand des Vorplatzes der an die St. Sebastianskirche gebauten Kapelle des heiligen Philippo Neri beigesetzt, wo man noch jetzt sein ehrenvolles Denkmal sieht. In der Mitte einer abgestumpften Pyramide von weißem Marmor

befindet sich in einer Vertiefung sein Bildnis, und über demselben stehen die Worte:

Philippi Theophrasti Paracelsi qui tantam orbis famam
ex auro chymico adeptus est effigies et ossa
donec rursus circumdabitur pelle sua.

* * *

Wie wenig Paracelsus auch an irdischen Gütern hinterlassen hat, so ist doch das Vermächtnis, welches er der Nachwelt in seinen Schriften zurückließ, desto reicher und unvergänglicher. Dieser außerordentliche Mann, einer der merkwürdigsten aller Zeiten und Völker, fand begeisterte Anhänger in großer Zahl, mehr aber Feinde und Neider, weil er den bisher üblichen Schlendrian der Ärzte und Naturforscher umstieß, deutsch lehrte, eine bisher unerhörte Doktrin verkündete und sich mit der denkbar drastischesten Grobheit verteidigte.

Einseitige Aufklärung sah in Paracelsus nur einen Lärmer, Schwärmer und Trunkenbold; einseitige Begeisterung den „Monarchen aller Geheimnisse". Unverständig gelobt und unverständig getadelt zu werden war sein Schicksal, und bei seiner Verurteilung und Beurteilung erwog man die Sitten jener rauhen Zeit wie die Örtlichkeiten und das unstäte Wanderleben viel zu wenig. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, mit Berücksichtigung ehemaliger Biographen und Kritiker aus dem langen eingehenden Studium der vielen und dunkeln Werke des Paracelsus zu dem Resultat zu gelangen, daß der ihm gewordene Tadel als unbegründet und ungerecht, er selbst aber als einer der hervorragendsten Männer aller Zeiten und Völker angesehen werden müsse.

Wer das Leben und Wirken des Paracelsus überblickt, der steht, wie Goethe von den Shakespeareschen Tragödien sagt, vor den Büchern des Schicksals, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens hin- und herbraust. In seinen Werken liegen noch viele unentwickelte Keime zerstreut und verborgen, die zu den wichtigsten Untersuchungen dereinst noch Gelegenheit geben werden, und mehr noch: was bisher für Unsinn und Alfanzerei galt, findet durch die psychischen Forschungen der neueren Zeit wieder seine Bestätigung und seine naturgemäße Erklärung, ja es wird zu einem der edelsten Bausteine im großen Tempel der geistigen Entwickelung der Menschheit.

Seine Sätze und Aussprüche nehmen durch Bündigkeit und Körnigkeit, Einfalt und wahren, frommen Tiefsinn ein Interesse in Anspruch, kaum geringer als die herrlichen uns erhaltenen uralten Fragmente der Griechen, des Thales, Heraklit, Pythagoras, Anaxagoras und Hippokrates. Je gründlicher forschend die Naturwissenschaft zu Werke geht, um so mehr wird sich zeigen, daß die reichliche Ausbeute an Wahrheit, die lauterste, fruchtbarste Erkenntnis an Stellen verborgen liegt, die schon der Seher Paracelsus mit seiner Wünschelrute berührte.



Keines andern Knecht sei,
Wer sein selbst kann Herr sein.

Theophrastus Paracelsus,

Aureolus Philippus
ex familia Bombastorum ab Hohenheim,
(1493—1541)
im siebenundvierzigsten Lebensjahre,
nach dem Titelbilde der Huserschen Ausgabe seiner Werke.

Zugleich war Paracelsus ein Christ im wahrsten Sinne des Wortes und suchte sogar seine Lehre stets auf das Wort der Bibel zu gründen. Dennoch aber suchte er niemals über Naturwissenschaften Aufklärung in der Bibel, „denn Moyses hat sich keiner Physica unterstanden, denn er schreibet particulariter theologisch; er schreibet theologisch auf den Glauben für die Einfältigen, vielleicht hat ers nit anders gewußt, denn der Physicus behilft sich nit im Glauben wie der Theologus, sondern allein im Werk der Probe und Experienz, denn in augenscheinlicher Probe liegt die Physica und nit im Glauben; — die Hebräischen aber haben je und je nichts gewußt in der Natur und sind allemal die gröbsten Büffel gewesen." Bei aller Herzensfrömmigkeit aber war Paracelsus nicht kirchlich gesinnt, vielmehr ein Feind alles Zeremoniendienstes und Gepränges.

In jener religiös so bewegten Zeit, in der alles entweder für Luther oder für den Papst Partei nahm, stand Paracelsus über den Hadernden und verwarf alle Sekten. Denn von allen Sekten, äußerte er sich, besitze keine die wahre Religion. Man müsse daher den Text der heiligen Schrift ohne alle subjektive Auslegung lesen, bis einst in einer künftigen Zeit die wahre Religion erscheinen werde. Seine Sympathien freilich standen wohl auf Seiten der Protestanten; wenigstens äußert er sich über Luther folgendermaßen: „Dem Luther sind meist Schwärmer, Schälke und Buben feind. Warum muß ich ein Luther heißen? (Man nannte ihn nämlich den Lutherus medicorum.) Ihr thuts nicht mir zu Ehren, denn Ihr verachtet den Luther. Aber ich weiß Niemand, der Luther Feind sei, als wem er die Küche verschlechtert hat. Ich lasse Lutherum sein Ding verantworten, ich will das Meine auch verantworten. Wer dem Luther Feind ist, eine solche Rotte ist auch mir verhaßt; und wie Ihr von ihm meint, meint Ihr von mir auch: — dem Feuer zu!

Das sind die Grundzüge seines Denkens. Betrachten wir nun die Vorwürfe, welche ihm seine Gegner machten.

Vorzugsweise wirft man dem Paracelsus Sittenlosigkeit vor, welche sich durch Trunksucht, Prahlerei, Hochmut und ein wüstes vagabondierendes Leben kund gegeben haben soll. Es sind das sämtlich Fehler, welche weniger den Mann als sein Zeitalter charakterisieren. Das Geschwätz von der Völlerei des Paracelsus schreibt sich aus der nicht unparteiischen Quelle des Oporinus her, welcher aussprengte, er sei Tag und Nacht im Rausch gelegen und habe die meisten seiner Werke diktiert, wenn er spät in der Nacht total betrunken von seinen Gelagen heimgekehrt sei.

Man beruft sich bei diesem Vorwurf auch auf den Ausdruck Combibones optimi, womit er die Züricher Studenten in einem seiner Briefe anredet; allein dieser Ausdruck bezieht sich auf eine frühere Stelle desselben Briefes, worin es heißt: „Suavissimus ille vester convictus, quo nuper apud vos fruitus sum, cujus etiam adhuc cum summa gratiarum actione recordor" etc. und ist um so weniger anstößig, als der ganze Brief einen rührenden, tief gemütlichen Inhalt hat. An einer andern Stelle sagt Paracelsus selbst, daß ein „voller Zapf" nicht an das Krankenbett gehöre.

Wenn übrigens dennoch Paracelsus dem Weine hin und wieder über die Gebühr zugesprochen haben mag, so ist doch diese Gewohnheit aus seinem Wanderleben, seinen Kriegsfahrten und Verfolgungen um so eher erklärlich, als es ausgemacht ist, daß er bis zu seinem 23ten Jahre nur Wasser trank. Betrachtet man endlich die Fülle und den Geist seiner

Werke und bedenkt, daß er nur 15 Jahre schriftstellerte, so leuchtet sofort die Unmöglichkeit ein, daß Paracelsus Tag und Nacht in Trunkenheit gewesen sein kann.[1])

Gleicherweise war Paracelsus ursprünglich fern von Hochmut und Eitelkeit. Freilich bringt ein blindes Verkanntwerden eine gewisse Selbstüberschätzung mit sich. Ohne diese wird auch etwas Neues und Tüchtiges kaum Wurzel fassen und aufkommen. Aber wo äußere und innere Reize eine wechselseitig sich steigernde Aufregung erschaffen, und ein feuriges Naturell die ernste Liebe zur Wissenschaft in wild fanatische Begeisterung verkehrt, wie dies bei Paracelsus der Fall war, da mag das Gefühl eines redlichen berechtigten Strebens leicht als eitle Prahlerei, und der berechtigte Stolz auf die wohlbewußte Kraft als trotziger Übermut erscheinen. Wer wird es ihm denn da übel nehmen, wenn er ausruft: „Ich weiß, daß mein sein wird die Monarchia, mein wird sein die Ehre; nicht daß ich mich rühme: die Natur lobet mich, aus ihr selbst bin ich geboren und ihr folge ich nach; sie kennet mich und ich sie auch. (Lib. Paramirum, Vorrede.)

Ist es wohl einem Manne, der seine eigene Größe fühlt, zu verargen, wenn ihm die Geduld reißt und er ausfallend wird, weil seichte Schwätzer ihn bis aufs Blut reizten?

Trotz seines scheinbaren Eigendünkels erkannte Paracelsus die Gebrechlichkeit seines wie überhaupt des menschlichen Wissens gar wohl, und seinen von Natur demütigen Sinn nicht verleugnend, bricht er in die Worte aus: „Das merket wohl, daß Gott uns gesetzt hat die Strafe, das Anzeichen, das Exempel in unsern Krankheiten, daß wir sehen sollen, daß all unsere Sache nichts ist, und daß wir in kein Ding gut ergründt sind und die Wahrheit wissen. Sondern in allen Dingen sind wir bresthaftig, und unser Wissen und Können ist nichts."

Wirkliche Prahlsucht lag nicht im Charakter des Paracelsus; sie fällt vielmehr seinem Zeitalter, der Gewohnheit der damaligen Ärzte und seinem unstäten Wanderleben zu Last. Noch mehr von ihrer Anstößigkeit verliert sie aber durch die Thatsache der Wunderkuren, die er nach den Zeugnissen der gelehrtesten und scharfsichtigsten Männer, z. B. des Erasmus von Rotterdam, wirklich verrichtete. Bereits in seinem 33ten Jahre war er wegen seiner vielen glücklichen Kuren der Gegenstand der Bewunderung der Laien und des Neides der Ärzte. Achtzehn Fürsten, welche durch die Methode der Galenischen Ärzte ungeheilt blieben, stellte er wieder her, und schwerlich hätte er ungestraft die Namen der Fürsten nennen dürfen, wie er es in seinem Buch über die Tartarischen Krankheiten that, wenn er nicht wirklich glücklich in ihrer Behandlung gewesen wäre. Auch kurierte er viele Arme unentgeltlich, von denen sich die übrigen Ärzte bezahlen ließen.

Man gewinnt den Mann lieb, der die Wahrheit im Irrsal aufsucht und von sich selbst sagen konnte: Ich bin der Kunst nachgegangen sogar mit Gefahr meines Lebens und habe mich nicht geschämt selbst von Landfahrern, Nachrichtern und Scherern zu lernen. Denn wir sehen die Liebhaber weite Wege durchziehen, um das köstliche herrliche Weib zu erblicken, wie viel eher muß das geschehen der prächtigen, erhabenen Kunst wegen." (Vorrede zum Buch Paragranum.)

[1]) Vgl. auch Arnold, „Kirchen- und Ketzer-Historie" II, 16, cap. 22.

Schon früher hatte er sogar Galens und Avicennas Schriften öffentlich zu Basel verbrannt, und erwägt man den Inhalt und die Lehrweise der damals hochgefeierten Bücher und Schriftsteller, so kann man Paracelsus nur Recht geben, wenn er überall das treue Studium der Natur der Schulweisheit und gelehrten Träumereien vorzieht. Er sagt darüber: „Man lästert und schreit zwar von mir, ich sei nicht zur rechten Thür zu den Geheimnissen der Kunst eingegangen, allein, welches ist die rechte? Galenus, Avicenna, Mesue, Rhases oder die offene Natur? Ich glaube das Letzte. Durch diese Thür ging ich ein; das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir auf meinem Wege!"

Doch nicht allein das Körnige und Grobschrötige seiner Werke wird Paracelsus zum Vorwurf gemacht, nein besonders, daß er deutsch schrieb und lehrte, was damals, als die Bildungssprache die lateinische war, allerdings ein unerhörtes Unterfangen war. Dennoch aber war die That eine seiner größten, denn durch sie schüttelte er in der Wissenschaft, wie Luther in der Kirche, das Sklavenjoch Roms ab und warf die zerbrochenen Zwingketten des Geistes den mittelalterlichen Dunkelmännern klirrend vor die Füße. Er verwarf die lateinische Sprache, weil er, wie Helmont sagt, glaubte, daß die Wahrheit nur deutsch gelehrt werden könne. Indem er öffentlich den Galenus verbrannte, brach er mit dem Autoritätsglauben in der Wissenschaft wie Luther durch das Verbrennen der Bannbulle mit dem Autoritätsglauben in der Kirche.

Sicherlich wäre er nie aus den Irrtümern seiner Zeit zu einer reineren Erkenntnis der Wahrheit gelangt, hätte er seinen Geist noch mehr durch die beengenden und drückenden Formen der damaligen gelehrten Bildung erschöpft und eingeschüchtert. Er war überzeugt, daß, obgleich er keine Bibliothek besaß, sein Name nicht vergehen würde, so lange seine eigenen Bücher, die Kinder seines Geistes, übrig blieben.

Nicht unberechtigt ist der Vorwurf der Unverständlichkeit der Paracelsischen Schriften, doch muß man dabei immer bedenken, daß damals das Neuhochdeutsch erst durch Luther aus den Windeln gehoben wurde, mithin der Versuch, neue weltumfassende Ideen der ungewöhnlichsten Art in deutscher Sprache darzustellen, ein sehr schwieriger sein mußte. Die Schwierigkeit dieses Unternehmens führte Paracelsus auch zur Aufstellung einer Terminologie mit einer großen Anzahl seltsamer Kunstwörter, welche großen Anstoß erregten, die aber trotzdem wohl nicht so ganz zu verwerfen sind, wenn sie sich auch bisher in der Wissenschaft das Bürgerrecht nicht erworben haben. Wer eine fremde Sprache nicht versteht, hat deshalb kein Recht, das in ihr Geschriebene als nichtssagend und überflüssig zu verwerfen.

Bei so vielen großen Gedanken und herrlichen Ideen, welche deutlich von ihm ausgesprochen sind, möchte man sich über das, wovon das Verständnis schwerer ist, mit Sokrates beruhigen, der von einem Werke des Heraklit gesagt haben soll: „Wo ich es verstanden habe, ist es vortrefflich; ich vermute, es wird so sein, wo ich es nicht verstanden habe".

Kürzere Bemerkungen.*)

Freiheit.

Frei bist du niemals, solange dein Fuß,
Wo es ihn hintrieb, gegangen:
Freiheit entsteht, wo ein heiliges Muß
Knieend dein Wille empfangen.

Da, wo geeinigt in höherem Bund
All' deine Kräfte gewesen,
Durfte sie dich im verborgenen Grund
Gleich einer Gnade erlösen.

Frei in der Tiefe des Willens schließt ein
Heilig empfundenes Müssen;
Freiheit das heißt: sich im innersten Sein
Ewig gebunden zu wissen.

Wenn du von Freiheit nichts willst und nichts weißt,
Ganz in Begeist'rung vergangen,
Hat aus der Hand eines Gottes dein Geist
Knieend die Freiheit empfangen.

Henri Lou.

Der Fluch.

Über die ganze Erde, in allen Ländern, zu allen Zeiten und unter allen Religionen hat man geglaubt, daß ein Fluch von Menschen, unter gewissen Bedingungen ausgesprochen, in Erfüllung geht.

Diese Bedingungen sind, daß demjenigen, welcher sich veranlaßt fühlt, einen Fluch auszusprechen, ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt worden sei, wofür ihm auf Erden keine Sühne, keine Gerechtigkeit wurde. Er macht nun aus innerer Machtvollkommenheit von *seinem* Rechte der Rache Gebrauch und verflucht denjenigen oder diejenigen, welche sich an ihm frevelhaft und straflos versündigten; — oder er verflucht in die Zukunft hinaus diejenigen, welche sich einer seiner Anordnungen,

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen auch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für *jede Zusendung*, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden *Hinweis* auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine *Verpflichtung* aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

seiner Bestimmungen, die er etwa am Ende seines Lebens trifft, nach seinem Tode widersetzen würden; und man sieht hierbei, wie unwesenhaft die Zeit ist. Zwar ist mir nicht bekannt, daß von irgend jemandem eine Wirkung des „bösen Blicks" in die Zukunft geglaubt oder angenommen wird. Ist der „Gettatore" tot, so ist es seine Macht gleichfalls. Anders ist es aber mit dem Anwünschen und Anfluchen, welches im Volksglauben noch lange nach dem Tode dessen, welcher feierlich einen Fluch aussprach, seine Wirkung fortäußert, ja dessen Bann eigentlich nie gebrochen werden kann. Es giebt daher, nach dem Volksglauben, auch heutzutage noch Atriden-Geschlechter.

Von solchen Flüchen, welche bis in die neueste Zeit hineinragen, weiß sich das Volk überall gar viel zu erzählen, denn im Volksgedächtnis steht eine andere Weltgeschichte geschrieben als in den Werken der „Hof- und Staats-Historiographen". Da heißt es z. B. ganz genau und bestimmt: dieser Ehebund wird kinderlos bleiben; — oder: er wird ihr — oder: sie wird ihm untreu werden; — oder von den noch im höchsten Ansehen und Glücke stehenden Familien wird gesagt: „Es ist noch nicht aller Tage Abend": und der Lebensabend mancher ist dann wirklich um so düsterer, je glänzender ihr Lebensmorgen geschienen.

In der Volkssprache sind daher auch noch die Redensarten im Gebrauch: „dadurch (d. h. durch diese Handlung 2c.) würde er einen Fluch auf sich laden"; oder ganz unumwunden: „auf diesem Hause, auf dieser Familie ruht ein Fluch". Auch Moses legte seinem Volke in langen Auseinandersetzungen die Wirkungen des Segens und des Fluches dar; und Sprüche, wie: „dem Obersten deines Volkes sollst du nicht fluchen" und „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder", finden sich viele in der Bibel.

Unter den Beispielen eines Fluchs, der in unserer Zeit noch seine Wirkung äußer, sei an den berühmten Tichborne-Prozeß in England erinnert, über welchen hier kurz folgendes mitgeteilt sei:

Vor mehreren hundert Jahren lebte ein sehr hartherziger und geiziger Herr Tichborne in England. Seine fromme und mildherzige Gemahlin grämte sich über diese böse Gemütsart ihres Eheherrn und fürchtete, daß die Verwünschungen der armen Leute auf ihre Familie geladen werden möchten. Sie linderte die Not um sie her, soviel sie es zu thun vermochte, und war dabei so mitleidig und liebreich, daß man sie mehr liebte und segnete, als man ihren Gemahl haßte. Dennoch zehrte der Kummer über dessen Härte an ihrem Leben. Als nun ein Hungerjahr eintrat und sie nirgends genügende Hilfe schaffen konnte, verfiel sie in eine tödtliche Auszehrungskrankheit. Ihr Mann hatte die Mutter seiner Kinder in seiner Weise geliebt und suchte ihr Leben durch die Kunst der Ärzte zu erhalten. Vergeblich! „Laß mich sterben," sagte die Kranke einst mit wehmütigem, vorwurfsvollem Blick zu ihm; „wozu sollte ich noch leben in diesem Jammerthale, in welchem so viele um mich her Not leiden und sich verzweifelnd an mich um Hilfe wenden, die ich ihnen nicht gewähren kann; dies mit ansehen zu müssen, hat mein Leben zur Qual gemacht, die ich gern abschüttle."

„Nun, was willst du denn, daß ich deinen Armen thun und geben soll?“ fragte endlich bewegt und weicheren Gefühlen zugänglich Herr Tichborne die Todtkranke.

„Gieb ihnen den Ertrag des Stückes Landes, welches an ihre Hütten grenzt, wir und unsere Kinder bleiben dann doch noch reich genug und gesegnet.“

„Welches Stück Landes?“ fragte hastig ihr Mann. Die Dame fing nun an, ihm dasselbe genau zu beschreiben; allein der sich schon wieder verhärtende Geizhals that, als verstünde er diese Erklärung keineswegs, denn das bezeichnete Stück Land schien ihm viel zu groß, um dessen Erträge jährlich zu verschenken. Da bat die auszehrende Totkranke: „Lieber Mann, versprich mir feierlich, den Armen unserer Besitzungen den Ertrag des Ackerlandes zu schenken, welches ich meine; das ist meine letzte Bitte an dich, und um Streitigkeiten zu vermeiden, will ich noch einmal mit dir und unsern Kindern und Hausgesinde ausgehen und dir genau die Grenzen desselben bezeichnen.“ — Rasch erwiderte Herr Tichborne: „Wie, du willst die ganze Grenze des zu verschenkenden Landes umschreiten?“ — „Ja, das will ich, schwöre mir nur, den Armen zu geben, was ich mit meinen Fußstapfen bezeichnen werde.“

Nun glaubte der Geizige ein gutes Geschäft gemacht zu haben und schwur in Gegenwart seiner Kinder und Hausgenossen einen feierlichen Eid, urkundlich für ewige Zeiten den Armen seiner Güter den Ertrag der Strecke Landes zu schenken, welche seine Gemahlin demnächst umschreiten werde.

Hierauf dankte ihm die Sterbende und sprach zu gleicher Zeit einen Fluch gegen denjenigen aus, welcher diese soeben getroffene Bestimmung ihres Gemahls umstoßen würde, oder genauer ausgedrückt: sie weissagte den Untergang der Familie Tichborne, wenn dieselbe je diese Schenkung aufhöbe oder für ungültig erkläre.

Dann kleidete sich die todesmatte Dame an und schritt zum Erstaunen aller sie Begleitenden sieben Stunden lang über Hügel und Gestrüpp, über Wiesen und Heide, um einen großen Flecken Landes. Sie ging sehr langsam und mit größter Anstrengung, allein sie ging unaufhörlich ,von wunderbaren Kräften aufrecht erhalten. Wieder im Hause angelangt, gab sie, ohne noch ein Wort weiter gesprochen zu haben, ihren Geist auf.

Mehrere hundert Jahre kam ihr Vermächtnis den Armen zu gute. Am Ausgang des vorigen Jahrhunderts aber soll ein Besitzer der Tichborne-Güter einen Teil jenes Ackerlandes veräußert oder einer andern Bestimmung unterworfen haben, nicht gerade aus bösem Willen, sondern mehr aus Leichtsinn, da er nicht mehr an jene alte Familien-Sage glaubte. Doch — schon in der nächsten Generation kam nur noch ein Sohn in der Familie Tichborne unter sieben Töchtern zur Welt, und von diesem einen Sohne stammt der Tichborne-Erbe ab, welcher vor mehr als dreißig Jahren in den Meeren des Südens verschollen ist, und dessen reiches Erbe ein gemeiner Metzgerbursche Orton in einem Aufsehen erregenden Prozesse zu erschwindeln trachtete, indem er sich — wegen einer ver-

meintlichen Ähnlichkeit mit dem Verschollenen — für den verlornen letzten männlichen Sprößling der Familie Tichborne ausgab. Er wurde als Betrüger zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt und ist erst ganz vor kurzem aus dieser Haft entlassen worden. Die freiherrliche Familie der Tichborne aber, die Trägerin eines der ältesten Namen Englands, ist nun ausgestorben, und das Verschwinden des letzten reichen Erbsohnes derselben deckt ein mysteiröses Dunkel.

M. Wellmer.

Luther und der Mediumismus.

Die mediumistischen Mitteilungen, welche als von „Jesus Christus" unmittelbar herrührend ausgegeben werden, mehren sich heutzutage in einer Weise, daß es wohl nicht ungerechtfertigt erscheint, ganz kurz einen Überblick und einen Rückblick hierzu zu geben. In allen Fällen gab und giebt sich dieser „Jesus Christus" für eine historische Persönlichkeit aus, in mehr oder weniger engem Anschluß an die Darstellung der Evangelien; in allen Fällen aber redet er nicht nur vollkommen die Landessprache, sondern auch den Dialekt des Mediums und bewegt in seinen Anschauungen sich durchaus nur innerhalb des Gesichtskreises derjenigen Umgebung, in welcher die medialen Äußerungen auftreten.

Am längsten wirksam und am ausführlichsten sind auf diesem Gebiete wohl die Leistungen des neu-theosophischen Verlages (Bietigheim in Württemberg), dessen Kernpunkt ein „Großes Evangelium Johannis" ist, „eine autobiographische Kundgabe der Lehren und Thaten Jesu, sowie vieler sonstigen Vorkommnisse während seiner 3 Lehramts-Jahre, wie solches angedeutet ist in Joh. 20, 30 und 21, 25". Diesem gegenüber stehen in jüngerer Zeit die medialen Mitteilungen, welche die theographische Brüdergemeide in Sachsen empfangen hat, die aber einen weniger autoritativen Charakter tragen und bei weitem nicht eine so weite Verbreitung erlangt haben wie jene. Außerdem jedoch sind in letzterer Zeit mehrfach solche mediale Äußerungen „Jesu Christi" auch durch einzelne Privatpersonen ausgegeben worden und haben, wie ja leider unvermeidlich, immer einen mehr oder weniger großen Kreis von urteilslosen Bewunderern gefunden. So erschien in den siebziger Jahren in Altona ein derartiges Buch, und im vorigen Jahre hat René Caillié, der Redakteur des „Anti-Matérialiste" in Avignon, eine „Vie de Jésus, dictée par lui-même" herausgegeben. Letzteres Werk (443 Seiten) ist teilweise recht unterhaltend zu lesen, unterscheidet sich aber von seinen Vorgängern wesentlich dadurch, daß hier der mediale „Jesus" die ihm in den Evangelien zugeschriebene Handlungsweise wie die einer historischen Persönlichkeit kritisiert und gelegentlich als Fehlgriffe seinerseits mißbilligt.

Mehr oder weniger übersinnliche Erscheinungen, die sich als „Jesus Christus" vorstellen, sind übrigens bei namhaften Persönlichkeiten fast zu allen Zeiten bis auf die Gegenwart vorgekommen, nicht selten aber haben diese sich durch ein energisches Vorgehen gegen solche „anormale Sinnesbilder" bald von der Täuschung überzeugt. Bei dem weittragenden Ge-

wichte, welches noch heutzutage der Name Dr. Martin **Luther** in deutschen Landen hat, wird es nicht unzweckmäßig sein, dessen Erfahrungen und Verfahren in dieser Richtung sich einmal wieder zu vergegenwärtigen. Wir folgen dabei den Angaben seiner Tischreden[1].

„Daß Dr. Martinus Luther allein bei Gottes Wort geblieben und an dasselbige sich gehalten und keinem Gesichte hat glauben wollen, davon hat er selbst die Historien erzählt, daß er in seinem Stüblein heftig gebetet und daran gedacht hätte, wie Christus am Kreuz gehangen, gelitten und für unsere Sünde gestorben wäre, da wäre ein heller Glanz an der Wand worden und darinnen eine herrliche Gestalt Christi mit den fünf Wunden erschienen, hätte ihn, den Doctor, angesehen, als wäre es der Herr Christus selber leibhaftig. Als nun dies der Doctor gesehen, hat er erstlich gemeinet, es wäre etwas Gutes, jedoch hat er sich bald bedacht, es möchte des Teufels Gespenst sein, denn Christus erscheine uns in seinem Wort und in niedriger, demütiger Gestalt, als wie er am Kreuz gehangen und erniedrigt worden ist. Darum hatte der Doctor zum Bilde gesagt: Hebe dich, du Schandteufel! Ich weiß von keinem andern Christo, denn der gekreuzigt worden ist, und der in seinem Wort fürgebildet und ge predigt wird. Und bald war das Bild verschwunden, welches der leibhaftige Teufel gewesen."

In der Vita Sancti Martini (cap. 25) erzählt **Sulpitius** eine ganz gleiche Begebenheit, welche dem heiligen Martin begegnet sein soll, mit folgenden Worten: „Diabolus B. Martino circumtectus ipse luce purpurea, quo facilius claritate adsumpti fulgoris illuderet, veste etiam regia indutus, diademate ex gemmis auroque redimitus, calceis auro illitis, sereno ore, laeta facie, ut nihil minus quam Diabolus putaretur; oranti in cellula astitit, haesitanti et anxio B. Martino dixit: Agnosce, Martine, quem cernis, Christus ego sum, descensurus ad terram; dubitanti sanctissimo viro iterum ingerit: Martine, quid dubitas credere, cum videas? Christus ego sum." — Man könnte hier leicht auf eine Sagenwanderung schließen müssen, wenn nicht doch die religiöse Ehrfurcht der Sammler der Tischreden von Luther wohl dafür bürgte, daß der Reformator diesen Vorgang wirklich von sich erzählt habe; uns kommt es hier auch nur auf eine Konstatierung der Anschauungen Luthers von der zweifelhaften Glaubwürdigkeit solcher Erscheinungen oder „anormalen Sinnesbilder" an.

Im Anschluß an obige Stelle der „Tischreden" heißt es weiter: „Item der Herr Doctor sagte, daß eine Jungfrau zu Wittenberg krank gewesen wäre, des alten Oeconomi Tochter, der auch ein Gesicht fürkommen, als sähe sie Christum in einer herrlichen schönen Gestalt; nun hätte sie solch Bild schier angebetet, denn sie nicht anders gemeint hätte, denn als wäre es der Herr Christus. Als man nun eilends einen Boten aus dem Collegio ins Kloster geschickt hatte und den Dr. Luther holen lassen, er auch zu der kranken Jungfrau kommen und das Bild, so des Teufels Affenspiel gewesen, angesehen, da hätte er sie vermahnet, daß sie den Teufel sich nicht sollte äffen lassen. Darauf fähet sie an und speiet dem Teufel ins Angesicht; da verschwindet der Teufel bald und wird das Bild verwandelt in eine große Schlange, die läuft zur Jungfrau ins Bette und beißet sie ins Ohr, so daß ihr die Blutstropfen auf dem Ohre standen und heruntertflossen, und war die Schlange bald darauf verschwunden. Das hat Dr. Luther selber mit seinen Augen sammt vielen Andern gesehen."

---

[1]) Ausgabe von **Förstemann**, 4 Bde. Leipzig 1843. I, S. 400.

Die vorstehenden Erzählungen sind offenbar stark ausgeschmückt, wenn sie nicht etwa ganz auf mißverstandene Allegorien zurückzuführen sein werden, welche Luther seiner Umgebung zur Veranschaulichung seelischer Vorgänge gab, — Vorgänge, deren wahrer Sinn doch allen denen verborgen bleiben mußte, welche nicht durch eigene innere Erfahrung ein Verständnis für dieselben gewonnen hatten. Zuverlässig aber ist jedenfalls, daß sich in diesen Darstellungen die Grundanschauungen Luthers völlig lebenswahr wiederspiegeln. Auch Luther war ganz und gar ein Kind seiner Zeit, und in ihm kam der Typus derselben schärfer zum Ausdruck als in Andern. Sein Vorbild wurde maßgebend für weite Kreise des deutschen Volkes und ist es in der That noch heute. Sachlich unwichtig bei den hier dargestellten Anschauungen Luthers ist die positive Gestalt, welche für ihn der Teufelsglaube annahm. Wohl aber dürfte es noch heute manchem Spiritisten des Nachdenkens wert erscheinen, ob nicht Dr. Luther doch vielleicht negativ von einem ganz gesunden, richtigen Gefühl geleitet war, wenn er solche übersinnlichen Personifikationen nicht für das nahm, als was sie sich darstellten. Wer hoch oder fein genug entwickelt ist, findet sicherlich in jedem Fall das Richtige durch stilles Horchen auf die eigene Intuition nach Abstreifung alles irgendwie Persönlichen.

J. S. Haussen.

Märchen und Wissenschaft.

Von Herrn Mordtmann, dem Chef-Redakteur der „Görlitzer Nachrichten", erhielten wir folgende Zuschrift über die Verwendbarkeit von Märchen für wissenschaftliche Arbeiten mit besonderem Bezug auf den von uns im Juliheft gebrachten Artikel Ferdinand Maacks über den „Zauberspiegel":

Das Märchen von Zein-el-Asnam und dem Könige der Geister ist nicht ein Bestandteil der echten „Tausend und eine Nacht". Es gehört zu jener Serie von Märchen, die, wie die Geschichte Aladins und der Wunderlampe, die von Ali Baba und den 40 Räubern u. a., durch Galland in die Sammlung eingeschwärzt worden sind. Der berühmte Orientalist Weil geriet mit dem Verleger seiner Übersetzung der „Tausend und eine Nacht" in Konflikt, weil er sich weigerte, diese populären, aber durchaus apokryphen Märchen in die Sammlung aufzunehmen. Der Verleger ließ sie nun durch einen andern aus dem Französischen übersetzen, und sie stehen, für jeden Kenner des Orients durch ihre Phraseologie leicht als Fälschung nachweisbar, im 3. Bande der Pforzheimer Quartausgabe.

Es ist nicht unmöglich, daß das Märchen von Zein-el-Asnam persischen Ursprungs ist, aber nicht wahrscheinlich. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, ich halte ein Heranziehen der Märchen in der Weise, wie Herr Maack es gethan, für unwissenschaftlich. Eine Sage kann unter Umständen beweiskräftig sein, ein Märchen niemals.

Im allgemeinen wird überhaupt nicht streng genug zwischen Legende, Sage und Märchen unterschieden, es ist daher nicht unzweckmäßig, eine kleine Grenzbestimmung zwischen den drei verwandten Begriffen zu versuchen. Legende und Sage haben mit einander den historischen Hintergrund, Sage und Märchen das vom gewöhnlichen Laufe der Dinge Abweichende, Fabelhafte, an sich Unglaubliche gemein.

Die Legende ist unwahr, die Sage unglaubwürdig, das Märchen rein phantastisch. Was die Franzosen von Napoleon I. und der levée en masse glauben, ist Legende, was von der weißen Frau berichtet wird, ist Sage, die Geschichten vom Rübezahl sind Märchen (obgleich Musäus fälschlich „Legende" schreibt). Märchen ist auch, was „Tausend und eine Nacht" von Harun-a-Reschid, was Pulci, Boiardo und Ariost von Karl dem Großen, Roland ꝛc. erzählen, weil hier die zwar historischen Personen in rein äußerlicher und phantastisch willkürlicher Weise benutzt werden; wobei ich aber nicht unerwähnt lassen will, daß ein großer Teil der in „Tausend und eine Nacht" erzählten Geschichten in das Gebiet der Sage, der Legende, ja sogar der beglaubigten historischen Anekdote fällt. An sich ist klar, daß Sagen und Legenden dem wissenschaftlichen Forscher Anhaltspunkte mancherlei Art gewähren; versteht er es, den Wahrheitskern herauszuschälen, so besitzt er in ihnen Urkunden über allerlei Geschehnisse und darüber, wie Tradition und Volksglaube sich diese Geschehnisse zurecht gelegt haben. Anders ist es mit den Märchen. Der Erfinder eines Märchens geht ja mit voller Absicht darauf aus, ein freies Spiel der Phantasie zu liefern, Dinge zu erzählen, die er selbst nicht glaubt, die zu glauben er auch keinem andern zumutet. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß er Elemente verwertet, Dämonen, Riesen, abergläubische Vorstellungen, die auch im Volksbewußtsein vorhanden sind; aber daß letzteres der Fall sei, darf nicht ohne weiteres aus dem Vorkommen derartiger Dinge im Märchen gefolgert werden, am wenigsten, wo reine Kunst-, nicht Volksmärchen vorliegen, wie in „Tausend und eine Nacht." Diese Dinge können ebenso gut, werden sogar in der Regel lediglich Ausgeburten der Phantasie sein; es ist nicht allemal zwingend zu erweisen, daß sie nur dies sind, aber ebenso wenig, daß sie etwas anderes oder mehr sind: sie haben mit einem Worte keine wissenschaftliche Beweiskraft. Einige Beispiele mögen dies näher erläutern.

1. Aus dem, was Homer von den Sirenen erzählt, lassen sich Folgerungen auf das ziehen, was seine Zeitgenossen von ihnen glaubten, sowie auf den Thatbestand, der diesem Glauben zu Grunde lag; aus Andersens kleiner Seejungfrau läßt sich gar nichts schließen; denn Andersen erfand ein Märchen, Homer bearbeitete einen sagenhaften Stoff.

2. Der Glaube an Dämonen ist im Orient weit verbreitet, und man findet diese Gestalten in zahllosen Märchen; bei einiger Aufmerksamkeit ist es nicht schwer, aus dem Verhalten der Diws und Dschinnen den Ursprung der betreffenden Märchen (persisch, arabisch, jüdisch) nachzuweisen; aber wer sieht nicht, daß hier der umgekehrte Weg, wie der von Herrn Maack beschrittene, eingeschlagen wird? Seine Folgerung lautet: In persischen Märchen kommen Diws vor, folglich glauben die Perser an Diws. Wir sagen: Die Perser glauben an Diws, folglich sind die Märchen, worin diese besondere Sorte von Dämonen vorkommt, persischen Ursprungs.

3. Die Odyssee und Sindbads Reisen sind Sagen (nicht Märchen) mit geographischem Hintergrunde, sie sind also für uns überaus wertvoll, um daraus Schlüsse auf die geographischen Kenntnisse der alten Griechen und der Araber zu ziehen. Aber Gullivers Reisen und Lucians Lügenmärchen sind für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar, weil sie luftige Hirngespinste ohne allen positiven Hintergrund, weil sie Märchen sind.

4. Über die Amazonen schrieb vor Jahren mein seliger Vater ein Buch, worin er den — meines Erachtens durchaus gelungenen — Nachweis zu führen unternahm, daß die Amazonen wirklich existiert haben und nicht nebelhafte Gebilde sind, wozu die Laune deutscher Symboliker sie verflüchtigen wollte. Die von den alten Geographen überlieferten sagenhaften Traditionen waren zu diesem Nachweis mit Glück gebraucht worden. Aber schon damals erklärte ich mich aus den vorstehend angeführten Gründen gegen die Benutzung des Märchens von Hassan aus

Basra und den Inseln Wak-Wak („Tausend und eine Nacht“), worin auch der Amazonen Erwähnung gethan wird. Mit demselben Rechte hätte Ariosts Rasender Roland als Beweismittel herangezogen werden dürfen.

Görlitz, 27. Juli 1886. **A. J. Mordtmann.**

Wir stimmen Herrn Mordtmann völlig darin bei, daß der Inhalt von Märchen sich seinem auf der Oberfläche liegenden Sinne nach nicht als Beweismaterial dafür verwenden läßt, daß die Erfinder derselben sich des wirklichen Vorkommens der von ihnen geschilderten Vorgänge als Thatsachen bewußt gewesen seien. Das hat aber auch Herr Maack offenbar nicht gemeint, da er (S. 28) die Urheber solcher Volksdichtung als „unbewußt arbeitend“ und „instinktiv handelnd“ bezeichnet. Dies bestätigt derselbe auch in folgender Erwiderung auf jene Einsendung:

Herr Mordtmann hat die Art und Weise, wie ich die in Legenden, Sagen, Märchen und andern poetisch gehaltenen Traditionen uns entgegentretenden zauberischen und mystischen Elemente verwerten will, völlig mißverstanden, obwohl ich mich Seite 27 im Juli-Heft der Sphinx deutlich genug ausgesprochen zu haben glaube. Ich beabsichtige nämlich nichts weniger als Märchen zum „wissenschaftlichen Beweise“ zu benutzen, und weise daher das mir von Herrn Mordtmann interpolierte „folglich“ energisch zurück. Vielmehr will ich in meinem „Zauberspiegel“ und in noch folgenden Artikeln u. a. zeigen, wie sich in relativ späterer Zeit dasjenige realisieren kann, was Dichter und Künstler als freie, fabel- und märchenhafte Phantasiegebilde ihrer Mitwelt erzählten und darstellten, indem sie nicht nur nicht selbst an ihre „Hirngespinnste“ glaubten, sondern auch die „Ausgeburten“ ihrer eigenen Einbildungskraft für unmöglich, weil von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abweichend hielten. Es gilt nun, dies Verhalten der Märchendichter als eine durch Zeit und Umstände notwendig bedingte Selbsttäuschung nachzuweisen, dadurch daß man bei ihnen eine unbewußte Antizipierung selbst physikalischer Wahrheiten aufdeckt. Die Phantasie dieser Dichter arbeitete als eine Funktion unserer unbewußten Seele viel sicherer und richtiger (und zwar ohne, ja meist gegen das Mitwissen des Künstlers) als der reflektierende Verstand. Eben deshalb aber scheint es mir für eine fortgeschrittenere Zeit, welche die ihr von der Wissenschaft gebotenen Resultate spekulativ zu verwerten weiß, sich vor einseitiger Exaktheit schützend, eine höchst lohnende Aufgabe, auch die in Dichtungen zerstreute Vorgeschichte der Magie und Zauberei zu behandeln und nachzuweisen, daß die naiven Phantasiegebilde in der That mehr sind als poetischer Wirrwarr und einer besseren als der „symbolischen“ Erklärung würdig sind. Worin andere „Ausgeburten der Phantasie“ erblicken, die als solche das bequeme Recht geben, sich nicht weiter um sie zu kümmern, darin erblicke ich cum grano salis Wahrheiten, ausgesprochen gerade von denjenigen, welche selbst am wenigsten ihren Mitmenschen „zumuteten“, ihren Worten Glauben zu schenken. Die Nachwelt wird es aber zeigen — und sie zeigt es schon! —, daß ein dichterisches Auge die verhüllten Wahrheiten heller und viel früher sieht als das mit dem Mikroskop bewaffnete Verstandesauge. Nicht die Märchen beweisen uns etwas — wenigstens nicht in dem mir untergeschobenen Sinne —, sondern wir ihnen, nämlich, daß sie wahr gesprochen haben. Hierbei aber kommt es ebenso wenig auf „wissenschaftliche“ Unterschiede zwischen Legende, Sage und Märchen an — die sich klar zu machen an sich allerdings von Wert ist —, als es auch zunächst ganz gleichgültig ist, ob ein beliebig angeführtes Märchen apokryphisch ist oder echt, ob es persischen oder hottentottischen Ursprungs ist. Uns genügt, daß es ist und daß

es als solches d. h. als poetische Produktion früherer Zeiten herbeigezogen und verwertet werden kann. Überlassen wir obige Nebensächlichkeiten doch den Philologen, richten wir aber als Philosophen unentwegt den Blick auf das Ganze!

Kiel, 5. August 1886. **Ferdinand Maack.**

Zu einem Punkte dieser Ausführungen möchten wir beiläufig die Bemerkung machen, daß wir Herrn Maacks anscheinende Geringschätzung des symbolischen oder allegorischen Sinnes der Märchen durchaus nicht teilen. Dieser unzweifelhaft in denselben bildlich dargestellte Sinn ist vielmehr als ein bewußter Zweck solcher Volksdichtungen zu betrachten, wie er allerdings der Kunstdichtung, mit Ausnahme von Shakespeare, nur sehr selten zu Grunde liegt. Die phantastische Vorwegnahme von erst später entdeckten Erfahrungsthatsachen, welche Herr Maack wohl nicht mit Unrecht in vielen solcher Dichtungen findet, ist, wie er ja auch annimmt, lediglich ein unbewußter Vorgang in der Dichterseele. Eine Verwertung aber auch jener bewußt schaffenden Intuition des Dichtergenies als Quelle eines tieferen Verständnisses unseres Seelenlebens und als Mittel zur Förderung der Seelenforschung scheint uns sehr wohl zulässig zu sein; und vor allem ist dies der Fall bei den Leistungen unseres dichterisch schaffenden Volksgeistes. **H. S.**

Die allegorische Auslegung von Shakespeares Hamlet.

Von dem Artikel Mohini M. Chatterdjis „Hamlets esoterische Bedeutung", welchen wir im Märzheft unseres I. Bandes brachten, hat der „Harbinger of Light" in Melbourne in seiner Juninummer (196, 3218) eine Übersetzung geliefert, welcher einige diesem Verständnisse voll und ganz zustimmende Bemerkungen beigefügt sind. Wir wollen dieselben, mit Weglassung der Lobeserhebungen über den Wert des Artikels selbst, hier wiedergeben, weil dieselben eben dasjenige ausdrücken, was uns zum Abdruck jenes Aufsatzes veranlaßt hat.

Ich glaube nicht, daß man anschaulicher, als es in diesem Artikel geschehen ist, das grauenhafte Geschick malen kann, welchem mediumistisch veranlagte Personen verfallen, wenn sie nicht mit äußerster Anstrengung und Aufmerksamkeit die Art und den Fortgang ihrer psychischen Entwicklung bewachen und beherrschen, da sie je nachdem mehr Einflüssen höherer oder niederer Mächte der übersinnlichen Welt ausgesetzt sind; und kein Spiritualist hat weit zu gehen oder zu suchen, um in lebenden Beispielen eine praktische Verwirklichung dessen zu finden, was Chatterdji in so gemütvoller Weise in seiner allegorischen oder esoterischen Deutung Hamlets dargestellt hat. Es würde sowohl unzart wie unklug erscheinen, bekannte Namen zu nennen, welche in ihrem Leben und Sterben die Allegorie verwirklicht haben; ich will aber doch nicht unterlassen, alle Psychiker (für übersinnliche Entwickelung veranlagte Personen) ernstlich zu warnen, daß es nicht heiße fabula narratur de ipsis, daß nicht das Hamlet-Drama eine Schilderung ihres eigenen Untergangs werde.

Der Verfasser dieser Besprechung leitet dieselbe ein, indem er sagt:

Als ich jenen Artikel durchstudiert hatte, erhob ich mich beschämt über die gegenwärtige Kulturrichtung der arischen Rasse im Westen, daß die Auszeichnung, zuerst dieses Verständnis gewonnen zu haben, einem Sohne desjenigen Volkes unserer

Rasse zuteil geworden ist, auf welches 9 von 10 Indo-Europäern oder Angelsachsen noch immer voll mitleidiger Verachtung herabsehen. Erst durch diesen Aufsatz haben wir einsehen gelernt, daß Shakespeares unsterbliches Drama „Hamlet" die großartigste und tiefsinnigste Allegorie unter allen uns bekannten dramatischen Dichtungen ist.

Wir würden dem Verfasser hierin beistimmen, wenn wir nicht doch der Überzeugung wären, daß unter den allegorischen Dramen Shakespeares eines ist, das in seinen Lehren für die mystische Entwickelung des Menschen noch bedeutsamer ist als „Hamlet", nämlich Shakespeares „Sturm".

H. S.

Revue de l'Hypnotisme.

Frankreich als Kulturpionier.

Bis zum Anfang dieses Jahrzehntes befaßte die exakte Wissenschaft als solche sich nur in den Personen einzelner ihrer amtlichen Vertreter mit der Untersuchung übersinnlicher Thatsachen. Als typische Beispiele hierfür sind in England Wallace und Crookes, in Amerika Hare, in Rußland Wagner und Butlerow und in Deutschland Zöllner allgemein bekannt. Erst im Winter 1882 bildete sich in England eine exakt-wissenschaftliche Gesellschaft zum ausschließlichen Zwecke solcher Untersuchungen, die Society for Psychical Research. Deren Leistungen sind den Lesern der „Sphinx" mehr oder weniger gegenwärtig. Seit ungefähr zwei Jahren aber hat die amtliche Wissenschaft Frankreichs in der energischesten Weise die Führung dieser Kulturbewegung unserer Rasse übernommen. Obwohl auf ganz anderer Grundlage arbeitend als die englische Wissenschaft, war doch die französische nicht weniger glücklich in ihrem Ausgangspunkte. Während jene begünstigt war, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Thatsache der übersinnlichen Gedanken-Übertragung wissenschaftlich festzustellen, war es dieser vergönnt, in tonangebender Weise auf der vor 100 Jahren ebenfalls in Frankreich von Mesmer wieder erschlossenen und 70 Jahre später in England von Braid auch der Wissenschaft zugänglich gemachten Bahn des Mesmerismus und Hypnotismus mit neuen Entdeckungen voranzuschreiten. In die weitesten Kreise der Öffentlichkeit ist in Verbindung mit diesen Leistungen der Name Professor Charcots, des Direktors der Salpêtrière in Paris, bekannt geworden. Neben ihm ist besonders der Physiologe Professor Richet in Paris zu nennen. Beide haben im vorigen Jahre eine Société de psychologie physiologique gegründet, zu deren Mitgliedern nur solche Männer der exakten Wissenschaft gehören, welche sich mit der Untersuchung der einschlägigen Thatsachen beschäftigt und dabei durch irgend welche Leistungen ausgezeichnet haben. Solche Männer aber haben sich in dieser Gesellschaft aus den Kreisen der Wissenschaft aller leitenden Kulturländer unserer Rasse zusammengefunden. Den Leistungen dieser Gesellschaft wird eine eigene Besprechung zu widmen sein. Hier wollen wir zunächst noch eine weitere und zwar nicht minder bedeutende Erscheinung innerhalb unserer Bewegung erwähnen, mit welcher Frankreich von neuem seine gegenwärtige Führerschaft auf unserem Arbeitsfelde beweist. Es ist dies

die seit dem Juli dieses Jahres erscheinende Monatsschrift: „Revue de l'Hypnotisme."

Innerhalb des Kreises der Männer, welche sich in Frankreich mit „hypnotischen" Experimenten beschäftigen, haben sich bereits zwei Schulen herausgebildet, die Pariser, an deren Spitze die Ärzte der Salpêtrière stehen, und diejenige der Universität Nancy, unter der Führung der Professoren Bernheim und Liégeois, der erstere ein Mediziner der zweite ein Jurist. Bei dem bekannten Übergewicht, welches Paris in Frankreich ausübt, ist es natürlich der Nancy-Schule erschwert, in gleicher Weise wie die Pariser zu unparteiischer Geltung zu kommen. An allgemeiner Anerkennung freilich hat es auch jener nicht gefehlt, um indessen den erwähnten Nachteil mehr auszugleichen, hat man die Revue de l'Hypnotisme gegründet unter der Redaktion des Dr. Bérillon (bei Emile Bouriot in Paris, 12 rue Vieille-du-Temple, monatlich 2 Bogen, jährlich 8 Frcs.). Übrigens arbeiten auch Ärzte der Salpêtrière in Paris sowie Männer der Wissenschaft in anderen Städten Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz an derselben mit, und es ist unzweifelhaft, daß durch diese Zeitschrift unserer Kulturbewegung von neuem eine wesentliche Stütze geboten wird. Wir empfehlen dieselbe unsern Lesern auf das wärmste. Der Herausgeber dieser Revue eröffnete dieselbe mit folgenden übersichtlichen Betrachtungen:

Der Hypnotismus ist ein besonderer Nervenzustand, welcher sich durch sehr verschiedene Vorgänge kennzeichnet. — Die Hypnotisation wirkt auf die Nervenzentren des Hauptes und des Rückenmarks durch Vermittelung des peripherischen Empfindungs-Nervensystems.

Alle Erscheinungen bei den Hypnotisierten rühren von einer entweder von selbst eintretenden oder durch Einwirkung hervorgerufenen Veränderung im Sinnesleben (Sensibilität) des ganzen Menschen oder einzelner Teile seines Körpers her. Die äußere Haut und die Schleimhäute sowie die Organe des Gesichtes, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmacks und der Muskelsinn werden zur Vermittelung der hypnotischen Erscheinungen gezwungen. Die physischen Kräfte des Lichtes, des Tones, der Gerüche, des Geschmacks, der Berührung und der Wärme verursachen mittelbar in den Nervenzentren der hypnotisierten Personen unbewußte Vorgänge, welche in ihren äußeren Erscheinungen den bewußten Handlungen oder Reflexbewegungen, wie man sie im physiologisch normalen Zustande beobachtet, ganz gleich sehen.

Die Experimentation zwingt uns bei der Untersuchung der Erscheinungen des Hypnotismus auf ihre Ursachen eine ganz natürliche Unterscheidung auf. Die Verursachung derselben ist entweder a) physischer (leiblicher) oder b) psychischer (seelischer) Art oder endlich c) suggestiv (d. h. durch fremde Gedankenanregung hervorgerufen). Das Ticken einer Uhr, das Anschauen eines glänzenden Gegenstandes (a) veranlassen den hypnotischen Schlaf; aber auch der Gedanke dieses Schlafes, sei es nun daß derselbe in der Versuchsperson selbst entsteht (b), sei es daß er ihr durch einen anderen eingegeben wird (c), kann genügen, um die Hypnose eintreten zu lassen.

Sei dieser Zustand nun durch eine leibliche Ursache oder durch Suggestion veranlaßt, immer sind bei ihm drei große Stufen zu unterscheiden. Diese sind der Somnambulismus, die Katalepsie und die Lethargie. Jede dieser Stufen hat ihre besonderen Merkmale, die sehr wohl scharf zu unterscheiden sind; indessen zeigt uns eine aufmerksame Untersuchung der hypnotischen Erscheinungen, daß auch gemischte

Zustände, Übergangsstufen, zwischen jenen drei großen Hauptzuständen, welche in ihren Erscheinungen abgeschwächt die verschiedenen Merkmale jener großen Stufen in sich vereinigen. Diese Zwischenstufen können durch eine Zusammensetzung der Bezeichnungen derjenigen beiden Stufen gekennzeichnet werden, zwischen denen sie den Übergang bilden. So kann ein Hypnotisierter sich im somnambul kataleptischen oder im kataleptisch-lethargischen Zustande befinden.

Bei der experimentalen Untersuchung der Hypnose ist es zweckmäßig, nur während einer der drei Hauptzustände den Hypnotisierten zu beeinflussen. Weicht man von dieser Regel ab, so setzt man sich der Gefahr aus, schwere Irrtümer in der Beurteilung und große Mißgriffe in der Heilung der Kranken zu begehen. Ein methodisches Verfahren ist beim Hypnotismus unbedingt notwendig, und die erste Vorbedingung guter Experimentation besteht in der richtigen Erkennung derjenigen Phase der Hypnose, in welcher sich die Versuchsperson in dem betreffenden Augenblicke der Beobachtung befindet.

Ohne auf unnötige Einzelheiten einzugehen, wollen wir hier nur daran erinnern, daß der Zustand des Somnambulismus sich dadurch charakterisiert, daß die Versuchsperson alle Handlungen, die man ihr aufträgt, automatisch ausführt, und daß auf dieser ersten Stufe der Hypnose, alle Fähigkeiten mit Ausnahme des selbständigen, eigenen Willens, des „Selbst-Willens", mehr entwickelt erscheinen als im wachen Zustande.

In dem der Katalepsie können die Sinnesorgane äußeren Eindrücken vollständig offen bleiben, aber in einem sehr viel geringeren Grade als im Somnambulismus. Dagegen ist der Muskelsinn in der Katalepsie sehr entwickelt und die künstlich veranlaßte Zusammenziehung eines oder mehrerer Muskel, wie diese auch immer bewirkt worden sein mag, genügt um im Gehirn unbewußt eine entsprechende Vorstellung hervorzurufen, die sich dann auch sehr bald durch Handlungen äußert. In diesem Falle ist die Versuchsperson ein Automat mit unbewußter Verstandesthätigkeit. In andern Fällen dieses Zustandes aber ist die Person lediglich eine Maschine oder einfach eine Künstlerpuppe. Zu bemerken ist noch, daß während des kataleptischen Zustandes die Atembewegungen sehr geschwächt und verlangsamt sind.

In der Lethargie, die dem Tode ähnlich ist, befinden sich die Glieder in vollständiger Erschlaffung und die Sinnesorgane sind geschlossen. Der Herzschlag und die Atembewegungen sind regelmäßig, aber schwächer als in der Phase des Somnambulismus und im wachen Zustande.

Auf allen drei Stufen der Hypnose fehlt jede Empfindung der Versuchsperson für Schmerz vollständig; die allgemeine Empfindung und die Sinneswahrnehmung ist wenigstens verändert, in verschiedenem Grade eingeschläfert, und zwar so, daß nur in jeder dieser hypnotischen Phasen ein verschiedenes Verfahren der Reizung des peripherischen Nervensystems die Fortdauer der Empfindung nachweisen kann. Die Reizbarkeit der Haut, der Muskeln und der Sinne besteht während aller drei Stufen fort, aber es sind für dieselben verschiedene Arten der Reizung nötig, welche überdies auch bei den einzelnen Personen verschieden sind. Diese Behauptung wird übrigens durch das Gesetz bestätigt, daß immer diejenige Ursache, welche eine dieser Stufen der Hypnose hervorgebracht hat, dieselbe auch wieder aufhebt, was nicht möglich wäre, wenn die Empfindung während des künstlichen Schlafes gänzlich mangelte. Die Reizbarkeit der Hautnerven bleibt zunächst auf die erregten Teile beschränkt und zeigt sich durch entsprechende Muskelzusammenziehungen; indessen kann eine solche örtliche Reizung, wenn sie fortgesetzt wird, auch weitergehende Wirkungen hervorbringen. Diese Reizbarkeit wird in die Klasse der „Reflexe" gerechnet.

Diese allgemeinen Sätze über den Hypnotismus bedürfen weiterer Ausführungen; solche sind jedoch in dieser Vorrede nicht wohl auseinander zu setzen. Deren

Angabe mag hier aber dienen, um die Wichtigkeit ihrer weiteren Untersuchung zu beweisen.

Wir schließen diese Einführung des Gegenstandes unserer Zeitschrift mit einigen Bemerkungen über die Bedingungen, welche wir für die günstigsten zur Anwendung des Hypnotismus in der Heilkunde wie in der gerichtlichen Medizin halten.

Wenn man eine vollständige Ruhe des Nervensystems erzielen will, sollte man die Kranken in lethargischen Schlaf versetzen. Auf der somnambulen Stufe ist die Ruhe nur unvollständig. — Um Kontraktionen zu heilen, halten wir die kataleptische Stufe für die Behandlung am geeignetsten. — Will man aber Kranke durch Suggestion (Übertragung der Vorstellung ihrer Heilung) beeinflussen, so sollte man dies während des somnambulen Zustandes thun. — Noch mag hier gesagt werden, daß, falls ein Gerichtsarzt es für angezeigt hält, eine hypnotisierbare Person zu fragen oder handeln zu lassen, er hierzu den somnambulen Zustand erzielen sollte; nur selten kann er den kataleptischen benutzen.

Diese allgemeinen Bemerkungen binden unsere Mitarbeiter in keiner Weise; dieselben drücken nur unsere persönliche Meinung aus. Die „Revue de l'Hypnotisme" ist allen wissenschaftlichen Entgegnungen geöffnet. Kritik und Besprechung sind unentbehrliche Bedingungen für den Fortschritt. **Dr. Edgar Bérillon.**

Mesmerismus im Dienste der Heilkunde.

In Deutschland erheben sich jetzt mehr und mehr ärztliche Stimmen zu Gunsten des Heilmagnetismus oder Mesmerismus. So brachte auch Dr. med. Lachmann in Nr. 34 von „Über Land und Meer" einen beachtenswerten Artikel „Schmerzstillungsmittel", worin er am Schlusse äußert: „Bei nervösen Schmerzen gibt es nur ein Mittel, welches unsere Zeit endlich zu Ehren bringen zu wollen scheint — den Magnetismus. Thatsache ist, daß durch das bloße Auflegen einer Hand, durch sanftes Streichen, ja durch Hinfahren ohne Berührung die heftigsten Kopf-, Zahn-, Leibschmerzen u. s. w. getilgt werden können. Ganz unabweisbar aber wird die Annahme der „Beeinflussung", wenn wir Fälle von langjährigen Gelenkverkrümmungen, die allen möglichen medikamentösen Einwirkungen, der Elektrizität sowie der Massage widerstanden, durch sanftes Streichen und Willensbeeinflussung, das heißt durch Magnetismus, zur Heilung kommen sehen."

Düsseldorf. **Ph. W. Kramer.**

Innere Gefahren und äußere Gefährdung des Mesmerismus.

Die Berliner „Neuesten Nachrichten" vom 10. Juni 1886 brachten folgende Mitteilung aus Mailand: Seit einiger Zeit beschäftigt sich die gesamte italienische Presse alltäglich mit den Experimenten des Magnetiseurs Donato, der in Mailand die erstaunlichsten Prozeduren mit hypnotisierten Menschen vorgenommen hat. Ein Student, der die mit ihm veranstalteten Experimente zu einem Erpressungsversuch benutzen wollte, indem er dem Dr. Donato einen Brief schrieb, in welchem er ihm die Enthüllung seines Schwindels androhte, falls er ihm nicht 1000 Frks. übersenden würde, hat vor dem Gericht erscheinen müssen, und da der geschickte Verteidiger den Erpressungsversuch als die Folge einer durch die Experimente des Dr. Donato veranlaßten geistigen Unzurechnungsfähigkeit hinstellte, wurden mit einem Mal die Experimente Donatos „gesundheitsschädlich". Überall tauchten nun Leute auf, die durch den Hypnotismus körperlich oder geistig geschädigt sein

wollten. Auch der Prediger der Kirche von San Carlo lamentierte gegen die Sündhaftigkeit des Hypnotisierens und warnte vor Vergleichen mit den Wundern Christi. Im „Corriere della Sera" eröffnete Usigli in der „Gazetta nazionale" eine heftige Polemik gegen den „gefährlichen Charlatan". Donato verteidigte sich in Versammlungen und durch die Zeitung. Einige Studenten aus Turin veröffentlichten in den Blättern von Mailand, daß sie durch die mit ihnen vorgenommenen Experimente keinen Schaden genommen hätten. Auch der große Physiologe Lombroso erhob seine Stimme für ihn. Der Gesundseitsrat von Mailand aber erließ vorgestern folgendes Dekret: „Indem wir jede Frage nach dem experimentellen Wert der hypnotischen Phänomene, welche von Herrn Donato dem Publikum öffentlich vorgeführt wurden, unerörtert lassen, und nachdem wir erkannt haben, daß durch derartige Theatervorstellungen die Wissenschaft nicht profitieren kann, während die dem Gefühl und der Vernunft durch dieselben angethane Beleidigung allgemein und augenscheinlich ist, und indem wir den Störungen der Geistesnerven Rechnung tragen, unter welchen nicht nur die Personen, mit denen Herr Donato experimentierte, sondern auch diejenigen leiden mußten, welche nur Zuschauer waren, beschließen wir, dafür zu wirken, daß dem Herrn Donato und den anderen sogen. Hypnotikern, Magnetiseuren rc. öffentliche Experimente verboten werden". Auf Antrag des Dr. Cristoforis wurde diesem Beschluß noch hinzugefügt, daß man das Ministerium einladen wolle, eine Spezialkommission zum Studium der Angelegenheit zu ernennen und auch in anderen Städten Italiens die Vorstellungen Donatos zu verhindern. Infolge dieses Beschlusses ist dem Herrn Donato die Fortsetzung seiner Experimente thatsächlich untersagt worden. Gestern hat der belgische Magnetiseur, der sich „inventore della fascinazione sperimentale" nennt, zu seiner Verteidigung eine Konferenz mit freier Diskussion abgehalten."

Folgende, etwas andere Darstellung dieses Falles ging durch mehrere Berliner Blätter in den ersten Tagen des Juni. Der Hypnotiseur Donato hat unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Mailand seine für die Gesundheit keineswegs gefahrlosen Experimente einstellen müssen. Die Professoren Lombroso und Tebaldi haben nämlich in öffentlicher Darlegung bewiesen, daß Donatos Versuche bereits in vielen Fällen temporären Irrsinn herbeigeführt haben und daß sie unter Umständen für die öffentliche Moral in geschlechtlicher Beziehung, sowie für die öffentliche Sicherheit in krimalistischer Beziehung, endlich auch für das öffentliche Wohl im allgemeinen betreffs Wahrung der militärischen und sonstigen Amtsgeheimnisse von ungeheurem Nachteil sein könnten. Offiziere vom Generalstabe könnten dadurch leicht und wider Willen zum Verrat, Jungfrauen zu Fall gebracht und anständige Menschen zum Verbrechen gezwungen werden. Lombroso, der sich von der Wirkung der Experimente mit eigenen Augen überzeugte, geht mit diesen „Mißbräuchen" besonders scharf ins Gericht und rät der Polizei zu energischem Einschreiten. Die Centralbahndirektion von Oberitalien hat ihren Beamten streng verboten, sich zu solchen Versuchen herzugeben, nachdem einer ihrer Bediensteten den Verstand verloren hat.

Wir halten diese letztere Darstellung für mindestens sehr übertrieben, und offenbar ist sie von einem gehässigen Vorurteil beherrscht. Wichtig und interessant an diesen Mitteilungen ist aber jedenfalls die unzweifelhafte Thatsache, daß die amtliche Wissenschaft mehr und mehr zur Anerkennung der Fernwirkungen des Mesmerismus gezwungen wird, und daß auch die polizeilichen Organe des Staats demselben ihre Aufmerksamkeit nicht mehr entziehen können. M. D.

Michael Eugen Chevreul.

Am 30. August feierte ein Mann das seltene Fest der hundertmaligen Geburtstagswiederkehr, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit, der unermüdlichen und erfolgreichen Geistesarbeit gewidmet hat. Die gesamte Presse Frankreichs und des Auslandes hat den greisen Jubilar Chevreul in Bild und Wort gefeiert; in eingehenden Aufsätzen hat man seine Verdienste um die Chemie und Farbenlehre hervorgehoben, aber nirgends hat man seine Untersuchuneen auf dem Gebiete der Psycho-Physik gebührend gewürdigt. Es sei uns gestattet, auch unserseits dem ehrwürdigen Greise einen bescheidenen Tribut darzubringen, indem wir diese Seite seiner Thätigkeit kurz skizzieren.

Ein Straßburger Professor namens Gerboin hatte ein Buch „über eine neuartige elektrische Kraftäußerung" erscheinen lassen, in dem er folgendes, damals noch unbekannte Experiment mitteilte: Wenn man mit Kreide auf dem Erdboden eine geometrische Figur zeichnet, hierauf ein an einem Faden befindliches Gewicht über dieser herabhangen läßt und das andere Ende des Fadens zwischen die Fingerspitzen nimmt, so setzt sich alsbald das Gewicht in Bewegung und beschreibt genau die Linien der Figur. Um jedes Zittern der Hand zu vermeiden, stützte Gerboin den Ellbogen auf eine Säule und ließ sich den Unterarm bis zum Handgelenk festhalten; da trotzdem diese Erscheinung eintrat, meinte er dieselbe nur durch eine elektrische Anziehung der Zeichnung auf das Pendel erklären zu können.

Chevreul wiederholte diese Versuche und veröffentlichte das Resultat seiner Beobachtungen in seinem Werke: Etudes des procédés de l'esprit humain dans la recherche de l'inconnu. In demselben behandelt er neben dem magnetischen Pendel auch die Wünschelrute, das Tischrücken, das Tischklopfen und ähnliche Phänomene; alle führt er auf das von ihm entdeckte Gesetz zurück, daß Bewegungsvorstellungen unbewußte Muskelbewegungen erzeugen. Er fand nämlich, daß, wenn er sich bei dem von Gerboin beschriebenen Versuche die Augen verbinden ließ, die Erscheinungen nicht eintraten und leitete daraus die wichtige Lehre ab, daß ein lebhaftes Bild im Geiste Bewegungsvorstellungen hervorruft, die ihrerseits in unmerklicher Weise die Muskeln beeinflussen. Auf dieses Gesetz gründete bekanntlich später Faraday seine Erklärung des Tischrückens, der sich dann Carpenter und Braid anschlossen, und die unbewußten Muskelbewegungen sollten sogar die gesamten mediumistischen Phänomene erklären. Neuerdings hat dieses von Chevreul entdeckte Prinzip Licht auf das sog. Gedankenlesen geworfen und für diesen Gegenstand hohe Bedeutung gewonnen[1]); merkwürdigerweise hat aber keiner von den Gelehrten, welche sich mit dem Muskellesen beschäftigt haben, Chevreul als den Entdecker dieses inneren Vorganges angeführt.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir jedoch daran erinnern, daß von verschiedenen Seiten eine Pendelbewegung auch ohne körperlichen Kontakt

[1]) Man vergleiche Max Dessoir im ersten Bande der „Sphinx" S. 255.

behauptet wird. Dr. Ashburner erzählt, daß er eine Kugel aus einer Entfernung von mehreren Metern durch seinen Willen dirigierte, die an einem Faden hing, der an einem Glasstabe befestigt war, welcher sich zu beiden Seiten auch auf Glasstäben stützte. Ähnliche Experimente berichtet der Franzose Lafontaine in seiner „Art de Magnétiser" und unsere eigenen Erfahrungen lassen uns keinen Zweifel, daß eine solche Fernwirkung der „magnetischen" Kraft des Menschen auf anorganische Körper thatsächlich stattfindet.

Ludwig Hofner.

„Hand in Hand"

nennt sich eine neue Wochenschrift, welche seit Oktober dieses Jahres von Herrn August Butscher in Eßlingen bei Bretlinger in Stuttgart herausgegeben wird. Nach dem Wortlaute des Prospektes ist die

Tendenz derselben: Friedel Kein Parteigezänk, kein religiöser oder politische Hader. In politischer Beziehung soll das Blatt nur eine in echt deutschem Geiste geschriebene Wochemandschau bringen . . . . Eine besondere Rubrik aber soll auch den noch wenig geklärten Erscheinungen des Seelenlebens, dem Reiche des Geheimnisvollen gewidmet werden. Der Preis dieser Wochenschrift beträgt vierteljährlich nur 1 M. 50 Pf.

Die Behandlung des letzterwähnten Gebietes eröffnet in der vorliegenden Probenummer unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Karl Kiesewetter, mit dem Anfange eines Aufsatzes: „Aus dem Reiche des Geheimnisvollen. Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens. Eine vergleichende geschichtliche Darstellung." Wir verfehlen nicht, unsere Leser auf diese höchst anregend geschriebene Studie aufmerksam zu machen, und hoffen, daß dieselbe auch in weiteren Kreisen ihre gute Wirkung üben wird.

H. S.

Allan Kardecs Buch der Geister.

Nach 6 Jahren angestrengter Thätigkeit ist es Herrn C. von Rappard in Paris gelungen, das Werk Allan Kardecs „le livre des Esprits" in deutscher Ausgabe im Buchhandel erscheinen zu lassen, und Herr Cäsar Schmidt in Zürich hat den Druck und Verlag desselben übernommen. Die Ausstattung dieses Buches entspricht den neuesten Anforderungen in Reinheit, Deutlichkeit und Korrektheit, und die Anordnung des Satzes ist als eine sehr gelungene zu bezeichnen. Wir verfehlen nicht, dem Verleger dafür unsere Anerkennung zu zollen. — Was die Übersetzung anbelangt, so kann man sagen, daß dieselbe eine vorzügliche Leistung ist, wenn schon hier und da kleine unbedeutende Fehler sich eingeschlichen haben und der Übersetzer da oder dort sich vergessen und allgemein bekannte Fremdwörter im Text gelassen hat; so z. B. wäre das Wort Banalität in der nächsten Auflage wohl zu verdeutschen, und für die chemischen Stoffe Oxygen, Hydrogen, Nitrogen haben wir ja ebenfalls deutsche Wörter. Doch das sind geringfügige Fehler in der sonst sehr gut ge-

lungenen Übersetzung. Bei einem aufmerksamen Vergleiche ganzer Kapitel mit dem Originaltext fand ich, daß besonders die schwierigen Wendungen der französischen Ausdrucksweise sehr geschickt im deutschen überwunden worden sind.

Das Werk selbst zu empfehlen dürfte kaum notwendig sein; Denen aber, die gegen dasselbe Front machen wegen der darin aufgestellten und logisch durchgeführten[1]) These der Reïnkarnation kann ich nur zurufen: „Ihr habt das Buch entweder nicht gelesen oder nicht verstanden".

Wer das vorliegende Werk studiert, findet darin über die Bestimmung des Menschen auf Erden, über seinen Zustand vor und nach dem Tode, über den Verkehr des Menschen mit den Geistern u. s. w. jedenfalls ein vollständig in sich abgeschlossenes System, das über alle solche Fragen mehr Klarheit giebt als irgend ein anderes der bis jetzt in Europa aufgestellten Systeme.

Möge dieses Werk auch bei den deutschen Lesern so viele Anhänger finden wie bei den französischen, wo 30 Auflagen seit 1856 bis heute nicht genügt haben.

Zürich. **A. Z.**

---

[1]) Zu dieser Angabe möge der Herr Einsender mir gestatten, gegenüber dieser seiner persönlichen Ansicht auch meine eigene, freilich unmaßgebliche zu äußern. Ich bin, wie er, durchaus von der Thatsächlichkeit einer oft wiederholten Wiederverkörperung (Reïnkarnation) der Menschengeister auf der Erde und anderen Weltkörpern übrrzeugt; ich kann aber Allan Kardecs System in dieser Hinsicht nicht besonders logisch, wenigstens nicht klar finden. Daß eine wiederholte Verkörperung drr menschlichen Wesenheit (des transscendentalen Subjektes) zu dessen vollendrter Entwicklung angenommen werden muß, hat ja auch in Deutschland u. a. du Prel in seiner „Philosophie der Mystik" nachgewiesen. Ist dies der Fall, so kann keine Fortentwickelung dieser Wesenheit in der Zwischenzeit zwischen Tod und Geburt der einzelnen Verkörperungen angenommen werden, denn wenn diese außerhalb des materiellen sinnlichen Körpers möglich wäre, so würde ja elne regelmäßlge Wiedervrrkörperung überflüssig seln, und mithin kein Grund mehr für deren Annahme vorliegen. Nun scheinen freilich alle spiritistischen Erfahrungen einen solchen Fortschritt der „Verstorbenen" auf dem Wege der Vergeistigung zu beweisen. Was folgt daraus? — Offenbar, daß Seele und Geist zwei verschiedene Erscheinungsformen der menschlichen Wesenhrit sind, daß allerdings die „Seele", welche mit der Verkörperung eines Menschen entsteht, sich nach dessrn Tode allmählich erst in den Geist auflöst oder zurückzieht, und daß der Regel nach nicht elne und dieselbe „Seele" mehrmals verkörpert wird, sondern nur ein und derselbe „geistige" Wesenskern des Mrnschen. Mir scheint allerdings dieses auch die Ansicht zu sein, welche in dem Kardecschen Buche ausgesprochen werden soll; ich kann aber die Darstellung gerade dieses Gesichtspunktes nicht brsonders klar finden und würde deshalb auch nicht deren Logik hervorzuheben raten.

Hübbe-Schleiden.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber
Dr. Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

Zusammenstellungen übersinnlicher Thatsachen

bieten in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts besonders folgende

Sammelwerke:

Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde, Nürnberg 1808.

Georg Conrad Horst, Zauberbibliothek, 6 Bde. Mainz 1821—26.

— Deuteroskopie, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

Dr. Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, 5. Aufl. Cotta, Stuttgart 1877.

— Blätter aus Prevorst, Band 1—12. Karlsruhe 1831—39.

— Geschichte Besessener neuerer Zeit. Karlsruhe 1854.

— eine Erscheinung a. d. Nachtgebiete der Natur. Stuttgart 1836.

— Nachricht v. d. Vorkommen des Besessenseins. Stuttgart 1856.

— Magikon, Archiv f. Beobachtungen a. d. Gebiete der Geisterkunde. Band 1—5. 1840—53.

— Die somnambulen Tische, Stuttgart 1855.

Gerber, Das Nachtgebiet der Natur, Augsburg 1844.

C. Crowe, Die Nachtseite der Natur, deutsch v. Kolb, 2 Bde. J. Scheible, Stuttgart 1849.

Prof. Dr. Herbert Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus (mit einer Tafelzeichnung), deutsch von Dr. Hugo Hartmann, F. A. Brockhaus, Leipzig 1854.

Prof. Dr. G. H. Schubert, Ansichten v. d. Nachtseite der Naturwissenschaft. Leipzig 1850.

— Symbolik des Traumes, 4. Aufl., herausgegeben von Dr. Fr. Heinr. Ranke, F. A. Brockhaus, Leipzig 1862. (4 M.)

Dr. H. B. Schindler, Das magische Geistesleben, ein Beitrag zur Psychologie, W. G. Korn, Breslau 1857. (4 M.)

— Der Aberglaube des Mittelalters, ein Beitrag zur Kulturgeschichte, ebendaselbst 1858. (4 M.)

Daumer, Das Geisterreich, 2 Bde. Dresden 1867.

— Das Reich d. Wundersamen u. Geheimnisvollen, Regensburg 1872.

Prof. Max Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1872.

— Der neuere Spiritualismus, ebenda 1877.

Johannes Kreyher, Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder, 2 Teile: I Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens, II. Die biblischen Wunder; 54¾ Bog. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1881. (8 M.)

Franz Splittgerber, Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits, 2 Teile: I. Schlaf und Traum, Ahnungsvermögen und natürliche Prophetie, II. Das Auftauchen des höheren Geisteslebens im Sterben, Jul. Fricke, Halle 1881. (9 M.)

Prof. J. C. Friedrich Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, 4 Bde. in 5 Abthlgn., Leipzig 1878—81, durch die Nicolaische Buchhandlung in Berlin C., Brüderstraße 15, zu beziehen (statt M. 87.50) für M. 50. — Thatsachenmaterial im II. und III. Bande: Die transcendentale Physik.

Aus Aksakows „Bibliothek des Spiritualismus", besonders die Werke von A. R. Wallace, Wm. Crookes, Robt. Hare, J. W. Edmonds, Edw. W. Cox und der Bericht über den Spiritualismus von seiten des Kommitees der Dialektischen Gesellschaft zu London.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben von

Hübbe-Schleiden

Dr. J. U.

II, 5. Heft. **1886** November, Nr. 11.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)
Leipzig.

C. Klincksieck,
11 rue de Lille,
Paris.

George Redway,
15 York Street, Covent Garden,
London.

Haar & Steinert,
9 rue Jacob,
Paris.

Amerika:
Colby & Rich,
9 Bosworth Street,
Boston, Mass.

Australien:
W. H. Terry,
84 Russell Street,
Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur; der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;
2. der Besprechung solcher Thatsachen; der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;
3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unserer Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in der „Sphinx“ ausgesprochenen Ansichten, soweit dieselben nicht von ihm selbst unterzeichnet sind. Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Einsendungen ohne Namen und Adresse der Verfasser finden keine Berücksichtigung.

Sphinx II, 5. **Inhalt.** November 1886.

Die „Sphinx“ erscheint monatlich im Umfange von ungefähr 3 Bogen.

Der Abonnementspreis im Buchhandel beträgt halbjährlich:

		einzelne Nummern:
für Deutschland und Österreich	M. 5,—;	
„ „ bei direktem Bezuge	„ 5,60	M. 1,50 (portofrei).
„ das Ausland „ „	„ 6,20.	
„ das Weltpost-Ausland „	„ 8,—.	
„ Frankreich	7 frs. 50 cts.	2 frs. — cts.
„ England, Indien und Kolonien	6 sh. — d.	1 sh. 6 d.
„ Amerika	$ 1,50 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog eingetragen unter

Nr. 5007a.

Expedition: Königstraße 19, Leipzig.

SPHINX

II, 5. November 1886.

Die Offenbarung Johannis.

Von

Johannes Kreyßer.

❦

Wahrhaft fruchtbar und bedeutungsvoll kann das Studium der mystischen Seelenphänomene nach unserer Überzeugung nur werden, wenn auf ihrer Grundlage statt der Stiftung einer neuen nekromantischen Religion, wie sie von dem sektensüchtigen Amerika' importiert ist, lediglich die Befestigung derjenigen Weltanschauung angestrebt wird, welche die Voraussetzung aller Religion bildet, nämlich der Lehre von der Überlegenheit des Geistes über den Stoff innerhalb des menschlichen Wesens wie in der Natur überhaupt, womit die Anerkennung einer transscendentalen Daseinssphäre von selbst gegeben ist. An die Stelle des Spiritismus sollte der Spiritualismus im alten Sinne des Wortes treten, dann würden die in Rede stehenden Erscheinungen namentlich für die Theologie, die ihnen jetzt antipathisch gegenüber steht, ein hervorragendes Interesse gewinnen, da sie offenbar die stärksten Argumente nicht nur zur Bekämpfung der materialistischen und pantheistischen Systeme im allgemeinen, sondern auch insbesondere der negativen Kritik darbietet, welche die historischen Grundlagen des Christentums leugnet.

In diesem Sinne hat schon Origenes die profanen Wunder dem ältesten, litterarischen Bestreiter des Christentums, dem Philosophen Celsus entgegen gehalten. „Daß Menschen zuweilen seltsame und sonderbare Erscheinungen haben," — sagt er[1]) — „berichten auch griechische Schriftsteller und zwar nicht bloß solche, von denen man glauben könnte, ihre Erzählungen seien Fabeln und Märchen, sondern auch solche, welche einen ordentlichen Beweis dafür geliefert haben, daß sie wahrhafte Philosophen sind. — — Wenn nun aber Männer, die Gott dem Schöpfer anhängen und dienen, die bereit sind, eher alle Schmach und Mißhandlung ja selbst den Tod zu leiden, als nur ein unwahres Wort über Gott zu reden — wenn diese als Augenzeugen berichten, daß ihnen Engel erschienen seien, dann sollen sie für unglaubwürdig gehalten werden?" Auf den Einwand, daß mit der Anerkennung heidnischer Wunder insbesondere von Krankenheilungen und

[1]) Contra Celsum V, 57.

Hellsehen, der Wunderbeweis für die Gottheit Christi widerlegt werde, antwortet er[1]: „Ich muß die Bemerkung machen, daß die Kraft der Krankenheilung an sich weder gut noch böse macht, daß sie eine Sache ist, die nicht bloß den Rechtschaffenen, sondern auch den Gottlosen zu teil wird; desgleichen, daß, wer die Zukunft kennt, damit nicht sofort ein braver und wackerer Mann ist. Beweiset uns also erst, daß an euren Wunderthätern keine Mängel haften, daß sie in jeder Hinsicht auch so vollkommen sind, daß man sie für Götter halten könnte." Wenn sein Gegner aber an einer anderen Stelle gerade daraus, daß Jesus vor zukünftigen Propheten und Wunderthätern gewarnt habe, deduzieren will, daß er sich damit selber das Urteil spreche, so wird ihm entgegnet[2]: „Jesus warnt nicht vor Wunderthätern im allgemeinen ..., sondern vor denjenigen, die sich für den Gesalbten Gottes ausgeben und seine Jünger durch mancherlei Zauberkünste auf ihre Seite zu bringen suchen.... Wenn Jesus seine Jünger einfach vor allen gewarnt hätte, welche sich der Wundermacht rühmen könnten, ohne beizusetzen, wofür sie sich ausgeben würden, so wäre die Verdächtigung des Celsus nicht ganz ohne Grund. Da aber diejenigen, vor denen wir uns nach seinem Willen in Acht nehmen sollen, sich für den Messias ausgeben, was die Magier nicht thun ..., so ist damit, wenn ich so sagen darf, bei denen, von welchen hier die Rede ist (nämlich den Jüngern Jesu) Trug und Blendwerk auf das bestimmteste ausgeschlossen." Also an sich sei die Wundergabe sittlich indifferent und könne als Legitimation göttlicher Offenbarungen nur in Verbindung mit dem religiösen Inhalt derselben und dem Charakter ihrer Verkündiger angesehen werden.

Aber nicht nur für die christliche Apologetik, sondern auch für das Verständnis der biblischen Schriften ist die Kenntnis und Berücksichtigung der mystischen Seelenzustände von größtem Werte. Dies möchten wir hier an dem wunderbaren Buche zeigen, welches den Schluß der biblischen Schriften bildet. Die Offenbarung Johannis wird gegenwärtig fast allgemein als eine Dichtung betrachtet, die zwar von dem Schwunge einer gewaltigen Aufregung, dem Zorn der Rache erfüllt, aber gleichwohl nur das Produkt einer bewußten, wohlüberlegten, planvollen Erfindung ist. Dabei stimmen die modernen Ausleger im großen und ganzen darin überein, daß die Weissagungen des Buches sich im Verlaufe der Geschichte nicht erfüllt haben, und unterscheiden sich nur darin, daß die Vertreter der theol. Linken in derselben bloße Phantasieen sehen, etwa wie im zweiten Teil des „Faust" oder in Flauberts „Heiligen Antonius", während die theol. Rechte den prophetischen Charakter der Schrift noch schüchtern verteidigt, indem sie ihre Erfüllung bis ans Ende aller Dinge hinausschiebt.

Eine andere Auffassungsweise ergiebt sich für diejenigen, denen die mystischen Seelenzustände der Ekstase, des visionären Schauens, des Hellsehens nicht mehr Mythen sind. Die Alten, bei denen dies noch nicht geschehen war, hatten im ganzen eine befriedigendere Auslegung, obgleich ihre ausschließlich dogmatische Tendenz und ihre völlige Unbekanntschaft mit grammatisch-historischer Kritik sie im einzelnen auf viele Abwege brachte. Mit den Mitteln der heutigen Exegese aber läßt

[1]) Ebendaselbst III, 26. — [2]) Ebenda II, 49.



sich nachweisen, daß wir in der Apokalypse ein geradezu erstaunliches Beispiel des großartigsten, prophetischen Hellsehens verbunden mit ekstatischen Visionen besitzen.

Der Verfasser versichert zunächst, daß er wirkliche Visionen gehabt habe, und giebt die näheren Umstände dabei an. Bei Beschreibung der ersten bemerkt er, daß sie ihm an einem Sonntage erschienen (1, 10), bei einer andern, daß er dabei sofort in den traumhaften Zustand der Ekstase verfallen sei (4, 2), bei einer dritten, daß er sich am Strande des Meeres befunden habe (2, 18). Gegen die Erdichtung ist aber entscheidend, daß die Erscheinungen genau nach den Gesetzen, welche bei visionären Zuständen beobachtet sind, erfolgen. Dahin gehört zunächst ihre allmähliche Entstehung. Den zusammenhängenden Gesichtserscheinungen geht in der Regel die Audition von Stimmen voran (1,10—12. 4,1—2 15,3—5. 19, 1—4. 6—8. 21,3—10). Ehe diese Stimmen artikulierte Worte reden, werden unbestimmte Geräusche vernommen, die bald als Posaunenschall (1,10; 4,1), bald als Wasserrauschen (1, 15; 14, 2; 19, 6), bald als Donner (6, 1; 14, 2; 19, 6), bald als Harfentöne (14, 2) geschildert werden. Ebenso werden vor oder an der Erscheinung lebender Wesen glänzende Gegenstände (1, 12), Edelsteinschimmer und Regenbogen. (4, 3), Sonne, Mond und Sterne (12, 1), das gläserne Meer mit Feuer (15, 2), Lichtglanz (18, 3), Wolken und Rauch (8, 3; 9, 2; 10, 1) gesehen Denn „solche Nervenreize leiten den Prozeß des imaginären Wahrnehmens ein, ehe durch das Mitwirken des Vorstellungsvermögens bestimmte Bilder aus früheren Ein drücken behalten oder neu erzeugt hinzukommen".[1]) Ferner machen wir aufmerksam auf die groteske Pracht der Visionen, die zwar einerseits an Fieberdelirien erinnert, andrerseits aber jene tiefsinnige bis ins einzelne gehende Symbolik zeigt, welche nicht selten solchen Bildern eigen ist. Denn da die Eingebung hier nicht in abstrakten Begriffen, sondern in konkreten Anschauungen der Sinnlichkeit geschieht, so kann sie zusammenhängende Gedankenreihen nur durch Symbole zum Ausdruck bringen. Damit hängen die jeder Anschaulichkeit spottenden und doch aus dem Traumleben bekannten Metamorphosen der Bilder zusammen: Worte, die aus dem Munde hervorgehend zu einem Schwerte werden (1, 16; 16, 13), ein Löwe, der zugleich als getötetes Lamm erscheint (5, 5—6), Reiter, die aus dem geöffneten Siegel einer Schrift hervorgehen (6, 1), Heuschrecken, die sich in gepanzerte Centauren verwandeln (9, 7), ein Weib am Himmel, das mit der Sonne bekleidet und mit Adlersflügeln ausgestattet wird (12, 1.14). Ferner das Schauen von abstrakten Dingen, von Zeitbestimmungen (11, 11; 12, 6.14; 20, 2), von Zahlen (7, 4; 13, 18; 14, 20), von Namen (6, 8; 9, 11; 12, 7.9; 16, 12.19; 18, 2.21; 19, 13), der Ewigkeit des Evangeliums (14, 7) u. dergl. Solche Conceptionen entstehen nicht aus bewußt reflektierender Dichtung, es sind Produkte mystischer Seelenzustände. De Wette meint zwar: Daß die Begeisterung sich bis zur Verzückung ge steigert und der Apostel wirklich das Geschilderte ganz oder teilweise geschaut habe,

[1]) Griesinger, Pathol. u. Therap. der Seelenkrankh., S. 88.

ist darum unwahrscheinlich, weil das angeblich Geschaute teils auf Nachahmung alttestamentlicher Vorbilder, also auf gedächtnismäßigem Gedankenlaufe, teils auf verständiger Reflexion, also nicht auf unmittelbarer Anschauung beruht. Er bedenkt nicht, daß auch die visionäre Eingebung sich nie in andere Bilder kleiden kann, als die sie im Vorstellungskreise des Individuums, in seinem gedächtnismäßigen Gedankenlaufe vorfindet und daß derselbe daher notwendig auch die Form der imaginären Wahrnehmung bestimmen muß. Unter solchen Umständen sind die Reminiszenzen an alttestamentliche Vorbilder bei einem Johannes auch in seinen Visionen so natürlich, wie in den Fieberdelirien eines Kranken diejenigen an seinen Beruf. Was aber die verständigen Reflexionen betrifft, so weit sie sich wirklich in der Darstellung finden, so ist zu bemerken, daß Visionen bei ihrem Erlöschen freilich sehr oft in lebhafte Vorstellungen auslaufen, so daß der Seher nicht mehr weiß, ob er sie mit dem äußern oder innern Auge geschaut hat. Überdies konnte die Reflexion erst beim Niederschreiben des Geschauten hinzukommen, da ganz ohne dieselbe keine Schriftstellerei möglich ist.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Frage nach dem Plan des Verfassers bei seiner Darstellung ungefähr gleichbedeutend ist mit der Frage, nach welchem Plan jemand geträumt habe. Wir finden in dem Buche nur die Erzählung einer Reihe von Visionen, deren Zusammenhang bloß darin besteht, daß sie im wesentlichen denselben Gegenstand behandeln. Dies hat Augustin erkannt, welcher sagt[1]): In diesem Buche ist vieles um den Geist des Lesers zu üben, dunkel ausgedrückt ... besonders, weil er das Nämliche vielfach also wiederholt, daß er anderes und anderes zu sagen scheint, während sich bei genauerer Betrachtung findet, daß er dasselbe auf andere und andere Weise sagt. Ein gewisser, wenn auch sehr allgemeiner Fortschritt in der Darstellung ist zwar vorhanden, aber er ist nicht von dem Verfasser planmäßig hergestellt, sondern war in der Reihenfolge selbst gegeben. — Ferner folgt aus unserer Auffassung, daß es nicht blos darauf ankommen kann, zu ermitteln, was der Erzähler sich selbst bei dem Geschauten gedacht habe und welche Deutung ihm für seine Visionen vorgeschwebt habe, denn wir können uns denken, daß ihm selbst vieles daran dunkel geblieben sei; sondern wir haben zu fragen, welcher Sinn objektiv darin liegt. Zugleich erklärt sich aus dem Seelenzustande, in welchem die Apokalypse geschrieben ist, die außerordentliche Verschiedenheit ihres Stils von demjenigen des vierten Evangeliums, aus der man den Schluß zieht, daß derselbe Johannes nicht auch das letztere geschrieben haben kann. Wenn man ähnliche Beispiele aus der Literaturgeschichte fordert, so nennen wir z. B. Hoelderlin, bei dem sein Schicksal einen nicht minder wundersamen Stilwandel hervorgerufen hat, indem es ihm von pomphaftem Redeschwall zu rührender Einfalt und Kürze führte.

Zum Schluß dieser Einleitung noch ein kurzes Wort über die Abfassungszeit, die für den historischen Gesichtskreis des Verfassers wichtig ist. Der Überlieferung zufolge, die sich bei Irenaeus[2]) findet,

---

[1]) De civit. Dei XX., 17. [2]) Adv. Haer. V, 30; vergl. Euseb. III., 18.

soll dieselbe unter Domitian fallen. Allein aus dem Inhalt ergiebt sich daß der Tempel noch steht, obwohl der Vorhof bereits den Heiden gegeben ist, welche die heilige Stadt zertreten werden (11, 1.2). Jerusalem war also noch nicht zerstört. Da zugleich Neros Tod bereits in der Vergangenheit liegt (17, 8) und der sechste Kaiser d. i. Vespasian regiert (17, 10) so muß die Abfassungszeit in die Jahre 69—70 gesetzt werden. Johannes befand sich als Mitgenosse der Trübsal der Brüder und um des Zeugnisses Jesu Christi willen, also als ein Verfolgter wahrscheinlich verborgen auf der Insel Patmos (1, 9) in der Nähe von Ephesus. Weil eine solche Flucht später als ein Makel galt, so machte die Überlieferung sie zu einer Verbannung, und weil der Apostel noch die Tage Domitians gesehen hat, so wurde sie unter diesen zweiten Christenverfolger verlegt.

Das Buch enthält außer einigen Einleitungs- und Schlußworten die Beschreibung von sieben Visionen. Es sind folgende: I. Der Menschensohn und die sieben Leuchter, II. Das Buch mit den sieben Siegeln, III. Das Weib und der Drache, IV. Das Tier aus dem Meer und das Tier aus der Erde, V. Die sieben Zornschalen und Babels Fall, VI. Der himmlische Sieger und die tausendjährige Fesselung des Satans, VII. Das neue Jerusalem.

I. Der Menschensohn unter den sieben Leuchtern.

(Kap. 1, 10—3, 22.)

Die Vision wird mit der Wahrnehmung einer „Stimme" eingeleitet. Als Johannes sich umwendet, sieht er zuerst sieben goldene Leuchter und dann in der Mitte derselben die Gestalt des Menschensohnes, wie sie Daniel (7, 13; 10, 5) beschreibt. Die Erscheinung ist von übermenschlicher Majestät. Das Haar weiß wie Schnee nicht von Alter, sondern vom blendenden Glanze des Glorienscheines, der Blick voll überirdischen Feuers, der untere Teil der Gestalt sich in einen goldigen Schein verlierend, wie Güldenerz, das im Ofen glühet. Die Stimme klingt zunächst wie Wasserrauschen, und dann ist es dem Seher immer so, als würde sie ein zweischneidiges Schwert. In der Hand trägt er einen Kranz von sieben Sternen, gleichsam ein Siebengestirn. Die Deutung folgt: „Die sieben Sterne sind Sendboten (Engel) der sieben Gemeinden und die Leuchter sind sieben Gemeinden". Von dieser Erscheinung werden dem Apostel die sieben Briefe voll unnachahmlicher Hoheit an diese Sendboten der Gemeinden diktiert. Letztere sind in ihrer mystischen Siebenzahl wohl Repräsentanten der ganzen Kirche, die Sendboten aber Repräsentanten der Gemeinden, jedoch nicht von himmlischer Natur, als Engel oder Genien, sondern die menschlichen Vorsteher derselben. Sie werden mit den Gemeindegliedern zugleich angeredet (2, 10.13), haben unter denselben ihre Wohnung (2, 13) einer ist arm (2. 9) der andere schwach (3, 8), der dritte lau (3, 14). Sie werden gelobt, daß sie Irrlehrer entlarven und strafen (2, 2.6) oder für die Duldung derselben und überhaupt für die Zustände in der Gemeinde verantwortlich gemacht (2, 14.20; 3, 4), erhalten den Be-

fehl, Seelsorge zu üben (3, 2) mit Hinweis auf das weite Feld, das ihnen dabei offen steht (3, 8) und werden sämtlich zur Buße aufgefordert.

Die Bezeichnung „Sendbote" (Missionar) für den Inhaber des geistlichen Amtes ist gewiß nicht auffallend, zumal sie für Synagogen-Beamte ohnehin schon üblich war [1]) und Priester schon bei den Propheten so genannt werden (Mal. 2, 7). Sie wird um so begreiflicher, als der christliche Sprachgebrauch sich in diesem Punkte noch nicht fixiert hatte und auch bei Paulus noch zwischen Presbyter und Episkopus schwankt. Aber freilich werden die Träger des Amtes dadurch als göttliche Gesandte und Bevollmächtigte für die Gemeinden hingestellt, womit die Autorität und Verantwortlichkeit, die sie nach dem Inhalt der Briefe haben, übereinstimmt. Mit Recht hat Rothe darauf hingewiesen, daß in diesen „Engeln" der Episkopat zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach fertig gegeben ist. Er muß unmittelbar nach dem Tode des Petrus und Paulus und vielleicht gerade unter dem Einfluß dieser Sendschreiben, wie des Johannes überhaupt entstanden sein.

II. Das Buch mit den sieben Siegeln.

(Kap. 4, 1—11, 19.)

Es folgt eine längere Visionenreihe, die sich gleichfalls durch unbestimmtere Wahrnehmungen, nämlich einen Lichtglanz am Himmel und eine „Stimme" ankündigt. Hierbei, bemerkt der Seher, sei er sogleich in Ekstase d. h. in einen Zustand verminderten Bewußtseins gefallen. Er hat nun die Anschauung Gottes. Regennacht ist seine Hülle, durch den Regenbogen geheimnisvoll erhellt. Denn dieser verbreitet einen solchen Edelsteinschimmer, daß man geblendet eigentlich nicht Gott selbst sieht, sondern nur den Glanz um ihn her. Bei ihm, näher als die Engel, befinden sich in weißen Kleidern mit Martyrerkronen vierundzwanzig Älteste. Sie erscheinen als Vertreter der Kirche und als Krone der Menschheit. Die Idee der göttlichen Weltregierung, sofern sie auf die Erlösung gegründet ist, kommt darin zur Anschauung. Den Kraft- und Lebenseinfluß Gottes auf das Reich des Lebendigen stellt das Folgende dar und zwar als Prinzip des physischen Lebens durch die von ihm ausgehenden Blitze, des geistigen durch die Feuerfackeln, „welche sind die sieben Geister Gottes" (vergl. Jes. 11, 2). Vor seinem Throne liegt die Schöpfung: der Luftkreis als das krystallene Meer und die Sinnbilder des geschöpflichen Lebens in den vier Cherubim mit Löwen-, Stier-, Adler- und Menschenköpfen. Sie verkünden ohne Ende die Herrlichkeit Gottes, und in ihren Lobgesang stimmt die erlöste Menschheit in ihren Vertretern ein (Kap. 4).

Gott hält das Schicksalsbuch in seiner Hand. Es ist mit sieben Siegeln versiegelt, und niemand ist würdig, sie zu lösen. Dies erfüllt den Seher mit tiefem Schmerz, so daß er in seinem traumartigen Zustande laut weint. Aber die Kirche (einer der Ältesten) verkündet den Trost: „Weine nicht, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda die

[1]) De Wette Comment., S. 40.

Wurzel Davids, zu öffnen das Buch und seine sieben Siegel". Nun erscheint dieser Löwe, aber in einer plötzlichen Metamorphose als geschlachtetes und doch lebendiges Lamm mit sieben Hörnern und sieben Augen, den Sinnbildern der Macht und der Erkenntnis. Es nimmt das Buch aus der Hand Gottes und die Erlösten singen im Einklang mit der Schöpfung seinen Preis (Kap. 5).

Entscheidend für das weitere Verständnis ist die Frage, was unter den sieben Siegeln gemeint ist? Eine Stimme hatte dem Seher versprochen, „ihm zu zeigen, was nach diesem geschehen solle". Damit ist indes nicht ausgeschlossen, daß diese Zukunft schon in den Ereignissen der Gegenwart und Vergangenheit ihre Grundlage hat. Um so weniger kann dasjenige, was den Inhalt des Buches verdeckt, lediglich die Zukunft sein, weil dann der große Schmerz des Sehers nur in unbefriedigter Neugierde, die einzigartige Würde des Lammes nur in der Gabe des Prophezeiens ihren Grund hätte. Die Siegel des Schicksalsbuches sind vielmehr **die Rätsel des Daseins**, die in der Zukunft wie auch in der Gegenwart und Vergangenheit liegen, nämlich der Kontrast der Weltereignisse gegen die Idee eines heiligen und gütigen Gottes. Sie sind der tiefste, jeder ernsten Seele würdige Schmerz und nur durch Christus („das Lamm") giebt es für den Seher eine tröstliche Lösung.

Das Lamm öffnet die Siegel, und als Lösung des Welträtsels geht beim Bruch des ersten ein **Sieger** hervor, reitend auf weißem Roß, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, der auszieht in die Welt zu siegen, aber in seinem Gefolge ein Heer von furchtbaren Übel und Plagen (6, 1.2). Am Ende der ganzen Entwickelung, die sich in dieser Visionenreihe aufrollt, heißt es: „Das Reich der Welt ist unserm Herrn und seinem Gesalbten zugefallen und er wird herrschen in alle Ewigkeit" (11, 15) und es tritt (19, 11) die Figur des Siegers ganz ebenso wie hier noch einmal auf und wird dort geradezu als der triumphierende **Christus**, der König aller Könige und der Herr aller Herren, bezeichnet. Um so auffallender ist es, daß man dieselbe hier nur als Symbol einer zukünftigen Plage nimmt, die ohnehin von der gleich darauf folgenden des Krieges gar nicht getrennt werden kann. **Das Ganze stellt die Weltentwickelung dar als Zukunft dieses Herrn.** Mit unsichtbarem, aber nie rastendem Schritte kommt der ewige Sieger, die Welt als sein Reich einzunehmen; doch was er mit sich führt, ist zunächst nicht, wie man zu erwarten pflegte, überschwengliches Glück und Herrlichkeit, sondern unsägliches Wehe. Derselbe Gedanke, den Jesus **Luc.** 12,49 ff. ausspricht und der den Hauptinhalt der großen Weissagung **Matth.** 24 bildet, wird weiter ausgeführt. Dem Sieger folgt zunächst in gespenstigem Kontraste der Krieg auf feuerrotem, der Hunger auf schwarzem, der Tod (die Pest) auf fahlem Pferde. Es läßt sich hören das Blut der Märtyrer, das um Rache gen Himmel schreit, aber auf die Zukunft vertröstet wird. Eine furchtbare Erschütterung bringt eine Umwälzung der ganzen Erde hervor, deren Schrecken durch die unerhörtesten Zeichen am Himmel versinnbildlicht werden. Die Menschheit von den Königen herab bis zu den Sklaven verbirgt sich

in den Klüften der Erde und glaubt das Ende der Dinge herbeigekommen. Das gewaltige Bild ist die symbolische Darstellung der ungeheuren Ereignisse, welche den Untergang der antiken Welt und ihre Umgestaltung durch den Sieg des Christentums begleiten sollen. Zwar gehen die Züge desselben wie an vielen anderen Stellen weit über die Geschichte hinaus; dies liegt jedoch im Wesen der prophetischen Allegorie, welche zu den gewaltigsten Mitteln greifen muß, um die Bedeutung und den Eindruck von Vorgängen, welche noch keine sinnliche Form angenommen haben, in vollwertiger Weise zur Anschauung zu bringen (Kap. 6). Aber denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen: Die Engel Gottes erhalten Befehl, die Stürme zurückzuhalten, bis die Erwählten Gottes versiegelt sind, d. h. es wird dafür gesorgt, daß dieselben in allem, was bevorsteht, keinen wirklichen Schaden nehmen. Der Erwählten aus den Stämmen Israel ist indes nur eine kleine, von der Vorsehung festbestimmte Zahl. Dagegen schaut der Seher hinter ihnen eine unzählbare Menge aus allen Völkern und Geschlechtern, Nationen und Sprachen, die vor dem Throne Gottes und vor dem Lamme stehen in weißen Kleidern, mit Palmen in ihren Händen und seine Herrlichkeit bekennen (Kap. 7).

Das siebente Siegel wird geöffnet, und man erwartet das Ende. Aber es entsteht nur eine halbstündige Stille im Himmel, während der noch einmal sieben Wehe vorbereitet werden und das Gebet der Heiligen als Rauchwerk zu Gott emporsteigt. Man nimmt gewöhnlich an, daß nun eine Fortsetzung der bisherigen Entwickelung gegeben werde, so daß die nun angekündigten Ereignisse der Zeit nach *später* als die bisher aufgezählten zu setzen seien. Allein dann hätte in der Reihenfolge der Siegel fortgefahren werden müssen, während vielmehr *Posaunenstöße* an ihre Stelle treten. Auch hätte die Pause im Himmel dabei keinen Sinn. Unstreitig soll sie den Wiederbeginn des nämlichen Schauspiels andeuten, welches, ehe der Schluß folgt, die Plagen des Menschengeschlechts noch in einer zweiten parallelen Bilderreihe zur Anschauung bringt. Die Signale der Posaunen-Engel beziehen sich also auf dieselbe Zeit, wie die Eröffnung der Siegel, d. h. auf die Gegenwart und nächste Zukunft des Apostels, die ersten christlichen Jahrhunderte. Zunächst treten die Übel der *Natur* in schreckhaften Bildern vor seine Seele. Der Luftkreis erscheint als Stätte von Ungewittern, aus denen Blitz, Hagel und Blutregen herniederfällt. Das Gewächs der Erde wird zum großen Teile verwüstet. In das Meer fährt etwas wie ein verderbenspeiender Vulkan, der es zum Abgrund des Todes für viele Geschöpfe und des Unterganges für die Schiffe der Menschen macht. Unter dem Einflusse eines giftigen Kometen (dies bedeutet sein Name Wermut, denn das Bittere ist dem Hebräer bekanntlich zugleich Bezeichnung des Giftigen) werden die Wasserquellen zur Ursache von Seuchen, die wiederum vielen den Tod bringen. Die Gestirne des Himmels selbst hüllen sich in finstere Wolken und entziehen dem unseligen Geschlechte teilweise ihr tröstliches Licht. Trübe sind seine Tage und dunkel seine Nächte. Und noch sind das nicht alle Plagen. Wehe ruft ein Adler, der durch die Mitte des Himmels fliegt (Kap. 8).

Der Seher sieht einen schwarzen Rauch aufsteigen aus dem Schlunde des Abgrundes, der die Sonne verfinstert. Das sind die Heuschrecken, ein dämonisches Heer, sowie die Skorpione der Erde, das Ungeziefer überhaupt. Denn ihre eigentliche Bestimmung ist nicht, das Grün der Erde zu schädigen, sondern allein den Menschen. Nur den Erwählten können auch sie nichts anhaben. Sie töten nicht, allein sie peinigen. Der Tod wäre ja Wohlthat für die Geplagten, aber er flieht vor ihnen. Es folgt eine ins Gespensterhafte malende Beschreibung der Heuschrecken, die das dämonische des scheußlichen Ungeziefers anschaulich machen soll, dessen Verwüstungen vielleicht gerade damals einen tiefen Eindruck auf den Seher gemacht hatten. Sie erscheinen ihm als Centauren, ihre Leiber wie Rosse, ihre Köpfe wie Menschengesichter, ihre hornartige Schale wie Panzer, das Rasseln ihrer Flügel wie das Rasseln von Wagen. „Und sie haben einen König über sich den Engel des Abgrunds, sein Name ist auf Hebräisch Abaddon und im Griechischen hat er den Namen Apollyon", der Verderber (9, 11). Und doch giebt es noch fürchterlichere Heuschrecken-Schwärme! Der sechste Engel posaunt. Da werden die Dämonen losgelassen, die im fernen Osten am Euphrat gebunden sind. Von ihnen getrieben sieht der prophetische Blick des Apokalyptikers Myriaden mal Myriaden barbarischer Reiter sich über die Welt ergießen. Sie tragen die Farben der Hölle auf ihren Panzern und ihre Rosse scheinen Höllengeister zu sein. Ihre bemähnten Häupter werden zu Löwenköpfen; Feuer, Rauch und Schwefel schnauben ihre Nüstern; ihre Schweife sind schädliche Schlangen. Der dritte Teil der Menschen kommt durch diese wilden Horden um, aber die übrigen bekehren sich doch nicht von ihrem Götzendienst und ihren Missethaten. Man beachte den Parallelismus in dem diese Plage der sechsten Posaune mit derjenigen des sechsten Siegels steht, welche die Umwälzung der antiken Welt verkündete (6, 12 ff.). Es ist die ungeheure Invasion der Hunnen und die Völkerwanderung überhaupt, die hier in einem Vorgesicht geschaut wurde (Kap. 9).

Wieder ist die Entwickelung auf ihrer Höhe angekommen und wieder scheint von neuem begonnen werden zu sollen. Ein Engel, gewaltig, wie die Ereignisse, die er zu verkünden hat, tritt als Herold des göttlichen Ratschlusses auf, der als ein offenes Büchlein in seiner Hand erscheint. Als er mit Löwenstimme gerufen, beginnen sieben Donner zu reden, um das zu offenbaren, was die sieben Posaunen noch nicht gesagt haben. Johannes will es aufschreiben, aber diesmal wird ihm gewehrt. „Versiegle es, was die sieben Donner geredet haben" d. h. laß es geheim! Nur so viel darf er berichten, daß „der Engel, den er stehen sah auf dem Meer und der Erde, seine Hand aufhob gen Himmel und schwur bei dem, der da lebet in alle Ewigkeit, der den Himmel schuf und was darinnen ist, und die Erde und was darauf ist, und das Meer und was darinnen ist, daß hinfort keine Zeit mehr sein solle, sondern zur Zeit der Stimme des siebenten Engels, wenn er posaunen wird, ist vollbracht das Geheimnis Gottes" (10, 7) d. h. die Zeit wird aufhören und eben dann auch alles Unbegreifliche in den Schickungen Gottes, weil man dieselben dann

in ihrem wahren Zusammenhange bis zur Vollendung überschaut — derselbe Gedanke, den Paulus I Cor. 13,9—13 ausführt. Weil aber diese Art der Vollendung sich aller sinnlichen Darstellung entzieht, so vernimmt sie der Apostel nur als Ankündigung, nicht als Vorgang.

Die kritische Auslegung versteht den Ausspruch dahin, daß „keine Frist mehr vergehen solle“, sondern zur Zeit der Stimme des siebenten Engels werde nun wirklich alles zu Ende sein und kein neuer Aufschub mehr stattfinden. Allein wer fühlt nicht, daß dieses Versprechen, das doch nur darauf hinauskäme, die Geduld des Lesers nicht länger auf die Probe zu stellen, in einem wahrhaft lächerlichen Mißverhältnisse steht zu der erschütternden Feierlichkeit des Versicherungsschwures?! Das Ärgste aber ist, daß es gleichwohl leere Fanfaronade sein soll, da von einem Abschluß der Entwickelung dann gar keine Rede mehr ist. Kant[1]) hat den Satz in seinem buchstäblichen Sinne genommen und ihn zum Thema seiner Reflexion über das Ende aller Dinge gemacht.

Wenn man nicht annimmt — sagt er —, daß dieser Engel mit seiner Stimme von sieben Donnern habe Unsinn schreien wollen, so muß er damit gemeint haben, daß hinfort keine Veränderung mehr sein soll. Denn wäre in der Welt noch Veränderung, so wäre auch die Zeit da, weil jene nur in dieser stattfinden kann und ohne ihre Voraussetzung gar nicht denkbar ist. — — Dieser Gedanke hat etwas Grausendes in sich, weil er gleichsam an den Rand eines Abgrundes führt, aus welchem für den, der darin versinkt, keine Wiederkehr möglich ist, („ihn aber hält am ernsten Orte, der nichts zurücke läßt, die Ewigkeit mit starken Armen fest“ v. Haller) und doch auch etwas Anziehendes, denn man kann nicht aufhören, sein zurückgeschrecktes Auge immer wieder darauf zu wenden. Er ist furchtbar erhaben, zum teil wegen seiner Dunkelheit, in der die Einbildungskraft mächtiger als beim hellen Lichte zu wirken pflegt. Endlich muß er doch auch mit der allgemeinen Menschenvernunft auf wundersame Weise verwebt sein, weil er unter allen vernünftelnden Völkern zu allen Zeiten auf eine oder andere Art eingekleidet angetroffen wird. — Denn wenn wir den moralisch-physischen Zustand des Menschen hier im Leben auch auf dem besten Fuß annehmen, nämlich eines beständigen Fortschreitens und Annäherns zum höchsten Gut, so kann er doch mit der Aussicht auf eine ewig dauernde Veränderung seines Zustandes die Zufriedenheit nicht verbinden. Denn der Zustand, in welchem er jetzt ist, bleibt immer doch ein Übel vergleichungsweise gegen den bessern, in den zu treten er in Bereitschaft steht und die Vorstellung eines ewigen Fortschreitens zum Endzweck ist doch auch ein Prospekt in eine unendliche Reihe von Übeln, die, ob sie zwar von dem größeren Guten überwogen werden, doch die Zufriedenheit nicht stattfinden lassen, die er sich nur dadurch, daß der Endzweck einmal erreicht wird, denken kann.

Die Entwickelung ist zu Ende, aber über zwei Rätsel, die ihn aufs tiefste bewegen, sucht der Apostel noch Aufschluß. Eine Stimme vom Himmel heißt ihn, sich das offene Buch in der Hand des Engels geben zu lassen. Dieser erfüllt seinen Wunsch und er verschlingt es, d. h. nimmt es mit Begier in sich auf. Im Munde ist es ihm süß wie Honig, aber sein Inneres wird davon durchbittert — ein Bild der gern empfangenen Erkenntnis und des schmerzlichen Eindrucks, den der Inhalt des Buches

[1]) Kleinere Schriften II S. 162 ff. in v. Kirchmanns Philosophischer Bibliothek Bd. XXXVII.

macht. Nachdem es geschehen, soll er wieder weissagen über viele Völker, Nationen, Zungen und Könige, denn diese sind an dem Folgenden beteiligt.

Um zu verstehen, worauf es sich bezieht, versetze man sich in die Zeitverhältnisse. In Palästina wütete der jüdische Krieg. Jerusalem war von den römischen Heeren eingeschlossen; über sein Schicksal konnte Johannes nicht zweifelhaft sein. In Rom hatte die Verfolgung Neros stattgefunden. Daß in derselben Apostel gefallen waren, erwähnt der Apokalyptiker selber (18, 20). Der Überlieferung zufolge waren dies Petrus und Paulus. In Bezug auf den letzteren wird dieselbe auch nicht bestritten. Allerdings erfolgte seine Hinrichtung wahrscheinlich erst längere Zeit nach dem großen Christen-Massakre des Jahres 64. Dies kommt indeß bei unserem Zweck nicht weiter in Betracht. Was aber Petrus betrifft, so steht es zunächst nach den übereinstimmenden Zeugnissen des vierten Evangeliums und der ältesten Väter fest, daß er als Märtyrer gestorben ist. Dies konnte aber nur in Rom unter Nero geschehen sein, denn nirgend anderswo ist es zu blutigen Christenverfolgungen gekommen. Ein weiterer Grund dafür ist die Angabe des ersten Petrus-Briefes, daß er in Babylon, d. h. in der allegorischen Sprache des Urchristentums in Rom, geschrieben sei; und endlich die ebionitischen Petrus-Akten, deren Basis, wie Lipsius zeigt, ein Bericht aus dem Jahre 130 ist. Es ist unglaublich, daß der Verfasser in einer so frühen Zeit der römischen Reise des Petrus, welche den Hauptgegenstand seines Romans bildet, eine solche Bedeutung hätte geben können, wenn diese Reise nie geschehen war.

Ist das Gesagte richtig, so läßt sich a priori bestimmen, welche Ereignisse den Apostel vor allem erfüllen mußten, nämlich die Zerstörung Jerusalems und der Märtyrertod jener beiden Säulen der Kirche. Kap. 11, welches sonst aller Auslegung spottet, wird dadurch klar. Der Seher erhält den Auftrag, den Tempel Gottes, den Altar und die bei ihm anbeten zu messen. Der Vorhof dagegen soll ungemessen bleiben, denn er ist den Heiden gegeben und die heilige Stadt werden sie zertreten 42 Monate [1]) lang", (11, 2) die aus Daniel bekannte, unbestimmte Unglücksperiode. Die Kürze des Ausspruchs deutet an, daß der Gegenstand, um den es sich handelt, allgemein bekannt, und nichts weiter davon zu sagen ist. Das Messen ist Symbol des Bewahrtbleibens, des Ausgenommenseins von der Zerstörung, wie das Versiegeln in Kap. 7. Man hat daraus beweisen wollen, daß Johannes die Weissagung Jesu von der Zerstörung des Tempels nicht gekannt habe. Allein der Tempel wird ihm hier offenbar sofort zum Typus und Symbol einer höheren Idee. Das beweist schon der Umstand, daß er von Betern erfüllt ist, denn im steinernen Tempel gab es solche nicht. Sinn der Vision ist, daß trotz der Zerstörung des Vorhofs, d. h. Jerusalems, der wahre Tempel, d. h. das Wesentlichste der alt-testamentlichen Religion, das Heiligtum der Kirche und die darin Anbetenden dennoch unangetastet

---

[1]) 42 Monate = ein Jahr + zwei Jahre + ein halbes Jahr; vergl. Daniel VII, 25.

bleiben sollen [1]). Die Stimme Gottes fährt fort: „Ich werde meinen zwei Zeugen Auftrag geben, daß sie weissagen 1260 Tage" = 42 Monate d. h. wieder während einer langen Periode vor der Katastrophe, um unter Ankündigung des Gerichtes zur Buße zu mahnen. Es sind also zwei bestimmte, den Lesern bereits bekannte Personen. Aber sie werden noch genauer charakterisiert: „Das sind die zwei Ölbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn stehen", nämlich in der Weissagung Sach. 4,2 f. und 11—14, wo Josua und Serubabel als Wiederhersteller Israels und des Tempels gemeint sind. Die beiden Zeugen sind also die Gründer des neuen Tempels, d. h. der Kirche und des neuen Gottesvolkes. Feuer geht aus ihrem Munde als Bild ihrer Beredsamkeit und verzehrt die Feinde, vielleicht mit Beziehung auf den Vorfall mit Ananias (Apg. 5,1 ff.) und Elymas (Apg. 13,8 ff.). Sie haben überhaupt die Wundermacht eines Moses und Elias, die in ihnen wiedergekehrt scheinen. Aber das Tier aus dem Abgrunde, d. h. das antichristische Rom, streitet mit ihnen und tötet sie. Ihre Leichname liegen auf den Gassen der großen Stadt, welche geistlich Sodom und Ägypten heißt (Rom). Die Bewohner der Erde aber freuen sich über ihren Tod, weil diese Propheten sie gepeinigt haben (11,3—10). Gegen die Deutung dieser Stelle auf Petrus und Paulus könnte sprechen, daß das Ganze als zukünftig behandelt wird, während der Tod der beiden Apostel jedenfalls schon in der Vergangenheit lag. Allein dies geschieht, weil ihr unbegreifliches Ende aus dem Ratschlusse Gottes erklärt werden soll, weshalb die Vision den Augenblick reproduziert, wo der Allmächtige, der deshalb auch in der ersten Person redet, diesen Ratschluß faßt. Eine größere Schwierigkeit liegt in dem Umstande, daß die große Stadt durch den Zusatz bezeichnet wird; „wo auch ihr Herr gekreuzigt ist" (11,8). Hiernach scheint Jerusalem gemeint, und doch ist dies nach dem ganzen Zusammenhang unmöglich. Denn erstens soll das Tier aus dem Abgrunde, d. h. das heidnische Rom, mit den beiden Zeugen streiten; zweitens sollen alle Nationen ihre Leichname sehen und die Bewohner der Erde jubeln über ihren Tod, was ein Zentrum im Mittelpunkte der heidnischen Welt voraussetzt, nicht in dem abgelegenen und verachteten Jerusalem, sondern nur Babel, d. h. Rom, die große Stadt (16,19; 18,15 u. a.); viertens würde jener Zusatz, auf Jerusalem bezogen, eine unerträglich matte Phrase ergeben insofern die mysteriöse Stadt so gut wie mit Namen genannt, ihr Geheimnis also auch sogleich wieder verraten würde. — Offenbar wollen jene Worte in emphatischem Sinne gefaßt sein. Die große Babel, welche der Apostel so sehr haßt, soll auch als Urheberin des größten Verbrechens, das die Welt gesehen hat, dargestellt werden. War dieses Rom nicht in Wahrheit das Sodom und Ägypten, wo geistig ihr Herr gekreuzigt wurde? Waren es nicht römische Richter und Henker, die ihn kreuzigten? Wie nahe den ersten Christen die Idee einer mystischen Kreuzigung Christi in Rom lag, der Stadt, die trunken war von dem Blute seiner Heiligen, beweist die

[1]) Vergl. Joh. 4, 21. 23.

Überlieferung der Petrus-Akten, daß der Herr dem aus römischem Kerker fliehenden Petrus auf dem Wege begegnet sei und gesagt habe: „Ich gehe nach Rom, um mich abermals kreuzigen zu lassen". Vielleicht enthält unsere Stelle sogar eine Anspielung darauf.

Es folgt die Lösung des Rätsels: Die beiden Zeugen bleiben nicht im Tode. Nach kurzer Zeit (die Hälfte der heiligen Siebenzahl) kommt in sie Lebensgeist aus Gott, sie steigen gen Himmel in der Wolke und große Furcht befällt ihre Feinde — Symbol ihrer geistigen Verherrlichung und der Gewissensangst ihrer Mörder. Noch Lactantius scheint diese Auffassung gekannt zu haben. Denn nachdem er von der Hinrichtung des Petrus und Paulus gesprochen, berichtet er von solchen, die da erklären: „Da wir mit Recht glauben, daß die zwei Propheten lebendig sind versetzt worden, damit sie in der letzten Zeit vom Himmel herabstiegen, daß in gleicher Weise auch Nero kommen werde als Vorläufer des Teufels."[1]) Hierauf geschieht ein großes Erdbeben, worin der zehnte Teil der Stadt fällt und 7000 Menschen umkommen, hindeutend auf die Umwälzungen nach Neros Sturz unter den schnell auf einander folgenden Kaisern: Galba, Otho, Vitellius. Namentlich bei der Verteidigung des letzteren gegen Sabinus ging das Kapitol und ein Teil Roms in Flammen auf.

* * *

Nach dieser Abschweifung kehrt der Apostel (v. 14—19) zu seinem Berichte zurück, aber nur, um ihn kurz abzuschließen. „Das zweite Wehe (nämlich des Adlers[2]) oder das sechste Posaunensignal) ist vorüber, siehe das dritte Wehe (d. h. das Ende) kommt schnell", plötzlich wie ein Dieb in der Nacht. Die siebente Posaune bringt nun die Vollendung, aber nur für die Idee und für den Himmel, wo laute Stimmen den Sieg des Reiches Gottes und seines Gesalbten verkünden und die Kirche in ihren Ältesten die Gerechtigkeit seiner Weltregierung preist. Das Allerheiligste des Himmels wird sichtbar und manifestiert sich wie im Anfang (4, 5) in majestätischen Wundern als ewige Kraft und ewiges Leben.

[1]) De mortibus persecutorum c. 2.

[2]) Vergl. Kap. 9 Vers 13.



Von
Ludwig Feuerbach bis auf die Gegenwart.

Von

Julius Duboc.

II.

Pessimismus. Materialismus. Naturalistischer Realismus.

Hatte die von Spannkraft geschwellte, nach Bethätigung dürstende, zukunftsgläubige, revolutionär gestimmte Periode der 40er Jahre dem realistischen Idealismus Feuerbachs eine starke Empfänglichkeit entgegengebracht, so neigte die durch die revolutionären Stürme ermüdete, von der Erfolglosigkeit der gebrachten Opfer tief verstimmte, im Innersten abgespannte, an ihren Idealen und Zielen irre gewordene nächstfolgende Zeit sich ebenso empfänglich dem Pessimismus zu. Daher wir denn vom Anfang der 50er Jahre an den Einfluß Feuerbach's sinken, den realistischen Idealismus mehr und mehr verblassen, die pessimistische Doctrin dagegen Boden gewinnen, immer weiter sich verbreiten und schließlich für längere Zeit tonangebend werden sehen. Zwei eifrige Schüler des bis dahin wenig gekannten und genannten Schopenhauer, Dr. O. Lindner, Redakteur der Berliner Vossischen Zeitung, und Dr. J. Frauenstädt, sorgten von 1853 ab, der erste durch verschiedene Veröffentlichungen in dem seiner Leitung untergebenen, weit verbreiteten Blatte, der andern durch seine „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" für die Popularisierung ihres Meisters. Das Beste aber in dieser Richtung that, ohne ihr Zuthun, die Zeit selbst, weil und insofern sie zeitweilig den Glauben, das Vertrauen und die Freudigkeit an der Entwicklung der Dinge eingebüßt hatte. Schrieb doch selbst Feuerbach aus dieser Stimmung heraus damals an seinen nach Amerika absegelnden Freund Fr. Kapp: „Lieber Freund! Du beginnst ein neues Leben und ich fange ganz im Einklang mit der Geschichte der deutschen „Revolution" wieder das alte Leben an. Du gehst der Zukunft entgegen und ich hinke wieder tiefgebeugt in die Vergangenheit zurück. Du Glücklicher! segelst jetzt selbst in das jugendliche Amerika hinüber und ich sitze auf dem Mist des altersfaulen Europa." Und wenn er dann weiter hinzufügt, daß er nur in der Quelle des klassischen Altertums wieder Lebenskraft gefunden habe, daß er es in dem Irren- und Schurkenhaus der europäischen Welt nur in unausgesetzter geistiger Thätigkeit aushalten könne, er sei daher fleißiger und geistiger als je — so war es anderen, die weniger fleißig und geistig waren als Feuerbach, war es also namentlich der Durchschnittsmenge nicht groß zu verübeln, wenn sie im Pessimismus sich ausseufzten, in ihm ein willkommnes Echo ihrer

eignen Trostlosigkeit vernahmen und, wenn nicht Erquickung, doch wenigstens Betäubung fanden.

Der Pessimismus ist bei uns rasch einer gewissen Entartung verfallen, was auch nicht anders sein konnte, da er, konsequent festgehalten, notwendig zur vollständigen Apathie und damit — für unsere germanische Sinnesweise, auf die es ja zunächst ankam — zu Verekelung führte. Anders akklimatisieren ließ sich diese indische Pflanze bei uns eben nicht. Der deutsche Genius widerstrebt und widersetzt sich innerlichst der Apathie und wird sie ihm aufgezwungen oder glaubt er sich derselben als dem Schluß der Weltweisheit und letztem Rettungsanker in überwältigenden Schicksalsnöten ergeben zu müssen, so verfällt er damit dem Lebensekel. Dadurch leitet sich aber wiederum ein Rückschlag, wenn auch zunächst noch nicht eine Gesundung, ein. Nur durch die herbsten Widersprüche, auf die es Schopenhauer übrigens nie ankam, läßt sich der erstrebte Zustand des Nichts-Begehrens (weil es eben nichts Begehrenswertes giebt), der Zustand, in dem also jeder Genuß als Erfüllung eines Begehrens aufhört, selbst wieder als ein Art Genuß, so daß bei diesem ganzen Prozeß etwas Anderes oder Höheres als bloße apathische Willenlosigkeit herauskäme, auslegen und deuten. Diesen Versuch hat Schopenhauer namentlich in dem, was man seine „Philosophie der Tragödie" zu nennen pflegt, gemacht. Wenn im fünften Akt der Held gänzlich zerschellt und scheitert, dann soll nach Schopenhauer der Zuschauer eine gewisse Erhebung seines Gemütes empfinden, nämlich in den schwachen Wasserfarben der Mitempfindung dasselbe, was mit der Energie der Wirklichkeit in der Empfindung des eigenen Schicksals vorgeht, wenn der Mensch in den Hafen gänzlicher Resignation treibt, d. h. des Zustandes, in welchem der Wille auf immer beschwichtigt und gänzlich erloschen ist „bis auf jenen letzten glimmenden Funken, der den Leib erhält". In diesem Zustand geht nun aber überhaupt nichts vor sich und am allerwenigsten etwas, das in der tragischen Mitempfindung schon im voraus wohlig durchgekostet werden könnte. Selbst das sich rein betrachtende und in diesen Zustand sublimierter Intellektualität als in einen reinen Äther des Geistes ganz aufgehende Verhalten, was den idealeren Naturen so etwa als der preisens- und begehrenswerte Kern der Willenlosigkeit vorschwebt, kann nicht ohne Teilnahme am Betrachten und damit ohne Willensrichtung auf dieselbe gedacht werden, liegt also immer wieder innerhalb der Willenssphäre und kann nicht dahin verlegt werden, wo nur „der letzte glimmende Funke, der den Leib erhält", übrig ist. [1]) Wo nichts mehr als dies besteht, die Willensreduktion eine totale

[1]) Man kann sich das Verhältnis und den Widerspruch, in welchen der Pessimismus sich verwickelt, auch so klar machen. Wo kein geistiges Interesse ist, ist auch kein geistiger Genuß möglich — denn wie sollte das, was mich gar nicht interessiert, was mich ganz gleichgültig läßt, mir irgendwelche Freude machen können — wo aber ein geistiges Interesse vorhanden ist, ist auch unmittebar eine Willensströmung, eine Willensrichtung gesetzt und eingeleitet. Ich kann nicht ein Interesse an etwas nehmen, ohne ihm wollend nah zu treten, wollend in dem Sinn einer Annähe-

geworden ist, da kann von einem dann noch übrig bleibenden Wohlgefühl — einer „heiligen Freude", wie Schopenhauer sich anderswo ausdrückt — nur in dem Sinn des rein sinnlichen Wohlgefühls geredet werden, dem eben deshalb wohl zu Mute ist, weil es vom Geiste aus völlig unbehelligt bleibt und nur sich selbst d. h. die Ruhe der Geistlosigkeit genießt. Die Ruhe ist hier also reine Sinnenruhe, die Willenlosigkeit in Wahrheit Geistlosigkeit, d. h. völliges Unbehelligtbleiben vom Geiste, die nun aber in der pessimistischen Doktrin nicht als solche und damit in ihrer Niedrigkeit, sondern vielmehr als ein höherer Geisteszustand dargestellt und gefeiert wird. Da aus diesem Grundwiderspruch nicht herauszukommen ist, so verwickelt sich Schopenhauer gelegentlich immer tiefer in ihm und er widerspricht sich selbst, ohne darin mehr als eine „Paradoxie" zu erblicken, wie z. B. wenn er irgendwo die Meinung äußert: „aus dem vollkommenen Genügen und der finalen Beruhigung, also aus dem wahren wünschenswerten Zustand, der sich im Kunstwerk der Tragödie darstelle, ließe sich sogar paradoxer Weise (!) die Zuversicht schöpfen, daß Friede, Ruhe und Glückseligkeit doch vorhanden sein müssen — wenn auch nur da, wo es kein Wo und kein Wann giebt".

Also ein dumpf brütendes oder von einem leisen Spiel der Phantasiekräfte buntfarbig angestrahltes, rein sinnliches Genießen einer apathisch erschlafften d. h. vom Geistesleben und -Streben völlig unbehelligten Stimmung ist in Wahrheit der eigentliche Kern dessen, was Schopenhauer mit so schönen Worten als Verklärungszustand des erloschenen Willens, der völligen Resignation gepriesen hat. Diese apathisch erschlaffte Stimmung führt aber direkt zur Verekelung, was durch das Prinzip des Weltwiderspruchs noch verstärkt wird, dem uns die Annahme, das Leben, das Sein sei einem „wahnwitzigen Karneval" vergleichbar, es sei ein Verbrechen und deshalb stände auch Todesstrafe darauf u. s. w., ohnehin schon überliefert. Der Einzige, der diesen ethisch so schwer in's Gewicht fallenden Punkt nicht erkannt resp. ihn anstandslos zugegeben hat, obgleich er selbst dem Pessimismus anhing, ist der wenig gewürdigte Bahnsen. Wenn Schopenhauer — immer im Widerspruch mit dem Grundkern der Doktrin — viel Schönes von Wesen und Wirkung der Musik geredet hat, so strich Bahnsen aus der Grundstimmung heraus — und daher mit Recht — jeden trügerischen Freudenschimmer, den Wissenschaft und Kunst noch um sich breiten sollten, denn die Wissenschaft, nur Unvernunft und Widerspruch in der Welt findend, könne mit dieser Entdeckung dem logischen Geist nur noch Qual bereiten, wie jeder Unsinn demselben widerlich und peinlich ist, weil er mit seiner Natur in Konflikt tritt. Und in einer Welt, der selbst die Harmonie fehlt, kann jede Dar-

---

rung, sei dieselbe nun eine reale Verbindung und Vereinigung oder ein bloßes Anschauen oder ein Akt des Wohlwollens. Die Annäherung begleitet Freude resp. Genuß von höherer oder niederer Art je nach der Art des befriedigten Interesses. Unmöglich aber ist es, diese abzuleiten, nachdem man den Willen und damit implicite das Interesse gestrichen, ohne welches, wovon wir ausgingen, ein Genuß überhaupt nicht erstehen kann.

stellung derselben in den Schöpfungen der Kunst nur das lügnerische Schemen einer taumelnden Phantasie, nur ein Spiel der Trunkenheit des Geistes, nur eine Halluzination sein, welche dem nach nüchterner Objektivität verlangenden Bewußtsein des Philosophen widerstrebt und wofür schließlich in einem Gemüt, welchem der Weltwiderspruch selbst einwohnen müßte, auch keine Empfänglichkeit sein könnte. Beherzigenswerte Worte eines reellen Denkers! Wie aber die Kunst sich auf pessimistischem Standpunkt als lügnerische Illusion erweist, so natürlich auch die Liebe und, da es nicht Sache der Vernunft sein kann, Illusionen das Wort zu reden, so ist es nur konsequent, wenn auch in seiner Nacktheit für den unbefangenen Sinn um so widerwärtiger und abstoßender, wenn der Philosoph des „Unbewußten" über diesen Punkt seine Meinung in folgender Weise zusammengefaßt und gebeichtet hat: „Es könnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Vernunft zur gänzlichen Enthaltung von der Liebe anraten müßte, wenn nur nicht die Qual des nicht zu vernichtenden Triebes, welcher nach Erfüllung seiner Leere lechzt, ein noch größeres Übel wäre als ein maßvolles Befassen mit der Liebe. Wenn die Liebe einmal als Übel anerkannt ist und doch als das kleinere von zwei Übeln gewählt werden muß, so fordert die Vernunft mit Notwendigkeit ein Drittes, nämlich Ausrottung des Triebes d. h. Verschneidung, wenn durch sie eine Ausrottung des Triebes erreicht wird." Was Herr von Hartmann mit diesem Ausspruch von mystischem Klange eigentlich gemeint, hat er nicht unternommen ganz verständlich und gemeinfaßlich darzulegen. Statt weiterer eigener Ausführungen verweist er an der betreffenden Stelle auf Matth. 19, 11—12: „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleib also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es." In dieser Weise, in der Erkenntnis, daß der Mensch „sich wider seinen bewußten Willen in eine Leidenschaft verwickelt findet, die ihm mehr Schmerz als Lust verursacht, wird vom Standpunkt des Individuums der Stab über die Liebe gebrochen".

Wie mit der Liebe, so ist es aber auch mit dem Leben. Überall stehen wir hier an der Grenze des Ekels. Bedeutet die Lebenserscheinung nichts Gesundes mehr, so ist der Lebende als solcher mit einer beständigen unheilbaren Krankheit behaftet. Das Leben haftet gewissermaßen wie ein Ausschlag an ihm. Ist das Sein überhaupt ein Übel, so steckt jeder Seiende in der Atmosphäre eines beständigen Übels. Wie sollte ihm anders als übel zu Mute sein, und wer kann ein beständiges Übelsein aushalten? Der Mensch kann nicht in der Verekelung verbleiben und also auch nicht in einer Weltauffassung verharren, welche auf nichts anderes als auf diese hinausläuft. Damit leitete sich, wie schon oben bemerkt, in dem populären Bewußtsein, welches sich zunächst einem Pessimismus zugeneigt hatte, eine Art Rückschlag ein. Aus der „erhabenen Trauer" des Pessimismus wird durch den Fäulnisprozeß der Verekelung der Galgenhumor des ethischen Materialismus, der sich nun in breiten Strömen in die Gesellschaft ergießt.

Vom Pessimismus ist auf denselben übergegangen die geringschätzige Auffassung des Seins an sich, des Lebens auf dieser „langweiligen Lehmkugel". Die Freuden, die sie uns bietet, sind ja im Grunde Illusionen, elender Selbstbetrug, hinter dem nichts steckt, was eigentlich der Mühe wert wäre, aber da wir nun doch einmal an der Sklavenkette des von der Vernunft freilich geächteten, aber in unserem irrationellen Teil fest geankerten Triebes liegen, so ist es immer noch besser, diese Scheinfreuden, so lange sie vorhalten, zu genießen als sich ihretwegen zu zergrämen und zu verbittern. Also vive la joie! auch unter dem Galgen und Preis dem Klugen und Starken, der sich am meisten davon zu verschaffen weiß, mit anderen Worten: Kultus des Kraftprincips und Genußgier werden die herrschenden und bestimmenden Faktoren, um so herrschender und bestimmender als sie dem Banquerott des hoffnungsgläubigen Idealismus entstammen, als sie sich auf dem versinkenden Moorgrund der Wertlosigkeit alles Seins auferbauen.

S' ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte,
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern, —
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.

Wie weit der durch den Kultus des Kraftprinzips und die rücksichtslose, keine Schranken anerkennende Genußjagd (vergleichbar dem Schaumspritzen des Champagners, da das Leben nun doch einmal nichts weiter als wie ein „wahnwitziger Karneval" ist) gekennzeichnete ethische Materialismus seine versengenden Strahlen wirft, wissen alle Mitlebenden, oder wenigstens können sie es wissen; denn auf allen Gebieten, namentlich auf dem des öffentlichen und sozialen Lebens und auf dem der Kunst, reifen seine Garben. Auf dem ersteren in der Neigung, die Rechtsprinzipien hintenanzusetzen und der Gewalt die erste Stelle einzuräumen; ferner in der schwindelhaften Ausbeutung jeder sich darbietenden Gelegenheit zum Nachteil des Schwächeren, die auf industriellem Gebiet in der berüchtigten „Gründerzeit" sich wie ein vergiftender Krebsschaden am Gesellschaftskörper aufthat. Auf dem Gebiet der Kunst in dem immerwährenden Sinken des ethisch-ästhetischen Gehalts zu Gunsten der alles überwiegenden, nicht mehr höheren Zwecken dienenden, sondern selbstherrlich die Richtschnur vorschreibenden Reizwirkung auf Phantasie und Sinnlichkeit. So in vielfachen Beispielen in der Malerei und noch auffälliger in Poesie und Musik. Die edelste Blüte der Poesie, die Tragik, sinkt von ihrer kaum erstiegenen Höhe nieder zur „pikanten Tragödie", die das Erschütternde zum Genußobjekt erhebt und nur dem unmittelbaren Kitzel der Nervenspannung, bewußter- oder unbewußterweise dient. Als anerkannte Muster werden Schöpfungen gefeiert, die wie die „Karolinger" in der Blutschuld schwelgen, um im Entsetzen zu enden, wie es in den bezeichnenden Schlußzeilen derselben heißt:

Die Welt ist tot. Das schweigende Entsetzen
Sitzt auf den Trümmern und gebiert das Nichts.

In der Musik, wenigstens in der dominierendsten, genialsten und in

vieler Hinsicht imposantesten Zeiterscheinung auf diesem Gebiete, die geradezu zu einem Ereignis geworden ist, wird die Harmonie aufgelöst und an ihre Stelle wesentlich eingesetzt der musikalische Schrei — der Schrei der Leidenschaft, des äußersten Genußtaumels und der Verzweiflung oder der gebrochenen Entsagung. Denn das geht auch hier als der ethische Grundzug, wenn auch in scheinbarer Verklärung durch: die Verherrlichung des Taumels in Wahn und Wunsch bis zur Übersättigung, in jeder Form und jedem Einspruch zum Trotz, (der Bruder mit der Schwester, der Freund mit der Gattin des Freundes) und dann, nachdem alles bis auf die Neige erschöpft, das Ende die Einsicht, daß alles Wahn gewesen, daß wahnfrei und wunschlos zu sein das wahre Wissen ist. So spricht deshalb Brünhilde am Schluß der „Götter-Dämmerung“: [1])

Führ' ich nun nicht mehr nach Walhalls Feste,
Wißt ihr, wohin ich fahre?
Aus Wunschheim zieh' ich fort,
Wahnheim flieh' ich auf immer,
Des ew'gen Werdens offne Thore
Schließ ich hinter mir zu.
Nach dem wunsch- und wahnlos
Heiligsten Wahlland,
Von Wiedergeburt erlöst,
Zieht nun die Wissende hin.

Carrière hat irgendwo einmal gesagt, der Materialismus sei bestimmt, in Bestialismus zu endigen. Der Ausspruch hat seine Berechtigung, wenn man ihn nicht auf den Materialismus als wissenschaftliches Erkenntnisprinzip (gleichviel ob man mit demselben übereinstimmt oder ihn verwirft), sondern auf den ethischen Materialismus in der hier entwickelten Bedeutung und dem aufgezeigten Zusammenhang bezieht. Er ist auch nicht übertrieben oder blos bildlich zu nehmen, sondern darf ziemlich wörtlich verstanden werden. Denn eben das charakterisiert das tierische Prinzip — trotz aller beliebt gewordenen Verwischung der Grenzen — nach der ethischen Seite hin durchschlagend, daß es in die beiden großen Provinzen des Menschenbereichs: Vernunft (Sprache) nebst der Pflichtsphäre (Gewissen) — Schönheitsempfindung (Liebe) nicht vorzudringen vermag und zwar wesentlich deshalb, weil ihm die Fähigkeit zur Idealbildung abgeht. Die Bedeutung dieses Umstandes für die sittliche Seite habe ich wiederholt in meinen Schriften, namentlich in meiner „Psychologie der Liebe“ und in den Anmerkungen zur „Tragik vom Standpunkt des Optimismus“ [2]) hervorgehoben. Bei dem Tier reduziert sich eben alles selbst auf dem Gebiet der Sympathie-Gefühle

[1]) In der ursprünglichen Fassung. Die dazu gehörige Musik soll s. Z. in den Besitz Ludwigs II. von Bayern übergegangen sein, dessen Wagner-Schwärmerei und dessen unseliges Ende, nachdem jeder Wahn und Wunsch erschöpft, man kaum ins Auge fassen kann, ohne unwillkürlich an die hier vertretene Auffassung erinnert zu werden.

[2]) Hamburg, 1886.

auf Befriedigung der Notdurft, und die scheinbaren Ausnahmen zerfallen bei näherem Zusehen in nichts. Wenn nun eine Gedankenrichtung herrschend wird und sich zur Weltanschauung erhebt, die, indem sie den ganzen Inhalt des Lebens für nichtswürdig erklärt, die Ideale zerstört und die Fähigkeit des Menschen irgend etwas für ein wahrhaft ideales Gut anzuschauen und sich für dasselbe zu begeistern u. s. w., aufhebt, wenn infolge dessen wiederum, wie in Vorstehendem gezeigt, die ausschließliche Verehrung des Kraftprinzips und das Genußbedürfniß allmächtig werden, was gerade wiederum die das Tierleben charakterisierenden Momente sind, so hat sich allerdings ein Prozeß eingeleitet, der durchaus dem tierischen Typus unserer Natur das Übergewicht verleiht und also mit Recht als Bestialisierung bezeichnet werden muß. Die Symptome davon liegen in allbekannten Thatsachen vor, nur thut man Unrecht und es ist eine allzu enge Auffassung, dieselben nur oder vorzugsweise in den rohen Ausbrüchen einer gelegentlich bestialische Formen annehmenden Volkswut zu erblicken, statt sie in der vorerwähnten Weise da bereits als Thatsache anzuerkennen, wo durch Zerstörung des Ideals und damit auch des Pflichtenbereichs, welcher auf der Anerkennung des sittlichen Ideals ruht, die uns in ethischer Beziehung von der Tierwelt trennenden Schranken ins Wanken und Schwanken gebracht werden. Wenn in den tonangebenden Klassen der Gesellschaft auch nur theoretisch die Bestie im Menschen losgelassen wird, so können die Folgen da, wo man die Theorie in die sehr viel gröbere Praxis zu übersetzen pflegt, nicht wohl ausbleiben. Ich halte es auch für eine Verkennung, diesen ganzen Prozeß in eine direkte Kausalverbindung mit dem Schwinden des Gottesbewußtseins und des Glaubens an eine individuelle persönliche Fortdauer nach dem Tode zu bringen. Am wenigsten ist dies da der Fall und darf dies supponiert werden, wo, wie es in meinem ersten Artikel geschildert ist, der Verzicht auf diese beiden Momente im Sinne Feuerbachs als das großsinnige Opfer einer sich befreienden Seele angeschaut wird, wo in ihm sich also die Verwirklichung eines ideal gemeinten Strebens vollzieht. Sondern die Last liegt vor allem da, wo aus der notwendigen Entartung des Pessimismus der ethische Materialismus hervorgeht mit seiner Tendenz in dem Kultus der Kraft und der Begier zur Lebensregel des Tiers zurückzukehren, statt sich fortschreitend im Sinn der Evolutionierung von ihr zu emanzipieren. Auf dieser niederen Stufe, aber auch nur auf ihr, kann dann allerdings der Atheismus und, was mit ihm zusammenhängt, noch ein Moment der Degradation hinzufügen.

Repräsentieren der ursprüngliche Pessimismus mit seiner absoluten Negation und der geistesverwandte Juchhe-Pessimismus des ethischen Materialismus eine gewisse extreme ausschweifende Richtung und Färbung, so trägt der neben ihm das Feld behauptende naturalistische Realismus recht eigentlich den Stempel des juste milieu. Er ist eben dadurch von größter Bedeutung und Verbreitung, da er gerade durch diese Form und Fassung der sinnlichen Fassungskraft und dem ethischen Bereich vieler entspricht, die in dem wechselnden Zeitenlauf vorzugsweise das Heute

und in der wogenden Erscheinungsfülle vorzugsweise das Gegenwärtige ins Auge fassen. An ihm partizipieren alle, welche die Naturwissenschaft vorzugsweise für berufen halten uns sicherste Erkenntnis zu übermitteln und welche daher, was darüber hinaus liegt, — zwar häufig nicht unbedingt, aber doch meistens im Herzen, oft übrigens auch mit positiver Behauptung — für Zeitverlust und Verschwendung erklären. Eine durchaus praktische, aufs Positive zielende Grundstimmung spricht sich auch hierin aus.

In religiöser Beziehung ist der naturalistische Realismus meistens entweder indifferent oder atheistisch gesonnen. In letzterem Fall ist er es aber nicht mit der leidenschaftlich bewegten Abgeneigtheit der Feuerbachschen Richtung oder mit der aufwallenden Begeisterung im Glauben an eine neue große Zukunft, die der Verzicht auf den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben erwecken werde, sondern er ist es vor allem aus Mangel an Gründen, die ihn überzeugen, und die mit seinem naturwissenschaftlichen Erkenntnisbesitz vereinbar sind. Er kann, wie es irgendwo ausgedrückt wurde, den persönlichen Gott nicht finden und den unpersönlichen (oder pantheistischen) nicht begreifen. Er leugnet nicht, daß wir in eine Tiefe blicken, die wir nicht durchdringen können, aber er hält sich davon überzeugt, daß das Persönliche, das uns daraus entgegenzublicken scheint, — mit Strauß zu sprechen — nur das Spiegelbild des Hineinschauenden ist. Vor allen Dingen aber, und das ist das eigentliche Charakteristische dieses Standpunktes: er hält sich durchaus an die sichtbare Weltordnung als diejenige, deren Erkenntnis ihn allein angeht, diejenige, um deren Erkenntnis es sich allein handelt, diejenige, deren Feststellung auf den der Sinnenerkenntnis zugänglichen Wegen gleichzeitig das Letzte ergiebt, hinter dem ein Weiteres nicht mehr zu erschauen oder zu vermuten ist. Er ist daher ein abgesagter Feind nicht allein aller Metaphysik, nicht allein aller Analogie-Schlüsse, wie sie etwa Fechner in der Seelenfrage, auf dem „Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden" in allerdings gewagter, aber geistreicher Weise zur Begründung seiner theistischen Weltansicht handhabt, sondern auch aller weitergehenden Kombinationen, aller Konjektural-Politik, die den planen Vorgang dessen, was uns der Verlauf der Dinge vor Augen stellt, erst auszudeuten unternimmt. Dieser plane Vorgang, dieses sichtbare Weltbild aber entfaltet nichts anderes und nichts mehr [1]) als einen Lebensprozeß — Entstehen, Werden und Vergehen — der als Selbstzweck erfaßt wird, der im einzelnen streng gesetzmäßig, nach der Logik seiner Seinsbeschaffenheit, ohne das Eingreifen eines freien Beliebens verläuft und der Lust und Unlust in verschiedenem Maaße, vom Jubel bis zur Verzweiflung, über alles, was lebt, ausschüttet. Damit ist das letzte Wort des realistischen Naturalismus in Bezug auf das Weltensein und sein

[1]) Wie ich dies auch an einer anderen Stelle, in einem in dieser Zeitschrift bereits einmal erwähnten Aufsatz: „Zufall und Weltordnung" in Nr. 8 der „Gegenwart" auseinandergesetzt habe.

etwaiges Geheimnis ausgesprochen und, da er, dem Extremen abhold, nicht geneigt ist, die Dinge irgendwie tragisch zu nehmen, so findet er, daß sich bei dieser Weltanschauung wohl bestehen lasse. Es däucht ihm, wodurch er das Nüchtern-Verständige wieder zu Ehren bringt, daß diese Lebensarbeit vielleicht kein sehr lohnendes Geschäft sei, aber auch nicht den absoluten Bankerott bedeute und als Entfaltung lebendiger Kraft in Streben und Ringen einem richtig veranlagten Planetenbewohner genügen müsse.

In besonders ausgeprägter, ruhiger und überlegter Weise ist dieser Standpunkt in David Strauß' letztem Buch zum Ausdruck gelangt, das daher auch, trotzdem es von der Kritik ablehnend behandelt wurde, rasch eine ungemeine Verbreitung gewann und namentlich auch in England der sich in immer weiteren Kreisen fühlbar machenden Erschütterung der Kirchengläubigkeit wesentlich Vorschub geleistet hat. Strauß war in mancher Hinsicht der grade Gegensatz zu Ludwig Feuerbach. Beide Männer haben sich nur einmal im Leben besuchsweise berührt, nicht ohne auch bei dieser Gelegenheit die Gegensätzlichkeit ihrer Naturen zu verspüren. Strauß hatte nichts von dem Sprungweisen, leidenschaftlich Bewegten, impulsiv Ergriffenen, Phantasievollen, das in Feuerbachs Eigenart lag. Genau so stürmisch, wie des letzteren Auseinandersetzung mit dem Gottes- und Unsterblichkeitsglauben, genau so ruhig war die seinige; jener voller Zukunftsideale und Ansprüche, denen aber auf Erden genügt werden sollte, dieser wesentlich beruhigt und beinahe nüchtern anspruchslos, wie es teils dem vorgeschrittenen Lebensalter, in welchem er die letzte Schlußabrechnung zog, teils aber auch dem Standpunkt des naturalistischen Realismus entsprach, der im wesentlichen in „Der alte und neue Glaube" festgehalten ist. Er spricht sich darin u. a. auch gegen eine pessimistische Lebensauffassung aus, er untersucht in dem Abschnitt: „wie ordnen wir unser Leben?" die ethischen Stützpunkte des „neuen Glaubens", aber es ist charakteristisch, daß er an keiner Stelle unbedeutender und inhaltloser ist, als eben hier. Eine schwer zu verdeckende Lücke klafft ihm hier entgegen, die er zwar nicht ausdrücklich zugiebt, aber trotzdem wahrscheinlich bedeutsam genug empfunden hat, da er selbst in den Erbauungsstunden der freien Gemeinden Ersatz für das Entschwundene suchte, ohne es zu finden. Im Gegenteil er nennt, was ihm dort geboten wird, entsetzlich trocken und unerquicklich. „Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, notdürftig geebneten Stelle eine Erbauungsstunde zu halten, ist trübselig bis zum Schauerlichen."

Diese Äußerung ist bezeichnend. Es fehlte eben an dem, woran man sich erbauen konnte und Strauß vermochte es selbst in seiner Weltanschauung nicht aufzutreiben. Der naturalistische Realismus mit seinem ewigen Kreislauf von Entstehen, Werden und Vergehen lieferte ihm das Material dazu nicht. Strauß hat dies Weltbild zwar mit anmutigen Farben auszuschmücken gesucht. Er vergleicht „das All" einem jener südlichen Bäume, an denen zu derselben Zeit hier eine Blüte aufgeht, dort eine Frucht vom Zweige fällt. „Das Universum ist hier im

Werden, dort im vollen Bestande, an einem dritten Orte im Vergehen begriffen: ein unendlicher Inbegriff von Welten in allen Stadien des Werdens und Vergehens und eben in diesem ewigen Kreislauf und Wechsel es selbst in ewig gleicher absoluter Lebensfülle sich erhaltend." An einer anderen Stelle sagt er von dem Weltenheim aus, daß es zwar nicht von, aber auf die höchste Vernunft angelegt sei. Sollte nun aber darin eine höchste Vernunft zu erblicken sein, daß aus langen Prozessen und tellurischen Umwälzungen eine Wohnstätte fühlender und denkender Wesen sich herausbildet, wie es auf unserem Planeten geschehen ist, um dann, nachdem seine Lebenskraft erschöpft, der Verödung anheimzufallen, während die Rolle, die er bisher ausgefüllt, von einem anderen Teil des Universums übernommen und dort unter mehr oder weniger ähnlichen Bedingungen demselben Ziele zugeführt wird — Alles, damit „eine ewig gleiche, absolute Lebensfülle sich erhalte?" Mit anderen Worten: liegt in der Auffassung des Lebens als genügendem, auf nichts weiteres verweisenden Selbstzweck, liegt in der Formel von Entstehen, Werden und Vergehen etwas, das füglich als angelegt auf die höchste Vernunft bezeichnet werden kann? Ja, liegt in dieser scheinbaren Weltordnung auch nur der Begriff einer wirklichen, da doch Ordnung nicht zu trennen ist, von Maßverhältnis, die unsäglichen Proportionen der Weltenarbeit, gemessen an unserem Erdenstern, aber außer allem Verhältnis zu dem Resultat stehen: bloß gelebt d. h. gearbeitet zu haben? Welche Leidenssumme durch Geschlechter hindurch, die daran zu Grunde gehen und die andere mit zu Grunde richten, wird dadurch bedingt, daß ein einziger Gedanke sich in der Menschheit durchsetzt, ein einziger Wahn schwindet? Cui bono, wenn das, was entstand, nur entstand, um zu vergehen und wieder zu entstehen? Streichen wir aber das cui bono als unberechtigte Frage und das Verlangen nach einer ein Maßverhältnis in sich tragenden Weltordnung ebenfalls als unberechtigte Anmaßung, stehen wir dann nicht abermals vor einem Weltwiderspruch, den wir schon deshalb mit dem Weltbestand, den wir doch als Thatsache zu acceptiren haben, nicht reimen können, weil das, was sich widerspricht, überhaupt keinen Bestand ergeben und darstellen kann?



Irrenheilung durch hypnotische Suggestion.*)

Von
August Voisin,
Dr. med., Arzt an der Salpêtrière.

Der „Magnetismus" ist in wissenschaftlicher Weise zur Krankenheilung seit Braid[1]) besonders angewendet worden von Follin, Broca, Guérineau, Esdaile, Demarquay und Giraud-Teulon; aber wie Barth[2]) sagte, ihre Erfahrungen blieben vereinzelt und diejenigen „Magnetiseure", welche aus dieser Anwendung allein einen Lebensberuf machten, waren bis vor kurzen die einzigen, welche den Hypnotismus handhabten.

Puel bediente sich des Magnetismus zur Heilung der Katalepsie und erhielt dabei zwingende Ergebnisse[3]). Ebenso war Liébault ein geduldiger Forscher auf diesem Gebiete[4]). Der größte Fortschritt in diesem Heilverfahren aber wurde durch Bernheim erzielt, welcher den großen Einfluß nachwies, den die Suggestion (Gedanken- und Willensübertragung) bei hypnotisierten Personen hat. Im Jahre 1884 legte derselbe dem Kongreß von Blois drei Fälle vor, in denen er auf diese Weise Schreibkrampf geheilt hatte, und kürzlich hat er so auch einen Kranken vom Nachtwandeln befreit. Berger in Breslau und Beaunis in Nancy[5]) haben auch diese Untersuchungen wesentlich gefördert. Debove heilte durch hypnotische Beeinflussung verschiedene Störungen des Stoffwechsels und in einem Aufsatze, den er am 17. November 1885 der Société des hopitaux vorlegte, berichtet er eine derartige Heilung einer halbseitigen Verkrümmung. Bottey[6]) berichtet über die erfolgreiche hypnotische Behandlung hysterischer Lähmung durch Dr. Luys. Pau de St. Martin heilte durch Hypnotismus Anfälle von Katalepsie. Reynolds und Weir[7]) sowie Mitchell[8]) veröffentlichten ihre Beobachtungen über solche Heilung in drei Fällen von Paraplegie. Prosper Despine ist von der Wirksamkeit des magnetischen Schlafes in nervösen und hysterischen Leiden überzeugt. In seinem Buche über den Somnambulismus erinnert

---

*) Der wesentlichste Inhalt dieses Aufsatzes wurde zuerst in der Revue de l'Hypnotisme (Juillet 1886) mitgeteilt.

1) Neurypnologie 1843.

2) Barth, Du sommeil non-naturel, ses diverses formes. Thèse d'agrégation 1886.

3) Memoires de l'Académie de médicine 1856, p. 444.

4) Liébault, Du sommeil et des états analogues 2c. Paris 1866.

5) Comptes-rendues de la Société de Biologie, 2. August 1884.

6) Bottey, Le Magnétisme animal, 1884, p. 107.

7) British Medical Journal, November 1869.

8) Lectures on diseases of the nervous system, Philadelphia 1885.

er daran, daß Vingtrinier in Rouen einen solchen Fall Morel mitteilte[1]). Charcot endlich erklärt diese Thatsachen für die am besten festgestellten[2]).

Ich selbst habe versucht, den Hypnotismus und besonders die Suggestion zur Heilung von Geisteskrankheiten zu verwenden, und mir ist dies wider mein Erwarten geglückt, trotz des Vorurteils, daß die Irren sich der Hypnotisation widersetzen würden. Ich habe auf diese Weise eine gewisse Anzahl von Geisteskranken geheilt, welche an zeitweisen Delirien oder Wutausbrüchen mit oder ohne Halluzinationen litten, auch solche, die von moralischen Störungen und unwiderstehlichem Triebe zum Bösen behaftet waren.

Die erste Irrsinnige, welche ich in dieser Weise behandelte hieß Jeanne Schaff . . ., war 22 Jahre alt und mit Wutanfällen behaftet, die eine Folge von Hysterie waren; sie litt ferner an Gehörs-Halluzinationen und ihre Worte und Handlungen waren unzusammenhängend[3]).

Ich fand sie eines Tages nur mit einem Hemde bekleidet in einem Lehnstuhl sitzen. Ich versuchte sie zu hypnotisieren, und dies gelang mir trotz der Schwierigkeit, die ich hatte, sie fest auf meinen Zeigefinger blicken zu machen, den ich ihr vor die Nasenwurzel hielt. Sie fiel jedoch in tiefen Schlaf, der 3½ Stunde dauerte. Ich wiederholte diese Behandlung, und es gelang mir auch jeden Tag, sie zu hypnotisieren, obwohl es mir manchmal 2 bis 3 Stunden kostete sie einzuschläfern.

Mehrfach erschien ich bei ihr während meiner Dienstzeit unerwartet. Ich fand die Kranke so wüthend und tobend, wie man sich nur denken kann. Der Hypnotismus aber machte diesem Zustande jedesmal ein Ende. Die Schaff . . . blieb indessen während ihres wachen Zustandes unverändert; ihre Sprache und ihr Betragen waren geradezu entsetzlich.

Da kam ich auf den Gedanken ihr während ihres Schlafes den Willen, zu gehorchen und sich uns und den Angestellten des Hauses gegenüber anständig zu betragen, im hypnotischen Zustande zu suggerieren und zu einer bestimmt angegebenen Stunde eine gewisse nützliche Arbeit vorzunehmen. Auf diese Weise brachte ich sie dahin, daß sie meinen Anordnungen sowie denen meines Gehülfen, Herrn Gomet, pünktlich folgeleistete und täglich eine oder zwei Stunden im Arbeitssaal der „ruhigen Kranken" meiner Abteilung Näharbeit verrichtete.

Oft erwiderte sie uns im Schlafe, sie werde nicht gehorchen, indem wir aber darauf bestanden, daß sie gehorchen, sich fügen müsse, zwangen wir ihr das Versprechen ab, gehorchen zu wollen; und sie hat alle Suggestionen auf das genaueste ausgeführt. Dadurch ist sie völlig verändert worden, ruhig, gesittet und selbst zurückhaltend.

Danach aber versuchte ich auf gleiche Weise in ihr auch die Gefühle der Zuneigung zu beleben, die ihr vollständig abhanden gekommen waren. Sie hatte nur mit Haß von ihren Schwestern gesprochen, weigerte sich, dieselben zu sehen und drohte sie zu tödten. Ich gab ihr nun während eines hypnotischen Schlafes auf, mir einen

---

[1]) Prosper Despine, Etude sur le somnambulisme, 1880, p. 247.

[2]) Charcot, Lecons sur les maladies du système nerveux. Tome I, 5. Edition, p. 356. Vergl. auch den Index bibliographique in Barths „Thèse d'agrégation 1886.

[3]) Die nachfolgenden Angaben stellen nur einige der Hauptzüge dieses Falles dar, derselbe findet sich vollständig berichtet in den Annales Medico-psychologiques 1884.

Brief zu schreiben, in welchem sie mir versprechen sollte, sich gegen ihre Schwestern anständig zu betragen und sie freundlich empfangen zu wollen. Sie schrieb diesen Brief zur bestimmten Stunde und nahm auch am anderen Tage den Besuch ihrer Schwestern in liebevoller Weise an. An jenem Tage wurde sie diesem Versprechen nicht wieder untreu.

Diese Kranke wurde vollständig geheilt und ihr Wesen ist so vortrefflich geworden, daß sie jetzt an einem Hospital in Paris als Krankenwärterin angestellt und dort sehr gern gesehen ist. In diesem Falle war der Hypnotismus also ein Mittel der Heilung des Irrsinns und zugleich der moralischen Besserung.

Die zweite Beobachtung dieser Art, welche wir hier anführen wollen, ist nicht minder bedeutsam; wir geben sie vollständig wieder.

Eine gewisse G.... 25 Jahre alt, hatte eine Großmutter, die epileptisch war. Ihre eigene Krankheit begann vor 5 Jahren mit Zuckungen, zu welchen sich rasch Halluzinationen und Delirien gesellten.

Zu der Zeit, in welcher ich anfing den Hypnotismus bei dieser Frau anzuwenden, war dieselbe von schrecklichen Gesichts- und Gehörtäuschungen und von der ärgsten Tobsucht befallen. Sie spuckte uns ins Gesicht, sie beschimpfte uns und suchte zu beißen. Sie sagte, daß der „Mann von oben" ihr verbiete zu schlafen, daß sie sich nach seinem Befehle betrunken habe, oder daß er nicht wolle, daß sie esse und trinke. Sie behauptete, sie würde schlecht behandelt, sie sagte, daß diese Nacht ein Assistent, nachdem er bei ihr geschlafen, sie gedouscht und ihr Bett unter Wasser gesetzt hätte. Sie habe bei der Nacht Schlangen aller Farben, namentlich eine rote Schlange auf ihrem Bette sich ringeln sehen, sie sagte mir, ich sei ein Dieb, ein Mörder und begleitete ihre Worte mit Drohungen und wüthenden Blicken.

Diese Krankheit zeigte seit dem Beginn meiner Pflege Wahnsinnsperioden von 8 bis 14tägiger Dauer. Ich habe während einer solchen Periode, im November 84, begonnen die Frau zu hypnotisieren, dann that ich dieses auch außerhalb eines Anfalles und setzte es, als Präservativmittel, fort. Die ersten Versuche waren sehr schwer und äußerst ermüdend. Die Kranke mußte durch 5 bis 6 Personen gehalten werden, während ich versuchte ihren Blick auf die Magnesiumlampe oder meine Augen zu fixieren. Es war notwendig ihre Lider offen zu halten, entweder mit meinen Fingern oder mit dem Instrumente und viele Sitzungen dauerten 1 oder 1½ Stunden, selbst deren 3, namentlich im Anfange. Der Übergang der Aufregung zum Schlummer war stets ein plötzlicher und im Augenblicke nahm ihre Stimme einen sanften Ton und lebenswürdigen Ausdruck an. Ich versicherte mich zuerst jedesmal, daß Unempfindlichkeit und collapsus vollständig waren, dann breinflußte ich sie bis nächsten Morgen 8 Uhr zu schlafen, (d. h. 23½ Stunde) zu welcher Stunde ich sie beauftragte zu erwachen, wenn die Wärterin oder ich die Hand auf ihre Stirne legen würde. Wenn keine Zuckungen dazwischen kamen gelang der Auftrag, aber es traf sich oft, daß ein Anfall die Kranke weckte. Ein Assistent schläferte sie dann wieder ein. Das Erwachen geschieht wie das Erwachen aus natürlichem Schlafe. Die Kranke öffnet die Augen, setzt sich auf, dann steht sie auf, das Gesicht belebt sich, färbt sich, röthet sich manchesmal stark, im Gegensatze zu dem entfärbten oder bloß gelblichen Teint, den es hatte wie alle hypnotisiert Schlafenden. Während ihres hypnotischen Schlafes dem Einflusse gemäß, den ich auf sie ausübe, nimmt sie die Mahlzeiten und die Arzneien, welche ihr gebracht werden und die sie wachend zu nehmen sich weigert. Die Kranke verläßt ihr Bett um Bedürfnisse zu verrichten.

Während der Perioden der Aufregung ließ ich die Kranke in 24 Stunden nur eine halbe Stunde wachen, diese halbe Stunde blieb sie gewöhnlich still, wartete man

aber länger, so wurde sie wieder unruhig, wahnsinnig. Nach einiger Zeit der Behandlung hörte die Aufregung auf, obwohl die Anfälle kamen. Man muß darüber wachen, daß die Erregungen nicht wiederkehren, man muß den Wahnsinn verhindern Gewohnheit zu werden. In 7 Tagen war also diese Kranke in verschiedenen Zeiträumen nur siebenmal je eine halbe Stunde wach. Die hypnotisierte Kranke ißt die Speisen des Hospitales und nimmt Brom obwohl sie beides im wachen Zustande verweigert: „weil der Mann von oben es ihr verbiete".

Als ihr Wahnsinn im Abnehmen war, hielt ich sie nur mehr 18 Stunden von je 24 im Zustande der Hypnose. Im Verlaufe dieser Zeit war sie ruhig. Wenn man jedoch während einer Wahnsinnsperiode die Kranke mehr als eine halbe Stunde nicht-hypnotisiert ließ, so kehrte die Aufregung mit ihrem Gefolge von Rohheiten und Schimpfworten wieder.

Nach viermonatlicher hypnotischer Behandlung war nun diese Kranke soweit gediehen, daß sie keine Wuthanfälle mehr hatte und heute sind fünf Vierteljahre seit ihrer Heilung verflossen. Die Kranke ist höflich geworden, gesellig sogar liebenswürdig; sie dankte mir die Sorgfalt und Mühe, welche ich mir um sie gegeben. Sie hat weder Halluzinationen noch Wahnvorstellungen mehr, und sie glaubt auch nicht mehr, daß ich der Mörder ihres Vaters sei. Sie ist jetzt in der Salpêtrière als Wäscherin angestellt.

Die folgenden Beobachtungen scheinen mir nicht weniger interessant als die vorhergehenden. Aus der großen Zahl von Fällen, welche mir sowohl in meinem amtlichen Dienste wie in meiner städtischen Praxis vorgekommen sind, mögen hier nur noch zwei hervorgehoben werden.

Die Patientin, namens C . . ., 48 Jahre alt, wurde am 30. Januar 1886 in meine Abteilung an der Salpêtrière gebracht; sie war geistesgestört seit 7 Jahren. Eines Tages fand sie hinter der Thür ihres Zimmers den Leichnam ihres Herrn, und sechs Wochen darauf wurde sie von Melancholie befallen, verweigerte alle Nahrung und geriet in einen Zustand, der ihre Überführung in eine Irrenanstalt notwendig machte. Beständig sah sie den Leichnam vor sich; sie hörte Stimmen, welche sie beschuldigten den Mann getödtet und bestohlen zu haben. Seither hat diese Störung des Geistes und der Sinne mehr oder weniger intensiv angehalten, und sie hat verschiedene Male besonders schwere Anfälle dieser Art gehabt. Sie hat verschiedentlich versucht, sich zu tödten. Sie leidet außerdem an Erstickungs- und an Weinkrämpfen und ist seit 7 Jahren außerstande sich nützlich zu beschäftigen.

Am 13. Februar gelingt es mir, sie einzuschläfern, und ich suggeriere ihr (übertrage ihr übersinnlich den Willen), erst am andern Morgen um 9 Uhr zu erwachen.

Am 14. versenke ich sie von neuem in hypnotischen Schlaf, während dessen ich ihr suggeriere, fernerhin den Leichnam nicht mehr zu sehen, und es sich zum Bewußtsein zu bringen, daß diese Erscheinung nur eine Ausgeburt ihrer Krankheit ist.

Am 15. sagt sie mir, daß sie diese Hallukination nicht mehr hat. Nachdem ich sie abermals eingeschläfert habe, suggeriere ich ihr, fernerhin auch die Stimmen der Personen nicht mehr zu hören, welche ihr sagen, daß sie ihren Herrn getödtet und bestohlen habe. Als sie um 4 Uhr aufwachte, erfährt der dienstthuende Arzt von ihr, daß sie nicht mehr die Stimmen höre, welche sie beschuldigten, ihren Herrn getödtet zu haben, aber noch die, welche ihr sagen, daß sie ihn bestohlen habe. Folgt weitere Hypnotisation und Suggestion, auch die letzteren Stimmen nicht mehr zu hören und fernerhin eine fröhliche Stimmung zu gewinnen. Seit jenem Tage hat jede Halluzination oder Wahnvorstellung bei ihr aufgehört und seit dem 17. Februar ist sie auch überzeugt davon, daß jere Stimmen nur eine Wirkung ihrer Krankheit gewesen seien.

Durch weitere Suggestionen habe ich sie wieder arbeiten machen und ihr das Selbstvertrauen wieder gegeben. Seit Ende Februar gestattete ich ihr auch, einige

Tage zu ihrem Gatten zu gehen und bewilligte ihre endgültige Entlassung im Laufe des April. Bis heute (am 18. Juni 1886) ist ihre vollständigr Heilung unbestritten. Ihr Gatte sagt mir, daß er seine Frau wieder ganz so finde, wie sie vor jenen 7 Jahren gewesen sei.

Nun zum Schlusse noch ein anderer typischer Fall.

Die Patientin Lec . . ., 17 Jahre alt, Korsetmacherin wurde in meine Abteilung an der Salpêtrière gebracht am 6. Dezember 1885.

Antezedenzien: Sie verlor ihre Eltern als sie noch ganz jung war. Ihr Vater war sehr lebhaft und nervös. Durch den Tod ihres Adoptivaters (am 22. November 1885) wurde sie sehr niedergedrückt. Einige Tage darauf, im Anfang Dezember wurde sie plötzlich von Geistesstörung mit Gesichts- und Gehörshalluzinationen befallen. Sie sah ihren Adoptivvater beständig vor sich, hörte ihn reden und sprach mit ihm. Dann verweigerte sie alle Nahrung, weil ihr Adoptivvater auch nicht esse. Dabei Schlaflosigkeit.

Zustand bei ihrer Aufnahme: Sprache kurz und schnell. Magenschmerzen, kein Appetit, anhaltende Verstopfung. Gefühl von Bedrückung und Ersticken. Auf Befragen giebt sie an, beständig „Papa zu sehen. der sie rufe, ihr stets nahr sei und sir bitte, mit ihm zu gehen, da er sich langweile". Befragt wie denn dies möglich sein solle, sagt sie: „Dazu muß ich sterben", und zu dem Zwecke verweigerte sie die Nahrung. Sir sieht und hört ihren Vater auch in der Nacht und mit geschlossenen Augen und Ohren. Sie sagt, oft starke und schnelle Stöße zu empfinden, namentlich, wenn sie außer Bett ist; sie weiß aber nicht woher diese Stöße kommen.

9. Dezember 1885. Wir hypnotisirren die Kranke zum ersten Mal durch Anblicken. Nach wenigen Augenblicken werden ihre Augen starr und auf den Zuruf „Schlafe" schließt sie die Augen und schläft ein. Ihre Glieder sind schlaff, die Unempfindsamkeit ist vollständig. Wir befehlen ihr bis 11 Uhr zu schlafen und sie antwortet „Ja" mit jener Klangfarbe der Stimme, welche Personen im somnambulen Schlafe eigen ist; sodann suggeriren wir ihr, „nach ihrem Erwachen nicht mehr ihren Vater vor sich zu sehen und nicht mehr seine Stimme zu hören".

Um 11 Uhr erwacht sie nicht; einige Augenblicke darauf sagen wir ihr: Sie wissen, daß es 11 Uhr ist". Sie hat einige leichte Erschütterungen in den Schultern und Armen, reibt sich die Augen und erwacht. Sie klagt dann über Schwere im Kopf, fährt sich mit der Hand über die Stirn und ist offenbar erstaunt geschlafen zu haben. Nachdem sie vollständig erwacht ist, fragen wir sie, ob sie noch ihren Vater sieht; sie antwortet: „Es ist seltsam ich sehe ihn nicht mehr und ich höre ihn nicht mehr"; dann nach einigen Augenblicken, nachdem wir ihr anrieten danach zu horchen: „Nein, ich höre nichts mehr!"

10. Dezember. Die Kranke versichert uns heute Morgen, daß sie seit ihrem gestrigen Schlafe keine Halluzinationen wieder gehabt habe. Wir versetzen sie von nruem um 11½ Uhr in hypnotischem Schlaf und wir geben ihr auf, um 12 Uhr aufzuwachen, wrnn wir ihr die Hand auf die Stirne legen würden. Wir bestehen wiederum darauf, „daß sie ihren Vater nicht mehr sehen noch hören solle und daß sie nicht mehr den Gedanken hegen solle, zu sterben um ihn wiederzufinden". Während ihres Schlafes hat sie, wie am Tage vorher, wieder stoßartige Erschütterungen an ihren Schultern und Oberkörper. Um Mittag legen wir ihr die Hand auf die Stirn ohne sie anzuredrn. Unmittelbar darauf hat sie wieder zwri oder drei sehr heftige Stöße, reibt sich die Augen, erwacht und steht auf.

21. Dezember. Sie ist nicht wieder in hypnotischen Schlaf gebracht worden, und ihre Halluzinationen sind nicht zurückgekehrt. Sie ist fröhlich und arbeitet.

28. Dezember 1885. Die Halluzinationen sind nicht wieder gekommen.

1. Januar 1886. Da die Kranke sich sehr wohl befindet, geben wir ihr die Erlaubnis auf 4 Tage in ihr elterliches Haus zurückzukehren.

Die Kranke befindet sich andauernd wohl. Seit dem ersten Male, daß wir sie hypnotisiert und ihr suggeriert (sie mit Willens-Übertragung beeinflußt) haben (am 8. Dez.) hat sie keine Halluzinationen mehr gehabt. Wir haben ihr wiederholt den Besuch ihrer Familie gestattet und unterzeichneten endlich ihre Entlassung am 16. Februar. (Wir haben sie seitdem mehrfach wieder gesehen, und bis heute am 18. Juni 1886 bestätigt sich ihre vollständige Heilung.)

Dieser Gegenstand ist heutzutage auch von anderen Ärzten allseitig, wie er es verdient, erforscht und erprobt werden.

Man muß dabei langsam vorgehen, lieber zuerst nur auf je eine Wahnvorstellung zur Zeit wirken und eine Halluzination nach der anderen beseitigen. Wenn man zu viele Willensbeeinflussungen (Suggestionen) in einem und demselben Experimente unternimmt, so verursacht man bei den Kranken eine offenbare Unbehaglichkeit, die sich sogar in Runzelungen des Gesichtes wiederspiegelt, und man erlangt sodann nach dem Erwachen keine genaue Befolgung der Aufträge. Suggestionen müssen mit lauter Stimme in bestimmter Form gefaßt und mit Nachdruck ausgesprochen werden. Man muß den Kranken aufgeben, ihre genau zu bezeichnenden Halluzinationen nicht mehr wahrzunehmen und ihre Wahnvorstellungen nicht mehr zu haben. Man muß sie versichern, daß alles dieses Einbildung ist infolge ihrer Krankheit, daß sie nur nicht mehr an dieselben zu glauben brauchen und dann auch davon geheilt sein werden.

In mehreren Fällen genügten mir zwei oder drei Sitzungen um Irrsinn, der doch meist schon Monate oder Jahre (in einem Falle 7 Jahre) angedauert hatte, nachhaltig zu heilen.

Die hysterischen Irren sind am leichtesten hypnotisch zu behandeln, indessen ist mir dies auch bei Epileptischen und anderen Nicht-Hysterikern geglückt. Hinsichtlich dieses letzteren Punktes sind die Beobachtungen Dr. Dufours so bestimmt, wie nur möglich. Diese hat im Mai 1886 in einem Vortrage vor der Société médico-psychologique eine Reihe von Heilungen Irrer, Männern und Frauen, durch hypnotische Suggestion mitgeteilt.

Die Bahn ist also eröffnet; die Möglichkeit Irre zu hypnotisieren ist nicht mehr zu leugnen, wie dies Berger und Bernheim in ihren Schriften noch gethan haben. Ich gebe freilich zu, daß zu einer solchen Behandlung viel Geduld nötig ist, daß man eine sehr beträchtliche Zeit darauf verwenden und auch dabei mit dem hypnotischen Verfahren beständig wechseln muß; der Erfolg ist danach aber so schnell und so vollständig, daß kein Arzt zögern sollte, diese durchaus unschädliche Heilmethode bei Irren zu versuchen.

Ist einmal der hypnotische Schlaf erzielt worden, so muß man nach einem oder zwei Malen zur Suggestion greifen. Das suggestive Heilverfahren ist ein unentbehrliches Zubehör des Hypnotismus.

Johann Joseph Gaßner,

der größte Hypnotist des 18. Jahrhunderts in Deutschland.*)

Von

Carl Kiesewetter.

Gaßner, dessen so viel geschmähte Kuren zu den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Mesmerismus und Hypnotismus gehören, wurde 1727 in der Gegend von Bludenz in Vorarlberg geboren und in einem Priesterseminar erzogen. Von seinem Bildungsgange, der wohl nur der damalige der niederen Geistlichkeit war, wissen wir nichts. Seit 1758 Pfarrer zu Klösterle im Bistum Chur, wurde er etwa 1760 von heftigen Kopf-, Magen- und Brustleiden befallen, gegen welche die strengste Diät und alle aufgebotenen Mittel wirkungslos waren. Wie er selbst nun mündlich und schriftlich berichtete, „wußte er keinen menschlichen Rat mehr; er wandte sich eines Tags während des Meßopfers an Gott und bat um Erleuchtung". Als er so religiös erregt nach Hause gekommen war, fiel ihm ein vom Exorcismus handelndes Buch in die Hand, bei dessen Lektüre ihm der Gedanke kam, „daß bei seinem Übel etwas Übernatürliches sei, und der Satan mit alter böser Tücke seinen Leib angreife". In diesem Gedanken nahm er seine Zuflucht zum Exorcismus.

Eine Zeit lang wandte er diesen ohne Erfolg an, endlich aber gelang es ihm, sich dadurch von seiner Krankheit zu befreien. Um sich nun zu versichern, daß Satan der Urheber seines Leidens sei, befahl er demselben im Namen Jesu, die Zufälle wiederkommen und verschwinden zu lassen, was denn auch geschah. In Wirklichkeit hatte nämlich Gaßner entdeckt, daß man durch ein statuvolisches Selbstmagnetisieren die Krank-

---

[1]) Wir halten es für an der Zeit, diese Ehrenrettung Gaßners gleichzeitig mit dem Anfange einer längeren Reihe von Artikeln über den modernen Hypnotismus zu bringen, wie er jetzt von der Wissenschaft, namentlich in Frankreich, verwertet wird. Niemand wird sich wundern, daß Gaßner seiner Zeit nicht imstande war, eine richtige Anschauung von denjenigen Erscheinungen zu gewinnen, welche er durch seine drastische Manipulation der Teufelsbeschwörung zu Wege brachte. Die neueren hypnotischen Experimente aber beweisen, daß nicht Gaßner, sondern vielmehr seine „aufgeklärten" rationalistischen Gegner im größeren Vorurteile über die thatsächlichen Vorgänge befangen waren. All jene „Wunderthaten", und sogar noch erstaunlichere, werden jetzt von den Ärzten und Professoren in allen öffentlichen Hospitälern und Irrenanstalten Frankreichs, ja vielfach auch schon in Deutschland und Österreich amtlich ausgeführt. Daß aber dieses Alles vor 100 Jahren und sogar vielfach schon vordem ebenso geschehen ist, damals jedoch verlacht wurde, ist ein Memento, welches gerade gegenwärtig der Wissenschaft als Landmarke dienen kann für den Kurs, welchen sie auf dem von ihr an noch unbefahrenen, „dunklen" Meere der psychischen Forschung zu steuern hat. (Der Herausgeber.)

heiten des eigenen Körpers heilen und beliebig Krisen hervorrufen könne, hielt aber natürlich als wenig gebildeter, im Wahne seiner Zeit lebender Priester diese so auffallenden Erscheinungen für Werke des Teufels und der durch einen geweihten Priester sich offenbarenden Gnade.

Enthusiasmiert und voll Dank über die himmlische Begnadung versuchte Gaßner dann denselben Exorcismus bei seinen Pfarrkindern, und da er offenbar ein sehr starker Magnetiseur war und das Glück hatte, viele empfängliche Personen zu finden, so verbreitete sich der Ruf des Wundermannes bald über ganz Süddeutschland, die Schweiz, den Elsaß u. s. w. Der seit mehreren Jahren erblindete Propst von Ellwangen ließ Gaßner zu Anfang November des Jahres 1775 zu sich berufen, um sich seiner Cur zu unterwerfen. Trotzdem Gaßner erklärte, daß sein Exorcismus gegen diese „natürliche" Blindheit machtlos sei, ernannte ihn der Propst zu seinem Kaplan und stellte ihm zwei Zimmer zu Kuren zur Disposition. Von allen Seiten strömten die Hülfesuchenden hinzu, so daß an manchen Tagen über 1500 anwesend waeen, und das sonst so stille Ellwangen glich einem Modebad in der Hochseison. Alle Kranken wurden nach Maßgabe ihrer Ankunft in eine Kurliste eingetragen und in dieser Reihenfolge vorgelassen. Das erste Zimmer diente als Vorzimmer, während im zweiten Gaßner seine Exorcismen vornahm; die Thüren waren mit Soldaten besetzt, welche die andrängende Menge zurückhielten. Vier bis fünf katholische und protestantische Ärzte überwachten die Exorcismen.

Abbé Bourgeois, Erzieher der jungen Grafen von Donsdorf, schildert als Augenzeuge in einem Briefe an seinen Bruder das Gaßnersche Verfahren folgendermaßen:[1]) „Wenn die kranke Person in den zweiten Platz, wo sich der Exorcist befindet, eingeführt ist, so sieht man weder täuschende Vorstellung, noch prahlerisches Großthun in seinem Benehmen, alles ist einfach und gleichförmig. Er sitzt auf einem kleinen Schlafsessel mit einer Stola über seine Kleider angethan, an seinem Halse hängt ein Kreuz, an seiner Seite steht ein Tisch, worauf ein Kruzifix sich befindet und um den Tisch herum steht eine Reihe Sessel für die hohen Standespersonen. Ein Aktuarius muß die merkwürdigen Vorfälle protokollieren. Die dem Priester vorgestellte kranke Person kniet nieder, er fragt sie über die Gattung und Umstände der Krankheit. Hat er genug über ihren Zustand erkundigt, so spricht er einige Worte zur Erweckung des Vertrauens an sie und ermahnt sie, ihm innerlich beizustimmen, daß alles geschehe, was er befehle. Ist alles so vorbereitet, so spricht er: Wenn in dieser Krankheit etwas Unnatürliches ist, so befehle ich im Namen Jesus, daß es sich sogleich wieder zeigen solle; oder er beschwört den Satan in Kraft des allerheiligsten Namens Jesu, die nämlichen Übel, womit diese Person sonst behaftet ist, auf der Stelle hervorzubringen. Zuweilen erscheint das Übel sogleich nach gegebenem Befehl, und alsdann läßt er alles nacheinander kommen, gleichsam stufenweise und nach Maßgabe der Stärke, in welcher der Patient sein Übel früher hatte. Dies Verfahren nennt der Priester den Exorcismum probativum, um zu erfahren, ob die Krankheit unnatürlich oder natürlich ist, und zugleich hat er die Absicht, durch diese Übereinstimmungen mit seinen Befehlen das Vertrauen der Kranken zu vermehren und allen Anwesenden die Kraft des heiligen Namens Jesu kund und offenbar zu machen. Wenn sich das Übel auf den ersten gegebenen Befehl nicht zeigt, so wiederholt er

[1]) Archiv für thier. Magnetismus VIII. 1. Stück S. 92.

denselben immer steigend wohl bis zehnmal. Erfolgt dann keine Wirkung, so verschiebt er diese Person auf den andern Tag oder noch später, oder er schickt sie auch ganz zurück mit der Äußerung, daß ihre Krankheit nicht natürlich sei, oder daß sie nicht hinreichend Vertrauen besitze."

Soweit, möchte man meinen, sei die Heilmethode Gaßners eine „Mind cure", wie sie jetzt in Amerika an der Tagesordnung ist und durch welche Luther Melanchthon heilte [1]), allein der Verlauf unserer Darstellung wird zeigen, daß der Exorcismus im verzeihlichen Wahn jener Zeit, nur die Empfänglichkeit der Patientin erhöhte, daß der Exorcist aber, ohne es zu wissen, dieselben hypnotisierte. Als besonders wichtig in Bezug auf den Beweismaßstab, welchen die Society for Psychical Research an die mesmerischen Heilungen legt [2]), muß hervorgehoben werden, daß Gaßner öffentlich im Beisein von Ärzten beider Konfessionen operierte, daß öffentlich Protokoll geführt wurde, daß keinerlei andere ärztliche Behandlung stattfand und Gaßner außer seinem Exorcismus nur Weihwasser, geweihte Kräuter und Öl zu äußerem Gebrauch als Amulete und zur Salbung anwandte. Auch ergiebt sich aus der ganzen Streitschriftenlitteratur, daß hauptsächlich die dogmatische Seite des Gaßnerschen Verfahrens nicht die Thatsächlichkeit seiner Heilungen angegriffen wurde. Noch ist zu erwähnen, daß Gaßner nur lateinisch exorcisirte und Befehle an die Kranken erteilte; da aber die meisten der Patienten der lateinischen Sprache nicht mächtig waren, so muß in diesen Fällen unmittelbare Gedankenübertragung, eine mesmerische Abhängigkeit vom Willen Gaßners, stattgefunden haben, wie sie als Suggestion mentale beim Hypnotismus erst neuerdings wissenschaftlich anerkannt worden ist.

Abbé Bourgeois erzählt folgende interessante Fälle als Augenzeuge: „Ich mache den Anfang mit zwei jungen Mädchen von verschiedenen Orten, welche beide genötigt waren, das Kloster zu verlassen und mit besonderen krampfhaften Zufällen behaftet waren. Beide wurden gleich den andern Tag nach meiner Ankunft exorcisiert, eine vor-, die andere nachmittags. Die erste lag bei den Füßen des Herrn Gaßners, welcher nach den gewöhnlichen Vorfragen mit einer gemäßigten Stimme, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, sagte: Agitetur brachium sinistrum, und sogleich war der Schmerz auf dem Gesichte des Mädchens zu lesen, ihr Atem wurde schwer und unterbrochen, der linke Arm und Finger fingen an sich zu verdrehen, steif zu werden und verblieben auch in diesem Zustande, bis er das Gegenteil befahl. Sobald er gesagt: Cesset ista agitatio, verschwand alle Erschütterung, und der Arm kam in seine natürliche Lage. Nach diesem befahl er, daß die Gichter den rechten Arm, Fuß und die ganze rechte Seite ergreifen und die Kranke bis zur Erde ziehen sollten, was ganz so erfolgte. Alsbald befahl er, daß sie vom kalten Fieber befallen werden sollte. Es geschah, die Hände wurden eiskalt, sie zitterte, die Zähne klapperten. Nun befahl er, das hitzige Fieber solle kommen; es kam ebenfalls nach dem Zeugnis dreier Ärzte, welche eben erst angekommen waren und ihr die Hände und den Puls in beiden Zuständen befühlten."

„Nach diesem befahl er, die Patientin solle von den lachenden Gichtern (Lachkrämpfen), dann von den traurigen und melancholischen, ferner vom Aberwitz zu singen und zuletzt von Gewissenszweifeln befallen werden. Auf den ersten Befehl

[1]) Vgl. „Sphinx" Heft V S. 342 und VII S. 62. — [2]) Vgl. Sphinx Heft V S. 342.

folgte ein überlautes Lachen, auf den zweiten Seufzen und Weinen, auf den dritten sang sie einige Hymnen und Psalmen, und auf den vierten sagte sie seufzend: sie müsse verdammt werden, sie müsse beichten. Nachdem der Exorcist sie wieder zu sich selbst gebracht hatte, fragte er sie, ob sie noch beichten wolle, worauf sie mit Lachen antwortete, sie hätte keine Lust dazu."

„Nach diesem befahl er, sie solle zornig werden und gegen ihn einen Widerwillen fassen. Alsbald war das Wutfeuer in ihren Augen, sie schnalzte auf ihn zu und knirschte mit den Zähnen streckte die Arme auseinander, krümmte die Finger, als ob sie ihn zerreißen wollte."

„Weiter befahl er, daß der Puls am rechten Arm schwach und kaum fühlbar, am linken Arm hingegen stark und geschwind gehen sollte. Die Leibärzte befühlten rechts und links den Puls und befanden die Sache also. Der Garnisonsarzt von Würzburg bestätigte das Gleiche."

„Zuletzt befahl er, daß sie einer sterbenden Person ähnlich werden sollte. Nun fiel sie einigen Personen in die Arme, alle Glieder streckten sich und wurden steif. Da die Augen und der Mund geschlossen waren, so befahl Herr Gaßner um das Bild des Todes vollkommener darzustellen, auf lateinisch: · die Augen und der Mund sollen sich öffnen, die Nase lang und spitzig werden."

„Auf drei- bis viermalige Wiederholung dieses Befehls fingen Augen und Mund an, sich halb aufzuthun, wurden starr und unbeweglich, die Nase zog sich in die Länge und wurde ganz spitzig; sie blieb einige Zeit in diesem Zustande und kam augenblicklich auf das Wort des Herrn Gaßners zu sich." —

Der Parallelismus dieser und der folgenden Versuche und Experimente Gaßners mit denen der heutigen wissenschaftlichen Hypnotisten ist augenscheinlich. — Die oben erwähnte Begleiterin dieses Mädchens machte Gaßner blind und taub; wobei ein von Bourgeois leider nicht mit Namen genannter Heidelberger Professor, der dieselbe schon lange erfolglos behandelte, das Aufhören der Funktionen der Seh- und Hörnerven konstatierte. Abbé Bourgeois erzählt weiter: „Was ich die zwei anderen Tage Merkwürdiges sah, besonders die erschrecklichen Gichter einer Fräulein von 50 Jahren, welche schon 9 Tage in Erwartung ihrer Gesundheit mit 8 Pferden sich in Ellwangen aufhielt. Nach gegebenem ersten Befehl des Herrn Gaßner wandte sie sich unversehens auf den Knien gegen die Zuschauer um, murmelte ganz schnell einige Worte durch einander, steifte die Arme, verdrehte die Augen mit einem so häßlichen grimmigen Gesicht, daß die Frau Gräfin von Rechberg, welcher ich an der Seite saß, daß Gesicht abwenden mußte. Noch ärger war es, als er ihr zu schreien befahl, das war ein gräuliches Mordgeschrei, nach diesem fing sie an zu singen und spielte mit den Händen; darauf ließ er sie singend etliche mal in dem Saal herume gehen, wobei sie die Füße dermaßen verdrehte, daß die Fersen an Stelle des Vorfußes standen. Was mir am merkwürdigsten schien, war der Befehl, daß die Gichte in die auf den Tisch gelegten Hände fahren sollten, zuerst in die ganze Hand, dann in alle Finger, dann bald in diesen, bald in jenen Finger mit Krümmung und Steifigkeit, welche ich durch Berührung untersuchte." Alles dies sind einfach hypnotische Suggestionen, wie sie namentlich bei hysterischen Patienten mit großer Leichtigkeit zur Durchführung zu bringen sind.

Wir wenden uns nun zu den Protokollen, welche in einer von den nachher zu nennenden Ingolstädter Professoren, herausgegebenen Schrift: „Was soll man in den Gaßnerschen Kuren noch untersuchen?" auszugs-



weise enthalten sind. Das Ellwanger Protokoll ist vom Fürsten Karl Albert von Hohenlohe-Waldenburg, von Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, dem Bischof Joseph Ludwig von Freisingen, von zwei und dreißig Grafen und Freiherrn und fünfzehn Ärzten unterzeichnet. Die Zahl der gelungenen Heilungen ist leider nicht angegeben.

Als Experimente Gaßners werden besonders oft angeführt, daß er auf seine ausschließlich lateinischen Befehle hin die einzelnen Glieder der Kranken beliebig sich bewegen ließ, auch ebenso deren Puls willkürlich beeinflußte, deren Glieder in Starrkrampf versetzte, sie eingebildete Schmerzen empfinden ließ, sie zeitweilig taub und blind machte, sowie auch denselben beliebige Halluzinationen einflößte — ganz wie dies heutzutage von den wissenschaftlichen Hypnotisten in Hospitälern und Irrenhäusern experimentell beständig ausgeführt wird. Besonders zu erwähnen ist hier etwa nur, daß auf Gaßners an eine Frau gerichteten Befehl, lateinisch zu reden: Loquatur latine, die merkwürdige Antwort lateinisch erfolgte: Non possum! Ich kann es nicht![1] Ferner brachte er wiederholt bei Kranken alle Erscheinungen des Todes hervor.

„Signa morientis et mortuae habeat. Zum Erstaunen aller Anwesenden war sie wie eine in den letzten Zügen liegende Person, ja es kam so weit, daß man sie für tod ansah. Auf das Praeceptum: Iterum sit sana in nomine Jesu, fing alsbald der Puls wieder an fühlbar zu werden; der Todesschweiß verschwand, sie kam zu sich, die Gesichtszüge änderten sich, und zuletzt stand sie frisch und gesund auf, als wenn ihr niemals etwas gefehlt hätte. Nachdem nun der Priester den Plagegeist ausgetrieben hatte, war die Patientin voller Freude und Vergnügen. Sie betheuerte vor allen hohen Zuschauern, daß sie sich nun recht wohl befinde. Dies geschah am 26. April 1775."

In Regensburg führte Gaßner in demselben Jahr seine Exorcismen unter der Aufsicht einer bischöflichen Kommission aus, welche aus dem Konsistorialdirektor Dillner dem geistlichen Rat Brugger und den Doctores medicinae Zollner und Winkler zusammengesetzt war. Es werden 375 Kuren angeführt. Wir citieren nur das Protokoll, welches über die Heilung der 41 Jahre alten Krämerin Anastasia Diverna aus Dorfen in Oberbayern, die an Krämpfen litt, geführt wurde, und aus dem sich die übersinnliche Gedankenübertragung ergiebt, weil die auf dem Lande lebende Krämersfrau sicherlich der lateinischen Sprache nicht mächtig war.

Sie ist in Gegenwart etlicher Hundert Augenzeugen, worunter sehr viele von Distinktion und zwar drei Herren Comitialgesandte waren, nämlich der Churfürstl. Maynzische, der Churfürstl. Köllnische und Fürstl. Salzburgische, vorgenommen worden.

1. Der Herr Exorzist befahl in lateinischer Sprache: Tantam reverentiam S. S. Nomini Jesu exhibeas, sicut te decet. Die auf den Knien liegende Person wurde aufgehoben und auf das Angesicht, aber ganz unbeschädigt geworfen.

2. Osculum des S. Cruci. Sie küßte den heiligen Kreuzpartikel des Herrn Exorzisten, den er am Halse zu tragen pflegt.

[1]) Ein ähnlicher Fall soll vor einigen Monaten auch einem Wiener Arzte geglückt sein, welcher sich von einer hypnotisierter Kranken einen Brief aus einer Sprache übersetzen ließ, die ihm nur unvollkommen, der Kranken aber gar nicht bekannt war.



3. Inclinationem facias S. Cruci. Sie machte eine Verbeugung.

4. Inclimationem facias B. V. Matri Dei. Sie machte verschiedene Ehrenbezeugungen, endlich neigte sie das Haupt bis zur Erde.

5. Nunc fiat pulsus febrilis. Es geschah. Nunc fiat pulsus intermittens. Nach dem vierten Schlag intermittirte der Puls. Fiat intermittens post ictum secundum. Auch dies erfolgte. Er war kaum merklich und die Person fiel in eine Ohnmacht.

Der Herr Dr. Winkler sagte, er könne es eidlich beteuern, daß sich der Puls so befunden habe, wie der Herr Exorcist es befahl.

Endlich nach dem Praeceptum expulsivum beteuerte sie, daß ihr nun recht wohl und leicht sey und nichts mehr verspüre.

Dies geschah zu Regensburg den 7. Juli 1775, ist protokollieret sub. Nr. 167. praesentibus Dr. Sebastiano Dillner et Dr. Joanne Jos. Haas tanquam Comissario Episc. et R. P. Patritio Steindl, Dr. Andreas Winkler.

Infolge des ungeheuren Aufsehens, welches die Gaßnerschen Exorcismen machten, sandte die Universität Ingolstadt eine Kommission nach Regensburg, welche die unglaublichen Dinge untersuchen sollte. Die Kommission bestand aus dem Universitätskanzler und Professor der Theologie Benedikt Stattler, dem Professor der Rechte Prugger, dem Professor der Philosophie Gabler und dem Professor der Medizin Levelin. Die Kommission überzeugte sich von der Realität der durch Gaßner hervorgebrachten merkwürdigen Erscheinungen und stellte ihm ein langes ehrenvolles Zeugnis aus, worin gesagt wird, daß die Kommission nach genauester Untersuchung das Wirken Gaßners als ein übersinnliches anerkennen müsse.[1]) Die Kommission gab das schon erwähnte Schriftchen „Was soll man in den Gaßnerschen Kuren noch untersuchen?“ heraus, womit ihre Thätigkeit zu Ende war. Gaßner aber begab sich von Regensburg nach Salzbach, wo er binnen vierzehn Tagen in Gegenwart der Pfalzgräfin Franziska von Zweibrücken und des sulzbachschen Leibarztes Schleiß 205 Kuren verrichtete.

Wie leicht zu begreifen, konnte in der damals beginnenden Aufklärungsperiode weder der Philosoph, noch der Arzt, noch der Theologe so viel Wunderbares, Außergewöhnliches und scheinbar Übernatürliches ertragen. Das „Unbegreifliche“ war damals wie heute den in einseitige Theorien Verrannten ein Dorn im Auge; man hatte keine Lust die Vorgänge zu prüfen und stempelte sie deshalb folgerichtig mit dem Stempel der Lächerlichkeit. Gaßner, der ja die Natur seiner Kraft nicht kennen konnte, schrieb sie der göttlichen Gnade zu, welche ihm gestatte, Teufel auszutreiben, und verdarb es so mit beiden Kirchen, in denen die „Aufklärung“ groß zu werden anfing. Die ganze Sache war so vor das nicht zuständige theologische Forum gekommen und wurde ein Spielball des Dogmengezänkes. Eine einzige wohlthuende Ausnahme macht Lavater,

[1]) Das ganze Zeugnis steht nebst einem wichtigen Schreiben des Mediziners Levelin an einen Wiener Arzt Hambourg im achten Band des „Archivs für tierischen Magnetismus“ S. 119—123 abgedruckt.

welcher in zwei Briefen vom 26. März und 19. Mai 1775 an Semler schreibt:

„Was ich mit Gaßner zu thun habe? fragen Sie. Untersuchen will ich, komme heraus, was da wolle; untersuchungswert ist die Sache, sie sei wahr oder falsch, Kraft Gottes oder Betrug. Wer sich zu untersuchen schämt, was für den Naturforscher, Psychologen und Theologen wichtig ist, bloß um des Gelächters willen, ist dieser Kind oder Mann? Was ist Gaßner? Einige sagen, er ist gut, andere, er verführe das Volk, beide aber behaupten immer, Thatsachen sind da, mehr oder weniger, aber man hüpft über diese weg; alles räsonniert und erklärt, und wer ist, der bloß beobachtet." — „Ich gestehe aufrichtig, daß ich für meine Person Gründe genug zu haben glaube, Gaßnern für aufrichtig und seine Wunderkraft für echt zu halten. Ich habe so viele übereinstimmende Nachrichten vor mir; es sind mir von so verschiedenen höchst glaubwürdigen Leuten, von berühmten Ärzten, ja sogar von Kranken, die geheilt wurden, Zeugnisse und Urkunden vorgelegt worden, die zusamt für erdichtet zu halten, in meinem Standpunkt Raserei wäre." Lavater fordert nun Semler als notorischen Gegner alles Dämonenglaubens zur Untersuchung der ganzen Angelegenheit auf und sagt weiter: „Hier ist nicht von dogmatischen Irrtümern und Meynungen die Rede, welche unsere wohlherrlichen Philosophen so viele so gern verwechseln werden, um dadurch Halbdenkern Staub in die Augen zu werfen, sondern die Frage ist von Thatsachen — nicht ob dieser Gaßner ein Katholik sey, und als Katholik Vorurteile habe, die uns lächerlich und abgeschmackt vorkommen. — Nicht ob seine Schriften Dinge enthalten, die uns unevangelisch, unphilosophisch, unvernünftig erscheinen müssen; Nicht das möchte ich von Ihnen oder durch Sie untersucht wissen; — Sondern

Ob Johann Joseph Gaßner unheilbare Krankheiten vollkommen heile.

Nicht zur Rechten! Nicht zur Linken! auf diesem Pfade geblieben!

Ich mögt' dem Untersucher unaufhörlich zurufen. Thatsache! Thatsache! untersucht! Nicht Meynung! Dogma! nicht Folgen abgewogen! Nur untersucht!"[1])

Semler, der damalige protestantische Papst, untersuchte jedoch nicht, sondern gab eine „Sammlung von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen" heraus, worin er in seinem Adeptnedünkel, der ihn später so lächerlich machte, nur über die dogmatische Seite der Berichte selbst und die übrigens unbedeutenden Broschüren Gaßners orakelt. Die Quintessenz dieser dogmatischen Salbaderei ist die folgende: Gaßner führt die Einwirkungen des Teufels wieder ein, die aus allen christlichen Staaten durch die neue Theologie verbannt werden sollten. Der Exorcismus durch die Kraft des Namens Christi ist Aberglaube. Die Vertreter der Kirchenlehre vom Teufel und seiner Macht sind böse Buben und haben am Erlöser keinen Teil mehr. Darum müssen alle Nachrichten von der Gaßnerschen Kurart, woher sie auch kommen, gänzlich als alberne phantastische Einfälle und Aberglauben verworfen werden und alle auf sie abzielenden Handlungen dürfen in einem christlichen Staat nicht geduldet werden. Gaßners Glaube ist kein christlicher Glaube, daher kann es keine geistliche und noch weniger eine leibliche Wirkung desselben geben. Die Geheilten täuschen sich oder sind Betrüger, ebenso ist Gaßner entweder Phantast oder Betrüger. Lavater, welcher nur die Thatsache, nicht aber Meinung und Dogma untersucht haben will, verfällt beinahe in die Strafe der Gotteslästerung. Das war das wissenschaftliche Urteil des hervorragendsten Vertreters der damaligen protestantischen Theologie.

[1]) Vergl. Semler: „Samlung" &c. S. 1—7 und 127—139.

Ganz ähnlich verfuhren die bayrischen aufgeklärten katholischen Theologen unter der Führung des bekannten Theatiners und Münchener Akademikers Don Ferdinand Sterzinger (1721—1787), welche gar nichts untersuchten, sondern in einer wahren Hochflut von Broschüren und Zeitungsartikeln über Gaßner herfielen. Da jedoch das Verlangen, die Gaßnerschen Exorzismen zu untersuchen, immer dringender an die Münchener Gelehrten gestellt wurde, so begab sich Sterzinger zu Ende des Jahres 1776 nach Ellwangen, um sich durch persönliche Anschauung über die berüchtigten Vorfälle zu unterrichten. Das Ellwanger Protokoll berichtet nun folgenden komischen Vorfall, welcher sich während der Anwesenheit Sterzingers zutrug.

„Die Frau von dem Freiherrn von Erdt, Kurfürstlich Bairischen Hofkammerrath, Tochter des Leib- und Protomedicus von Wolta in München, welche fünf Jahre von heftigen Nervenzufällen geplagt war und alle erdenklichen Mittel fruchtlos gebraucht hatte, glaubte in vollem Vertrauen durch Herrn Gaßner davon befreit zu werden. Sie begab sich am 22. Dezbr. 1774 nach Ellwangen, wo sie im Hause des Herrn Vicedoms Freiherr von Ezdorfs im Beyseyn ihres Herrn Vaters, ferner des Herrn Don Sterzingers, Theatiners, und des Churfürstlichen Herrn Hofmedicus Leutners von Gaßner zum Vertrauen und Glauben ermahnt wurde. Auf den Befehl Gaßners kamen alle die konvulsivischen Zufälle zum Vorschein. Auf den Befehl, „daß sie zum Zorn bewegt werden solle", fiel sie voller Wuth auf den Akademiker Sterzinger ein, ergriff ihn bey dem Kragen, schüttelte ihn und sagte: „Du Fontu-Pfaff, magst du jetzt noch sagen, daß der Teufel keine Gewalt habe, uns zu plagen?" — Als sie in das Gasthaus zurückgingen, warf Sterzinger dieser Frau den ihm bewiesenen Schimpf vor, worauf sie ihm tausend Entschuldigungen machte, indem sie sagte, daß sie von allem nichts wisse."

In dem erwähnten Buche Semlers ist neben den Lavaterschen Briefen auch ein Memorial Sterzingers [1]) abgedruckt, welches gerade dadurch von Wichtigkeit ist, weil sein Verfasser wohl oder übel zugeben muß, daß die Beeinflussung der Patienten eine Thatsache sei; seine Schilderung der Gaßner'schen Manipulation aber zeigt deutlich, daß das Verfahren ein hypnotisches war. Zum Beweis dafür führen wir Sterzingers eigene Erzählung des soeben erwähnten Vorfalles an: „Nun will ich die Operation, welche mit der Freyfrau von E(rdt) in Dizedoms Hause vorging, und dabey ich besonders aufmerksam war, mit allen Umständen erzählen. Die gnädige Frau mußte sich in einem Zimmer auf das Kanapee setzen, der Herr Pfarrer von Klösterle setzte sich aber auf einen Sessel neben sie. Er hatte keine Stola noch Chorrock an, es war weder ein Licht noch Kruzifix noch Weihwasser zugegen. Gleich zu Anfang fragte der Herr Pfarrer den G(eheimen) R(ath) von W(olta), was seine Tochter für Krankheiten habe? Er gab zur Antwort: daß sie an Convulsionen leide; er erklärte ihm ihre Symptomata und Zustände, die dabei vorzugehen pflegen. Auf dieses machte der Geistliche der Patientin einen Mut, daß sie durch den Namen Jesu könne kuriert werden, weil diese bösartige Krankheit unfehlbar von der Circumsession oder teuflischen Anfechtungen ihren Ursprung habe. Er erzählte etwelche Facta, wie er dergleichen Personen schon unter seinen Händen gehabt, und glücklich kuriert habe, wenn Sie nur den festen Glauben auf den Namen Jesus hatten. Hierauf predigte er eine gute viertel Stund, wie uns der Teufel an Leib und Seele anfechte,

[1]) S. 178—268.

was er für eine erschreckliche Gewalt über uns Menschen habe, und brachte aus der heyligen Schrift das Beyspiel vom Hiob herbei. Er sprach sodann von Sachen, die ihm in seinem Leben begegnet seyen, die aber gar nicht hierher passeten. Alle horchten ihm in tiefster Stille zu. Unter der Predigt beobachtete ich ganz wohl, daß er die Augen beständig geschlossen hielt, mit seinen zween Däumen das Cingulum rieb (daher mehrere eine magnetische Kraft vermutheten), und zweymal das Schnupftuch herauszog und sich die Hände damit putzte. Nach diesem stand der Operateur von seinem Sessel auf, setzte sich zu der Patientin aufs Kanapee, und sagte zu ihr: Nun wollen wir im Namen Jesu anfangen, sind Sie nur standhaft, und haben ein rechtes Vertrauen auf seinen allerheiligsten Namen. Sogleich nahm er die Patientin beim Kopfe, drückte mit der rechten flachen Hand die Stirne und rieb selbe, mit der linken Hand berührte er zugleich das Genick, und mit dem Daumen und Zeigefinger gab er auf diesen nervosen Teil einen festen Druck. Gleich hernach befahl er im Namen Jesu, daß der Seitenstich kommen sollte, weil ihre Krankheit, wie die Patientin sagte, jederzeit mit dem Seitenstich anfing. Der Seitenstich wollte aber nicht kommen. Der Geistliche befahl es zu zweyenmalen, daß der Seitenstich augenblicklich da seyn solle. Die Patientin sagte aber: Ich empfinde gar keine Schmerzen. Der Geistliche nahm sie bey der rechten Hand und befahl das dritte mal, daß der Schmerz an der Seite sich allsogleich zeigen solle. Anstatt daß aber der Seitenstich kam, wurde der Kopf der Patientin taumelnd und sie fiel in eine Freiß; Da fing sie an das Maul zu krümmen, mit den Zähnen zu knirschen, die Augen zu verdrehen, mit Händen und Füßen zu schlagen und sich aufzubäumen. Jetzt haben wir es schon gewonnen! schrie der Geistliche, hell auf lachend. Er ließ die Patientin in diesem Zustand zwey Paternoster beten und befahl sodann, daß die Freiß allsogleich weichen sollte, und sie setzte sich langsam. Nachdem der Herr Pfarrer die gnädige Frau ein wenig ausschnaufen ließ, sagte er zu ihr: Wir müssen noch mehrere Proben haben, die Freiß muß noch einmal kommen und recht stark! Die gute Frau fiel das zweite Mal in die Freiß, wütete und tobte mehr als zuvor. Cesset, sprach der Geistliche, und sie wurde ruhig. Auf dieses befahl er, daß die Patientin solte den Verstand verlieren, völlig solte sie ihn verlieren! schrie er dreymal, und sie fiel in ein Delirium, während desselben schafte sie an, daß man ihr Feder und Tinte bringen solte, und daß der Brief alsogleich auf die Post getragen werden solte. Sie schwäzte noch mehrere lächerliche Sachen daher. Es ist genug, sprach der Geistliche, ich befehle im Namen Jesu, daß der Verstand alsogleich wiederkomme, und er war da. Wir fragten sie, ob sie wisse, was sie gesagt habe, und sie antwortete: ich weiß von nichts. Es ist noch nicht genug, sagte der Geistliche zu der Patientin, Sie müssen alle die Tentationes haben, wie sie vom Teufel am Leibe sind angefochten worden. Er machte, daß sie jetzt das Herzklopfen, so er beym Anfang seiner Operation nicht hervorbringen konte, bekam. Er war auch so künstlich ihr die rechte Hand, welche er hielt, starr zu machen. Ich fühlte in der linken Hand, welche gelenk war, Zuckungen. Dies war alles noch nicht genug, die so sehr geplagte Frau mußte auf des Geistlichen Befehl mehrmalen in ein Freiß fallen, und zwar wie er es haben wollte, in eine schreyende, und da schrie die Patientin erbärmlich, und die Krämpfungen waren scheußlich anzusehen. Er ließ sie darin beyläufig drey Minuten, und sodann befahl er mit einem herrschenden und groben Ton, wie er es allezeit zu machen pflegt, daß diese Anfechtung sogleich weichen solte, und die Patientin schien ruhig dazusitzen. Wegen vielem Kirren und Schreyen schnaufte sie hart, und der Geistliche war so gnädig, sie ein wenig ausrasten zu lassen. Die Marter war aber noch nicht vollendet. Die arme gnädige Frau mußte bald wiederum herhalten.

Sie sind auch mit dem Zorn angefochten worden, sagte der Geistliche zu ihr. Ja, ich war auch zornig, gab sie zur Antwort. Nun, sprach er, sollen Sie einen großen Zorn haben, und da derselbe anruckte, schrie der Pfarrer, noch mehr, noch mehr! Dies Experiment war das fürchterlichste, aber auch das verschlagendste. Die vom Zorn aufgeflammte Frau, nachdem sie eine Zeit lang auf dem Kanape mit unverruckten Augen, mit ausgespannten Armen, halbgebogenen Fingern und bleckenden Zähnen, ohne ein Wort zu reden, da saß, sprang sie auf einmal auf, und gieng auf mich, der ich am Fenster stund, in voller Raserei los, und wollte mich beissen und kratzen. Ich nahm sie aber bey den Armen, hielt sie fest und sagte zweymal: Ich fürchte keinen Teufel. Ich ließ sie los, und sie sprang das zweyte mal auf mich los; ich faßte sie wiederum, und da ich sie hielt, schrie sie aus vollem Rachen: Du Unglaubiger, Druden giebt es, aber keine Hexen! Ich lachte darüber, und wie ich sie noch bei den Armen hielt, so brachte ich sie auf das Kanape, worauf der Geistliche ihr den Zorn durch den Machtspruch Cesset wiederum abnahm."

Sterzinger ergeht sich weiter in Betrachtungen über den Mißbrauch des Namens Jesu und die Ohnmacht des Teufels seiner Person gegenüber, weshalb ihm die Sache sehr verdächtig vorkommt, und sagt schließlich weiter: „Gleichwie die Patientin, um dem Befehlgeber in allen Stücken den blinden Gehorsam zu leisten, in einen Zorn ausbrach, so fiel sie auch bald vorwerts, bald ruckwerts, wie es der Geistliche haben wolte, und stund auf seinen Befehl vom Boden auf. In beiden Fällen hatte ich den Arm der Patientin in meiner Hand und fühlte nichts steiffes noch krampfartiges. Diese wunderlichen Proben oder Praecepta probativa um die Unglaubigen, wie der Herr Pfarrer von Klösterle zu sagen pflegt, zu überweisen, daß dergleichen Krankheiten von dem Teufel herkommen, dauerten zwey ganze Stunden, nämlich von halb elf fruh bis halb ein Uhr. Und noch war der Verfuchteufel nicht ausgetrieben. Die Freyfrau von E. mußte sich Nachmittag wieder bey dem Operateur einstellen. Indessen da sie das Mittagmahl einnahm, klagte sie sehr über das Kopfweh."

Der weitere Verlauf der von dem Protokoll etwas abweichenden Erzählung Sterzingers von der am Nachmittag erfolgten Heilung der Frau von Erdt bietet nichts Charakteristisches außer der Anweisung Gaßners, wie sich dieselbe bei einem etwaigen Rückfall selbst helfen könne. Gaßner sagte:

„Sie sehen also, meine gnädige Frau, wie Sie Ihnen selbst helfen können, wenn Sie mit einer solchen Krankheit von dem Teufel angefochten werden. Denken Sie mit einem festen Vertrauen auf den Namen Jesu, und der Teufel muß mit seinen Infestationen weichen."

Von den übrigen Fällen, die Sterzinger mitteilt, führen wir nur noch einen einzigen an, welcher ebenfalls die Gaßnersche Behandlung der Kranken durch hypnotische Suggestion deutlich veranschaulicht.

„Den zweiten Auftritt machte ein starker Bauernkerl, der die St. Veitsfucht hatte. Es brauchte gar nichts mehr, dem Patienten seine Krankheit hervorzubringen, als ihn ernsthaft anzureden, die Hände auf das Genick und Stirn zu legen, und ihn zu rütteln. Da dies geschah, und sodann der fürchterliche Befehl erging, daß sich eben die Krankheit, wie er es zu haben pflegte, also bald zeigen solte, fing der Kerl an zu tanzen, und mit den Fingern zu schnalzen. Er machte im Zimmer dreymal seine Reihe herum, dabey alle Zuseher etwas zu lachen hatten, selbst der Exorcist dabey. Ich wollte auf eine That, die durch den allerheiligsten Namen Jesu hervorgebracht wurde, nicht lachen; ich konnte mich doch dessen nicht enthalten, es gefiel

mir gar zu wohl, wie der Bauer herumtanzte, als wenn er im Wirtshause wäre, ich war aber in meinem Sinne dabei böse, daß mit dem Heiligtume eine Komödie gespielt wurde. Nachdem der Geistliche den ermüdeten Patienten ausschnaufen ließ, befahl er im Namen Jesu, daß sich die fallende Sucht zeigen solte. Der Patient folgte, warf sich auf den Boden, tobte mit Händen und Füßen, wälzte sich hin und her, und brüllte wie ein Ochs. Auf das wiederholte Wort Cesset ward der Bauer ruhig gemacht, stand vom Boden auf, und trat zum Geistlichen hinzu, der ihn, ich weiß nicht mehr, auf heut Nachmittag, oder Morgen wiederum bestellte, vor ihm zu erscheinen.

Sterzinger hatte also wohl oder übel einsehen müssen, daß die Gaßnerschen Kuren unbestrittene Thatsachen seien, und hielt die merkwürdige Begabung des Exorcisten für eine natürliche. Er sagt: „Da ich also mit zureichendem Grund nicht glauben kann, daß die Heilungen des Herrn Gaßner ein Werk Gottes, und die Hervorbringung der Krankheit ein Werk des Teufels seyen, so folgere ich in meinen Gedanken, daß unter den Gaßnerschen Operationen eine geheimnisvolle Kraft aus dem Reiche der Natur verborgen sey. Das Reiben des Exorzisten am Cingulo, das starke Drücken auf des Patienten Kopf, und zwar mit der rechten Hand an der Stirn, mit der Linken am nervosen Teil des Genicks, die Betastungen an den Pulsadern; das Rütteln, die verschiedenen Stellungen und dergleichen mehrere physikalische Vorkehrungen, die ich alle mit Augen gesehen habe, geben mir Anlaß zu glauben, daß entweder eine Magnetische, oder Elektrische, oder Sympathische Kraft die Wirkungen hervorbringe, und zwar um so leichter, weil die Einbildungskraft des Patienten ohnehin auf das Stärkste bewegt wird; teils durch den gepredigten und eingebildeten Glauben, teils durch den herrschenden Ton und scharfes Commando; teils durch das starre Ansehen teils durch das übermäßige Vertrauen auf den heiligen Mann; teils durch die ganz gewisse eingebildete Hoffnung der Genesung, und dergleichen andere reizende Vorbildungen, die fähig genug sind, die Phantasie in Verwirrung zu setzen und die Lebensgeister zu bewegen. Man lese nur den Finum und Muratorium de viribus imaginationis, und den Traktat L'ame sensitive des Launol, und man wird mit Erstaunen finden, was die Einbildungskraft vermöge. Unzählige Beyspiele gaben sie aus, wie die Einbildungskraft den menschlichen Körper krank und gesund gemacht habe. Was die Elektrische, Magnetische und Sympathetische Kräfte für Wirkungen in dem menschlichen Körper hervorbringen können, ist ohnehin jenem bekannt, nur die Manipulation und Application wissen nicht alle. Herr Gaßner kann es aber durch fleißiges Lesen der Magia naturalis erlernt haben. Was es immer nun seyn mag, wodurch Herr Gaßner seine Patienten bald krank, bald gesund machen kann so bleybe ich bey meiner Meinung fest, daß alles ganz natürlich hergeht. Got thut es nicht; der Teufel kann es nicht; also thut es die Natur!"

Soweit Sterzinger. Obwohl er also ehrlich genug war die Wahrheit der Gaßnerschen Heilungen anzuerkennen, setzte er dennoch wegen Mißbrauch des Namens Jesu und wegen des Teufelsskandals beim Bischof von Regensburg ein Verbot der Exorcismen Gaßners durch, worauf sich dieser vielgeschmähte Mann denn vom Schauplatz seiner Thätigkeit zurückzog. Er starb im Jahre 1779.



Die
„Seele“ und das „Unbewußte“.
Ein Beitrag zur Klärung dieser Begriffe
von
Ferdinand Maack.

Der Begriff des „Unbewußten“ beherrscht heute die philosophische Anschauungsweise in Deutschland. Wie das „Unbewußte“ einerseits übertrieben ausgebeutet, andererseits vornehm ignoriert, wie es mißverstanden, wie es bestritten, wie es lächerlich gemacht wird — kurz, was alles mit dem unglücklichen Ding aufgestellt wird, dies ist jedem bekannt, der sich auch nur oberflächlich um die zur Zeit dominierenden philosophischen Ansichten kümmert. Obwohl schon vor Eduard von Hartmann hervorragende Köpfe auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Unbewußten hingewiesen haben, was mit Recht von dem genannten Philosophen selbst hervorgehoben wird, so wurde durch Hartmann das Unbewußte doch erst in weiterem Umfange in die Philosophie eingeführt, geradezu erst hoffähig gemacht. Aber leider ist er selbst es gewesen, der durch die in seiner „Philosophie des Unbewußten“ vorkommenden — am besten sage ich wohl — Licenzen manche Veranlassung dazu gegeben hat, daß das Unbewußte nicht nur falsch aufgefaßt wurde, sondern daß dasselbe aufzufassen und zu verstehen einer großen Mehrzahl überhaupt unmöglich war. Ich bin nun überzeugt, daß hauptsächlich ein Fehler schuld ist an allen Mißverständnissen gegenüber der Auffassung nicht allein des Hartmannschen, sondern des vor und nach ihm von andern Philosophen vertretenen „Unbewußten“ überhaupt, nämlich die Thatsache, daß man folgende wesentlich von einander abweichenden Begriffe nicht mit der genügenden Sorgfalt unterscheidet, sondern wechselsweise als gleichbedeutend gebraucht. Es sind dies die Begriffe:

unbewußt;
nicht bewußt;
ungewußt;
nicht gewußt;
bewußt;
gewußt.

Daher scheint es mir, um Licht in die „unbewußte“ Sache zu bekommen, vor allem notwendig zu sein, die genannten Begriffe festzustellen und zu sondern.

Zunächst ist nun festzuhalten, daß der direkte Gegensatz von „bewußt“ „nicht bewußt“ ist. Das „Unbewußte“ dagegen fällt in die Kategorie des „Bewußten“, ist aber dort etwas „Nichtgewußtes“ oder

„Ungewußtes". Daher stimme ich mit Hartmann nicht überein, wenn er sagt[1]): „Mit dem Begriff der unbewußten Vorstellung . . . ist eine außerhalb des Bewußtseins fallende unbekannte Ursache gewisser Vorgänge gemeint," oder wenn er den „wahren Begriff des Unbewußten als ein dem Bewußtsein entgegengesetztes Gebiet"[2]) bezeichnet. Vielmehr stimme ich Herbart bei, welcher spricht von „bewußlosen Vorstellungen, die im Bewußtsein sind, ohne" — nun freilich nicht: „ohne daß man sich ihrer bewußt ist", sondern: ohne daß sie gewußt sind, was Herbart auch meint, wenn er sagt, ohne daß man dieselben „als die seinigen beobachtet und an das Ich (Selbstbewußtsein) anknüpft". Also: der Begriff des Unbewußten liegt innerhalb des Bewußtseins, aber zugleich außerhalb des Gewußtseins. Für die metaphysischen Schlußfolgerungen daraus ist diese Auffassung von der allergrößten Bedeutung, wie sich sogleich weiter ergeben wird. Einige Beispiele, denke ich, werden von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen.

Wenn ich jemanden frage: „Aber, Freund, sag' mir doch, warum hast du das gethan?" wird er unter Umständen antworten: „Ach, dabei hab' ich mir gar nichts gedacht, das hab' ich unbewußt gethan". Niemals wird er mir aber antworten: „Das habe ich nicht-bewußt gethan". Ein Nichtbewußtes „als ein dem Bewußtsein entgegengesetztes" Etwas kann nicht willensaktiv sein. Das Nichtbewußtsein ist vielmehr ein Charakteristikon für die tote, körperliche, unbelebte Welt.

Ferner; wenn wir sagen: „Ich habe solch' dunkle Ahnung von dieser Sache", so meinen wir damit, die Sache selbst ist uns bewußt, aber zugleich nicht gewußt. Wir kennen wohl den Inhalt der Ahnung, vermögen aber denselben nicht in eine Form zu kleiden, d. h. wir können den Inhalt nicht in unser Selbstbewußtsein bringen. Zu diesem Prozeß ist der Geist, der Verstand notwendig, welcher das Nichtgewußt-Bewußte (Unbewußte) zum Gewußt-Bewußten (Selbstbewußten) macht.

Daher ist der Einwurf einiger Philosophen[3]), man könne und dürfe nicht vom „Unbewußten" reden, weil, „was gegeben sei, im Bewußtsein gegeben sei" und sein müsse, ungerechtfertigt, sintemalen das „Unbewußte" auch „im Bewußtsein gegeben" ist, wenn auch als etwas „Nichtgewußtes". Dagegen muß man mit denselben Philosophen übereinstimmen, wenn sie sagen: „Die Frage, was dieses Bewußte vor dessen Bewußtsein war, ist sinnlos", insofern man nämlich annähme: daß das Bewußte vor seinem Bewußtsein ein „Nichtbewußtes", nicht aber ein „Unbewußtes" gewesen wäre; aber nicht insofern „das Unbewußte ein Bewußtsein fordert".

Stellen wir jetzt noch den Unterschied zwischen „nicht gewußt" und „ungewußt" fest.

Auf der Schule habe ich gewußt, wann Friedrich der Große ge-

---

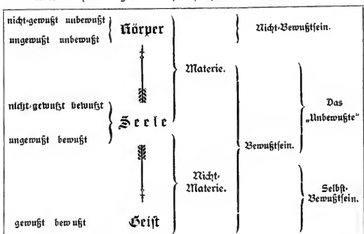
[1]) „Philosophie des Unbewußten", 2. Aufl. S. 3. — [2]) a. a. O. S. 16.

[3]) Ich greife nur einen beliebigen heraus: so R. von Schubert Soldern: „Der Gegenstand der Psychologie und das Bewußtsein" in „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie", VIII. Jahrgang, 4. Heft.

boren war, jetzt habe ich es vergessen. Das Datum liegt für mich im Ungewußt-Bewußten (d. h. im Unbewußten), aus dem es vielleicht noch wieder, falls es darauf ankäme ins Gewußt-Bewußte treten könnte. Das Territorium des Ungewußt-Bewußten ist nichts anderes als das Gedächtnis. Hätte ich dagegen das Datum nie gelernt, gelesen oder gehört, dann läge es für mich im Nichtbewußtsein d. h. es wäre mir ungewußt-unbewußt. Angenommen aber, das Datum wäre historisch überhaupt nicht zu eruieren, so würde es für mich (und andere) im Nichtgewußt-Unbewußten liegen. Ungewußt-unbewußt verhält sich zu nichtgewußt-unbewußt wie transscendental zu transscendent.

Es bleibt jetzt noch der Begriff „nichtgewußt-bewußt“ zu erörtern. Er ist derjenige, welcher spezifisch ist für die Seele, für das „Unbewußte“; denn das Ungewußt-Bewußte ist nur ein potentielles Gewußt-Bewußtes und durch Rückbildung entstanden. Im Nichtgewußt-Bewußten aber schlummern unsere Gefühle, ruht unser latentes Wissen, d. h. unser unmittelbares, intuitiv-instinktives Überzeugtsein (sog. „Glaube“) von einem Gotte, einer Unsterblichkeit und anderen metaphysischen Wahrheiten. Das Nichtgewußt-Bewußte repräsentiert unser Gemüt, es bildet die Quelle unserer seelischen Erkenntnisse, den Born gottbegnadeter Dichter und Künstler, welche hier das Gute, Wahre und Schöne schauen, so gut wie den der Hellbesinnten, Somnambulen ꝛc. Nichtgewußt-bewußt ist die Funktion der Weltseele.

Alles Nähere möge der Leser selbst aus nachstehender Tabelle[1])



ableiten, die ich wohl als „Welttabelle“ bezeichnen möchte, da ich mit ihrer Hülfe die Grundlagen des ganzen Universums erklären zu können meine.

[1]) Ohne mich auf eine ausführliche Darstellung einzulassen, gestatte ich mir hier zu bemerken, daß es mir doch logisch nicht zulässig erscheinen will, bei der soge

Aus dieser Feststellung der vorstehenden Begriffe ergiebt sich nun auch eine klare Unterscheidung der Begriffe „Seele" und „Geist".

Das Juliheft der „Sphinx" hat eine eingehende Erörterung von Wilhelm Daniel über diese Begriffsbestimmungen gebracht, mit der ich mich zufrieden geben könnte, wenn dieselbe nicht beiläufig durch eine ausgedehnte Rücksichtnahme auf meine diesbezüglichen Auffassungen mich zu weiterer Ausführung derselben hier provozierte.

Im Anschluß an das bisher Gesagte hebe ich nur zwei Punkte aus Daniels genanntem Artikel hervor, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Ich meine die „Trichotomie" und den „Monismus".

Was zunächst die monistische Weltauffassung betrifft, so hält Daniel mir vor:

Wie aus dem Trialismus ein Monismus werden soll, indem Maack „nicht eines der Endglieder Körper oder Geist zum Ausgangspunkt (der Wesenseinheit und Entwicklung) setzt, sondern das Mittelding, die „Seele", ist mir logisch nicht begreiflich. Er bleibt offenbar ebenso weit von einem reinen Monismus entfernt wie annoch Gustav Jäger. Eine monistische Anschauung ist doch nur die, welche sich darüber völlig klar ist, daß Kraft und Stoff, Geist, Seele und Körper wirklich ein und dasselbe Ding sind, welches nur in dem einen Falle anders erscheint und in anderer Beziehung erfaßt wird als in andern Falle. Danach ist der Stoff nur eine Darstellung von Kraft, der Leib nur eine Darstellung der Seele oder des Geistes.[1]

Hierauf habe ich zu entgegnen,[2] daß es zwei verschiedene Monismen giebt. Der eine ist der von Daniel skizzierte. Nach dieser passend als stabiler Monismus bezeichneten Anschauung waren, sind und werden sein Körper, Seele und Geist wesensidentische Dinge, eine Einheit, die je nach dem Standpunkt, den wir zu ihr einnehmen, uns bald in der einen Form, bald in der andern erscheint. Außer diesem stabilen Monismus giebt es aber noch einen labilen Monismus. Dieser nimmt an, daß das Ur-Ens ebenfalls eine Einheit ist, daß sich aber von diesem einen Prinzip aus, die übrigen entwickelt haben und zwar als selbständige Faktoren entwickelt haben, so daß nunmehr drei unterschiedliche Prinzipien bestehen, die ursprünglich eins waren. Das Ausgangsprinzip umfaßt alle drei nach wie vor mehr oder weniger umfangreich, so daß sie durch das Mutterprinzip mit einander in Wechselverkehr treten können.

---

nannten „Materie", deren besonderes Merkmal (Charakteristikon) Herr Maack oben und in der Tabelle als das „Nicht-Bewußtsein" bezeichnet, dann noch den Begriff des „Gewußten" heranzuziehen und sogar die Stufen des „Nichtgewußten" und des „Ungewußten" zu unterscheiden. — Für das, was Herr Maack als „Seele" zusammenfassen will, mag freilich solche Unterscheidung logisch gelten, obwohl diejenigen Vertreter des übersinnlichen Bewußtseins, welche die Stufen des seelischen (somnambulen) Wissens und Erkennens und der höheren mystischen (geistigen) Erkenntnis unterscheiden, für letzteres Bewußtsein die Möglichkeit eines „Ungewußten" oder „Nichtgewußten" durchaus bestreiten werden. Ein übersinnliches, d. h. außerhalb des äußeren, tageswachen Bewußtseins liegendes Bewußtsein erkennt ja auch Herr Maack bei seiner „Seele" an; ich kann ihm aber nicht beistimmen, wenn er dieses innere Bewußtsein nicht über, sondern unter das tageswache der äußeren Sinnenwelt stellt. (Der Herausgeber.)

[1]) Sphinx II, S. 18. — [2]) Vgl. auch meine „Philosophie des Gemüts", S. 20.

Ein solcher labiler oder genetischer Monismus kann einem Dualismus gegenüber, der von Anfang der Welt an zwei Prinzipien, und einem Trialismus gegenüber, der von Anfang der Welt an drei Prinzipien als das Primäre (als „Gott") setzt, ebenso wohl als ein „Monismus" gelten, wie der stabile und stationäre Monismus. Dazu kommt, daß der labile Monismus insofern einen wesentlichen Vorzug vor dem stabilen voraus hat, als das neuerdings auf allen Gebieten der Wissenschaft sich geltend machende Prinzip der Entwicklung konsequenterweise sich auch auf ihn erstreckt. Das kann nur als Fortschritt begrüßt werden. Denn es ist doch nicht einzusehen, warum sich alles „entwickeln" soll, ausgenommen die als drei differenzierte Faktoren im Menschen empirisch aufgefundenen Wesensheiten: Körper, Seele, Geist! Eins von diesen dreien muß nun das erste sein. Aus vielen a. a. O. angeführten Gründen habe ich dazu die „Seele" (das Mittelglied) gewählt. Da sich deren Funktionen im Lauf der Untersuchung größtenteils identisch mit denjenigen des „Gemüts" erwiesen, habe ich meine Lehre „Thymismus" genannt.

Also während Daniel stabiler Monist ist, bin ich labiler Monist. Dagegen wage ich Jägers Anschauung nicht so knapp zu bezeichnen, da seine Auslassungen über diese Dinge neuerdings unbestimmter und ziemlich prekärer Natur geworden sind. In seiner „Entdeckung der Seele" verwirft er einen Monismus als „Unding". Er scheint hier einen stationären Monismus ins Auge gefaßt zu haben und entscheidet sich demgemäß für einen Trialismus, der sich aber bei ihm in einen genetischen Monismus auflösen dürfte. Freilich unterscheide ich mich darin wesentlich von Jäger, daß ich die Seele zum Ausgangspunkt nehme, wovon sich bei Jäger keine Spur findet. Wollte Jäger, was durchaus nicht der Fall ist, seine Duft-seele, die rein-materieller Natur ist, zum Ausgangspunkt einer Weltanschauung und Kosmologie machen, so würde hieraus nur ein Materialismus entstehen können. Diese Gefahr habe ich durch die auch logisch notwendige Auffassung der „Seele" als eines einheitlich-materiell-immateriellen Wesens vermieden. Hierbei ist es aber durchaus gleichgültig, ob wir uns ein solches halbgeistiges und halbkörperliches Wesen vorstellen können oder nicht, falls man diesen Einwand gegen die nichtmögliche Existenz meiner „Seele" geltend machen wollte. Ja, da Gleiches nur Gleiches erkennen kann, ist es von vornherein geradezu unmöglich, daß der reine Geist etwas Halbgeistiges richtig erkennen kann. Er vermag dies ebenso wenig, als er das Wesen der Materie (einer für ihn direkten Heterogenität) ganz durchschauen kann. Etwas wird der Geist immerhin von Seele und Körper erkennen können, da alle drei wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs noch identische Berührungspunkte haben müssen.

Übrigens ist leicht einzusehen, weshalb der stabile Monismus (dessen Begründer Spinoza ist) so viel Bestechendes hat. Durch ihn werden für die Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper &c. sehr viele Schwierigkeiten hinweggeschafft, die bei einem labilen Monismus mit seinen selbst-

ständigen Prinzipien zu bestehen — scheinen. Ja, sie „scheinen“ nur zu bestehen; denn wenn man von einem materiell-immateriellen Prinzip (Seele) ausgeht, das gleichwohl als Einheit aufgefaßt werden kann und muß und welches seine differenzierten Emanationen (Geist und Körper) umschließt, so sind die entgegentretenden Schwierigkeiten wieder beseitigt. Nur muß man als Ausgangspunkt notwendig ein Mittelding nehmen und dann auch nicht zurückscheuen vor der Konsequenz, welche — soviel ich weiß — noch kein Philosoph oder Naturforscher gezogen hat, Körper und Geist, just weil sie (irdische) „Entwicklungsprodukte“ sind, als minderwertig anzusehen, indem man die Seele des Individuums, weil sie wesensidentisch ist mit der Weltseele, mit Gott, nach wie vor als das Höchste ansieht. Denn es ist eine sehr einseitige und falsche Annahme — und hieraus resultiert nicht zum wenigsten die Abneigung gegen einen „logisch nicht begreiflichen“ (Daniel) genetischen Monismus, daß der Geist in seiner Eigenschaft als fortgeschritteneres Entwicklungsprodukt das Höhere, ja derzeitig Höchste und Vollkommenste ist, daß also die Endprodukte einer Entwicklungsreihe sich ihrer selbst wegen entwickeln und das „Ziel“ sind. Die letzten Glieder dienen vielmehr nur dazu, die vorletzten zur vollen Entwicklung zu bringen. Daher sind Geist (Denken) und Körper (Materie) nur irdische Hypertrophieen der Seele (Intuition, Instinkt rc.), die allein dazu berufen sind, Atome der Weltseele, die Individualseelen, die transscendentalen Subjekte während ihrer diesseitigen Inkarnation nach allen Richtungen hin auszubilden. Denn dadurch, daß sich aus der gemischten Seele einerseits eine reine Materie, andererseits eine reine Immaterie entwickelt, gelangen ihre zwei Seiten, ihr materieller und immaterieller Faktor zur vollsten Blüte und damit tritt die Seele selbst in den stärksten Zustand der Spannung, in welchem sie derzeitig das Vollkommenste leisten kann. Hiermit ist dann die irdische Entwicklung der Individualseele abgeschlossen; Geist und Körper läßt sie als für den weiteren Verlauf ihres Ausbildungs- und Reinigungsprozesses überflüssige Potenzen zurück.

Endlich glaube ich die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß ein stabiler Monismus einer eingehenden Untersuchung überhaupt nicht stand halten kann. Um nur die Hauptsache hervorzuheben, so scheint mir die conditio sine qua non eines stabilen Monismus, d. h. einer Weltanschauung, nach welcher Geist, Seele, Körper an sich identisch sind und nur für uns verschiedene Erscheinungsformen eines Einen Prinzips bilden, der Satz zu sein: Alles ist, nichts wird. Dies hat z. B. M. L. Stern[1]) sehr scharf erkannt. Er sagt:

Jede Veränderung ist absolut ausgeschlossen (87) . . . Es entsteht nicht das eine aus dem andern, sondern das eine besteht neben dem andern. (90) . . . Die Philosophie kennt kein Werden, kein Vergehen, kein Entstehen, keine Veränderung nach dem herkömmlichen Begriffe, — sie kennt nur ein Sein! (121) . . . Ursache und Wirkung sind identisch (77) . . .

[1]) In seiner Schrift: „Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus; ein Beitrag zur Seelenfrage“; Leipzig, Grieben, 1885

Trotz der elegant und sicher durchgeführten Hypothesen, die Stern an Stelle des Kausalitätsgesetzes „herzhaft" (90) in die Welt setzt, muß man doch unbedingt seinem letzten, sehr verständigen Rezensenten Georg Ulrich[1]) beistimmen:

„Es müssen die Bemühungen Sterns, die Veränderung, wie der gemeine Verstand sie auffaßt, aus der Welt herauszudeuten, als erfolglos bezeichnet werden." — Mit Recht nämlich macht Ulrich gegen Stern die Thatsache geltend, daß wir selber „die Veränderungen zeitlich empfinden (156) und daß wir unserer Zustände durch unmittelbares Innewerden gewiß sind" (158) . . .

Dieses unmittelbare, innere Gefühl eines Werdens unserer eigenen Persönlichkeit ist uns eine direkte Überzeugung für das Werden auch in der Natur außer uns und in den von uns unabhängigen Weltvorgängen. Wann also die Kausalität und mit ihr die Entwicklung nicht nur in der Erscheinungswelt, sondern auch in der Welt an sich als Thatsache hingenommen werden muß, so ist hiermit meines Erachtens die Annahme eines stabilen Monismus nicht zu vereinigen.

Hiermit scheint nun auch du Prel im Einklang zu sein, wenn er einen „transscendentalen Darwinismus" aufstellt, indem er sagt, „das transscendentale Subjekt muß entwicklungsfähig sein"[2]). Am deutlichsten geht aber aus den Worten: Unrichtig ist aber auch die pantheistische Ansicht, daß die Individualform und der Individualgeist nur zu den phänomenalen Dingen gehören[3]) hervor, daß du Prel trotz seiner „monistischen" Seelenlehre nicht, wie Daniel es thut, annimmt, Geist, Seele und Körper seien „wirklich ein und dasselbe (konstante) Ding, welches nur in dem einen Falle anders erscheint als in dem andern Falle", sondern daß der genannte Philosoph einem labilen Monismus huldigt. Denn du Prel leitet das Physische und Psychische im Menschen als koordinierte (also nicht als identische) Faktoren von einem gemeinschaftlichen Dritten ab. Ob nun Seele und Geist bloß „Zustände" sind und nicht selbständige Entia ist eine zweite Frage, die gleich zur Sprache kommen soll. Jedenfalls alteriert aber ein bloßes Zustandsverhältnis dieser beiden einen labilen Monismus nicht. Dies geschähe nur, falls der Körper auch ein „Zustand" wäre. Derselbe ist aber nach du Prel mit Hilfe der Seelenform in Wirklichkeit dargestellter Stoff. Zu gleicher Zeit aber von einer wirklichen „Identität" zwischen Seele und Körper und von einer „Darstellung" des Körpers aus der Seele zu sprechen, wie Daniel es thut, involviert einen Widerspruch. Entweder man hält überall die Identität aufrecht und ist stabiler Monist, oder man spricht von Darstellung und ist labiler Monist.

Um noch einen Augenblick bei du Prel zu verweilen, so komme ich mit ihm überein, wenn er die „Seele" auffaßt als „sowohl organisierend, als denkend". In meiner einheitlich materiell-immateriellen Seele repräsentiert der materielle Faktor das organisierende Element. Auch Jäger,

---

[1]) „Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik"; 89. Bd. 1886. Heft 1 S. 15.
[2]) „Sphinx" I, 1 S. 9. — [3]) Ebendaselbst S. 10.



dessen materielle Riechstoff-Seele ich als die materielle Kundgebung des genannten Faktors auffasse, hat schlagend nachgewiesen, daß seiner Seele bei der Vererbung die vis formativa zufällt. Dagegen repräsentiert der immaterielle Faktor meiner „Seele" das denkende Element. Nur vermeide ich der Verwirrungen wegen von „Denken" bei der „Seele" zu sprechen, indem ich deren immaterielle Funktionen lieber als „unbewußtes Gefühl" bezeichne, wie ich denn auch niemals „unbewußte geistige" Prozesse[1]) gelten lasse. Daß ich aber dasselbe meine wie du Prel, geht z. B. schon daraus hervor, daß er das Unbewußte zum Denken rechnet[2]), ja das transscendentale Subjekt mit dem Unbewußten identifiziert. Ebenfalls unterschreibe ich seinen wichtigen Satz: „In beiden Fällen ist aber jenes Unbewußte nur relativ unbewußt, nämlich für die irdische Erscheinungsform, nicht aber für das ihr zu Grunde liegende transscendentale Subjekt[3])". Meine Interpretation dieses Satzes ist nur eine andere. Wir haben ja oben gesehen, daß, während das ungewußte Bewußte das Gedächtnis ist, das fundamentale Charakteristikon der Seele „nichtgewußt-bewußt" ist. In dem „Unbewußten" ist also der Faktor „bewußt" enthalten. Man kann nun sagen, daß die inkarnierte Individualseele (du Prels „irdische Erscheinungsform" der Seele) nichtgewußt-bewußt ist, während die nicht inkarnierte Individualseele nichtgewußt-bewußt ist, da ja überhaupt das Gewußte nur Sinn und Zweck in der Erscheinungswelt hat. Inkarniert sich die Individualseele, d. h. tritt sie in die Erscheinungswelt ein, indem sie Geist und Körper aus sich absondert, so wird immerhin ein Rest reiner nicht inkarnierbarer Individual-Seele zurückbleiben, der dann eben du Prels transscendentales Subjekt (nach meiner Auffassung) während des Lebens darstellt. Dieser Rest wird dann vorwiegend „bewußt" sein; er umfaßt Körper, inkarnierte Individualseele und Geist. Vor und nach dem irdischen Leben kann man natürlich die ganze Individualseele als „transscendentales Subjekt" auffassen. Dieses transsendentale Subjekt mag man sich immerhin als ein zwischen die Weltsubstanz und uns eingeschobenes „principium individuationis" vorstellen; dessen Wesenseinheit mit der Weltsubstanz aber darf jedenfalls nicht außer Acht gelassen werden. Da nun auch ich von diesem „transscendentalen" Subjekt, von der metaphysischen Individualseele ausgehe, so ist meine Anschauung, der „Thymismus", ebenfalls ein „metaphysischer Individualismus".

Nachdem ich nun gezeigt zu haben glaube, daß ich mir über meinen labilen, genetischen Monismus ebenso „völlig klar"[4]) bin, wie über den stabilen Monismus anderer, gehe ich näher auf die Trichotomie ein, um auch hier darzuthun, daß ich „vollständig klar"[5]) darüber bin, daß sehr wohl drei eigene selbständige Erscheinungsformen der menschlichen Individualität angenommen werden können. Daniel sagt:

Zu diesen Begriffsbestimmungen Maacks ist zunächst zu bemerken, daß sein Gebrauch des Wortes „Geist" ein sehr viel beschränkterer ist als der oben nachgewiesene mystische Sprachgebrauch Jägers. Will man aber mit Maack und auch mit

[1]) „Sphinx" I. 2 S. 102. — [2]) „Sphinx", I, 1 S. 7. — [3]) Ebendaselbst.
[4]) Vergl. „Sphinx" II, 1. S. 18. — [5]) Ebendaselbst S. 19.

du Prel „Geist“ nur in dem gewöhnlichen Sinne des tageswachen Bewußtseins und verständigen Denkens gebrauchen, dann muß man sich auch mit du Prel vollständig klar darüber werden, daß dann „Geist“ keine eigene (dritte) Erscheinungsform der menschlichen Individualität bezeichnet, sondern nur einen Zustand des denkenden und wollenden Prinzips im Menschen, welches sich eben nur zum sehr geringen Teil seines Denkens und Wollens bewußt wird. Wie du Prel in seiner „Philosophie der Mystik“ an der Hand von Thatsachen schlagend nachgewiesen hat, ist das selbstbewußte, tageswache Denken des Menschen immer nur derjenige Teil seiner Seele, welcher durch die Sinnensphäre von der äußeren Erscheinungswelt gleichsam wie von einer Blendlaterne hell beleuchtet wird.

Allerdings verstehe ich mit du Prel unter „Geist“ nur das selbstbewußte, tageswache, verständige Denken, während alles Mystische, Übersinnliche und Göttliche[1]) bei mir in der „Seele“ liegt. Freilich entwickelt sich nun der Geist aus der Seele, indem das Unbewußtsein zum Selbstbewußtsein wird, und ich stimme durchaus mit Daniel überein, wenn er sagt: „Geist ist die zum Selbstbewußtsein sich erhebende Seele“. Hieraus aber die Notwendigkeit zu erkennen, den Geist dann nicht als eigenes drittes Prinzip auffassen zu dürfen, vermag ich in der That nicht. Mit demselben Rechte nämlich könnte man sonst aus dem Satz: Der Mensch ist das zum Selbstbewußtsein gelangte Tier, — die Folgerung ziehen, Mensch und Tier wären identisch, und ersterer befände sich nur in dem „Zustand des Selbstbewußtseins“. Ich weiß sehr wohl, daß viele „Exakte“ diesen falschen Schluß ziehen, wir dagegen, Anhänger einer übersinnlichen Weltanschauung, sind uns doch, hoffe ich, darüber einig, daß sich Mensch und Tier nicht bloß quantitativ, sondern qualitativ unterscheiden. Letzteres gilt auch für Geist und Seele. Denn wenn sich auch der Geist zum Zweck eines temporär-transitorischen Erdenlebens unserer Individualseele aus dem Wesensinhalt derselben rekrutiert, so enthält diese doch so unendlich viel Transscendentales, weil sie mit der Weltseele wesensidentisch ist, daß von einem völligen Aufgehen der Seele in Geist nun und nimmermehr die Rede sein kann. Es bleibt der Seele ein ihr spezifischer transscendentaler Rest[2]); und dieser ist es eben, der sie von dem Geist wesentlich und qualitativ unterscheidet. Daher ist es auch richtiger, statt zu untersuchen, weshalb der Geist von der Seele verschieden ist, die Frage zu stellen: welche Momente sprechen für eine Selbständigkeit der Seele gegenüber dem Geist und Körper?

Diese Frage ist nun identisch mit derjenigen: Kommen wir zur Er-

[1]) Zur „Klärung der Begriffe“ scheint es mir nötig, hier zu bemerken, daß uns die ganze Verschiedenheit der Meinungen zwischen Daniel und Maack im wesentlichen daher zu rühren scheint, daß eben letzterer das Wort „Seele“ oder „Gemüt“ für den weiteren Hartmannschen Begriff des Unbewußten gebraucht, während wohl Daniel mit jenem Worte nur die Mittelstufe der übersinnlichen Erscheinungswelt bezeichnet. Wenn aber dann Maack — diesen Unterschied verkennend — seinen weiteren Begriff der „Seele“ sachlich als eben diese Mittelstufe hinstellt und somit das in besonderem Sinne „Göttliche“ in der Welt-Entwicklung unter den Menschen (Geist, Selbstbewußtsein) unterordnet, so scheint er mir dafür — zum mindesten gesagt — nicht das hinreichende Beweismaterial erbracht zu haben. (Der Herausgeber.)

[2]) „Philosophie des Gemüts“ S. 27.

klärung der menschlichen Natur mit einem Erkenntnis- und Begehrungsvermögen aus, oder müssen wir auch noch ein Gefühlsvermögen (Seele) annehmen, welches wir dann zwischen die beiden erstgenannten einschieben und dem wir die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden übergeben? Das Problem ist, auf diese Weise formuliert, leichter zu behandeln.

Krug, der sich in einer kleinen präzis durchgeführten Schrift[1]) zu Ungunsten eines dritten selbständigen Gefühlsvermögens entscheidet, bemerkt dennoch ganz in meinem Sinne:

„Was früher im dunkeln Hintergrunde des Bewußtseins schlummerte und sich nur als Gefühl ankündigte, tritt nach und nach mit größerer Klarheit und Bestimmtheit hervor; es entwickelt und bildet sich aus zur Vorstellung und Bestrebung in mannigfaltigen Beziehungen und Abstufungen, je nachdem Ort und Zeit, Erziehung und Unterricht, Umgang und andere Lebensverhältnisse es mit sich bringen. Indessen löst sich nicht alles und jedes, was sich ursprünglich als Gefühl offenbart, in wirkliche Vorstellungen und Bestrebungen auf. Es kann vielmehr gar vieles unter jener Gestalt im Gemüt fortdauern und fortwirken, so lange der Mensch lebt. (S. 47.)

Francke[2]) spricht in demselben Sinne:

Wir werden selbst sehen, daß es in unserem Geiste[3]) ein ganzes Gebiet unauflöslicher, d. h. nicht in Begriffserklärungen und Schlüsse zu entwickelnder Gefühle giebt, für welche uns zuletzt das Maß der deutlichen Begriffe durchaus seinen Dienst versagt (S. 10) . . . Es ist Verkennung der Aufgabe der Wissenschaft, zu meinen, irgend eine Berührung des Gefühls mit dem Begriffe, eine Nachzeichnung desselben durch Worte sei Vernichtung oder Entweihung des innersten Heiligtums. Das reinste und beste im Menschen kann freilich niemals selbst in Wissen und Wissenschaft verwandelt werden, aber dennoch muß selbst das Lebendigste in uns zum Gegenstande der selbstdenkenden wissenschaftlichen Betrachtung gemacht werden. So wird die mittelbar herzutretende anthropologische Reflexion nie den Anspruch machen, das unmittelbar lebendigste Gefühl selbst verdrängen oder vertreten zu wollen; wohl vermögen wir durch dieselbe uns Rechenschaft von der eigentümlichen sich darin aussprechenden Wahrheit zu geben (S. 11) . . . . In dem Hauptabschnitte wird sich das Moment des Gefühls als eine selbstthätige Geistesäußerung darstellen und begründen lassen, besonders insofern es unserm Bewußtsein zuerst die aus allen ursprünglichen Anlagen hervorgehenden höchsten Gesetze des rein vernünftigen Lebens entgegenführt; und es wird uns die Einsicht gewonnen werden können, daß es im Leben des Einzelnen, des Staates und der Völker, besonders das Gefühl ist, in seiner reinen und ausgebildeten Gestalt, welchem die unmittebare und oberste Herrschaft gebührt. (S. 13.)

Endlich darf ich — von vielen andern Autoren zu schweigen — wohl für die Selbständigkeit des Gefühls nicht nur, sondern auch für dessen Priorität noch zwei neuere Autoren, und zwar zunächst Schuster,[4]) anführen:

„Gefühl" ist freilich ein verrufener Terminus. Aber wer kommt darüber hinaus? Was garantiert uns die Sicherheit der logischen Axiome und der Kausalität

[1]) „Grundlage zu einer neuen Theorie der Gefühle und des sog. Gefühlsvermögens. Ein anthropologischer Versuch;" Königsberg, Unzer, 1823. 140 Seiten.

[2]) „Das selbständige und reine Leben des Gefühls als des Geistes ursprünglichen Urteils"; Leipzig, J. Klinkhardt, 1838, 398 Seiten.

[3]) Geist, hier natürlich in dem allgemeinen Sinne von Innenleben.

[4]) „Giebt es unbewußte und vererbte Vorstellungen?" Herausgegeben von Fr. Zöllner. Leipzig, Staackmann, 1879.

außer ein unmittelbares Gefühl, das keinen Widerspruch duldet? Was garantiert uns unser Ich? Das unmittelbare Gefühl vom Ich! Was garantiert uns die Wahrnehmung? Das unmittelbare Gefühl von der Qualität und Intensität der Empfindung! Das Gefühl ist also anerkanntermaßen das Kriterium, auf das sich das a priori und das a posteriori, die innere und die äußere Wahrnehmung stützt. Will man nicht jenen Diallelen und Rückläufen ins Unendliche verfallen, so wird es wohl das Vernünftigste sein, bei Zeiten mit einer petitio principii beim Gefühle Halt zu machen, in der Hoffnung, daß dafür gesorgt ist, daß es uns nicht betrügt . . . . Sollten nun vielleicht auch die Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit aus solchen triebartigen Gefühlen herstammen und daher ihre Gewißheit haben? (S. 75.)

Brauche ich denn bei solchen Worten noch an Kant zu erinnern? Wofür wollte er[1] „Platz machen"? — Für den „Glauben", fürs Gefühl, für die „Seele"!

Ganz wie Schuster sagt:

„Das Gefühl ist das letzte Unbeweisbare, worauf alle Gewißheit zurückgeht" (S. 80) spricht nun auch Ernst Mach[2]):

„Halbbewußt und unwillkürlich erwirbt der Mensch seine ersten Naturerkenntnisse . . . Diese ersten Erkenntnisakte bilden auch heute noch die stärkste Grundlage alles wissenschaftlichen Denkens. Unsere instinktiven Kenntnisse, wie wir sie kurz nennen wollen, treten uns eben vermöge der Überzeugung, daß wir bewußt und willkürlich nichts zu denselben beigetragen haben, mit einer Autorität und logischen Gewalt entgegen, die bewußt und willkürlich erworbene Erkenntnisse aus wohlbekannter Quelle und von leicht erprobter Fehlbarkeit niemals erweisen. Alle sog. Axiome sind solche instinktiven Erkenntnisse. (S. 6 und 7.)

Genug! Alles, was die genannten Autoren: Krug, Francke, Schuster, Mach, Kant und die an anderer Stelle[3]) von mir citierten Philosophen: Schiller, Schopenhauer, Lichtenberg, Zöllner, v. Hartmann, deren Reihe man natürlich sehr vermehren könnte, über „Gefühl", „Glaube", „Herz", „Gemüt", „Intuition", „Inspiration" u. s. w. gesagt haben, gilt auch für meine „Seele", da alle diese Begriffe gleichbedeutend sind. Und auf diese Seele, deren eigentümlichstes Wesen uns erschlossen wird, durch ein „intuitives", „instinktives", „spontaneisches", „plastisches", „direktes", „unmittelbares", „gegenständliches" u. s. w. Anschauen, auf diese Seele, deren Selbständigkeit und Priorität von den ersten Männern aller Zeiten anerkannt ist, auf diese Seele sollte man nicht mit Fug und Recht eine philosophische Weltanschauung bauen dürfen?! Der Bequemlichkeit und Präzisität wegen habe ich dieselbe in den Begriff „Thymismus" zusammengefaßt.

Wenn man nun aber — um einen Schritt weiter zu gehen, indem wir oben anknüpfen — abgesehen von dem Fehler, daß jener selbständige transscendentale Rest außer Acht gelassen wird, glaubt, Geist und Seele seien deshalb identisch, weil der Geist eine überschwellige Seele sei und dies abwechselnde Überschreiten und Untertauchen der Schwelle in jedem Augenblick so ungezwungen vor sich gehe, daß es sich eben nur um verschiedene „Zustände" eines und desselben Prinzips andeln könne, so ist

[1]) Vorrede der Kritik d. r. V., 2. Aufl.

[2]) „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung". Vortrag. Wien. Gerolds Sohn. 1882.

[3]) Von Daniel reproduziert. Sphinx II, 1 S. 23.

dagegen zu bemerken, daß der Mensch seinen Körper, seine Seele und seinen Geist nicht fertig und ausgebildet in die Erscheinungswelt mitbringt, sondern daß diese Bestandteile der Individualität ununterbrochen wachsen und an Umfang zunehmen. Wenn ich als Erwachsener einen Gedanken bekomme, so kombiniert derselbe sich freilich in der Mehrzahl der Fälle aus latenten Erinnerungsbildern, die aus dem Ungewußt-Bewußten ins Gewußt-Bewußte treten, bei einem Kinde dagegen, dessen Gedächtnisterritorium noch nicht so inhaltsreich ist, haben wir es mit einem ganz andern Prozeß zu thun. Wenn bei ihm ein eben noch „unbewußter" Teil seines Innenlebens „bewußt", richtiger: gewußt-bewußt, selbstbewußt wird, so deutet dies hin auf eine Entwicklung seines Geistes und hier liegt dann die Schwelle nicht zwischen dem Ungewußt-Bewußten und dem Gewußt-Bewußten, sondern zwischen dem Nichtgewußt-Bewußten und Gewußt-Bewußten. Gerade der Umstand, daß man die Möglichkeit dieser doppelten Lage der „Bewußtseinsschwelle" bis jetzt außer Acht gelassen hat, hat den Irrtum verschuldet, als handle es sich beim Übergang sog. „unbewußter" in „bewußte" Vorstellungen immer nur um verschiedene „Zustände" desselben Prinzips. Das ist aber keineswegs der Fall! Um weitere Verwirrungen zu vermeiden, wird es daher am besten sein, statt laxerweise von einer „Bewußtseinsschwelle" zu sprechen, die Bezeichnungen zu wählen: „Schwelle von dem Ungewußt-Bewußten her" (identisch mit der jetzigen „Bewußtseinsschwelle") und „Schwelle von dem Nichtgewußt-Bewußten her". Diese nicht erkannt zu haben, ist der Grund von Daniels Einwürfen gegen mich. Hierzu kommt dann noch ein zweiter Umstand, der ebenfalls die falsche Annahme der Wesensidentität zwischen Geist und Seele begünstigt hat. Wie es nämlich zwischen dem Unbewußten und Selbstbewußten eine Schwelle giebt, so liegt auch eine Schwelle zwischen dem Unbewußten und Nichtbewußten, die man ebenfalls bisher vernachlässigt hat. Dieses Ignorieren rührt aber daher, weil der Einrichtung unserer Sinne gemäß uns nur materielle und immaterielle Vorgänge als solche entgegentreten, nicht aber halbmaterielle. Da aber der Körper sich nicht minder aus der Seele nach der einen Richtung entwickelt, wie der Geist aus ihr nach der andern, so fordert die Logik, anzunehmen, daß sich in der Natur in Wirklichkeit halbmaterielle Prozesse abspielen, als Analogon zu den halbbewußten, wenn sie auch nicht später in unser Selbstbewußtsein treten können, d. h. außerhalb unserer Beobachtungssphäre fallen. Der also scheinbar nur bei dem Übergang der Seele in den Geist eintretende „Zustands"wechsel findet in genau derselben Weise auch statt bei dem Übergang der Seele in den Körper. Hierauf ist bei einer philosophischen Begründung der Trichotomie Rücksicht zu nehmen. Denn hieraus kann der indirekte Beweis erbracht werden, daß, da Geist und Körper sich mit Bezug auf die Seele genetisch gleich verhalten, nun aber der Körper sich handgreiflich von der Seele unterscheidet, also auch der Geist eine von der Seele wesentlich unterschiedene Selbständigkeit besitzen muß.

❧

Der Kongreſz von Nancy.

Von

Max Deſſoir.

Der Kongreß der franzöſiſchen „Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaften", welcher im Auguſt dieſes Jahres zu Nancy tagte, war ein Markſtein in der Geſchichte des Hypnotismus und der überſinnlichen Weltanſchauung.

Von dem Tage an, wo Profeſſor Charcot in der Salpêtrière vor einem zahlreichen Auditorium die phyſiologiſche Bedeutung der hypnotiſchen Studien bewies, und von jenem, wo Prof. Dumontpallier in den Räumen der Pitié die therapeutiſche Zukunft des Hypnotismus klarlegte, hat man, namentlich in Frankreich, unabläſſig daran weitergearbeitet, dieſer neuen Wiſſenſchaft einen geachteten Platz unter ihren älteren Schweſtern zu erobern. Die ungemein ſympathiſche Aufnahme nun, welche der Kongreß zu Nancy den zahlreichen Mitteilungen über hypnotiſche Fragen gewährt hat, beweiſt, daß dieſe Beſtrebungen von Erfolg gekrönt ſind, daß das Studium des Hypnotismus ſich das Bürgerrecht im Reiche der amtlichen Wiſſenſchaft errungen hat. Frankreich kann ſtolz darauf ſein, daß es an die Spitze einer Bewegung getreten iſt, welche über kurz oder lang ſich über das ganze Gebiet der überſinnlichen Thatſachen wird ausbreiten müſſen und von dem Geiſte ehrlichen Forſchens und reinſter Wahrheitsliebe getragen iſt; und mit tiefem Bedauern müſſen wir ſehen, wie ſo manche unſchöne Menſchenſchwächen es in Deutſchland bisher verhinderten, daß dies Erſcheinungsgebiet in ſeiner vollen Bedeutung zu gerechter Würdigung gelangen konnte.

Der Vorſitzende des Kongreſſes war Prof. Bouchard aus Paris und unter den ſtellvertretenden Vorſitzenden befanden ſich drei, welche durch Arbeiten auf dem Felde des Hypnotismus bekannt ſind; die Profeſſoren Bernheim, Graſſet und Ladame[1]). Faſt in jeder Sitzung wurde über Fragen aus dieſem Gebiete verhandelt, vollſtändig für dieſelben reſerviert war aber die Sitzung vom 18. Auguſt, die denn auch des Wertvollen und Intereſſanten genug brachte. Leider fehlten auf dem Kongreſſe einige der erſten und bedeutendſten Pioniere der neuen Wiſſenſchaft, nämlich Charcot, Ball und Brown-Séquart; ihnen war die

[1]) Von Dr. Bernheim ſind außer kleineren Aufſätzen zwei Bücher bisher erſchienen: De la suggestion dans l'état hypnotique (Paris 1884) und De la suggestion et de ses applications thérapeutiques (Paris 1886); von Dr. Graſſet: Traité pratiquo des maladies du système nerveux (Paris 1886); von Dr. Ladame: La névrose hypnotique (Genf 1881). — Ich werde demnächſt im Anſchluß an eine Beſprechung über die hypnotiſche Bewegung in Frankreich eine umfaſſende Überſicht über die neuere Litteratur auf dieſem Gebiete geben. M. D.

wichtige Aufgabe zugefallen, die neue Neurologie in Brighton zu vertreten, wo gerade um diese Zeit der Verein der englischen Ärzte tagte. Dennoch sind die Ergebnisse des französischen Kongresses von hoher Bedeutung, und es sei mir gestattet, in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Punkte hervorzuheben.

In der Sitzung vom 13. August sprach zunächst Dr. Auguste Voisin, ein Arzt der Salpêtrière, der sich an den dortigen Studien stets mit Erfolg beteiligt hat, über die therapeutische Verwendbarkeit der Suggestionen bei Geisteskranken. Noch bis vor kurzem hatte man daran gezweifelt, daß es möglich sein würde, die Aufmerksamkeit der Irren so zu fesseln, daß sie der hypnotischen Behandlung unterworfen werden könnten, jedoch haben die neuesten Erfahrungen die Unrichtigkeit dieser Annahme bewiesen und dargethan, daß auch Geistesgestörte durch diese Methode geheilt werden können. Dr. Voisin erzählte zwei hierher gehörige Fälle aus seiner Praxis: eine Kranke wurde so von der Tobsucht geheilt, eine andere, welche 14 Tage nichts gegessen hatte und nur mit größter Mühe am Selbstmord verhindert worden war, konnte nach einem Monat als vollkommen geheilt entlassen werden.

Darauf folgte am 16. August ein Vortrag des Dr. Edgar Bérillon über die Dissociation im hypnotischen Zustande, womit er den Gegensatz zwischen den durch Suggestion hervorgerufenen traurigen Empfindungen und den durch Muskelkontrakturen erzeugten fröhlichen Gesichtsausdruck kennzeichnete. Während im gewöhnlichen Zustande die Gefühle von ihrem Ausdruck nicht zu trennen sind, kann man experimentell einen Gegensatz erzielen, der interessante Rückschlüsse auf die Arbeitsteilung im Gehirn erlaubt, welche von Milne Edwards und anderen Physiologen behauptet wird. Die sich anschließende Diskussion förderte nichts erheblich Neues zu Tage.

Am 18. August sprach der Professor der Rechte Dr. Liégeois über die juristische Bedeutung des Hypnotismus und hob dabei insbesondere die folgenden vierzehn Punkte hervor, welche wir hier wörtlich wiedergeben:

1. Man kann durch bestimmte Operationen bei einigen Personen einen künstlichen Somnambulismus hervorrufen, der dem natürlichen analog ist.

2. Die in diesen Zustand versetzten Subjekte befinden sich in physischem und psychischem Automatismus.

3. Sie werden allen Arten von Halluzinationen und Suggestionen zugänglich, die ihnen als absolut real erscheinen.

4. Es wird ihnen unmöglich, sich gegen verbrecherische Angriffe zu wehren; die schwersten Vergehen, denen sie zum Opfer gefallen sind, hinterlassen keine Spur in ihrem Gedächtnisse, sobald sie wieder in den normalen Zustand eingetreten sind.

5. Die Erinnerung, welche beim Erwachen verlöscht war, kann durch eine neue Hypnotisation wieder erweckt werden, und in einem zweiten Schlaf können die Somnambulen ihren Verwandten oder den Gerichten alles an die Hand geben, um die Ermittelung und die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen.

6. Sie können Suggestionen empfangen, die sie veranlassen, nach Stunden oder Tagen Verbrechen zu begehen, und sie führen dieselben unwiderbringlich aus.

7. In solchem Falle muß der Thäter als unschuldig betrachtet werden; nur der, welcher die Suggestion gegeben hat, ist zu bestrafen.

8. Falsche Zeugnisse in Zivil- und Kriminalangelegenheiten, Fälschungen in privaten oder öffentlichen Schriftstücken können durch hypnotische Suggestionen erzeugt werden.

9. Das Gericht hat nicht das Recht, einen Angeklagten hypnotisieren zu lassen, um von ihm auf diese Weise Geständnisse und Denunziationen zu erhalten, die er im normalen Zustande, d. h. wenn er seinen freien Willen hat, verweigert.

10. Wenn ein Angeklagter, oder das Opfer eines Verbrechens es forderten, müßte man jedoch zu diesem Vorgehen greifen, um Angaben zu erhalten, welche den Bittsuchenden günstig sein könnten.

11. Dasselbe gilt für Zivilakte, Kontrakte jeder Art, Verpflichtungen, Schuldscheine u. dgl., welche mittelst Suggestion zustande gebracht sind.

12. Ebenso für solche Schenkungen und Testamente.

13. Bei gewissen Personen können die meisten Suggestionen auch im wachen Zustande mit Erfolg gegeben werden.

14. Wir empfehlen jedermann, sich nicht ohne das Beisein eines vollkommen vertrauenswürdigen Zeugen hypnotisieren zu lassen.

Nach dem Schlusse dieses Vortrages, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, erklärte sich Prof. Liégeois bereit, die Thatsächlichkeit der von ihm berücksichtigten Phänomene zu beweisen und führte mit durchschlagendem Erfolge alle von den Anwesenden gewünschten Experimente vor.

Prof. Dr. Burot berichtete alsdann, daß er im Anschlusse an die bekannten durch Suggestion hervorgerufenen Veränderungen des persönlichen Bewußtseins es mit Erfolg versucht habe, durch elektrische Einwirkung Versuchspersonen ihre eigene Persönlichkeit vergessen zu machen. Doch behielt er sich vor, über diesen Punkt noch eingehendere Erfahrungen zu sammeln.

Die weiterfolgenden Vorträge der Professoren Bernheim und Liébault bieten ausschließlich medizinisches Interesse dar, dagegen ist die Abhandlung des Dr. Bérillon über die pädagogische Verwertung der Suggestion von so tiefgreifender Bedeutung, daß wir demnächst dieselbe in vollständiger Übersetzung bringen werden. Zum Schlusse sei nur noch bemerkt, daß auch das größere Publikum dem Kongresse mit warmer Anteilnahme gefolgt ist, und daß die Kliniken der Professoren Liébault und Bernheim von gebildeten Laien aus den verschiedensten Lebens- und Wirkungskreisen überfüllt waren, welche sich von den wunderbaren Heilwirkungen des Hypnotismus mit eigenen Augen überzeugten.



Kürzere Bemerkungen.*)

Wie alt ich bin.

Als noch die Welt im Hauche der Äonen,
Im Samenkorn der Sternensaat verborgen,
Da schlummert' ich auf blauen Ätherthronen,
In tiefer Nacht träumt' ich den ersten Morgen.

Wie alt ich bin? Ich bin enttaucht dem Lichte —
Das Licht jedoch entspringt aus Ewigkeiten.
Es künden meiner Seele Traumgedichte,
Daß ich unsterblich bin für alle Zeiten!

M. Halm.

Mein System.

Lust'ger Laune bin ich manchmals —
Aufgelegt so zur Satire —
Denke mir, wie die Gelehrten
Schlafen vor der Zukunftsthüre.

Träumend von der Zeit der Affen,
Der wir siegreich uns entwunden,
Seit wir unbehaart und schwanzlos
Uns als Menschen vorgefunden.

Daß man aber weiter gehe,
Aus der Darwinist'schen Lehre
Hypothesen aufzustellen
Zu der höchsten Menschen Ehre,

Daß sich aus der Menschengattung
Noch entwickeln höh're Wesen —
Das hab' ich in keinem Buche
Wissenschaftlich noch gelesen.

---

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen anch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für *jede Zusendung*, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden *Hinweis* auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine *Verpflichtung* aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

Und es ist doch wahrlich logisch:
Waren wir vor Zeiten Affen
Und sind endlich Mensch geworden,
Muß Natur auch Götter schaffen.

M. Halm.

Die vorstehenden Gedichte, welche zuerst in den „Studienblättern" (Leipzig) veröffentlicht wurden, entnehmen wir der in Paul Heinzes Verlag (Dresden-Striesen) erschienenen Sammlung „Metaphysischer Gedichte" von Marg. Halm (Alberta Maytner in Graz), welche wir unsern Lesern empfehlen. Den bei unsern heute tonangebenden Darwinisten vermißten Ausblick in die Zukunft wird die sinnige Forscherin inzwischen unbeschränkt in du Prels Schriften gefunden haben.

H. S.

Die Prophezeihung der Somnambulen Wanner und Krämer.

Die spiritistische Sitzung in München, in welcher der Tod des Königs vorausgesagt wurde (vgl. Augustheft der Sphinx S. 135), hat begreiflicherweise großes Aufsehen gemacht.[1]) Dieselbe ist jedoch nicht alleinstehend,[2]) sondern findet eine Parallele in den Prophezeihungen der Stuttgarter Somnambulen Wanner und Krämer, welche schon 1812 den im Jahre 1816 erfolgten Tod des Königs Friedrich von Württemberg genau voraussagten. Eschenmayer berichtet darüber im ersten Band des „Archivs für tierischen Magnetismus" ausführlich. Das Wesentlichste seines Berichtes lautet: „Die erste Vorhersagung geschah im Jahre 1812 wahrscheinlich am 12. Juli in Gegenwart von Hofmedikus Klein, Oberfinanzrat St. . . ., dessen Frau und Tochter. Sie lautete: „S. M. stirbt im Jahre 1816 zwischen dem 18. und 20. April auf ungewöhnliche Weise. (Zu Klein:) Zu dir wird noch vorher geschickt werden und eine andere Person (die sie nannte) wird vorangehen." Die Somnambule verpflichtete hierbei alle zu strengem Stillschweigen, weil die geringste Unvorsichtigkeit ihnen und besonders ihr selbst unausbleibliche Nachteile zuziehen würde. Sie würde, sagte sie, für eine Irrin erklärt werden. Später sagte die Wanner, „das Jahr des Todes sei zuverlässig, aber im Monat könne sie sich irren". Dem fügte Frau von St. . . . hinzu, „daß nachmals ihr Mann ihr gesagt hätte, er habe noch besonders herausgebracht, daß der Monat der Oktober sein könne".

Eschenmayer wollte den Finanzrat von St. . . . deshalb interpellieren, traf ihn jedoch nicht an und sagt: „Soviel ist aber gewiß, daß St. . . . das Ende des Monats Oktober vom Jahre 1816 mit einer solchen Zu-

[1]) Aus der gleichen und noch einer andern Quelle liegen uns zwei von Zeugen beglaubigte Protokolle über weitgehende Prophezeihungen vor, welche Deutschland im allgemeinen und Bayern insbesondere betreffen. Dieselben sind indes so sensationell, politischer und sozialer Art und berühren zum Teil so persönlich die regierenden Familien, daß sie sich gegenwärtig der Veröffentlichung entziehen. Sollten dieselben aber wider Erwarten sich als echt sibyllinisch erweisen, so würden wir s. Z. nicht verfehlen, diese Thatsache zu konstatieren. (Der Herausgeber.)

[2]) Auch Kepler sagte in seiner astrologischen „Practica" für 1619 den Tod des Kaisers Matthias durch ein 6faches M voraus. Magnus Monarcha Matthias Menso Martis Morietur.

verlässigkeit als den wahren Termin der Erfüllung annahm, daß er sich gegen mehrere meiner Bekannten äußerte, er biete seinen ganzen Weinvorrat als Wette auf dieses Ereignis an".

Die in der Behandlung des Dr. Nick befindliche Somnambule Krämer führte mit diesem ihrem Arzte, dem Hofmedikus Klein und Professor L . . . t am 17. April 1816 folgendes Gespräch: K.: S. M. stirbt in diesem Jahr im Monat Oktober. N.: Ist es der Anfang, die Mitte oder das Ende des Oktobers? K.: Das Ende des Oktobers. N.: Du kannst wohl den Tag bestimmen? Ist es wohl der 26.? K.: Nein. N.: Aber der 28. Oktober? K.: Da trifft ihn ein Kopf- und Brustschlag.

Der Leibarzt Dr. Klein hatte eine Reise nach Augsburg gemacht, von der er am 28. Oktober zurückgekehrt war, als ein königlicher Läufer erschien und ein chirurgisches Instrument für den König holen wollte. „Wie ein Blitzschlag erinnerte sich Klein an diesen Vorboten, der den Tod verkündige." Und wirklich traf an diesem Tage den König ein Schlaganfall, welchem er am 29. erlag. Bezüglich der Zeugenschaft führt Eschenmayer folgendes an:

„Dr. Christian R . . ß. Diesem übergab Professor L . . . t mehrere Monate vorher einen versiegelten Zettel, auf welchem die vorhergesagte Begebenheit stand, mit der Bemerkung, denselben nach Ablauf der Zeit zu erbrechen. Da aber späterhin durch die allmähliche Verbreitung des Gerüchts diese Vorsicht unnütz wurde, so ließ L . . . t durch R . . ß den Zettel eröffnen. Mit dem Inhalt und den Umständen vertraut, bekam R . . ß selbst Glauben an die Geschichte, wettete darauf und gewann zwei förmliche Wetten. Einer der Wettenden ist der Major C . . . ., der andere ist mir ungenannt."

„Minister von W. . . . ., ein thätiger Beschützer des Magnetismus, sprach selbst in Gesellschaften von dieser sonderbaren Vorhersagung, um die Möglichkeit solcher Phänomene in wissenschaftlicher Hinsicht zu beleuchten. Thatsache ist es, daß er mit Graf G . . . z eine Wette eingehen wollte."

„Geheimrat von St. . . . ist Zeuge, daß St. . . . drei bis vier Monate vorher auf das letzte Drittel des Oktobers mit Einschluß bis zum 11. November seinen ganzen Weinvorrat als Wette anbot."

„Madame von W. . . . teilte ich selbst etwa 3 Monate vorher auf besondere Veranlassung diese Vorhersagung mit. Sie bekam später Gelegenheit, mit St . . . . darüber zu sprechen, der ihr gleichfalls äußerte, daß er jede Wette darauf eingehe."

Die Legationsräte K . . . e und von B . . . r hatten lange vor dem Tode des Königs über diese Prophezeihung mit Eschenmayer gesprochen, welcher noch bemerkt, daß er mit Leichtigkeit wohl 200 Zeugen für diese Begebenheit beibringen könne.

Diesen Vorfall hält Eschenmayer, Hufeland und Stieglitz entgegen, welche Thatsachen und keine Räsonnements begehrten und bemerkt am Schluß: „Doch, noch eine Ausflucht! Alles war Zufall. — Richtiges Wort der Erbärmlichkeit!" **Carl Kiesewetter.**

Ein interessanter Fall von „Magia specularia".

Im Februar- und im Juliheft wurden einige Fälle von Ausübung der Katoptromantie angeführt. J. J. Boissardus erzählt in seinem großen Werk De divinatione et magicis praestigiis[1]) ein Beispiel, dessen schlichter Charakter seine innere Wahrheit zu verbürgen scheint. Boissardus hatte einen Bekannten, einen wissenschaftlich gebildeten Edelmann, welcher wegen eines Duells aus seinem Heimatsort hatte flüchten und seine heißgeliebte junge Frau zurücklassen müssen. Von Sehnsucht gequält ging der Edelmann auf Zureden einiger befreundeter gelehrter Männer zu einem Magier und fragte denselben, ob er ihm nicht seine Frau in dem Spiegel zeigen könne. Der Magier bejahte die Frage und bestellte den Edelmann mit dreien seiner Freunde als Zeugen nach drei Tagen wieder zu sich. Als sie sich zur bestimmten Zeit einstellten, „war ein Mädchen von acht Jahren zugegen, welchem die Haare gelöst und unter dem Hermurmeln von Beschwörungen und Exorzismen mit Weihwasser besprengt wurden. Nach diesem wurde sie in die Mitte eines mit magischen Zeichen beschriebenen Kreises gestellt und ihr befohlen, unverwandt in einen im Kreis befindlichen Spiegel zu blicken. Nach einiger Zeit verdrehte sie alle Glieder, verzog das Gesicht, rollte die Augen und begann auf die Frage des Magiers, was sie sehe, mit zitternder und abgebrochener Stimme zu sprechen: „Ich sehe, ich sehe, ich sehe!" — „Was?" fragte der Magus. — „Ich sehe ein großes, mit Gemälden geschmücktes Zimmer, in welchem ein großer Ofen steht. Ich sehe auf einem Kredenztisch silberne und vergoldete Gefäße; ein Kronleuchter hängt von der Decke herab, auf den Bänken liegen gestickte Kissen, auf dem Tisch aber ein Schwert, Hut Mantel." — Nach einiger Zeit sagte sie, daß am Ofen ein kleiner weißer Hund liege und schlafe; weiter sehe sie nichts. — Nach einer weitern Pause sprach das Mädchen aus freien Stücken: „Ich sehe eine schöne, mit einem grünen Kleide angethane Frau, welche einen seidenen Hut auf dem Haupte trägt; sie hat in der Hand etwas Schwarzes, das sie mittelst des Daumens mit Speichel benetzt und glättet. — Ich erblicke einen Jüngling mit blondem Haar, welcher in derangierter Kleidung[2]) am Ofen steht." — Als der Edelmann das gehört hatte, erbleichte und verstummte er, denn er hatte die Einrichtung seiner Wohnung und das Hauskleid seiner Frau erkannt. Die eifersüchtige Wut übermannte ihn so sehr, daß er seine untreue Frau zu töten beschloß. Er bestieg deshalb sein Pferd und begab sich in ein Dorf in der Nähe seines etwa zehn Tagereisen entfernten Heimatsortes, wo er bei einer ihm bekannten Bauernfrau abstieg. Als er dieses Weib nach seiner Frau befragte, vernahm er, daß sie sich durchaus keusch und häuslich halte. Trotzdem schickte er die Bauernfrau mit einem Briefchen, in welches sein Trauring gehüllt war, zu seiner Gattin und ließ sie bitten, in einen benachbarten Wald zu kommen, wo er sie töten wollte. — Voller Freuden kam die Edelfrau, deren durch ihre Freudenbezeugungen erweichter Gatte sie zu fragen beginnt, was sie an jenem bestimmten Tag gethan habe. Sie erzählt alles genau, wie es das Mädchen im Spiegel gesehen hatte. „Aber, fragt der Gatte, was hattest du in der Hand, das du benetztest und glättetest? Wer war der junge Mann, welcher in derangierter Kleidung am Ofen stand?" — Ganz erstaunt entgegnete die Frau, daß der junge Mann ihr Bruder Friedrich gewesen sei, dem sie zur Linderung der Schmerzen eines Geschwüres ein Pflaster auf die Hüfte gelegt habe. — Ihr Bruder bestätigte diesen Vorfall, und nach heißer Umarmung kehrte der Edelmann, den Trug des Teufels (?) verwünschend, in sein Exil zurück."

C. K.

---

[1]) Oppenhem, per J. Th. de Bry, s. a. cap. 5.

[2]) Femoralibus in genua demissis.

Magnetische Mächte

betitelt sich ein Roman, den der bekannte Schriftsteller Schmidt-Weißenfels in der „Bunten Welt“ veröffentlicht, einer Berliner Wochenschrift, die schon viele interessante Beiträge aus dem Gebiet des Mystischen in der Form anziehender Erzählungen dem Publikum dargeboten hat. Obwohl der Roman zur Zeit, wo wir dies schreiben, noch nicht vollständig im Druck erschienen ist, läßt sich doch schon erkennen, aus welchem Grunde er seinen Namen führt. Es handelt sich nämlich um die Heirat eines tief in Schulden geratenen Aristokraten mit der schon etwas ältlichen Tochter reicher Bürgersleute, über deren Zustandekommen die somnambule Fähigkeit eben dieser Tochter entscheiden soll. Das Mädchen empfindet große Zuneigung für den ritterlichen Freier, der sie nur des Geldes wegen heiraten will; unter dem magnetischen Einfluß ihres Vaters enthüllt sie jedoch die ganzen Pläne des Bewerbers, der bei dieser Sitzung zugegen ist, und weist ihn schnöde zurück. Diese Szene, sowie die Trostlosigkeit des Mädchens, als es beim Erwachen erfährt, daß es sein Liebesglück von sich gewiesen hat, wird mit wahrhaft ergreifender Gewalt geschildert. Von hohem Interesse sind auch die eingestreuten allgemeineren Betrachtungen, insbesondere die über A. J. Davis, von dem Schmidt-Weißenfels sagt, „daß seine Hellsehereien mit Schwindeleien und Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Menge nichts zu thun haben.“ Über das Hellsehen macht der Verfasser folgende Bemerkungen: „Es ist keinem Zweifel mehr, auch seitens der forschenden Wissenschaft unterworfen, daß es ein Hellsehen somnambuler Personen giebt, und daß die darin entstehenden und sich durch Worte verratenden Vorstellungen eine psychologische Notwendigkeit sind, über die der Somnambule selbst keine Macht hat. Ausgezeichnete Gelehrte haben Gründe dafür erbracht, um diese Fähigkeit des Hellsehens auf natürliche Weise zu erklären, indem sie nicht nur eine abnorme Natur bei den damit begabten Personen voraussetzen, sondern ihnen auch ein besonderes somnambules Bewußtsein zuschreiben, dessen Thätigkeit unter dem magnetischen Einfluß oft in der erstaunlichsten Art sich äußert. Das eigentliche bei außerordentlich sensitiven Naturen, zumal weiblichen Geschlechtes, eintretende Hellsehen ist, wie Eduard von Hartmann sagt, „die zarteste, obgleich krankhafte Blüte des unbewußten Geisteslebens der Menschheit und kann, wo es nicht handwerksmäßig und zum Gaukelspiel betrieben wird, die verblüffendsten Kundgebungen hervorbringen. Ohne daß man an Geisterbeziehungen dabei zu denken braucht, rufen solche wundersame Erscheinungen auch bei den Beteiligten oder den Zeugen nur zu leicht dergleichen Wahnvorstellungen und Aberglauben auf. Wie solchen Somnambulen die Fähigkeit gegeben ist, ihnen sonst ganz fremde Dinge und Personen selbst auf weite Entfernung von denselben zu beurteilen, so vermögen sie sich auch in die ihnen von ihrem Magnetiseur bezeichnete Person und in deren Charakter, Gedanken, Empfindungen zu versetzen, im Sinne derselben zu sprechen, Ansichten, Sympathien, Abneigungen und Wünsche derselben mehr oder minder klar zu erforschen.“

Wenn man auch mit diesen Auseinandersetzungen nicht durchweg einverstanden sein kann, so muß man doch das Verdienst des Verfassers anerkennen, in dem Rahmen einer Novelle richtigere Ansichten über diese Punkte in das Publikum zu bringen, als bisher in demselben herrschend waren. Und welch' ein gewaltiges Feld eröffnet sich Dichtern und Schriftstellern, wenn sie übersinnliche Thatsachen zur Grundlage ihrer Darstellungen wählen und mit kühnen Kombinationen deren Eingreifen in das Menschenleben schildern! **M. D.**

Mona Singh.

Es ist ein schon vielfach empfundener Mangel auf dem Gebiet der übersinnlichen Forschung, daß für die Verbreitung der ihr zu Grunde liegenden Gedanken so wenig gethan wird. Ein jeder, der dieser großen Bewegung etwas ferner gegenübersteht, weiß, falls er nicht durch einen ganz besondern Umstand Belehrung erfahren hat, von den treibenden Prinzipien so gut wie nichts. Denn wenn sich auch die Zahl der Publikationen täglich in immer steigendem Maße mehrt, so nützen sie der großen Menge der Laien wenig, da sie entweder rein wissenschaftlich gehalten sind, oder zu sehr in Einzelheiten sich verlaufen und dabei das wichtigste, nämlich die Verbreitung der daraus folgenden großartigen Ideen vernachlässigen. Eine kleine Schrift, welche diesem Mangel abzuhelfen bemüht ist, ist die uns vorligende, anonym erschienene Skizze „Mona Singh".[1])

Ein höchst begabter junger Inder ist in seiner Jugend von seinem Vater zur weiteren Ausbildung nach Europa geschickt worden. Er hat dort die verschiedenen Gotteslehren kennen gelernt, fühlt sich aber von diesen abgestoßen, indem sie ihm als eine Travestie auf den wahren Gottesglauben erscheinen. „Das wahre Christentum ging mit dem Tode seines Gründers unter." In einem Badeorte der Normandie, wo er die letzten Wochen seines Aufenthalts in Europa verbringt, lernt er ein junges Mädchen kennen, die für ihn, wie für seine indischen Lehren eine besondere Zuneigung zeigt. In ihren Gesprächen führt sie Mona in die tiefen Grundsätze indischer Philosophie ein. Er entwickelt ihr, wenn auch nur andeutungsweise, die weiten politischen und sozialen Absichten, die nach einer allgemeinen Verbrüderung der Menschheit streben, er zeigt ihr, wie die esoterische Philosophie die Natur des Menschen auf eine Dreiteilung in den physischen Leib, den Astralkörper und den unsterblichen Geist zurückführt. Diese Gedanken machen auf sie, Josephine, einen so bedeutenden Eindruck, daß in ihr der Gedanke auftaucht, selbst für diese Ideen einzutreten, und sie wirft wohl unwillkürlich die Frage auf, ob auch ein Weib dies thun könne. Zwar hätte sie im nächsten Augenblicke wohl gern die gethane Frage zurückgenommen, aber ihr Geist ist von der Sache tiefer durchdrungen, als sie selbst denkt. Mona bejaht ihre Frage und bricht damit diese letzte Unterredung vor seiner Abreise in die Heimat ab. Auch in seiner Abwesenheit vergißt Josephine nicht diese letzte Unter-

[1]) Mona Singh, a sketch, by D. M. S., Calkutta Thacker, Spink and Co. 1884.



redung; sie verheiratet sich zwar, giebt einer Tochter das Leben und wird Witwe, bleibt aber jener erhabenen indischen Lehren eingedenk. Sie versucht in späteren Jahren, mit Mona in Gedankenverbindung zu treten, und es gelingt ihr dies schließlich in so hohem Grade, daß Mona ihr erscheint und sie anredet. Von diesem Augenblicke an steht es in ihr fest, Europa zu verlassen und sich ganz der indischen Geheimlehre zu widmen. Als ihre Tochter erwachsen ist, führt sie diesen Plan aus und reist mit einer größeren Gesellschaft in das Innere Indiens, wo sie Mona im Jhelumthale bei den Ruinen eines alten Klosters trifft. In ergreifender Weise weiß uns hier der Verfasser die schweren Kämpfe zu schildern, die der Mutter und ihrer in voller Schönheit und Jugend blühenden Tochter das Verlassen dieser sinnlichen Welt kostet. Josephine fühlt Gewissensbisse, ihr jugendfrisches Kind dem Leben zu entreißen, und unterliegt fast der schweren Verantwortung, die sie auf sich genommen hat. Aber dennoch sieht sie, daß der Kampf, den sie kämpft, ein guter ist, ein Kampf für die edelsten Ziele der Menschheit; im festen Vertrauen hierauf verläßt sie ihre Reisegefährten und folgt Mona. Mit einem kurzen Hinweis auf die segenbringende Wirksamkeit, welche diesen Frauen aus dem fernen Westen zuletzt in dem Innern Asiens zu teil wird, schließt das Werk.

Dies ist der einfache Gedankengang der Skizze, welche einen eigentlichen Wert wohl erst dadurch gewinnt, daß sie dem Verfasser Veranlassung giebt, die von ihm vertretene esoterische Weltanschauung in einer reichen Anzahl von Citaten aus andern Werken zu belegen. **H. Btz.**

*

Das Leben nach dem Tode

ist von N. F. Carstensen, dem Prediger an der Lutherkirche zu Kopenhagen, in einer kürzlich erschienenen Schrift, welche diesen Titel führt, einer eingehenden Untersuchung auf Grundlage der Lehren der christlichen Kirche und ihrer Bibel unterzogen werden. Der Verfasser wendet sich insbesondere gegen die kirchliche Anschauung einer dereinstigen „Auferstehung des Fleisches". Er geht ausführlich und gewissenhaft alle Stellen sowohl des alten wie des neuen Testamentes durch, auf welche die Anhänger jener Lehre dieselbe stützen zu müssen oder zu können meinen, und erörtert im Zusammenhange damit auch alle übrigen Stellen der heiligen Schriften, in welchen überhaupt von einer Auferstehung die Rede ist. Alle, die bisher noch an jener sinnlich materialistischen Vorstellung festgehalten haben, werden sich durch Carstensens Schrift wenigstens davon überzeugen, daß dieselbe in der christlichen Bibel keinen stichhaltigen Stützpunkt findet, und daß, bei genauerem Eingehen auf alle bezüglichen Stellen, weder im alten noch im neuen Testamente von einer solchen fleischlichen Auferstehung die Rede ist. Die vorliegende (bei W. Friedrich in Leipzig 1886 herausgegebene) Übersetzung dieser Schrift von Emil Jonas ist vortrefflich gelungen, fließend wie ein Original zu lesen und offenbar mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet. **W. D.**

Hellsehen und Halluzinationen

zu unterscheiden, ist einer der wesentlichsten Gesichtspunkte in der Beurteilung „psychischer" Erscheinungen. Dies versucht u. a. Herr **Lucian Pusch** in einer kürzlich von ihm herausgegebenen Broschüre[1]) und seine Ansicht erhebt insofern auf Berücksichtigung besonderen Anspruch, als er angiebt, selbst sowohl hellsehend zu sein, als auch Halluzinationen aus eigener Erfahrung zu kennen. Ob freilich ein so Veranlagter vorzugsweise befähigt ist, die Verschiedenheit oder Verwandtschaft beider Vorgänge richtig zu beurteilen, dürfte wohl bezweifelt werden; jedenfalls aber würde er sich als Versuchsperson zur Beobachtung für andere dann wohl eignen. Pusch glaubt nun diese Vorgänge dadurch unterscheiden zu können, daß ihm die Gegenstände seines Hellsehens (er versteht darunter „Geistersehen") schöner, klarer und deutlicher erscheinen, als seine Halluzinationen, die mehr Schattenbilder seien, und daß namentlich ferner die Gegenstände der Halluzinationen stets als ganzes oder in ihren Teilen schon als vorher in dem Vorstellungsinhalte des wahrnehmenden Ichs enthalten angenommen werden könnten, die des Hellsehens aber von außen an sein Ich hinantraten und überhaupt „nichts im Inhalte der irdischen Welt vorhanden" seien. Abgesehen jedoch davon, daß beide Unterscheidungsmerkmale sich durchaus aller objektiven Kontrollierbarkeit entziehen, scheinen mir dieselben doch auch auf einem thatsächlichen Irrtum zu beruhen, wenigstens haben bisher alle Experimente mit denjenigen „Geistersehern", welche während der letzten Jahre in den französischen Hospitälern von Professoren der Pariser und Nancy-Schule hypnotisch oder mesmerisch behandelt und geheilt worden sind, erwiesen, daß solchen Personen diejenigen Halluzinationen, welche ihnen von diesen Ärzten durch Suggestion (Gedankenübertragung) beigebracht worden waren, genau so lebhaft, deutlich und objektiv erschienen wie die „Geister", von denen sie vorher geplagt waren; und sicherlich traten diese ihnen von den sie behandelnden Ärzten experimentell eingegebenen Hallucinationen von außen an sie hinan, wogegen man viel eher bei den von ihnen „hellgesehenen" Gestalten vermuten könnte, daß die Ursache dieser Erscheinungen in ihnen selbst gelegen haben möge. Eine richtigere Bestimmung des Begriffes „Hell-

[1]) „Spiritualistische Philosophie ist erweiterter Realismus" (Mutze, Leipzig). In dieser Schrift giebt Herr Pusch sich allerdings als Realist kund, abgesehen jedoch von vielerlei sachlichen und begrifflichen Unrichtigkeiten in derselben scheint er die eigentliche Schwierigkeit, die es zu heben gilt, doch nicht klar erfaßt zu haben. Es handelt sich darum, nachzuweisen, wie tief im Unbewußten oder Mystischen begründet, das Principium individuationis liegt. Daß die Seelen der Menschen nach dem Tode fortbestehen, bedarf für wenige Menschen des Beweises; aus der landläufigen Annahme aber, daß die Seelen mit der Geburt entstehen, würde folgen, daß sie dann auch früher oder später einmal wieder vergehen müßten. Das was entsteht, muß jedenfalls wieder vergehen; fragt sich nun: liegen dem Menschen und etwa auch andern individuell erscheinenden Dingen Wesenheiten zu Grunde, welche als Indiduen unsterblich sind, dann auch folgerichtig irgendwie schon vor ihrer Geburt oder Entstehung ihrer gegenwärtigen Erscheinungsform von jeher bestanden haben müssen, also — ewig sind?

sehen" zum Unterschiede von Halluzinationen scheint mir zu sein, daß die Wahrheit und objektive Wirklichkeit der Gegenstände desselben von anderen, beobachtenden Personen kontrollierbar sein müssen. „Hellsehen" im eigentlichen Sinne des Wortes ist somit eine in Raum oder Zeit fernsinnige Gesichtswahrnehmung. Dieses wenigstens ist das seelische Hellsehen, von dem hier allein die Rede sein kann. Soweit die Sehergabe eine übersinnliche Erscheinungswelt zum Gegenstande hat, fehlt uns noch das allernötigste Material zu ihrer kontrollierbaren Verwendung und mithin Erforschung, da derart veranlagte Personen gegenwärtig in Deutschland zu einer wissenschaftlichen Prüfung bisher nicht bereit gefunden wurden. In noch höherem Maße aber entzieht sich hier der Erörterung das innersinnliche mystisch-geistige Schauen in Symbolen. **W. D.**

Nochmals das Auge als Spiegel des Körpers.

Über diesen Gegenstand geben wir im Nachfolgenden Herrn Schlegel selbst das Wort, um es dadurch unsern Lesern zu ermöglichen, die Wahrheit der behaupteten Thatsache praktisch zu prüfen. Daß deren Erkenntnis einen scharfen Blick und vielfache Übung im Beobachten erfordert, ist klar; aber durch Übung mag ein jeder Meister werden. Wir bemerken vorweg noch, daß wir mit Herrn Schlegel nicht übereinstimmen, wenn er meint: bei der angegebenen Thatsache hätten wir es „nur mit Sinnenfälligem" zu thun. Der von ihm selbst angeführte Satz, daß der Mikrokosmos dem Makrokosmos gleicht und so auch der Teil des Mikrokosmos dem Ganzen desselben, — dieser Satz, welcher allerdings unzweifelhaft durch die angeführte Thatsache bestätigt wird, erscheint uns allein schon als eine umfassende Anerkennung der übersinnlichen Natur von Welt und Mensch. Beiden liegt eben eine organisierende Wesenheit zu Grunde.

Nachdem die „Sphinx" in ihrem Junihefte einer kurzen Notiz über diese Sache, welche in einem kleinen von mir herausgegebenen Blatte „Wegweiser zur Gesundheit"[1]) enthalten war, Beachtung geschenkt hat, erlaube ich mir, etwas eingehender über die höchst interessante Entdeckung des ungarischen Arztes Dr. Ignaz Péczely zu berichten. Die Schrift desselben ist 1881 in Budapest erschienen unter dem Titel „Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur- und der Heilkunde". Der Verfasser hat sie bald aus dem Buchhandel zurückgezogen und zum Besten eines Stipendienfonds für junge Mediziner dem Alleinverkauf des Herrn August Zoeppritz in Stuttgart übergeben, von welchem das Werk zum Preise von 6 Mark zu beziehen ist. Péczely ist homöopathischer Arzt. Wie aber die Litteratur dieses Gebietes von der amtlichen Medizin überhaupt nicht berücksichtigt wird, weil die betreffenden ärztlichen Anschauungen und Erfahrungen ganz unvermittelt außerhalb der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erklärung zu stehen scheinen, so ist dieses Schicksal insbesondere dem Péczelyschen Werke widerfahren, und zwar dies um so mehr, als es mit seinen physiologischen und pathologischen Behauptungen ganz unerhört neue Dinge bietet. Dazu kommt, daß das Werk in mangelhafter Übersetzung aus dem Magyarischen verdeutscht ist und daß der Autor

[1]) Auch in den Nrn. 11 und 12 vom 1. und 15. September macht Herr Schlegel weitere Mitteilungen über Dr. Péczely und dessen „Augendiagnose".
(Der Herausgeber.)

in der That gewisse Dinge vorträgt, die sich bei kritischer Untersuchung nicht halten lassen dürften, wie auch einige seiner anatomischen Voraussetzungen nicht ohne weiteres zutreffend sind. Ein fleißiges und geduldiges Studium des Werkes wird aber durch unerwartete Ergebnisse belohnt.

Auf der Iris also, auf der beim bloßen Anblick eines Auges sofort zugänglichen Vorderseite des Regenbogenhäutchens, findet Peczely die Schicksale des Menschenleibes geschrieben, ja unter Umständen trägt ihn sein Scharfblick rückwärts bis zu den Erzeugern des untersuchten Individuums. Bei genauer Betrachtung des Auges zeigt sich die Vorderfläche der Iris aus einer sehr großen Anzahl feiner unregelmäßig verlaufender Fasern gewoben. Die Orts- und Formveränderungen dieser Fasern, sowie ihre Beladung mit Pigmenthaufen von mehr oder weniger scharf umschriebenen Rändern sind die Zeichen früher erlittener, mechanischer oder krankhafter Veränderungen des Körpers. Die Iris bildet nach Péczely eine topographische Karte des menschlichen Organismus und es entspricht genau die Iris des rechten Auges der rechten Körperhälfte, die des linken Auges der linken. Die örtliche Lage der Iriszeichen entspricht im Allgemeinen der Richtung, in welcher der traumatisch oder krankhaft veränderte Körperteil von der Pupillenmitte des betreffenden Auges aus zu suchen ist. So sind Anzeichen von erlittenen Kopfverletzungen nach oben (und etwa seitlich), Anzeichen das Ohr betreffend seitlich an der lateralen Peripherie der Iris, Anzeichen die Beine betreffend gerade nach unten im senkrechten Meridian des Auges von der Pupille abwärts zu suchen. Eingeweideerkrankungen oder Verletzungen sind an besonderen, nicht immer mit der obigen Richtung zusammenfallenden Orten aufzufinden. Die krankhaften Veränderungen des Urogenitalapparates finden sich in einer strichförmigen Region, welche von dem Pupillenrande des rechten Auges nach unten und medianwärts zieht und dabei mit der Senkrechten einen Winkel von etwa 35° bildet. Die Untersuchung hat bei möglichst erregter Pupille stattzufinden, die wichtigsten Anzeichen sind in der peripheren Gegend der Iris aufzusuchen. — Überstandene Krätze zeigt sich durch scharfgeränderte braune Ablagerungen an.

Die therapeutischen Anschauungen Péczelys will ich übergehen. Sie würden nur Befremden erregen und sie sind für den Arzt und Laien schwieriger kontrollierbar als die „Augendiagnose". Welchen Grad von Sicherheit aber diese unter Umständen gewährt, mag aus folgenden kurzen Beispielen hervorgehen. Ich sage einem jungen Landmann: „Sie haben eine Verletzung am rechten Knie". Er zeigt mir sofort eine Narbe, welche von einem Hieb mit der Sichel herrührt. Einer Frau sage ich: „Sie haben links eine Kopfverletzung erlitten" und ich füge ergänzend hinzu: „zwei Schläge sind es gewesen". Sie antwortet: „Ja, zwei Schläge mit einem Totschläger". Ein hiesiges Dienstmädchen zeigt eine ganze Sammlung von Verletzungszeichen. Ich ergriff sie bei der rechten Hand mit der Frage: „Was haben Sie da?" Ehe sie zu antworten vermochte, sah ich, daß ein Finger fehlte. Alle Zeichen stimmten. Dagegen muß ich nun zugestehen, daß es Augen giebt, in welchen ihrer Pigmentierung nach die Anzeichen schwer zu entdecken sind, auch solche wo unbedeutende Verletzungen auffallend markiert sind, während wichtigere Veränderungen (für mich wenigstens) nicht auffindbar waren.[1]) — Über allen Zweifel erhaben ist mir aber die Sachlichkeit und Größe der Péczelyschen Entdeckung. Das: „in allem ist etwas von allem" alter griechischer Philosophen zeigt sich auch hier. Im Auge ist etwas vom ganzen Körper. Ist doch im Menschen etwas vom Makrokosmos; so darf es uns nicht befremden wenn im Mikrokosmus des Mikrokosmus, nämlich im Auge, etwas vom ganzen Menschen ist. So interessant jedoch die physiologische Begründung dieser Thatsache sich gestalten mag, so tritt sie doch zurück vor dem bewundernden Blick dessen, der die Größe der Schöpfung und den Reichtum der Natur nicht nach dem Maaße der bisher gewonnenen Erkenntnis oder gar nach dem Urteil einer zeitlichen Strömung der

Wissenschaft abmißt, sondern die große Thatsache selbst auf sich wirken läßt. Bewunderung ist der wahre Räucherduft im Tempel der Natur; wie arm seid Ihr, die Ihr alle Erscheinungen nur messen und erklären wollt. Begeisterung ist Euch fremd; und was groß und staunenswert vor Euch hingestellt ist, das findet Ihr bald selbstverständlich und schal, wenn Ihr erst für gut gefunden habt, es recht zu beschauen. O, der verwöhnte arme Verstand! —

Die verehrten Leser der „Sphinx" möchten vielleicht fragen, ob diese Gefühlswallung die einzige Berührung der Péczelyschen Entdeckungen mit dem Gebiete des Übersinnlichen oder Mystischen ausmache. In der That haben wir es dabei an sich nicht mit Übersinnlichem, sondern mit dem Sinnenfälligem der äußeren Körperwelt zu thun. Aber gerade an der Hand dieses Beispiels war es mir lehrreich zu sehen, wie auf dem eigensten Gebiete der äußeren Natur das Unerhörte und Neue gar leicht als mystisch hingenommen wird. Im Sinne des Vorwurfs geschieht es von den flachen Naturalisten; im Sinne der Anerkennung geschah es von seiten der „Sphinx", welche jene Notiz des „Wegweiser" aufgenommen und damit dem Gegenstande eine gewisse Sympathie geliehen hat. Wollte man jedoch erwarten, daß durch allgemeine Anerkennung der „Augendiagnose" die naturalistische Medizin im günstigen Sinne beeinflußt würde, so wäre dies nur eine Täuschung, denn wie ich schon andeutete, werden dieselben Leute, welche Péczelys Entdeckungen vorläufig als mystischen Unsinn brandmarken, alle diese Dinge selbstverständlich finden, sobald sich ihrer die Schule bemächtigt und sie mit erklärenden Auseinandersetzungen umgiebt. Auch diese wunderbaren Naturerscheinungen treten nicht aus dem Kreise der andern hervor. Sie sind tief, wie es die andern auch sind; sie sind für unser Bewußtsein neu, wie es die andern einmal waren; sie sind einfach und selbstverständlich, sobald wir sie einmal unter dem Schema kausal-mechanischer Betrachtung begreifen, und sie sind mystisch wie es die ganze Natur trotz ihrer formalen Ergründung stets bleiben wird, aber nur für die, welche selbst mystisch sind, d. h. einen ewigen Wert ihrer geistigen Wesenheit glauben und erstreben. Wer nur durch so verblüffende und neue Entdeckungen wie die Péczelys zur Bewunderung und zu mystischen Anwandlungen erregt wird, sonst aber gleichgültig an der Schöpfung vorübergeht, der gleicht dem Manne, welcher durch Eisenbahn und Telegraphen von den Wundern der Naturkräfte überzeugt werden muß, währrnd das echt mystische Gemüt eines Jakob Böhme schon durch das sanfte Spielen der Sonnenstrahlen in einer Zinnschüssel bis zur Verzückung hingerissen werden kann.

Tübingen. **Emil Schlegel**, prakt. Arzt.

Ein Beispiel des Vikariats der Sinne.

Die Geschichte des 13jährigen Anton Rost zu Jena, welcher infolge seiner Behandlung am siderischen Baquet durch Kieser hellsehend wurde, so daß er mit der Nasenspitze las und die Vorgänge auf der Straße unterschied, während seine Augen mit Heftpflaster verklebt waren, findet sich im „Archiv für tierischen Magnetismus" berichtet. — Weniger bekannt dürfte folgende Parallele zu diesem Falle sein, welche der im 17. Jahrhundert lebende niederländische Arzt Heinrich Smetius in seinen Miscellanea Medica, lib. V cap. 13 mitteilt. In einer ziemlich weitschweifigen Einleitung sagt er, daß er einen Blinden kenne, welcher die Nase statt der Augen gebrauche, und fährt fort: „Derselbe hatte fein rechtes Auge

[1]) Eine ausführliche Darlegung und kritische Sichtung der Peczely'schen Entdeckungen erscheint gegenwärtig aus meiner Feder in der „Allgem. homöopath. Zeitung" (Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung). Schlegel.

schon vor Jahren als Knabe verloren; als Jüngling fiel er von einem Kirschbaum so unglücklich auf einen Zaunpfahl, daß er sich die Nase, Wange und das linke Auge samt den Lidern derartig zerriß, daß der Augapfel auf der Spitze des Pfahles festsaß und vom Wundarzt exstirpiert werden mußte. Als nun der Blinde, dessen furchtbare Wunde verheilt war, nach Jahresfrist sich im Grase sonnte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß er in der Nasenhöhle Lichtempfindung bekam und die Blumen nebst dem auf dem Erdboden wachsenden Grase sehen konnte. Diese Art des Sehens übt er nun schon fast sechs Jahre in der Weise, daß er den betreffenden Gegenstand dicht unter die zum Auge gewordene Nase bringt, weil er oberhalb derselben keine Lichtempfindung hat."

Über die Bedeutung des Smetius als Arzt ist der vierte Band von Sprengels „Geschichte der Medizin" zu vergleichen.

Auch Kepler erzählt im 4. Kapitel des Anhangs eines „Medico-politico-catholicus" betitelten Werkes von Hieronymus Bardus, „daß zu Heidelberg etwas Ähnliches sich ereignet habe; nämlich dort habe ein ihm bekannter auf einem Auge blinder Mann Lichtempfindung zwischen den Augen gehabt und einigermaßen sehen können, wenn er das gesunde Auge fest mit der Hand schloß".

C. K.

Ludwig Büchner auf dem kosmischen Materialisten-Kongreß.

Nachfolgende Humoreske aus du Prels „Philosophie der Mystik" [1]) ist eine der drastischsten Widerlegungen des sogenannten „Materialismus".

„Wir haben kein Wahrnehmungsorgan für Elektrizität und Magnetismus — wenn sie sich nicht in äquivalente Beträge anderer Kräfte verwandeln —; also giebt es mehr Dinge, als Sinne. Die prinzipielle Leugnung einer übersinnlichen Welt ist damit definitiv beseitigt. Man verändere die menschlichen Sinne: sofort steht eine andere Welt da; man vermehre unsere Sinne: sofort wird uns die Natur viel reichhaltiger erscheinen. Man beraube uns etwa des Gesichtssinnes: sofort verschwindet uns der größte Teil der Natur. Da nun nicht nur jeder Einzelsinn, sondern auch jeder Gesamtorganismus seine sinnlichen Schranken hat, und nur einen Bruchteil der Wirklichkeit wahrnimmt, so ist offenbar das auf diesen Bruchteil fußende materialistische Lehrgebäude noch lange keine Lösung des Welträtsels. Mit demselben Rechte könnte ein Blinder seine Welt für die ganze Welt erklären. . . . Ebenso ist das Sinnesmaterial eines Vogt und Büchner unzulänglich, um das ganze Welträtsel zu erklären.

Die Spektralanalyse beweist uns, daß die Farbenspektra der Gestirne, also auch die chemischen Bestandteile und die Mischungsverhältnisse derselben, sehr verschieden sind. Das gilt zunächst von den Sonnen, den Fixsternen, muß aber nach Analogie unseres Systems auch von den abgetrennten, uns unsichtbaren Planeten der Fixsterne gelten. Nach der Anpassungslehre müssen die bewohnten Sterne also auch von höchst verschiedenen Organisationen bevölkert sein. Nehmen wir nun an, es wäre auf allen diesen Sternen auch die Schule der Materialisten vertreten, und es wäre ein kosmischer Materialistenkongreß veranstaltet, zu dem jeder Stern seinen Ludwig Büchner abgesendet hätte. Nehmen wir ferner an, es wäre die Mitteilung durchs Wort und in gemeinschaftlicher Sprache in diesem Kongresse ein mögliches Verkehrsmittel, so wäre das noch lange kein Verständigungsmittel. Wenn einer eine Rose nur sieht, der andere nur riecht, so werden sie über das Objekt nicht ins Reine kommen, und jeder wird schließlich glauben, der andere spreche von einem ganz anderen Dinge.

[1]) S. 505—508; vergl. Sphinx I, S. 72.

Unser Ludwig Büchner würde in diesem Kongresse von der Welt seiner fünf Sinne reden; er könnte aber nur verstanden werden von solchen, die eben solche Sinne in gleicher Anzahl hätten. Würde nun ein anderer Sternbewohner das Wort ergreifen, so würde unser Büchner den Kopf schütteln und würde die berühmte Theorie von den Illusionen und Halluzinationen aufstellen. Käme aber ein dritter, der zufälligerweise die Empfindungsweise des zweiten hätte und diesem gegen Büchner beistimmte, so würde Büchner die noch berühmtere Theorie aufstellen, daß Halluzinationen mitunter ansteckend seien. Nun käme aber ein vierter Redner von einer solchen materiellen Beschaffenheit, die durch keinen der menschlichen Sinne wahrgenommen werden könnte. Jetzt würde Büchner Worte hören, aber keinen Redner sehen; er würde also sagen, nun leide er selbst an einer Gehörstäuschung, und sei ohne Zweifel angesteckt worden. Würden aber andere Anwesende die Sichtbarkeit des Redners behaupten, so wäre das für Büchner wiederum nur so erklärlich, daß vom Redner auf jene Ansteckungsstoff übertragen worden wäre. Kurz in einer solchen Versammlung wäre ein jeder durch die bloße Existenz der anderen ad absurdum geführt; und sie würde mit einem Tumult schließen, wäre nicht etwa ein solcher Philosoph anwesend, der mit den Erkenntnistheorien aller Sterne bekannt wäre. Dieser könnte Licht in die Köpfe bringen, und könnte alle vom Materialismus abwenden, indem er ihnen die unwiderlegliche Wahrheit verständlich machen würde, daß es objektiv allerdings nur eine Welt giebt, subjektiv aber ebenso viele Welten, als Existenz- und Empfindungsweisen. Ohne einen solchen Philosophen aber würde die Versammlung so wenig zu einem gemeinschaftlichen Programm kommen, wie eine Gesellschaft von Narren.

Aus diesem Beispiele läßt sich lernen, daß der Materialismus sich selber aufgeben müßte, wenn er sich selbst verstünde, d. h. wenn er besonnen genug wäre, die Tragweite seiner eigenen physiologischen Wahrnehmungstheorie einzusehen. Es läßt sich daraus aber auch lernen, daß es sich garnicht verlohnt, mit einem Gegner, der mit den Resultaten der physiologischen und philosophischen Erkenntnistheorie nicht gründlich bekannt ist, über die Welt und die Weltstellung des Menschen zu disputieren; er ist nicht turnierfähig." **du Prel.**

Alexander M. Butlerow,

Gestorben am 17. August 1886.

Als in einer der letzten Sektionssitzungen der Berliner Naturforscherversammlung Prof. Polek in seinem Vortrage die letzten Arbeiten des russischen Chemikers Butlerow erwähnte und die Hoffnung aussprach, daß dieselben fortgesetzt würden, wußte die Mehrzahl der Anwesenden noch nicht, daß Butlerow nicht mehr unter den Lebenden weilte. Prof. V. Meyer teilte der Versammlung mit, daß ihr berühmter Kollege vor wenigen Tagen aus den Leben geschieden sei; auf eine Aufforderung des Vorsitzenden erhoben sich die Anwesenden zu Ehren des Dahingeschiedenen von ihren Sitzen. So ehrten Fachgenossen einen Mann, der, selbst abgesehen von seinen unschätzbaren Verdiensten um die Chemie, die größte Bedeutung für unser Jahrhundert hat. Denn er hat nicht nur erkannt, daß der augenblicklichen geistigen Bewegung der Welt tiefe Ursachen zu Grunde liegen, die er zu erforschen sich vornahm, sondern er hat auch eingesehen, daß die bisher betretenen Wege zur Erforschung übersinnlicher Thatsachen nicht frei von Fehlern waren. Als Mann der Wissenschaft

ging er darauf aus einwandfreie Experimente vorzunehmen. So hatte er noch in der letzten Zeit vor seinem Tode sich eingehend mit der Herstellung von Photogrammen befaßt, welche übersinnliche Manifestationen darstellen; er war u. a. bei den Sitzungen zugegen, in denen Eglinton als Medium photographiert wurde und über ihnen eine Hand zu sehen war. Dies Experiment hatte gerade deshalb hohes Interesse, weil es eine Forderung erfüllte, welche Ed. v. Hartmann an gute Geisterphotogramme stellt, nämlich die, daß sie Medium und Erscheinung zugleich darstellen. Anderseits ist Butlerows Bedeutung für die Chemie eine eminente, da er eine größere Anzahl von Körpern zuerst darstellte, deren Existenz für die Theorie äußerst wichtig ist; denn durch den Beweis, daß diese Körper existieren, werden Hypothesen, die seiner Zeit viel bestritten worden, so unterstützt, daß sie jetzt allgemein angenommen sind. So entdeckte er das Trimethylcarbinol und studierte im Anschluß hieran eingehend die primären und sekundären Alkohole. Überhaupt liegen seine Hauptuntersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie.

Alexander von Butlerow wurde am 6. Sept. 1828 zu Tschistopol im Gouvernement Kasan geboren; in Kasan studierte er Chemie und hielt dort später selbst Vorlesungen. Nachdem er 1857 und 1858 im Auslande, hauptsächlich in Paris gelebt hatte, wurde er 1868 als Professor nach Petersburg berufen und leitete seitdem dort die Studien der weiter fortgeschrittenen Studierenden. Als solcher hat er die Liebe und Achtung seiner Schüler sich zu gewinnen gewußt und es verstanden, ohne seine vielfachen Obliegenheiten zurückzusetzen, für die Erforschung übersinnlicher Thatsachen stets Kraft und Zeit übrig zu behalten. Ehre seinem Andenken!

H. Btz.

Berichtigungen.

In dem Artikel „Experimentale Untersuchungen" von Max Dessoir sind u. a. nachfolgende sinnentstellende Irrtümlichkeiten in der Korrektur übersehen worden:

S. 242 Z. 9 v. u. lies „subjektiven" statt „subjekten",
S. 243 „ 17 v. o. „ „angegeben" „ „anzugeben",
S. 245 „ 6 „ „ „ „in den meisten" statt „in allen" Fällen,
S. 248 „ 1 „ „ „ „mir" statt „nur",
S. 247. Im Exper. VIII 2. Versuch und Exper. IX 3. Versuch sind die Klischees umgekehrt zu stehen gekommen. Die nach unten gekehrte Seite sollte nach oben gerichtet sein.

H S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber
Dr. Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München.

Druck von Jßleib & Rietzschel in Gera.

Zusammenstellungen übersinnlicher Thatsachen

bieten in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts besonders folgende

Sammelwerke:

Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde, Nürnberg 1808.

Georg Conrad Horst, Zauberbibliothek, 6 Bde. Mainz 1821—26.

— Deuteroskopie, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1830.

Dr. Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, 5. Aufl. Cotta, Stuttgart 1877.

— Blätter aus Prevorst, Band 1—12. Karlsruhe 1831—39.

— Geschichte Besessener neuerer Zeit. Karlsruhe 1834.

— eine Erscheinung a. d. Nachtgebiete der Natur. Stuttgart 1836.

— Nachricht v. d. Vorkommen des Besessenseins. Stuttgart 1836.

— Magikon, Archiv f. Beobachtungen a. d. Gebiete der Geisterkunde. Band 1—5. 1840—53.

— Die somnambulen Tische, Stuttgart 1853.

Gerber, Das Nachtgebiet der Natur, Augsburg 1844.

C. Crowe, Die Nachtseite der Natur, deutsch v. Kolb, 2 Bde. J. Scheible, Stuttgart 1849.

Prof. Dr. Herbert Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus (mit einer Tafelzeichnung), deutsch von Dr. Hugo Hartmann, F. A. Brockhaus, Leipzig 1854.

Prof. Dr. G. H. Schubert, Ansichten v. d. Nachtseite der Naturwissenschaft. Leipzig 1850.

— Symbolik des Traumes, 4. Aufl., herausgegeben von Dr. Fr. Heinr. Ranke, F. A. Brockhaus, Leipzig 1862. (4 M.)

Dr. H. B. Schindler, Das magische Geistesleben, ein Beitrag zur Psychologie, W. G. Korn, Breslau 1857. (4 M.)

— Der Aberglaube des Mittelalters, ein Beitrag zur Kulturgeschichte, ebendaselbst 1858. (4 M.)

Daumer, Das Geisterreich, 2 Bde. Dresden 1867.

— Das Reich d. Wundersamen u. Geheimnisvollen, Regensburg 1872.

Prof. Max Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1872.

— Der neuere Spiritualismus, ebenda 1877.

Johannes Kreyßer, Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder, 2 Teile: I Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens, II. Die biblischen Wunder; 34¾ Bog. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1881. (8 M.)

Franz Splittgerber, Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits, 2 Teile: I. Schlaf und Traum, Ahnungsvermögen und natürliche Prophetie, II. Das Auftauchen des höheren Geisteslebens im Sterben, Jul. Fricke, Halle 1881. (9 M.)

Prof. J. C. Friedrich Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, 4 Bde. in 5 Abthlgn., Leipzig 1878—81, durch die Nicolaische Buchhandlung in Berlin C., Brüderstraße 13, zu beziehen (statt M. 87.50) für M. 50. — Thatsachenmaterial im II. und III. Bande: Die transscendentale Physik.

Aus Aksakows „Bibliothek des Spiritualismus", besonders die Werke von A. R. Wallace, Wm. Crookes, Robt. Hare, J. W. Edmonds, Edw. W. Cox und der Bericht über den Spiritualismus von seiten des Kommitees der Dialektischen Gesellschaft zu London.

Druck von Ihleib & Rietzschel in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

II, 6. Heft. 1886 Dezember, Nr. 12.

Th. Griebens Verlag (L. Fernau)
Leipzig.

C. Klincksieck,
11 rue de Lille,
Paris.

George Redway,
15 York Street, Covent Garden,
London.

Haar & Steinert,
9 rue Jacob,
Paris.

Amerika:
Colby & Rich,
9 Bosworth Street,
Boston, Mass.

Australien:
W. H. Terry,
84 Russell Street,
Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur; der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;
2. der Besprechung solcher Thatsachen; der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;
3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in der „Sphinx“ ausgesprochenen Ansichten, soweit dieselben nicht von ihm selbst unterzeichnet sind. Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Einsendungen ohne Namen und Adresse der Verfasser finden keine Berücksichtigung.

Sphinx II, 6. **Inhalt.** December 1886.

Die „Sphinx“ erscheint monatlich im Umfange von ungefähr 3 Bogen.
Der Abonnementspreis im Buchhandel beträgt halbjährlich:

für Deutschland und Österreich .	M. 5,—;	— einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 5,60	M. 1,50 (portofrei).
„ das Ausland „ „	„ 6,20.	
„ das Weltpost-Ausland „	„ 8,—.	
„ Frankreich	7 frs. 50 cts.	2 frs. — cts.
„ England, Indien und Kolonien	6 sh. — d.	1 sh. 6 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog eingetragen unter
Nr. 5007a.
Expedition: Königstraße 19, Leipzig.

SPHINX

II, 6. Dezember 1886.

Hypnotismus und Rechtspflege.

von

Paul Ladame*),

Dr. med. und Privat-Dozent an der Universität in Genf.

Die experimentale Erforschung des Hypnotismus greift ganz unmittelbar ein in das Problem der gesetzlichen Zurechnungsfähigkeit, und die thatsächlich erwiesenen Möglichkeiten der Suggestion (unwiderstehlicher Willens-Beeinflussung), welche von der höchsten Wichtigkeit in dieser Frage ist, treten uns von allen Seiten mit wachsender Dringlichkeit entgegen. Sie beginnen schon, sich vor den Gerichten selbst geltend zu machen, und man wird dieselben nicht mehr lange in der gerichtlichen Medizin unberücksichtigt lassen können. Wir wollen hier in kurzen Worten die Hauptgesichtspunkte dieses Gegenstandes angeben.[1])

Die Erscheinungen des Hypnotismus interessieren den Gerichtsarzt nicht nur wegen der gesetzwidrigen Suggestionen; es knüpfen sich vielmehr noch viele andere Fragen an den hypnotischen Zustand, dessen rechtliche Folgen heutzutage nicht einmal abzusehen sind. Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte aber, deren Beurteilung jeden Augenblick verlangt werden könnte, sind etwa folgende:

1. Die gerichtsärztlichen Fragen, welche sich auf die Ausführung hypnotischer Experimente beziehen;

---

*) Es freut uns, diesen ungemein wichtigen Gegenstand, von der gegenwärtig für denselben wirkenden Feder Dr. Ladames behandelt, bringen zu können. Der Verfasser vertritt die notwendige Umgestaltung der Grundlagen unseres heutigen Rechtswesens, namentlich unserer Strafrechtspflege, nicht nur in seiner amtlichen Stellung und in seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch als thätiges Mitglied vieler medizinischen und anderer wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften. Mit der hier vorliegenden, kurz zusammenfassenden Darstellung hatte derselbe ursprünglich die Revue de l'Hypnotisme (Oktoberheft der Sphinx S. 268) eröffnet, hat aber die Güte gehabt, auch diese deutsche Darlegung seines Gedankenganges im Druck zu überwachen und zu einer authentischen zu erheben. (Der Herausgeber.)

[1]) In den Archives de l'Anthropologie criminelle et des sciences pénales, herausgegeben in Lyon von den Herren Lacassagne, Garraud und Coztagne, wird demnächst eine ausführlichere Arbeit über diesen Gegenstand von mir erscheinen.

Dr. L.

2. die, welche die Verantwortlichkeit für Vergehen betreffen, die von somnambulen oder hypnotischen Personen selbständig begangen worden sind;

3. die, welche aus Schädigungen (Attentaten) erwachsen, denen Hypnotiker zum Opfer fallen;

4. die, welche sich auf Verbrechen beziehen, die von hypnotisierten Personen unter fremder Beeinflussung begangen werden;

5. die Erheuchelung (Simulation) der Hypnose, und

6. die Anwendung des Hypnotismus vor Gericht selbst.

Entwerfen wir eine flüchtige Skizze von all diesen Gesichtspunkten.

I. Die gerichtsärztlichen Fragen, welche sich auf die Ausführung hypnotischer Experimente beziehen.

Der wissenschaftliche Ausschuß, welchen Ludwig XVI im Jahre 1784 niedersetzte, um die Lehre und das Verfahren Mesmers zu untersuchen, lieferte bekanntlich neben seinem öffentlichen Berichte noch einen zweiten geheimen Bericht, welcher von Bailly aufgesetzt war und den Zweck hatte, die Regierung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche die Handhabung des „Magnetismus" für die öffentliche Sittlichkeit habe. In diesem zweiten Berichte wurde nachgewiesen, daß schon das äußere Verfahren der „Magnetiseure", von allen nervösen Erscheinungen abgesehen, äußerst mißlich sei, und daß die Sinnesstörungen, welche dadurch veranlaßt würden, sehr beklagenswerte Folgen für Sitte und Ordnung haben könnten. Diese Thatsache ist seitdem verschiedentlich durch solche Gesellschaften bestätigt worden, die sich mit mesmerischen Experimenten befaßten, und das Gleiche wurde mir auch persönlich von einem Mitgliede solcher Gesellschaften versichert.[1]) Allerdings sind mir keine gerichtlichen Verhandlungen über Sittenvergehen infolge solcher „mesmerischer" Pfuschereien bekannt geworden. Es ist indessen wahrscheinlich, daß auch solche Fälle schon mehrfach vorgekommen sind, andernfalls wäre es immerhin nicht unmöglich, daß die Gerichte jeden Tag in die Lage kommen können, sich mit einem solchen befassen zu müssen; und die Gerichtsärzte sollten wohl hierauf vorbereitet sein. Übrigens ist diese Frage eng verwandt mit derjenigen, welche wir unter III näher besprechen; wir gehen deshalb hier nicht weiter auf dieselbe ein. Man sollte aber in diesen Fällen nie außer Augen lassen, daß es sich dabei manchmal viel eher noch um eine Prellerei als um ein Vergehen gegen die Sittlichkeit handeln kann, und es ist deshalb nötig, sich mit aller Klugheit und Umsicht zu rüsten, welche nötig ist, um eine solche Prellerei zu enthüllen.

Ferner giebt es noch andere Fragen, welche sich an die Ausübung hypnotischer Experimente knüpfen. Es sind dies die Gefahren, welchen diejenigen Personen ausgesetzt sind, die sich zu solchen Experimenten hergeben. Ein berühmter Prozeß beschäftigte sich vor einigen Jahren mit eben solcher Benachteiligung: der Prozeß des berühmten dänischen Magnetiseurs Hansen, welcher sich im Jahre 1880 vor den Wiener Gerichten abspielte. Auf Veranlassung der ärztlichen Behörden untersagte die Polizei

[1]) Vergl. Ladame, „La Névrose hypnotique", Neuchâtel et Genève 1881, S. 13.

seine magnetischen Vorstellungen. Die Wichtigkeit dieser Frage aber hat bedeutend zugenommen, seitdem solche Schaustellungen so viel häufiger geworden sind, und es hat an öffentlichen Skandalen während der letzten Jahre wahrlich nicht gefehlt.

II. Fragen, welche die Verantwortlichkeit für Vergehen betreffen, die von somnambulen oder hypnotischen Personen selbständig begangen worden sind.

Personen, welche leicht hypnotisierbar sind, können auch leicht von selbst in hypnotische und somnambule Zustände verfallen. Es sind bereits mehrere Fälle dieser Art bekannt geworden, in denen Unschuldige verurteilt worden sind, die doch gar nicht für solche Handlungen zurechnungsfähig gemacht werden konnten, welche sie im Zustande der Hypnose begangen hatten. Wir erinnern hier nur an die allgemeiner bekannt gewordenen Bemerkungen Dr. Motets[1]) und Dr. Dufays[2]). Unzweifelhaft kommen solche Fälle in der gerichtlichen Praxis häufig vor, ohne als solche erkannt zu werden, und diese Fälle würden allein schon genügen, um das Studium des Hypnotismus für den Gerichtsarzt unentbehrlich zu machen. Das Eingreifen eines ärztlichen Sachverständigen kann sehr wohl in solchem Falle die Richter von der Unverantwortlichkeit des Angeklagten überzeugen und so einen Unschuldigen retten, der von einer entehrenden Strafe bedroht ist. Den beiden verehrten Kollegen, welche ich soeben nannte, ist dies geglückt, und ihrem Beispiele werden alle Ärzte folgen, welche die Wichtigkeit einer gründlichen Beschäftigung mit dem Hypnotismus vom gerichtsärztlichen Standpunkte aus eingesehen haben.

III. Fragen, welche aus Schädigungen erwachsen, denen Hypnotiker ausgesetzt sind.

Im Junihefte des Jahrganges 1882 der „Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale"[3]) habe ich einen gerichtsärztlichen Bericht veröffentlicht über einen Fall von Notzucht während hypnotischen Schlafes, dessen sachverständige Beurteilung mir von dem General-Staatsanwalt der Republik des Kantons Neuchâtel anvertraut worden war. Man wird in jenem Artikel alle Gesichtspunkte berücksichtigt finden, welche damals über diesen Gegenstand bekannt waren. Seit jener Zeit aber ist diese Frage in fast allen Veröffentlichungen behandelt worden, welche sich überhaupt mit dem Hypnotismus befassen; und einige neue Fälle sind noch zu jenen vier ursprünglichen hinzugekommen, die ich schon in meinem Berichte benutzt hatte und welche allein bis dahin zu gerichtsärztlicher Untersuchung Veranlassung gegeben hatten. Dr. Mabille, der ärztliche

[1]) Motet, Accès de somnambulisme spontané et provoqué, „Annales d'Hygiène et de Médecine légale", 1881, V, S. 214, und „Annales médico-psychologique", 1881, I, S. 472.

[2]) Dufay, „Revue scientifique", 1. Décembre 1883 und in dem „Memoire" des Professor Liégeois, Nancy 1883.

[3]) Ladame, La névrose hypnotique devant la médecine légale. Du viol pendant le sommeil hypnotique. „Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale", Juin 1882, S. 518.

Direktor der Irrenanstalt in Lafond (Charente inférieure) hat in den Annales Médico-Psychologiques[1]) einen besonders lehrreichen Fall dieser Art veröffentlicht, der am 9. August 1883 vor dem Geschworenen-Gericht in Saintes (Charente inférieure) verhandelt wurde.

Die meisten Verbrechen gegen Somnambule und Hypnotiker aber sind gar nicht der Art, daß sie vor die gerichtlichen Behörden gebracht werden. Man begreift leicht, daß man den im somnambulen Zustande der Hypnose befindlichen Personen alle Arten von verbrecherischen Suggestionen eingeben kann, auch solche, welche gegen sie selbst gerichtet sind, z. B. die des Selbstmordes, und welche entweder während eines solchen Schlafes oder auch nachher (suggestion post-hypnotique) auszuführen sind, ganz nach Belieben des Hypnotiseurs, welcher sein Opfer um so sicherer vergewaltigen kann, je mehr dasselbe unbewußt ist. In dieser Richtung ist ja eine Mitteilung des Dr. Bellanger bekannt genug geworden, bei der es sich um einen verkommenen Arzt handelt, eine Schande unseres Berufes, welcher eine seiner Kranken während wiederholter Anfälle von Somnambulismus mißbrauchte, ohne daß diese in ihrem wachen Zustande davon die geringste Erinnerung hatte. Die arme Frau, welche sich mit Entsetzen schwanger werden sah, während einer langen Abwesenheit ihres Gatten, verlor darüber zugleich den Verstand, als sie Mutter wurde. Professor Liégeois sagt sehr mit Recht in seiner wichtigen Studie[2]), daß es ihm ein Leichtes sein würde, unter den Klienten des Dr. Liébault nicht nur eine, sondern zehn oder zwanzig Personen herauszufinden, welche unter gegebenen Umständen durchaus nicht den kriminellen Angriffen würden widerstehen können. Niemand bezweifelt heute die Möglichkeit, daß eine Frau während des hypnotischen Schlafes der entsetzlichsten Schändung ausgesetzt ist; und Dr. Cullerre schreibt in seinem interessanten Buche[3]), daß von allen Behauptungen, die man hinsichtlich der hypnotischen Thatsachen aufstellen könne, diese am aller wenigsten ernsten Einwänden unterworfen sei.

IV. Fragen, welche sich auf Verbrechen beziehen, die von hypnotisierten Personen unter fremder Beeinflussung begangen werden.

Hier begegnen wir den aller schwierigsten Problemen, welche in der gerichtlichen Medizin aufgeworfen werden können. Dies haben die Arbeiten der Nancyer Schule unzweifelhaft bewiesen. Die Erfahrungen und Beobachtungen der Herren Liébault, Bernheim, Liégeois, Beaunis u. a., denen sich diejenigen der Herren Richet, Dumontpallier. Voisin, Bérillon und Magnin in Paris, sowie die des Dr. Pitres in Bordeaux zugesellen, sind allen bekannt, und die Wichtigkeit der durch Suggestion erzielten Ergebnisse ist

[1]) Mabille, Rapport médico-légal sur un cas de viol et d'attentat à la pudeur avec violences, commis sur une jeune fille atteinte d'hystérie avec crises de sommeil. „Annales médico-psychologiques", 1884, S. 83.

[2]) Liégeois (Professor der Universität in Nancy), De la suggestion hypnotique dans ses rapports avec le droit civil et le droit criminel, Nancy 1885.

[3]) Cullerre, Magnétisme et Hypnotisme, Paris 1886.

bereits dem großen Publikum auf das Lebhafteste zum Bewußtsein gekommen. In den Veröffentlichungen der angeführten Gelehrten finden sich eingehende Darstellungen aller Fälle, die sich in dieser Hinsicht darbieten können. Um nur ein Beispiel hiervon zu geben, beschränke ich mich auf die Wiedergabe der Erzählung, welche der Advokat Charles Foureaux in der Zeitschrift La Loi vom 4. November 1885 [1]) mitgeteilt hat.

Ein Apotheker in Charmes an der Mosel, namens Focachon, ein höchst intelligenter, energischer und ausdauernder Forscher, hat sich seit zwei Jahren mit Leidenschaft der Untersuchung und Anwendung des Magnetismus gewidmet. Ihm sind einige der bedeutendsten Fortschritte in diesem Zweige unserer Erkenntnis zu danken. Er fand eine besonders geeignete Persönlichkeit, welche es ihm erleichterte, die best ergründeten und aller sichersten Beobachtungen zu machen. Bei verschiedenen seiner Versuche gestattete er mir (Foureaux), als Zeuge zugegen zu sein, teilweise auch selbst mitzuwirken.

Diese Versuchsperson war jenes junge Mädchen, welche inzwischen bereits durch die wissenschaftlichen Berichte des Journal des Débats (vom 11. Juni 1885) und des Rappel (vom 11. Juni und 18. September) und die drastischen Mitteilungen vieler anderer Blätter berühmt geworden ist. Diese alle haben bereits erzählt, wie Herr Focachon durch bloße hypnotische Suggestion und ohne Anwendung irgend eines anderen Mittels, als ein mit Gummi bestrichenes Papier an einer bestimmten Stelle der Haut bei diesem jungen Mädchen, welches den ganzen Tag unter strenger Beobachtung in einem der Säle der medizinischen Fakultät in Nancy gehalten wurde, genau die Wirkung eines Blasenpflasters erzielte. Ich selbst habe die davon herrührende Narbe gesehen. Ich habe auch auf den Armen dieses Mädchens eine Wunde gesehen, welche auf dieselbe Weise durch die Wirkung der Einbildungskraft hervorgebracht war, und welche die Gestalt hatte, wie wenn sie der Abdruck eines Nagels sei, in der That ein echtes Stigma, ähnlich denjenigen, welche unlängst in Belgien an den Händen und Füßen der Luise Lateau konstatiert worden sind.

Weiter aber ist es Herrn Focachon und den Professoren Beaunis und Bernheim gelungen, beliebig die Bewegungen des Blutes und den Herzschlag bei jenem Mädchen zu verzögern und zu beschleunigen. Diese Beobachtungen sind mittelst eines „Sphygmographen“ festgestellt und der Nachweis derselben ist noch in den durch dieses Instrument erzielten Zeichnungen vorhanden.

Alles dieses soll darthun, daß die Hypnotisierte, um die es sich hier handelt, sich keineswegs verstellte, und daß die berichteten Erscheinungen ganz von ihrem Willen unabhängig, konstant und unbestreitbar sind, daß es sich auch um materielle Wirkungen handelt, welche sie im wachen Zustande gar nicht selbst hätte herbeiführen können, so gerne sie es auch gewollt haben möchte. Fügen wir indessen hinzu, daß die Versuche noch weiter hätten geführt werden können. Viele Sachverständige sind in der That überzeugt, und wohl nicht ohne Grund, daß, wenn man die Möglichkeit hat, die Blutzirkulation zu vermindern, man auch die Macht hat, sie ganz anzuhalten. Die Folge davon würde der Tod sein.

Man würde ebenso bei einer Frau während des magnetischen Schlafes die Zusammenziehungen und Wehen der Geburt hervorrufen können. Dieses Experiment ist uns sogar vorgemacht worden. Das heißt, daß eine Abtreibung jedem möglich ist, und doch bis heutigen Tages unbestraft bleiben müßte. Ich will ferner von dem Gedanken an Selbstmord nicht weiter reden, den man ja leicht einer jeden solchen

[1]) Vergl. Archives de l'Anthropologie criminelle et des Sciences pénales, Nr. 2, 15. März 1886.

Persönlichkeit eingeben könnte. Die Beeinflussung des Todesgedankens würde in solchem Falle bis zum letzten Augenblicke des Opfers dauern.

Soll denn nun die Rechtspflege sich gar nicht um all diese Geheimnisse kümmern?

Doch ich übergehe diese Frage. Eine noch viel seltsamere Erfahrung ist uns geliefert worden. Sie ist geradezu zwingend und fordert die Aufmerksamkeit der Rechtsgelehrten auf das dringendste.

Es kam uns der Gedanke, die Hypothese aufzunehmen, welche in dem letzten Roman von Jules Claretie „Jean Mornas" aufgeworfen ist, und unsere Versuchsperson durch Suggestion alle Handlungen so ausführen zu lassen, wie sie der Novellist seinem Helden zuschreibt, um auf diese Weise über den Grad von Wahrscheinlichkeit solcher Vorgänge urteilen zu können. Ohne Zweifel hat der Verfasser von „Jean Mornas", ehe er diesen Roman schrieb, ein Erlebnis dieser Art durchgemacht, denn selbst die aller phantastischsten Einzelheiten des Werkes haben sich uns als möglich erwiesen und wir können versichern, daß wir diesen Roman eingehend „durchlebt" haben.

Man höre! Nachdem das Mädchen einmal in den tiefsten Schlafzustand der Hypnose versenkt war, welcher am sichersten zu bewähren ist, befahl ich ihr, am andern Morgen zu bestimmter Stunde wiederzukommen und sich verstohlen bei Herrn Focachon einzuschleichen, aber Acht zu geben, daß sie von niemandem bemerkt werde, dann ein Armband aus einem Schrank, den ich ihr bezeichnete, zu stehlen und es heimlich zu mir zu bringen. Dabei beobachtete ich alle Vorsichtsmaßregeln, welche volle Sicherheit gegen einen Verdacht der Beeinflussung boten. Ich fügte noch hinzu, daß sie mich in keinem irgend eintretenden Falle anklagen oder auch nur nennen dürfe.

Man sollte kaum die Pünktlichkeit für möglich halten, mit welcher meine Befehle ausgeführt wurden, noch weniger aber die erstaunliche Geschicklichkeit, mit welcher der Diebstahl in meiner Gegenwart ausgeführt wurde, denn ich lauerte während dessen hinter einer Glasthür verborgen. Zur bezeichneten Stunde stellte sich das Mädchen, nachdem sie alles genau ausgeführt hatte, bei mir in meinem Hause, wohin ich inzwischen zurückgekehrt war, ein und zog aus ihrer Tasche mit außerordentlicher Vorsicht den Schmuckgegenstand hervor, welchen ich gefordert hatte.

Denselben Abend aber versetzte Herr Focachon sie von neuem in hypnotischen Schlaf. Zwischen beiden entspann sich dann vor uns folgendes Zwiegespräch: — „Bei mir ist heute ein Armband gestohlen worden. Sie sollten wohl wissen durch wen." — „„Wieso meinen Sie, daß ich dies wissen müßte?"" — „Ihnen sollte das Nähere doch nicht unbekannt sein." — „„Warum?"" — „Weil ich gewiß weiß, daß Sie den Dieb kennen. Nennen Sie ihn mir!" — „„Ich kann es nicht."" — „Ich will es." — „„Ich sage Ihnen aber, daß ich es nicht kann."" — „Sie wissen doch sehr wohl, daß Ihr Wille hier nicht Herr ist. Hier giebt es nur einen Willen, den meinigen. Gehorchen Sie!" — (Nach einem stummen Kampfe und mit sichtlicher Anstrengung): „„Nun denn, ich that es selbst."" — „Das ist ja nicht möglich!" — „„Doch, ich war es."" — „Sie sind ja einer solchen That gar nicht fähig. Dann muß man Sie zu derselben gezwungen haben?" — „„Nein!"" — „Sie haben das doch sicherlich nicht allein ausgeführt?" — „„Doch!"" — „Das glaube ich nicht!" — „„Nun wohl, nein."" — „Wer denn?" — „„Oh, das werde ich Ihnen nicht sagen."" — „Ich fordere es aber von Ihnen." — „„Niemals."" — „Ich befehle Ihnen, es mir zu sagen."" — „Das ist mir gleich! Ich würde eher mein Leben preisgeben. Ich werde das Geschehene bereuen, denn Sie thuen mir viel Gutes, aber ich werde Ihnen das niemals sagen.""

Und trotz all dieses Drängens, trotz der aller nachdrücklichsten Befehle, blieb sie ihrem ersten Auftrage getreu und enthüllte den Namen nicht. Indessen ist der Hypnotiseur überzeugt, daß es ihm gelungen sein würde, ihr dies Geheimnis zu ent-

reißen, wenn er seine darauf gerichteten Befehle hinreichend wiederholt hätte, da er schon in manchen Fällen ebenso lange festgehaltene und nicht weniger hartnäckige Weigerungen überwunden habe.

Soweit also hatten wir die Annahme von Claretie vollständig als richtig nachgewiesen. Dann aber haben wir diesen Versuch noch während desselben Schlafes weiter entwickelt. Man höre weiter, wie sich das Gespräch fortspann:

„Ich muß mich an jemandem rächen. Wollen Sie mir dabei helfen?" — „„Sehr gerne."" — „Sie wissen, daß Herr M. Z. mein Feind ist." — „„Das glaube ich wohl."" — „Nun wohl, Sie sollen ihn denunzieren; sobald Sie in wachem Zustande sind, schreiben Sie an den Friedensrichter in Charmes, daß man Sie hier angeklagt, ein Armband gestohlen zu haben, daß Sie aber unschuldig seien, daß Herr M. Z. der Thäter sei, und daß Sie ihn haben den Diebstahl begehen sehen." — „„Aber das würde ja eine Lüge sein, da ich das Armband selbst genommen habe."" — „Das macht nichts; Sie schreiben das!" — „„Nun wohl, aber es ist doch nicht wahr."" — „Ja, es ist wahr; denn Sie sind ein viel zu ehrliches Mädchen, als daß Sie das Armband gestohlen haben könnten; Sie haben das nicht gethan. . . Verstehen Sie mich! Sie sind es nicht, sage ich Ihnen, Sie haben es nicht gethan!" — (Mit Überzeugung): „„Freilich nicht, ich bin nicht der Thäter!"" — „M. Z. ist der Dieb, Sie haben ihn gesehen." — (Mit Energie): „„Ja, ich habe ihn gesehen. Er ist es!"" — „Sie werden dies also an den Friedensrichter schreiben." — „„Sogleich, ich muß ihn denunzieren.""

Als sie wieder im wachen Zustande war, verfaßte sie wirklich in der vollsten Überzeugung von der Wahrheit ihrer Denunziation den folgenden Brief, schloß und frankierte denselben und wollte ihn selbst auf die Post tragen, als man sie wieder hypnotisierte, um sie daran zu verhindern. — Dieser Brief ist in unseren Händen, und lautet wie folgt:

Charmes, den 5. Oktober.

Herr Friedensrichter.

Ich habe mich einer Pflicht zu entledigen. Heute Morgen um ein Uhr ist bei Herrn Focachon ein Armband gestohlen worden. Man hatte für einen Augenblick mich selbst dieser That beschuldigt, jedoch sehr mit Unrecht; ich schwöre es Ihnen, denn ich bin ganz unschuldig.

Ich muß Ihnen den Dieb nennen, denn ich habe alles gesehen, es ist Herr M. Z. (Folgt der Name voll ausgeschrieben.) Die That hat folgendermaßen stattgefunden. Er hat sich um ein Uhr in den Salon des Herrn Focachon eingeschlichen, er kam durch die kleine Thür von der Straße du Four herein und hat ein Armband der Frau Focachon gestohlen, welches sich in einem Schranke hart am Fenster befand. Ich habe es gesehen. Er hat dasselbe dann in seine Tasche gesteckt und hat sich eiligst entfernt. Ich schwöre Ihnen, daß es sich so verhält, wie ich es hier angegeben. Er ist allein der Dieb, und ich bin völlig bereit, dies vor Gericht zu bestätigen.

(Unterzeichnung.)

Kein einziger Ausdruck dieses Briefes ist dem Mädchen diktiert worden, und der letzte Satz, in welchem sie ihr Zeugnis dem Gerichte zur Verfügung stellt, ist ganz aus ihrer eigenen Initiative hervorgegangen. Jetzt aber hat sie alles vergessen und würde selbst am aller meisten erstaunt sein, wenn man ihr diese Sache erzählte; indessen bedürfte es nur wieder einer sehr geringen hypnotischen Suggestion, und sie würde nicht verfehlen, heute oder in 14 Tagen oder in einem Monat zu irgend einer Gerichtsbehörde zu gehen und eidlich mit der aufrichtigsten Überzeugung irgend welche Behauptungen von Thatsachen auszusagen, über die man ihr hypnotisch eine andauernde Halluzination beigebracht hätte.

Da hätte man die Bewerkstelligung eines falschen Zeugnisses. Und diese Erscheinung ist um so gefährlicher, wie sehr richtig Professor Liégeois in Nancy be-

merkt, und um so furchtbarer, als der Zeuge dabei von der Wahrheit dessen, was er aussagt, voll überzeugt ist und da kein Verhör der Richter ihn folglich zur Reue oder zum Widerruf bringen kann.

Die Erfahrungen, welche man bis jetzt hinsichtlich der Zeit gesammelt hat, während welcher eine posthypnotische Suggestion bei einer Person anhalten kann, bis sie sich verwirklicht, beweisen, daß die Grenzen der Dauer dieser Zeit sehr ausgedehnt sind. So ist es Professor Beaunis in Nancy geglückt, eine Suggestion 172 Tage, nachdem er sie gegeben, ausgeführt zu sehen, vom 14. Juli 1884 bis zum 1. Januar 1885.[1]) Vielleicht hat dies letztere Datum des 1. Januars viel dazu beigetragen, daß sich die eingegebene Handlung nach so spät verwirklichte. Die Professoren Richet und Bernheim hatten bereits angegeben, daß die Grenze, über welche hinaus die posthypnotische Suggestion nicht mehr wirke, mehrere Wochen überschreite. Ich glaube aber, daß man diese Grenze soweit ausdehnen kann, wie man nur will, wenn man nur den eingegebenen Gedanken mit gewissen Merkmalen ausstatten kann, welche dem Gedächtnisse der hypnotisierten Person den zukünftigen Tag, an welchem er die angegebene Handlung vollführen soll, fest einprägen. Die Frage nach der Dauer der Zeit, während welcher eine Suggestion latent bleiben kann, scheint mir an sich erst eine sekundäre zu sein, dagegen lege ich großes Gewicht auf die äußeren Umstände, unter denen man die Ausführung einer solchen eingegebenen Handlung bewirken kann.

V. Die Erheuchelung der Hypnose.

Dank den genauesten Beobachtungen, welche seit mehreren Jahren von zahlreichen Gelehrten gemacht worden sind, unter denen die Professoren Charcot und Richet[2]), sowie Dumontpallier[3]), Bérillon[4]) und Magnin[5]) die ersten waren, kennen wir jetzt mit ziemlicher Sicherheit die physischen Symptome, welche den hypnotischen Zustand begleiten, und wir besitzen dadurch die Mittel Alle, welche diesen Zustand erheucheln wollen, zu entlarven. Ich halte mich bei diesem Gegenstande nicht auf. Die Aufgabe des Gerichtsarztes, seine erste Pflicht, wird stets sein, in jedem einzelnen Falle deutlich nachzuweisen, ob wirklich Hypnose vorliegt. Man hat kürzlich in der Tagespresse einen gewissen Lärm über den Fall der Annette Gaudin gemacht. Obwohl dieser Fall nicht eigentlich eine Erheuchelung war, gehört er doch hierher; und wir können ihn hier kaum mit Stillschweigen übergehen. Man wird sich erinnern, daß die zweite Instanz des Pariser Polizei-Gerichts dieses Mädchen für Diebstahl ver-

---

[1]) Beaunis, Le somnambulisme provoqué. Etudes physiologiques et psychologiques, Paris 1866, S. 233.

[2]) Charcot et Richet, „Archives de Neurologie" 1881—1885; und Paul Richet, Etudes cliniques sur la grande hystérie. 2. Auflage, Paris 1885.

[3]) Dumontpallier, „Memoires de la Société de biologie", 1881—1884; Comptes rendues de l'Académie des sciences, 9. Janvier 1882.

[4]) Bérillon, Hypnotisme expérimental, Paris 1884.

[5]) P. Magnin, Etude clinique et expérimental sur l'hypnotisme, Paris 1884.

urteilt hatte und daß dieselbe gegen diese Entscheidung appellierte unter dem Vorwande, daß sie bei der That unter einer Suggestion gestanden habe. Die Untersuchung der Kranken wurde den Herren Charcot, Brouardel und Motet anvertraut und deren Bericht über diesen Fall ist in den Archives de Neurologie [1]) veröffentlicht worden. Wir verweisen auf diesen Artikel alle diejenigen Leser, welche sich eingehender über die Methode der Entlarvung einer Simulation des hypnotischen Zustandes unterrichten wollen. Professor Charcot, welcher ganz besonders die klinische Untersuchung leitete, bewies, daß die Vorgänge, welche sich bei der Annette Gaudin zeigten, nichts mit einer hypnotischen Suggestion zu thun hatten, sondern ausschließlich Anfälle von Hysterie mit allgemeiner Steifheit der Glieder waren.[2])

VI. Die Anwendung des Hypnotismus vor Gericht.

Nach dem, was man vom Hypnotismus weiß, könnte es scheinen, daß nichts leichter sei, als mit völliger Sicherheit festzustellen, was sich in jedem gegebenen Falle während einer voraufgegangenen Hypnose zugetragen hat, denn man brauche die hypnotische Person nur von neuem in Schlaf zu versetzen, um von ihr mit der größten Wahrheit jene Szene erzählt zu erhalten, deren Einzelheiten man zu wissen wünscht. Der mir hier gesetzte Raum gestattet nicht, daß ich näher auf die Erörterung dieser interessanten Frage eingehe. Ich habe dieselbe bereits in meinem Buche La névrose hypnotique und in dem gerichtsärztlichen Berichte, welchen ich in den Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale veröffentlicht habe, behandelt. Seitdem hat namentlich Dr. Pitres dieselbe mit großer Genauigkeit in seiner ausgezeichneten Arbeit über die Suggestionen [3]) erörtert und Dr. Cullerre hat derselben einige Zeilen in dem Kapitel l'Hypnotisme et le Code seines schon erwähnten Buches gewidmet. Indem er dort von der Anwendung des Hypnotismus vor Gericht redet, sagt er [4]), daß „diese Art von Frage ebenso wenig gerechtfertigt sei, wie die alte Stellungnahme". Indessen beweist doch der Fall des Dr. Motet, von dem wir oben (S. 351) geredet haben, daß das Gericht unter Umständen ein Interesse daran haben kann, die Aussagen einer vorher hypnotisierten Person zu vernehmen. Aber freilich glauben wir, daß solche Umstände immer nur ausnahmsweise vorkommen werden. Wir sagten bereits hierüber 1881 [5]):

Die Beispiele, welche wir angeführt haben, beweisen, daß der künstlich hervorgerufene Somnambulismus sehr wichtige Enthüllungen zu Tage fördern kann; aber wer würde wohl wagen, selbst hinsichtlich geringer Umstände, sein Urteil auf die Geständnisse der Anklagen eines Somnambulen zu stützen? . . . . Wir glauben daher nicht, daß man sich jemals des Hypnotismus bedienen wird, um Personen Geheimnisse zu entreißen, die auf dem Grunde ihres Herzens verborgen sein mögen, oder um Thatsachen herauszubringen, welche Angeklagte ihnen anvertraut haben mögen.

---

[1]) Band XI, Mai 1886, Nr. 33, S. 398.

[2]) Die Angeklagte wurde übrigens trotzdem aus prozessualischen Gründen freigesprochen; vergl. auch das Juliheft der „Sphinx" II, S. 59.

[3]) A. Pitres, Des suggestions hypnotiques, Bordeaux 1885, S. 50.

[4]) Magnétisme et Hypnotisme, S. 366.

[5]) La névrose hypnotique, S. 166.

Der Gerichtsarzt, welcher wegen einer Anwendung hypnotischen Verfahrens für ein Verhör oder eine sachverständige Untersuchung zu Rate gezogen wird, sollte stets mit der größten Klugheit vorgehen und das Gericht auf die zahlreichen Fehlerquellen aufmerksam machen, welche die Aussagen hypnotisierter Personen vollständig wertlos machen können. Indessen ist zu vermuten, daß in den meisten Fällen der sachverständige Arzt selbst dem Gerichtshofe einen Versuch mit der Hypnotisation vorschlagen wird, wo er sich irgend einen wirklichen Erfolg davon verspricht. Aber der gerichtlichen Anwendung des Hypnotismus wird sich wohl öfter ein noch höheres Interesse entgegenstellen. Könnte man auf diese Weise auch den wirklich Schuldigen entdecken, so wird doch wohl das Gerechtigkeitsgefühl ein solches Mittel mißbilligen, welches dem Angeklagten seinen freien Willen raubt und ihn hilflos denjenigen preisgiebt, welche ihn veranlassen wollen, unbewußt Enthüllungen zu machen, die für ihn selbst oder andere verderblich sind. [1])

---

[1]) Wir meinen doch, daß man die Hypnose namentlich wohl zur Herbeischaffung äußeren objektiven Beweismaterials verwenden wird, wo dies möglich erscheint. Auch sehen wir darin, daß die Hypnotisation den „freien Willen" der betreffenden Person bezwingt, keinen Grund gegen die Anwendung derselben, wo es sich um Gerechtigkeit handelt und eventuell um die Rettung eines Unschuldigen vor ungerechter Verurteilung, vor einem Justizmord. (Der Herausgeber.)



Von
Ludwig Feuerbach bis auf die Gegenwart.

Von
Julius Duboc.

III.

Transscendentaler Optimismus. Okkultismus.[1])

Zu den in den Schlußzeilen meines letzten Artikels angedeuteten Bedenken gegen die Einschränkung des Weltenseins auf Entstehen, Werden und Vergehen, also auf die sichtbare Weltordnung oder, wie man auch sagen könnte, auf die scheinbar sichtbare Weltordnung im naturalistischen Realismus treten andere Erwägungen hinzu. Ich habe dieselben in meiner Schrift: „Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart“ [2]) ausführlich verarbeitet und kann hier nur einen Hauptgesichtspunkt derselben, zur Vervollständigung und Erläuterung des bisher Gesagten, hervorheben.

Wir sehen in der organischen Welt ein Empfindungsbereich sich aufbauen. Dasselbe gilt den Physiologen als seelische Grundthatsache, d. h. als das allen höheren seelischen Vorgängen zu Grunde Liegende und wird, wenn es an und für sich, als reines Vermögen, ohne Unterscheidung seines Inhalts, betrachtet wird, meistens in diesem Sinn erörtert. Dasselbe hat aber noch eine weitere Bedeutung. Indem es aus dem Innersten des Lebensvorganges hervortreibt, ist es ein Ausdruck desselben, seine nach außen gekehrte Innenseite, d. h. es kann über die Qualität des Lebensvorganges, über sein Beschaffensein, über seinen Inhalt etwas aussagen. Seiner Beschaffenheit gemäß, wie immer dieselbe sei, empfindet jedes Wesen. Das Empfinden ist kein spontaner, ursprungslos vollzogener Akt, sondern das genaue Ergebnis der qualitativen Beschaffenheit seines Mutterschoßes d. h. des Lebensvorganges an sich. Wie dieser das Empfinden, so treibt dieses nun aber wieder ein Neues aus sich empor. Es erbaut sich eine weitere Stufe, das **Streben**, das Verlangen, welches abermals die Qualität der Empfindung insofern an sich trägt, als auch hier die **Richtung** des Strebens und Verlangens sich ganz nach der Beschaffenheit der Empfindung richtet. Empfindet jemand

---

[1]) Ich wähle diese besonders in England gebräuchliche Bezeichnung „**Okkultismus**“, weil sie treffender als andere darauf hinweist, daß dem damit gemeinten Gebiete nur solche Thatsachen angehören, die noch nicht aufgeklärt und unserm Erkenntnisbereiche einverleibt sind. Von Unkundigen wird oft statt dessen das Wort „spiritistische“ Erscheinungen als ein Sammelname gebraucht — sehr mit Unrecht, da man mit „Spiritismus“ doch nur die „Lehre von den Spirits“ bezeichnen sollte. J. D.

[2]) Bonn 1881

einen verschmachteten Zustand, so strebt er nach Kühlung, nach Durststillung rc. Das Streben ist nur das Aktivum zu dem Passivum der Empfindung, das intellektuell reflektierte, geistig verdaute Empfinden. Nun zielt aber alles Streben in aller Kreatur auf Wohlsein, d. h. auf möglichste Erhöhung des Lebensgehalts, auf Beseitigung der dieser entgegenstehenden Hemmungen rc. Von dieser eudämonistischen Grundthatsache giebt es keinerlei Ausnahme. Auch die Pflichtensphäre bildet nur eine scheinbare, wie ich anderswo nachgewiesen zu haben glaube.[1]) Wenn nun das Streben nur das Empfinden übersetzt und wiederspiegelt und das Empfinden wiederum das, was thatsächlich zu Grunde liegt, die innerste Beschaffenheit des Lebensvorganges, seine Bewegungsform indiziert, so bedeutet das Streben nach Wohlsein, nach Erhöhung des Lebensgehalts soviel, als daß eine so gerichtete Weltenarbeit sich in That und Wahrheit vollzieht. Das Streben ist in diesem Verhältnis dem Pulsschlag vergleichbar, — das, was im Innersten des Lebensprozesses vor sich geht, was ihn selbst ausmacht, ist wie die Blutwelle. Wie aber der Pulsschlag nicht anders gehen kann als die Blutwelle, so könnte auch das allgemeine Streben sich nicht auf Erhöhung des Lebensgehalts richten, wenn diesem nicht das zu Grunde liegende thatsächliche Verhältnis, das, was thatsächlich im Weltensein vor sich geht, entspräche. Wir haben es nun nicht mehr mit einer bloß auf- und niederwogenden Lebenserscheinung, wie im naturalistischen Realismus, nicht mehr mit einer bloß irdischen fortschrittlichen Entwickelung, die ja auch dieser zugiebt und auf die er baut, deren Ende aber mit dem Ende des biologischen Prozesses auf Erden zusammenfallen müßte, zu thun, sondern mit einem transscendentalen Optimismus, der den Blick auf das Ganze richtet und der sich berechtigt glaubt, die irdische Klammer und die Sinnensphäre zu durchbrechen. Und wenn der denkende Mensch und also auch der Philosoph, der nach Feuerbach ja nichts weiter sein soll als ein denkender Mensch, sich auch immer bewußt bleiben wird, daß er in seiner vergänglichen Sprache, wenn er von Erhöhung des Lebensgehalts im Weltensein, von Harmonisierung desselben u. s. w. redet, nur in Gleichnissen spricht

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,

so wird er doch auch in diesen Gleichnissen einen Kern des Wahren zu besitzen glauben, dessen er sich getrösten und an dem er sich erbauen kann. Letzteres freilich ist nur da möglich, wo das ethisch-ästhetische Bedürfnis noch besteht, welches der durchgehende Grundzug der griechischen Philosophie im Altertum war, im Kosmos statt einer unzerreißbaren, rohe Gewalt repräsentierenden Zwangsjacke ein sinnvoll geordnetes Gewebe zu erblicken. In diesem Sinn fand auch Fichte in der angedeuteten Auffassung Wahrheit und Erbauung.

„Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel — sagt er irgendwo — jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer,

[1]) Vgl. des Verfassers: Kant und der Eudämonismus in der „Zeitschr. für Völkerpsychologie". Bd. XIV, 3.

das sich selbst verschlingt um sich wiederzugebären, wie es schon war, es ist vor meinem Blick vergeistigt und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht."

Dieses stete Fortschreiten zum Vollkommenen — nenne man es nun Selbst-Idealisierung kraft eingeborener Lebensenergie, wobei diese letztere als organisierende Idee uns gegenübertritt, oder Vergeistigung oder Harmonisierung[1]) — jedenfalls ist in ihm nicht mehr der Weltwiderspruch enthalten, der nach dem Vorhergehenden sowohl dem Pessimismus als dem naturalistischen Realismus als Bodensatz verbleibt. Dem Materialismus und dem mit ihm sich identifizierenden Freidenkertum wird die angezogene Formel natürlich anstößig-spiritualistisch erscheinen. Aber eben Fichte, der bekanntlich des Atheismus beschuldigt wurde und selbst seine Stellung infolge dessen niederlegen mußte, ist ein treffendes Beispiel, daß Freidenkertum und ein gewisser Grad von Spiritualismus sich nicht notwendig ausschließen, und es ist in der That auch gar nicht abzusehen, warum der letztere durchaus mystisch oder orthodox sich verhalten und das erstere in die sehr enge Formel des naturalistischen Realismus gebannt bleiben soll.

Der transscendentale Optimismus, indem er die Überzeugung von einem innerlichen, das Weltall durchwaltenden Fortschritt im Sinn einer Erhöhung des lebendigen Gehalts desselben festhält, entscheidet damit zunächst nichts über die große Frage nach der Stellung des einzelnen Menschenwesens, des Individuums, in diesem so aufgefaßten und angeschauten Weltprozeß. Man kann der Gattung die Stellung anweisen, wie ich dies in meiner „Tragik vom Standpunkt des Optimismus"[2]) gethan habe, daß sie in dem kosmischen Prozeß mit der Bestimmung eingebaut sei, Träger der Geisteskraft zu sein, Instrument ihrer den Stoff bezwingenden, ihn zu höherem Dienst herrichtenden Arbeit und daß der Mensch in diesem Sinn seine ihn vom Tier radikal scheidende Gestaltaufrichtung vollziehe — auch damit ist über das Individuum nichts ausgesagt. Dauert es, geht es unter? Kommt ihm selbständige Bedeutung zu, liegt seine Bedeutung vielmehr in der Teilnahme und der ihm zufallenden Teilarbeit am Weltgeschick, ist es Herrscher, ist es Diener, ist es Inhalt, ist es Gefäß?

Eine Thatsache scheint dagegen zu sprechen, daß dem Individuum das Recht zukomme, seiner Individual-Existenz eine hauptsächliche und in diesem Sinn dauernd bestehende Bedeutung, die Bedeutung eines Mittelpunkts beizulegen: es ist das dasjenige, was man seine schutzlose, preisgegebene Stellung im Weltprozeß nennen kann. Selbst wenn man die angebliche Freiheit des Menschen, die wie die ehemalige chambre introuvable nirgends realiter zu finden ist, dadurch zu retten sucht, daß man sie in das „intelligible" Wesen des Menschen, d. h. eigentlich in die Dunkelkammer, in das Unverständliche verlegt, wenn man demgemäß dem

[1]) Dieser Ausdruck läßt sich ebenfalls sehr wohl rechtfertigen, doch würde das hier zu weit führen.

[2]) Hamburg 1886.

Menschen also auch eine wirkliche Verschuldung zurechnet und damit wiederum die ihm auferlegte Trübsal in Verbindung bringt — was ich meinerseits alles nicht thue — so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß in dem Kampf elementarer Gewalten, in dem Spiel zufälliger Kombinationen, in den Einflüssen durch Vererbung u. s. w. des Menschen Schicksal wie von einem jäh daherfahrenden Wirbelwind erfaßt erscheint. Es tritt eine — sit venia verbo — gewissermaßen geringschätzige Behandlung aller begründetsten Ansprüche des Individuums auf Glück und Gerechtigkeit in seinem irdischen Daseinsbestande zutage, so daß die Schlußfolgerung nahe gelegt wird, daß der Schwerpunkt desselben überhaupt nicht in seiner Einzel-Existenz liegen könne. Indessen man wird eine so schwer wiegende Frage nicht nach einem derartigen Gesichtspunkt für ausreichend beantwortet halten dürfen, und die Spekulation als solche wird sich überhaupt noch nach anderem, außerhalb des eigentlichen Spekulationsgebietes gelegenen, möglichst empirisch gestalteten Material umzusehen haben. Gewähren nun solches die von der Wissenschaft bisher wenig und jedenfalls nicht nach Gebühr gewürdigten Beobachtungen und angeblichen Thatsachen, denen diese Zeitschrift hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit zuwendet? Ich halte ein Ja für voreilig, nicht minder aber ein absprechendes Nein und betrachte die Möglichkeit als nicht ausgeschlossen, nota bene bei vorsichtigster Verwertung der in Betracht kommenden Daten.

Vielleicht hat manchem Leser, der mir bis dahin getreulich gefolgt ist, sich schon die Frage aufgedrängt, inwiefern meine bisherigen Auseinandersetzungen mit dem Hauptgegenstand der „Sphinx“ in näherer Beziehung stehen. Darauf möge zunächst die folgende, sich mir gerade aufdrängende Erinnerung aus früheren Jahren und die Bemerkungen, die ich daran knüpfen will, eine Antwort zu geben versuchen.

Es war im Jahre 1853, als ich, der ich damals in der ersten Jugendbegeisterung den Philosophen Feuerbach aufgesucht hatte und auf Schloß Bruckberg, seinem damaligen Aufenthaltsorte, dessen Gast geworden war, eines schönen Tages plaudernd mit ihm und einigen anderen unter dem Laubdach einer der schönen Baumgruppen des an das Schloßgebäude anstoßenden Gartens saß. Das Gespräch wandte sich auf das damals vielfach in Schwang befindliche, als Kuriosum die Neugier reizende Tischrücken.

Ich hatte mich auch mit demselben mehrfach versündigt und eben meine sehr harmlosen Erfahrungen zum besten gegeben, als Feuerbach sich mit großer Lebhaftigkeit und Widerwillen gegen das ganze Treiben wandte, üble Folgen desselben prophezeihte und jede Teilnahme daran mit einer Art von Interdikt belegte. Ich war viel zu jung und viel zu sehr von einer aufrichtigen Verehrung für den mir so weit überlegenen Denker durchdrungen, als daß ich zu widersprechen gewagt hätte. Ich wunderte mich nur im Stillen und versuchte vergebens, die zornige Aufwallung Feuerbachs logisch zu begreifen, da ich den Grund gar nicht einzusehen vermochte. Was hatte das Tischrücken mit seiner Religionsphilo-

sophie, die mir sehr am Herzen lag, was mit Gott und der Unsterblichkeit zu thun? Ich hatte diesen gegenüber die ethische Position des Philosophen mir angeeignet — sollte es deshalb nicht noch unerforschte Naturgeheimnisse, nicht unbekannte physikalische Thatsachen geben? Ich konnte mir sogar denken, daß es neben uns vielleicht noch eine Religion von Lebewesen geben könne, deren Bekanntschaft zu machen uns vielleicht noch vorbehalten sei, wenn unsere Perzeptionsfähigkeiten sich verschärften oder verfeinerten? Warum nicht? Wurde das Tier- und Pflanzenreich doch fortwährend durch Entdeckung neuer Spezialitäten bereichert? Warum sollte es gewissermaßen vergeistigte Strukturverhältnisse nicht geben können, denen seltener und schwerer, aber doch vielleicht unter Umständen oder unter besonderen, erst noch zu erforschenden Voraussetzungen anzukommen war? — — Feuerbach wurde in seiner Antipathie hauptsächlich dadurch bestimmt, daß er in den Thatsachen des Somnambulismus, der Fernwirkung, der Doppelgängerei u. s. w., denen ohnehin niemand, als genügend verbürgt, recht traute und zu denen sich nun als neuestes Phänomen von anscheinend noch zweifelhafterer Beschaffenheit das Tischrücken gesellte, ebenso viele Brücken zu der von ihm bekämpften, die Bedeutung der Sinnlichkeit verkennenden Geistesphilosophie und Begriffsspekulation, also zu dem Standpunkt erblickte, dem Denken, und zwar in der Bedeutung des sich selbst bethätigenden, raum- und zeitlosen Allgemeinen so viel als Sein bedeutete. Dem gegenüber lehrte Feuerbach das Denken als „eine jetzt und hier seiende, eine zeitliche und räumliche Thätigkeit" begreifen und er fügte hinzu: „Wäre Raum und Zeit wirklich aufgehoben für den Geist, so müßte ich dort, wo ich in Gedanken bin, auch wirklich sein. Allein ich bin hier in Wahrheit, in der Leiblichkeit, dort nur in Gedanken, in der Einbildung." Gerade das so zugespitzte und formulierte Argument schien nun gewissermaßen ins Gedränge zu geraten, wenn Thatsachen zugegeben werden sollten, bei denen, wie dies ja in gewissen Fällen der Doppelgängerei behauptet wird, das lebhafte Denken und Sich-Versetzen an einen bestimmten Ort die betreffende Person, in der dieser Akt stattfindet, dort, wohin sie sich im Geiste versetzt hat, sichtbar erscheinen läßt. Es schien ins Gedränge zu geraten, sage ich (und daher eine leicht begreifliche Antipathie) — in Wahrheit kommt doch alles dabei nur auf einen veränderten oder erweiterten Begriff der Leiblichkeit und Sinnlichkeit an und von dem Hauptprinzip gerade, welches Feuerbach in dieser Beziehung vertrat, läßt sich in keiner Weise behaupten, daß es im prinzipiellen Gegensatz zu den Anschauungen, welche jetzt auf diesem Gebiet sich Bahn zu brechen suchen, gestanden habe. Ihm galt es vor allem — ich wiederhole diesen Punkt, um ihn vor Entstellungen zu schützen — gegen die abstrakte Philosophie den Satz zu vertreten, daß die Seele nicht als bloßes Denkprinzip, nicht als das sich selbst setzende Allgemeine zu fassen sei; der bloß gedachten Existenz gegenüber behauptete er die Wahrheit der Leiblichkeit und Sinnlichkeit; dem Bewußtsein, welches alles in allem zu sein vermeinte, weil es ja kein Empfinden ohne Denken, ohne Bewußtsein giebt, führte er zu Gemüt, daß es ja auch kein Bewußtsein ohne

Empfindung gäbe, ja daß das „Bewußtsein eigentlich nichts anderes als eben die bewußte Empfindung sei". In allem diesen liegt so wenig ein Gegensatz zu derjenigen Grundanschauung, mittelst der z. B. du Prel seine Erläuterungen sogenannter mystischer Phänomene zu stützen sucht, daß man manches vielmehr eher als eine Vorarbeit derselben bezeichnen könnte, da hier wie dort davon ausgegangen wird, daß die Seele nicht als nur denkend aufgefaßt werden dürfe. Ebenso wenig wird durch die neueren Ausführungen das Prinzip der Leiblichkeit oder Sinnlichkeit, welches Feuerbach gegen die bloß begrifflichen oder Gedanken-Wesenheiten ins Feld führte, angetastet, sondern dasselbe wird höchstens modifiziert resp. erweitert. Es versteht sich von selbst, daß durch die Aufnahme neuer Sinnesthätigkeiten das Programm der Sinnlichkeit (um mich so auszudrücken) verändert werden kann, obwohl das Prinzip selbst davon nicht berührt wird. Es läßt sich daher getrost behaupten — und ich glaube dies mit einigem Gewicht thun zu können — daß in Feuerbachs prinzipieller Stellung kein Moment lag, welches ihn hätte verhindern können, zu einer unbefangenen Würdigung mancher Erscheinungen, denen er zuerst sich äußerst abgeneigt zeigte, allmählich fortzuschreiten.

Etwas anders steht es mit dem Widerstand, den das ausgedehnte Gebiet der „okkulten" Erscheinungen[1]) seitens der Mehrzahl der Vertreter der Wissenschaft, sowie seitens des großen Publikums bis jetzt erfahren hat. Es verbinden sich hier sehr verschiedenartige Momente berechtigter und unberechtigter Natur zu einer Gesamtwirkung und es seien mir hierüber am Schluß meiner Ausführungen noch einige Worte gestattet, die von gänzlich unbeteiligter, den Vorgängen nur als aufmerksamer Beobachter gegenüberstehender Seite kommend, wenigstens den Vorzug rein sachlicher Unbefangenheit für sich in Anspruch nehmen dürften.

Drei Momente lassen sich in der angedeuteten Richtung unterscheiden. Das erste ist das innerlichste, daher auch am schwersten zu bekämpfende, und wird obwohl an sich kritiklos, doch gerade deshalb mit derjenigen Hartnäckigkeit festgehalten, die allen kritiklosen Annahmen eigentümlich zu sein pflegt. Es ist, so zu sagen, ein Moment der Stimmung, die aus dem Innersten der Zeitentwicklung resultiert. Um es kurz zu sagen: Früher war das Begreifliche und Begriffene (oder was dem Menschen so erschien) von einem großen Unbegreiflichen und Unbegriffenen umrahmt, was in Bezug auf die sogenannten letzten Dinge das religiöse Geheimnis bildete. Das Begreifliche und Begriffene war nicht bloß, sondern es erschien dem Menschen, es fiel in sein Bewußtsein als ein einziger Punkt in Vergleich zu dem ebenfalls von seinem Bewußtsein ergriffenen und festgehaltenen unendlich großen, den winzigen Punkt weit überragenden Unbegriffenen und Unbegreiflichen. Dies Verhältnis hat sich nahezu in sein Gegenteil verkehrt. Der winzige Punkt hat eine ganz außerordentliche Größenausdehnung erfahren und erweitert dieselbe täglich. Täglich wächst durch neue Entdeckungen und Eroberungen, namentlich

[1]) Siehe hierzu die Anmerkung am Anfang dieses Abschnittes.

auf den naturwissenschaftlichen Gebieten, das Reich des Begriffenen, namentlich wenn man mit einer sehr populären Begriffsverwirrung eine Erscheinung „begriffen" zu haben glaubt, sobald man die Bedingungen, unter denen sie auftritt, möglichst erschöpfend beobachtet hat und danach ein „Gesetz" ihres Auftretens statuieren zu können glaubt. In demselben Maße, in welchem die täglich erlebte und von ihm selbst herbeigeführte Größenausdehnung des winzigen Punktes das Bewußtsein des Menschen ausfüllt, in demselben Maße entschwindet ihm das Bewußtsein und es verkleinert sich demgemäß für dasselbe jenes früher überragende, in imposanter Geltung bestehende Unbegriffene und Unbegreifliche. Soweit es überhaupt noch als vorhanden angenommen wird, wenn gelegentlich ein achtloser Blick des zerstreuten Praktikers unserer Tage darauf fällt, scheint es fast bestimmt zu sein, in den Prozeß der fortwährenden Erweiterung des Begriffenen unterzugehen, von demselben aufgesogen zu werden. Wem dies nun als der normale Verlauf der Dinge gilt, muß der nicht das Auftauchen, das Sich-Hereindrängen von allerlei zweifelhaften Erscheinungen und Vorgängen, die sich schwer oder auch vielleicht gar nicht mit bisher gewonnenen Resultaten und festgestellten Annahmen zu vertragen scheinen, die also in geradem Gegensatz zu dem bisherigen Verlauf das Unbegriffene und vielleicht Unbegreifliche wieder in den Vordergrund stellen und seinen Kreis erweitern, notwendig mit sehr abgeneigten Gefühlen, mit sehr mißtrauischen Blicken betrachten? Muß er nicht von vornherein geneigt sein, Unrat hinter demselben zu wittern, da es der ganzen Zeitentwicklung zuwider läuft? Wird er daher nicht sehr berechtigt zu handeln glauben, wenn er sich durchaus ablehnend verhält? Das ist und daraus quillt — wenigstens zum Teil — die absolut unsympathische Stimmung, auf die das Phänomenengebiet des Mediumismus selbst bei vielen unbefangenen Geistern trifft. Freilich könnte und müßte der Naturwissenschaftler von heute, wollte er durchaus objektiv verfahren, sich nur dieselbe Aufgabe zuerkennen, welche der ausgezeichnete verstorbene Mathematiker Riemann als „Ergänzung oder Verbesserung des Begriffssystems" bezeichnete. Das Begriffssystem muß eben den unerklärlichen oder unerwarteten Wahrnehmungen angepaßt und demgemäß erweitert werden. „Durch diesen Prozeß", sagt Riemann mit Recht, „wird unsere Auffassung der Natur allmählich immer vollständiger, geht aber zugleich immer mehr hinter die Oberfläche der Erscheinungen zurück." Aber um sich so objektiv zu verhalten, wozu man eine gewisse Tendenz bei einem Mann der Wissenschaft ja gewiß voraussetzen darf, müßten die Phänomene, um die es sich handelt, besser akkreditiert oder mindestens nicht diskreditiert erscheinen. Und hier beginnen die weiteren Momente des Widerstandes.

Die Diskreditierung, welche diese Phänomene teils durch gewisse weitgehende Verbrämungen mit kosmologischen Offenbarungen, teils durch die Verbindung mit Taschenspielerkunststückchen und Gaukeleien, durch die professionell betriebene Ausbeutung des Wunderglaubens und der Unzurechnungsfähigkeit erleiden. In ersterer Beziehung wirkt nichts

diskreditierender und für die Gesellschaft und ihren durchschnittlichen Bildungsgrad geradezu verfemender, als die ihr zugemutete Annahme ganzer Himmelssysteme und Geisterordnungen, die mehr oder weniger Ähnlichkeit mit den Swedenborgschen Enthüllungen zeigen, auf Grund kritiklos angenommener mediumistischer resp. durch die Medien vermittelter angeblicher Geisteraussagen; nichts wirkt ferner abschreckender, als der Umstand, daß die angeblichen Geisteraussagen sich meistens in banalen oder trivialen Allgemeinheiten bewegen. Selbst die Annahme eines Zwischenreichs von Geistwesen würde bei vielen als Möglichkeit wenigstens keine so unbedingte Zurückweisung erfahren, wenn die Legitimierung in dieser Form nicht zu denjenigen Absurditäten gerechnet würde, über die es sich gar nicht weiter zu reden lohnt, die ohne weiteres der Lächerlichkeit verfallen. Die sichere Abfertigung, welche in betreff dieses Punktes erteilt wird, ist zu sehr mit unserem ganzen Kulturbewußtsein verwachsen, zu sehr von der Überzeugung getragen, daß der uns innewohnende Geist, was auch sein Schicksal sein mag, jedenfalls nicht die Bestimmung haben kann, dem Läppischen zu verfallen, von beliebigen Mittelspersonen zu beliebigen Zwecken heraufbeschworen zu werden, um läppische oder jedenfalls meistens sehr bedeutungslose Aussprüche zu thun. Diese Abfertigung, sage ich, ist zu sehr von dem Gefühl einer Würde der Weltordnung getragen, der die fraglichen Vorgänge zu widerstreiten scheinen, um leicht genommen oder bedeutungslos genannt werden zu können. Selbst derjenige, welcher die Thatsächlichkeit des Vorgangs nicht zu bestreiten in der Lage ist, der vielleicht durch eigene Einsicht die Überzeugung gewonnen zu haben glaubt, daß Betrug und Sinnestäuschung ausgeschlossen waren, wird sich trotzdem, falls er von diesem Gefühl der Würde der Weltordnung durchdrungen ist, das Recht reservieren, lieber jede Auslegung des Vorgangs vor der Hand abzulehnen, als eine zu acceptieren, die sich mit seinem sittlichen Bewußtsein nicht verträgt. Er wird ein genügendes Recht, einen genügenden Grund zu haben glauben, zu warten. Die meisten werden aber nicht so vorsichtig handeln — sie werden mit der Auslegung die Thatsache selbst, die ihnen durch dieselbe diskreditiert erscheint, verwerfen.

Nicht minder diskreditierend als die spiritistische Verbrämung wirkt der Umstand, daß die Manipulationen und die Individuen, die sich in der Vermittlung spiritistischer Phänomene besonders erfolgreich und geschickt erwiesen haben, teilweise in dem Verdacht der Taschenspielerei stehen, teilweise sich freiwillig mit Taschenspieler-Enthüllungen vor dem Publikum prostituieren. Der Wahrscheinlichkeitsschluß: „wo so viele Betrüger sind, werden die übrigen wohl Betrogene" sein, und: „wenn mir das vorgemacht werden konnte, ohne daß ich etwas merkte, so kann mir überhaupt alles Denkbare vorgemacht werden", ist für die große Mehrzahl nicht zu umgehen und wird dadurch noch von größerem Gewicht, daß bei sehr vielen der als thatsächlich behaupteten Experimente der Vorgang trotz aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln immer noch so beschaffen bleibt, daß nicht jeder Zweifel ausgeschlossen erscheint. Alle derartigen Experi-

mente sind aber auf diesem höchst verwickelten Gebiet wissenschaftlich wertlos und können praktisch keine Überzeugung bewirken. Wenn, um ein Beispiel zu gebrauchen, bei irgend einer scheinbar spontanen und also rätselhaften Bewegungserscheinung oder bei den Tafelexperimenten die langen Beine des Herrn Slade oder eine Manipulation mit den Fingernägeln auch nur als entfernte Möglichkeit in Frage kommen können, wie dies z. B. in dem Aufsatz: „Zur Lösung des Problems" von Herrn Hermann[1]) angedeutet war, so sollte man meines Erachtens alles Derartige ruhig ad acta legen und gar keine Diskussion darüber, die doch nur ziellos verläuft und entscheidende Resultate nicht fördert, veranlassen. Die erste Bedingung für das letztere ist die Beschränkung auf Vorgänge einfachster Natur, bei denen jede Möglichkeit einer Sinnestäuschung als absolut ausgeschlossen von jedem Unbefangenen zugegeben werden muß. Ein derartiges Faktum, wiederholt vorgeführt oder erlebt, ist prinzipiell ja weit wichtiger (weil es die Unzulänglichkeit der gewöhnlich gemachten und festgehaltenen Erklärungen ohne Widerrede demonstriert) als Legionen von staunenswerteren, aber nicht völlig durchsichtigen oder verschiedenen Auslegungen zugänglichen Vorgängen. Im Gegenteil, die Masse von solchen verwirrt nur, je höher sie anschwillt.

Das letzte Moment endlich, welches vielfach Veranlassung giebt, das ganze Gebiet der spiritistischen Erscheinungen und ihre Vertreter mit ausgeprägtem Widerwillen zu betrachten und ihm möglichst die Wege zu verlegen, ist die Besorgnis, daß wenn nicht direkt, doch indirekt durch dieselben ein Rückfall in die schlimmsten Ausgeburten des Aberglaubens und der Geisterumnachtung vorbereitet werden könnte, daß also große Errungenschaften auf dem Spiel stehen. „Es soll mich wundern," schrieb mir einst mein Freund, der prächtige alte Bauernphilosoph Konrad Deubler, im Zusammenhang mit solchen Betrachtungen, „wann bei uns die erste Hexe wieder verbrannt werden wird!" Es erschien ihm dies und vielen anderen nur als eine ganz natürliche oder jedenfalls durchaus nicht als unmöglich zu bezeichnende Folge der Rückkehr zum Dämonen- und Wunderglauben. Denn — argumentieren sie — erst mit der durch die Wissenschaft zur Geltung gelangten und zum Allgemeinbesitz gewordenen Überzeugung, daß es nichts giebt, was stärker ist als die Natur der Dinge, ist die aus der dunklen, unbestimmten Furcht stammende Neigung geschwunden, den im Besitz von Geheimkünsten und Geheimmitteln geglaubten Menschen als verantwortlich für die üblen Wirkungen heranzuziehen, deren Ursachen der Aufgeklärte nirgends anders als eben in der Natur der Dinge erblickt. Und unzweifelhaft ist zuzugeben, daß durch unvorsichtige Auslegungen und daran anknüpfende Vorstellungsreihen eine Verwirrung angerichtet werden kann, die bedenkliche Folgen nach sich zu ziehen wohl imstande sein dürfte.

Wenn man alle diese verschlungenen, sich gegenseitig stützenden und haltenden Momente ins Auge faßt; wenn man das Berechtigte in ihnen

[1]) Sphinx, I. Band. Juniheft 1886, S. 353.

von dem Unberechtigten sondert; wenn man ferner die sehr eigenartige, von den größten Schwierigkeiten schon für die Beobachtung, noch mehr für die Auslegung und die aus ihnen abzuleitenden Schlußfolgerungen umgebene Natur der bis jetzt so wenig aufgehellten Phänomene erwägt: so wird man, wie mir scheint, doppelt und dreifach zu dem Wunsche Veranlassung finden und man wird die Notwendigkeit einsehen, daß in der Aufstellung und in der Feststellung dessen, was schließlich als haltbar für unsere Erkenntnis aus dem ganzen Komplex eingeheimst werden soll und kann, ein durchaus systematischer Gang eingehalten werden muß. Für diesen systematischen Gang läßt sich nach meinem Dafürhalten im wesentlichen aber kein anderes Programm verzeichnen, als das vom Staatsrat Aksákow bereits entworfene[1]). So wenig es dem einzelnen verdacht werden kann, so natürlich und unabweislich es namentlich dem philosophisch beanlagten Kopf erscheinen wird, aus den gegebenen und für ihn thatsächlich feststehenden Prämissen zu größeren und umfassenderen Konklusionen zu gelangen, sich ein System auszubauen, mit einem Wort, seine Weltanschauung den Thatsachen gemäß zu regulieren, so viel Interesse derartige Schlußfolgerungen auch an und für sich beanspruchen dürfen, so darf doch nicht vergessen werden, daß zur erfolgreichen Vermittlung mit weiteren Kreisen es wohl nur auf dem systematischen Wege kommen kann, der erst im „zweiten, dritten und vierten Akt" Aksákows sich eventuell, bei genügend vorliegendem Material, mit der Frage nach einem Willen, nach einem intelligenten Willen u. s. w. beschäftigen könnte, im „ersten Akt" aber nur mit der Feststellung des Thatsächlichen beschäftigt sein darf und auf diese Hauptaufgabe seinen ganzen Scharfsinn konzentrieren sollte. Ich citiere hier abermals einen älteren Ausspruch von L. Feuerbach, welcher lautet: „Die gesättigte Empirie kehrt zur Philosophie zurück" und meine, daß man denselben auch in dem Sinne auslegen darf, daß er ein Bedenken einschärfen soll, zur Philosophie überzugehen, ehe der empirische Sättigungsgrad völlig erreicht ist. Unter der Vernachlässigung dieses Punktes hat die vormalige Naturphilosophie schwer gelitten und sich um ihren Kredit gebracht.

Zwei Disziplinen sind direkt und in erster Linie bei gewissen als thatsächlich behaupteten Vorgängen spiritistischer Natur interessiert und können sich denselben auf die Länge auch gar nicht entziehen: Physik einerseits und Physiologie und Psychologie andererseits. Es ist unmöglich, daß die Physik ein so direkt sie angehendes Erscheinungsobjekt wie die Veränderung des Aggregatzustandes der Materie unter gewissen Einflüssen oder die Aufhebung des Gesetzes der Schwere in gewissen Fällen nicht allmählich vor ihr Forum citiere und ebenso unmöglich ist es, daß Physiologie und Psychologie nicht die sie direkt angehenden Bekundungen seelischer Vorgänge, wenn dieselben nur erst auf einfachste, unzweifelhafte Formeln reduziert sind, zu würdigen anfangen. Ein Beispiel, daß und wie dies geschieht, liefert die Einregistrierung gewisser, noch vor kurzem

[1]) Vgl. „Sphinx" I. Band. Juniheft 1886, S. 278.

ziemlich allgemein angezweifelter und bespöttelter abnormer Nervenvorgänge und ihrer Folgeerscheinungen unter der Firma des Hypnotismus seitens der Wissenschaft. Daß hierbei die praktische Medizin, trotz ihres vorherrschenden starken Materialismus sich am zugänglichsten erwiesen hat, liegt darin, daß sie am wenigsten Veranlassung hat, sich mit allgemeinen theoretischen Erwägungen, woraus dann wieder allerlei Vorbehalte folgen, einzulassen, daß bei ihr vorwiegend das praktische Interesse den Ausschlag giebt. Als das zunächst assimilierbare, am wenigsten Bedenken ausgesetzte Gebiet, welches daher auch wohl am ehesten in irgend einer Form von der Wissenschaft einregistriert werden dürfte, betrachte ich das der Gedankenübertragung, dessen vorsichtigste, allseitigste und exakteste Feststellung um so wichtiger erscheint, als von hier aus wohl am sichersten eine Brücke des Verständnisses zu den Erscheinungen der Fernwirkung und event. der Doppelgängerei, falls dieselben experimentell zu fixieren und damit einer Untersuchung zugänglich zu machen sind, zu schlagen sein dürfte. Am wertlosesten für den hier immer festgehaltenen Zweck erscheint mir die Wiederholung der nun schon so oft wiederholten, einer Aufklärung oder Auslegung für spätere Zeit vorzubehaltenden Tafelschrift-Experimente.

Wenn man auf diese Weise das zunächst und am ehesten (aus den angegebenen Gründen) Assimilierbare in den Vordergrund rückte und dieses immer in der einfachsten und zweifellosesten Form zur wissenschaftlichen Thatsache erhöbe, dürfte man vielleicht hoffen, diejenige Unbefangenheit in der Behandlung allseitig einkehren zu sehen, deren Mangel das entscheidendste Hindernis eines fruchtbaren Fortschritts bildet, indem es Mißverständnis auf Mißverständnis häuft und diese wieder zu einer Quelle gegenseitiger Abneigung und Anfeindung macht. Wenn die „unerwartete Wahrnehmung“ — bestehe dieselbe nun in nicht abzuleitenden Klopftönen, angeblichen Geisteraussagen, Erscheinungen, spontanen Bewegungen unbelebter Gegenstände oder aus sonst was — zunächst nur als unerwartete Wahrnehmung ohne Nebengedanken angesehen wird, ohne den Wunsch der Einen, sie als Zeugnisse für ethische oder religiöse Annahmen anrufen zu dürfen, ohne die Furcht der Anderen, sich aus einem eingenommenen Besitz verdrängt zu sehen, wenn man in diesem von Antipathie und Sympathie unbewegten, rein objektiven wissenschaftlichen Geiste sich die Hände reicht, so ist doch nicht abzusehen, warum daraus nicht eine Erweiterung oder Ergänzung unseres Begriffssystems resultieren sollte, eine — um Riemann noch einmal zu citieren — Vervollständigung unserer Auffassung der Natur in dem Sinn, daß sie zugleich — was sie doch wahrlich sehr nötig hat! — „immer mehr hinter die Oberfläche der Erscheinungen zurückgeht“.



Die Thätigkeit des Doppelgängers.

Von

Carl du Prel.

Wenn wir von der Annahme, daß auch unsere Gedanken stofflicher Natur sind [1]), absehen, so kann einem durch Gedankenübertragung erklärbaren Phantom keine Realität zugesprochen werden; es würde sich dasselbe in eine der passiven Phantasie von außen aufgedrungene Halluzination auflösen. Für diese Auslegung sprechen besonders jene Fälle, wo das Phantom nicht vereinzelt auftritt, als der Hauptbestandteil im Bewußtsein des die Vision Übertragenden, sondern sein ganzer momentaner Bewußtseinsinhalt vom Empfänger geschaut wird. So erzählt Daumer von einem Mädchen, das in Begleitung seiner Cousine verreisen wollte, und dem diese versprach, sie um 4 Uhr Morgens im Wagen abzuholen. Sie war rechtzeitig bereit und harrte der Cousine, vernahm Pferdegetrappel und das Rollen des Wagens, der näher kommend vor dem Hause anhielt. Sie hört das Öffnen der Hausthüre, die Schritte auf der Treppe, das Rauschen des Kleides, endlich tritt auch die Cousine herein, bleibt aber auf die Anrede stumm und grüßt sie nicht. Auf einmal verschwindet das Phantom, aber auch kein Wagen ist zu sehen, und wie es Tag wird, kommt die Nachricht, die Cousine sei abgehalten worden.[2]) Bei der Kompliziertheit und dem rationalen Inhalt des Vorganges ist anzunehmen, daß diese Halluzinationen und Auditionen nicht von der aktiven krankhaften Phantasie erzeugt, sondern von der passiven Phantasie empfangen wurden.

Eine größere Wahrscheinlichkeit für die Realität des Phantoms ergiebt sich, wenn dasselbe mehrere Sinne zu affizieren vermag, wenngleich nicht vergessen werden darf, daß alle unsere Sinne, sogar gleichzeitig und in harmonischer Weise, getäuscht werden können, wie wir etwa auch im Traume die gepflückte Blume nicht nur sehen, sondern auch in der Hand fühlen und riechen.

Bezüglich der Thätigkeiten des Phantoms ist nun vor Allem zu erwähnen, daß es nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar ist, d. h. sprechen kann. Dabei sind zwei Kategorien scharf auseinanderzuhalten: in einem Fall werden die vom körperlichen Menschen gesprochenen Worte, zugleich aus dem Phantom vernommen; im anderen Falle spricht das Phantom selbständig, wenn auch im Sinne des körperlichen Menschen — oder sagen wir: wie dieser in seinem Sinne —, der aber selber schweigt. Börne erwähnt irgendwo eine Hellseherin, welche behauptete, sie könne sich entfernten Personen, indem sie deren Namen ausspreche, hörbar machen. Er erinnert dabei an die Redensart, daß uns die Ohren klingen,

[1]) Vergl. das Oktoberheft der „Sphinx" S. 241.

[2]) Daumer: das Reich der Geister. I, 186. —

wenn abwesende Personen von uns sprechen, und indem er empfiehlt, den Aberglauben nicht zu verlachen, sondern dadurch zu vernichten, daß man ihn ergründet und begreiflich macht, sagt er: „Es sind uns in den Überlieferungen des Aberglaubens Gesetze der Natur zugekommen, deren Bilderschrift zu enträtseln wir uns bemühen sollen, so hindernd uns auch der Spott und die eitle Anmaßung der Menschen in den Weg treten, welche die Grenze ihres Wissens für die Grenze der Wissenschaft halten.[1])

Hofrat Schubert erzählt in seiner Selbstbiographie, daß sein Vater, Hofmeister in einer Familie, im Schlafe zweimal von seiner sterbenden Mutter gerufen wurde, schnell zu ihr zu kommen, wenn er sie noch einmal sehen wollte; er sah sie dann an seinem Bette stehen, sie reichte ihm die Hand, nahm Abschied und verschwand. Nachmittags brachte ein reitender Bote die Nachricht, sie sei Morgens mit dem sehnlichen Wunsche gestorben, ihren Sohn noch einmal zu sehen.

Für das nachfolgende Beispiel stehen zwei Ärzte ein[2]): die Somnambule Auguste Müller hatte in der Krise einem Herrn ärztliche Ratschläge erteilt. Einst war derselbe verhindert, das verordnete Bad zu nehmen, ersetzte es vor dem Schlafengehen durch ein Fußbad, schlief aber dabei ein. Da träumte ihm, man rufe ihm zu: „Mache, daß du vor dem Läuten der 11 Uhr Glocke erwachst, und aus dem Bade heraus ins Bette kommst, sonst befällt dich eine schwere Krankheit!" Erschreckt erwachte er und stieg aus dem kalt gewordenen Bade, als es eben 11 Uhr schlug. Tags darauf, als man dieses der Somnambulen erzählen wollte, bemerkte sie, sie wisse es bereits, sie selbst hätte diesen Traum veranlaßt. Dieser Fall löst sich wohl in Gedankenübertragung auf, die hier nur die besonderen Merkmale der Willkür und der Entfernung hat.

Der Gastwirt Meinike befand sich einst auf der Reise; Frau und Tochter hatte er zurückgelassen. Nachts hörte die Tochter plötzlich die Thüren nacheinander aufgehen, zuletzt auch die verriegelte des Schlafzimmers, und sah ihren Vater hereintreten, der seufzend die Worte sprach: „Ach! ich armer verlassener Mann!" und verschwand. Die Tochter weckte ihre Mutter, man fand aber die Thüre verschlossen. Acht Tage später kam der Vater zurück und es stellte sich heraus, daß er zu jener Stunde mit Wagen und Pferd vom Damme heruntergestürzt und besinnungslos ins Wirtshaus gebracht worden war. Als er wieder zu sich gekommen, waren seine ersten Worte: Ach! ich armer, verlassener Mann![3])

Wenn in diesem Falle die ausgesprochenen und durch Fernwirkung vernommenen Worte auf die Tochter berechnet waren, so scheint das im folgenden Beispiel nicht der Fall gewesen zu sein: Ein wissenschaftlich gebildeter Künstler las Abends in den Philosophical transactions, bis er müde wurde. Beim Auskleiden sah er plötzlich die Gestalt eines Verwandten vor sich stehen und vernahm die Worte: „zweimal wird zureichen!" Das Gesicht war so deutlich, daß er sogar die Pockennarben unterscheiden konnte; der Anzug bestand aus Sackleinwand, schloß dicht unter dem Kinn, bedeckte aber die ganze Gestalt, so daß weder Hände noch Füße sichtbar waren. Später erfuhr der Maler, daß sein Verwandter in jener Nacht einen Selbstmord versucht hatte und in das Zwangshemd gesteckt worden war. Die vom Phantom ausgesprochenen Worte legte er, wohl mit Recht, so aus, daß der Irrsinnige denken mochte, zwei Stöße oder Stiche würden seinem Zweck entsprechen.[4]

[1]) Daumer: Reich des Wundersamen. 133.

[2]) Meier u. Klein: Geschichte der hellsehenden Auguste Müller. 9.

[3]) Perty: die mystischen Erscheinungen. II. 141.

[4]) Crowe: Nachtseite der Natur. I. 224.

Daß nun im Irrsinn häufig somnambule Fähigkeiten zu Tage treten, ist bekannt, und zwar zeigt sich im Hintergrunde des gestörten sinnlichen Bewußtseins das transscendentale Bewußtsein oft in auffälliger Integrität. Es kann demnach nur vom Standpunkt des irrsinnigen Bewußtseins gelten, daß die Worte des Phantoms auf den Hörer nicht berechnet waren, nicht aber vom Standpunkt des Phantoms, das eher als Träger des intakten Bewußtseins angesehen werden könnte.

Komplizierter ist der folgende Fall: Frau von M. in Ungarn, im Garten gehend und dabei besorgt ihres in Rom weilenden Sohnes gedenkend, sieht diesen plötzlich zwischen den Bäumen auf einem Ruhebett liegend, wie einen Sterbenden. Sie weicht entsetzt zurück und hört die mit gebrochener Stimme gesprochenen Worte: „Mein Gott! sie flieht vor mir!" Eine Woche später trifft aus Rom ein Freund des Sohnes ein und erzählt, der Sohn habe sterbend seine Mutter zu sehen geglaubt, die sich aber entsetzt von ihm abwende, worauf er mit jenen Worten auf den Lippen starb[1]).

Nehmen wir nun an, es sei das Phantom nur ein subjektives Gebilde der Mutter gewesen, wenngleich eine durch den entfernten Sohn übertragene Halluzination, so begreift man nicht die dem entsetzten Zurückweichen der Mutter angepaßten Worte des Phantoms. Will man auch diese in die subjektive Erklärung einschließen, so müßte als erklärendes Zwischenglied eingeschoben werden, daß der Sohn nicht nur fernwirkend, sondern auch fernsehend sich verhielt, infolge davon jene Worte aussprach, die dann durch abermalige Übertragung auf die Mutter eine Audition hervorriefen. Der zuerst Sprechende wäre also der sterbende Sohn gewesen, nicht das Phantom. Nehmen wir dagegen die Realität des Phantoms an, so würde das Fernsehen des Sohnes zwar entbehrlich werden, dafür müßten aber die gesprochenen Worte zunächst dem Phantom zugeschrieben werden, das dieselben fernwirkend auf dem Sohn übertrug. Nun haben wir allerdings schon bisher ein solidarisches Verhältnis zwischen dem Körper und dem Phantom häufig beobachtet: das Phantom kopiert die Situation des leiblichen Menschen, es zeigt den gleichen Bewußtseinsinhalt, die gleichen Empfindungen, spricht die gleichen Worte, und nimmt sogar solche Handlungen vor, als wären Beide vom gleichen Mechanismus getrieben. Aber in allen diesen Fällen lag der Entstehungsherd für die Merkmale und Handlungen des Phantoms im leiblichen Menschen. Im Gegensatze hierzu würde uns nun das letzte Beispiel — wenn wir das Phantom für real erklären — nötigen, eine Solidarität in umgekehrter Richtung anzunehmen; die gesprochenen Worte wären dem Phantom beizulegen, dem Sohne nur das Echo derselben. Hier nun will ich diesen Fall lediglich benützen, um das Problem zu fixieren, welches vorliegt: die vom Phantom auf den leiblichen Menschen überspringende Solidarität. Wer die Phantome für real erklärt, giebt damit die Existenz dieses Problems zu, und es obliegt ihm die Erklärung.

Diese Solidarität zwischen Körper und Phantom ist nun auch der Punkt, wo der Hebel anzulegen ist, um die Realitätsfrage zu entscheiden. Dies wird aber erst dann geschehen können, wenn experimentelle Untersuchungen angestellt worden, an deren Möglichkeit nicht zu zweifeln ist,

[1]) Perty: Die myst. Ersch. II, 157.

weil Somnambulismus und Doppelgängerei auch willkürlich ins Spiel gesetzt werden können, was in Indien wenigstens niemals bezweifelt wurde. Durch solche Experimente müßte konstatiert werden, sowohl daß Veränderungen am Körper auf das Phantom übergehen, wie solche an dem Phantom auf den Körper. Bei jener Solidarität, die vom Körper ihren Ausgangspunkt nimmt, würde die subjektive Erklärung durch Gedankenübertragung wohl schon dadurch ausgeschlossen sein, daß die successive vorzunehmenden Veränderungen wenigstens bei vorhandener Bewußtlosigkeit nicht zu Bestandteilen des Bewußtseins werden können; es müßte also die eventuelle Übertragung mindestens einem transscendentalen Bewußtsein und fernwirkenden Willen zugeschrieben werden, wie die Übertragung bei noch vorhandenem Bewußtsein diesem. Würde dagegen das Phantom einer Behandlung dieser Art unterworfen, die durch Reperkussion auf den Menschen überginge, so müßten wir uns auch für die Realität des Phantoms entscheiden, weil zwar die Möglichkeit des Fernsehens vorliegt und es denkbar wäre, daß auf diesem transscendentalen Wege der Körper ein Stigma erwerben kann, was aber nur möglich ist, wenn der Fernsehende sein Phantom als einen Teil seiner eigenen Substanz erkennt und empfindet. —

Die Seherin von Prevorst verfiel einst abends 9 Uhr ungewöhnlicherweise in den magnetischen Schlaf, in welchem sie wieder „aus sich herausgeführt wurde". Da rief sie „Ach Gott!", aber dieses Wort tönte nur wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausruf dieses Wortes und sagte selbst, sie hätte sich doppelt gehört, als hätten Zwei aus ihr gesprochen. Tags darauf kam die Nachricht, daß ihr Vater zu Oberstenfeld — 4 Stunden entfernt — gestorben sei, und der behandelnde Arzt, Dr. Föhr, schrieb hierüber an Kerner: „Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld fand ich den Herrn Wanner bereits todt, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem sich der Tote befand, grenzte, gegen 9 Uhr Nachts ganz deutlich eine Stimme — wie mir zu sein schien die Stimme des Verstorbenen — in jenem Nebenzimmer, wo Niemand, als dieser war, Ach Gott! rufen. Erst auf das dritte Mal, wo ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, da ich vermutete, Herr Wanner sei vielleicht nur scheintodt; denn ich konnte nicht anders glauben, als es sei dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte deswegen den Toten genau, weilte auch noch eine Stunde länger und versicherte mich von seinem völligen Tode."[1]
Dr. Föhr hörte also den Ruf dreimal deutlich in Oberstenfeld, Kerner 4 Stunden entfernt nur einmal, wie gehaucht. Wir müssen also wohl annehmen, daß die Stimme zuerst vom Phantom ausgegangen war, und erst durch Übertragung auf die Seherin von dieser nachgesprochen wurde. Einem Phantom aber, welches selbständig Bewußtsein und Empfindung hat und sie äußert, muß wohl Realität zugesprochen werden. Die Seherin hatte nicht fernsehend und dann fernwirkend dem Arzte eine bloße Audition erzeugt, sondern etwas von ihrer seelischen Substanz war gegenwärtig.

An diese Fälle würden sich nun diejenigen anreihen, in welchen das Phantom in noch auffälligerer Weise als selbständiger Redner sich darstellt. Vermöge des Umstandes jedoch, daß dabei die Doppelgängerei nicht

[1]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. I. 94. —

mehr das Merkmal der Unwillkürlichkeit besitzt, verweisen sich diese Fälle von selbst in einen anderen Zusammenhange.

Aus allen diesen Beispielen hat man zur Genüge erfahren können, daß diejenigen, welche Phänomene dieser Art kurzweg als Halluzinationen und Auditionen bezeichnen, weit davon entfernt sind, das Problem zu lösen, weil Halluzinationen und Auditionen den objektiven Anlaß nicht ausschließen, aber selbst diese Erklärung nicht in allen Fällen zureicht, sondern in einigen nur die Realität des Phantoms die Vorgänge erklärt. Von den drei möglichen Erklärungsarten kennt nun aber die moderne Physiologie nur die erste, nämlich die rein subjektiven, krankhaften Halluzinationen und Auditionen der aktiven Phantasie; darum ist aber auch dieser Wissenszweig allen mystischen Phänomenen gegenüber von der größten Hilflosigkeit, und ist, um wenigstens den Schein seines Ansehens zu wahren, zu negierenden Machtsprüchen genötigt.

Wir können uns nunmehr den weiteren Thätigkeiten des Doppelgängers zuwenden; wir werden auch durch diese immer mehr dahin gedrängt werden, die Realität des Phantoms anzunehmen.

Daß die Sichtbarkeit und Hörbarkeit des Phantoms — erstere wäre denn durch die photographische Platte, letztere durch den Phonograph konstatiert — noch nicht als Fälle von materieller Einwirkung angesprochen werden können, ist genugsam erörtert. Weiterhin handelt es sich um die Fälle, in welchen das Phantom tangibel wird, auf das Tastgefühl einwirkt, wie jenes, wovon Kapitän Kidd dem Lord Byron erzählte. Ein anderes Beispiel, zugleich in anderer Hinsicht interessant, erwähnt Perty: Leutnant B., aus lustiger Gesellschaft nach Hause kehrend, sieht am beleuchteten Fenster seines Zimmers sich selbst, der eben von seinem Diener ausgekleidet wird. Sprachlos vor Schrecken bleibt er stehen, bis er durch dumpfes Krachen aus seiner Betäubung erweckt wird; er ermannt sich und läutet; der Diener verwundert sich über sein Kommen, da er ihn eben erst ausgekleidet habe, wobei derselbe so still gewesen sei. Beide treten nun in das Schlafgemach, finden einen Teil der Decke eingestürzt und das Bett des Offiziers zertrümmert.[1]) Da nun Gedankenübertragung und materielle Fernwirkung zu den geläufigen Begriffen der transscendentalen Psychologie gehören, läßt sich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß auch beide vereinigt auftreten können. Für die Realitätsfrage entscheidet also dieses Beispiel nichts.

Ein Herr, der in Basel häufig das Haus eines dortigen Bürgers zu besuchen pflegte, so daß sein Kommen schon an der eigentümlichen Art, wie er die Klingel zog, erkannt wurde, begab sich nach Berlin. Dort erkrankt, dachte er mit Wehmut an die Familie in Basel. Bald darauf kam von dort eine Anfrage nach seinem Befinden, weil man durch einen seltsamen Vorfall erschreckt worden sei. Man hatte nämlich die Klingel so ganz nach seiner Art ziehen hören, daß Herrschaft und Diener sich über die unvermutete Rückkehr des Freundes aus Berlin verwunderten; doch fand man niemanden vor der Hausthüre. Der Briefwechsel ergab nun die Gleichzeitigkeit dieses Vorfalles und jener sehnsüchtigen Gedanken.[2]) Hier müßten nun zwei Arten von möglicher Fernwirkung erst ausgeschlossen werden, bevor wir zur

---

[1]) Perty: die myst. Ersch. II, 147. — [2]) Kerner: Magikon. V, 495.

Annahme einer Thätigkeit des Phantoms selbst greifen: es könnte Audition vorliegen durch molekulare Wirkung auf das Gehirn der Hörer — wie sie bei jedem geträumten Ton vorkommt —, nur daß sie eben hier eine Fernwirkung wäre; oder wenn selbst die Glocke gezogen worden wäre und geläutet hätte, frägt es sich, ob nicht auch das durch Fernwirkung geschehen konnte durch Umwandlung der disponiblen Kräfte. Für den Begriff der Fernwirkung bleibt es sich ganz gleich, ob sie nur molokulare Veränderungen in einem Gehirn hervorbringt, oder sinnlich wahrnehmbare an einem leblosen Objekt:

Der tierische Magnetismus beweist nämlich zunächst, daß der Magnetiseur über seine eigenen Nervenendigungen hinaus auf einen fremden Organismus wirken kann. Dupotet hat im Hotel Dieu in Gegenwart der Direktoren und Ärzte dieser Anstalt seine magnetische Kraft durch verschlossene Thüren bewiesen, auch wenn der Magnetisierte von der Anwesenheit des Magnetiseurs nichts wußte, und Ärzte, wie Wienholdt[1]) und andere, haben die magnetische Heilkraft selbst auf Entfernung von Meilen erprobt, ganz entsprechend den Worten, die schon 1679 Maxwell aussprach: „Wer durch diesen allgemeinen Geist auf den Menschen zu wirken weiß, kann heilen, und dieses auf jede Entfernung, welche es auch sei.[2]) Auf die Unbegreiflichkeit der Sache kommt es gar nicht an; wir müssen uns vor den Thatsachen beugen, und zudem ist die Wirkung des Willens auf einen entfernten Organismus nicht unbegreiflicher, als die auf die Muskeln des eigenen Leibes. Elektrische Fische, wie Gymnotus und Torpedo, erzeugen auf Entfernung elektrische, wie der Mensch auf Entfernung magnetische Wirkungen. Seit Galvani wissen wir ferner, daß Muskelbewegungen Resultate eines elektrischen Prozesses sind, und Dubois-Reymond hat nachgewiesen, daß die elektrischen Ströme in den Nerven sogar gemessen werden können. Damit ist nun eine Kraftquelle angedeutet, die über das Nervensystem hinaus zu wirken vermag. Wir sind naturwissenschaftlich berechtigt, den Menschen als mikrokosmischen Inbegriff der tellurischen Kräfte anzusehen; diese Kräfte zeigen sich aber in der Außenwelt als fernwirkende, darum läßt sich nicht bezweifeln, daß auch der Mensch mit Hilfe dieser Kräfte auf fremde Materie einwirken, d. h. Bewegungsformen erzeugen kann, die sich als Licht, Elektrizität und Magnetismus kundgeben. Alle Kräfte sind aber verwandlungsfähig in äquivalente Beträge anderer Kräfte, molekulare Veränderungen können also in räumliche Bewegungsformen umgewandelt werden. Daher sagt Schindler: „Der Mensch ist denselben Gesetzen unterworfen, wie jeder andere Naturkörper; ja er würde die Fernwirkung als eine notwendige Schlußfolge seiner bisherigen Naturforschung a priori anzuerkennen genötigt sein, wenn sie ihm nicht in der Erfahrung entgegenträte.“[3])

Daß nun die menschliche Fernwirkung eben mit Hilfe elektrischer Kräfte geschieht, und der Mensch so dynamisch auf entfernte Objekte zu

[1]) Wienholdt: Heilkraft des tierischen Magnetismus. III, 3; 300. —

[2]) Maxwell: Medicina magnetica; Aphor. 69.

[3]) Schindler: Magisches Geistesleben. 330.

wirken vermag, dafür sprechen manche Merkmale an den erzeugten Veränderungen. **Wieland** erzählt in seiner „Euthanasia": Frau von K. war Nachtwandlerin und wurde auch oft mitten im Gespräche kataleptisch. Ein Benediktiner, langjähriger Freund des Hauses, wurde längere Zeit vor dem Ableben der Dame nach Bellinzona versetzt, blieb aber mit der Familie in brieflicher Verbindung. Nach Jahr und Tag erkrankte die Dame und sagte ihrer Tochter Tag und Stunde ihres Todes voraus. Am bezeichneten Tage war sie heiter, richtete sich aber gegen Mitternacht auf und sagte lächelnd: „Nun ist es Zeit, daß ich gehe, und vom Pater C. Abschied nehme." Sie schlief darauf ein, erwachte aber nach einiger Zeit, sprach noch einige Worte und starb. In der gleichen Stunde saß Pater C. in Bellinzona, nichts ahnend von der Krankheit der Dame, am Schreibtisch, als plötzlich seine Pandora einen starken Knall von sich gab und er aufblickend eine weiße Gestalt, der Frau von K. ähnlich, vor sich sah, die ihn freundlich anblickte und verschwand. An der Pandora war der Resonanzboden gesprungen.[1])

Man kann nun hier allerdings nicht sagen, daß das Phantom, da es über Naturkräfte verfügte, real gewesen sein muß; wohl aber kann man sagen, daß die Fernwirkung des Menschen nicht beschränkt sein kann auf die Erzeugung von Halluzinationen und Auditionen in einem fremden Gehirn, sondern daß sie auch auf leblose Objekte sich erstreckt, und zwar auf natürlichem Wege, nicht durch eine mystische Kraft des Willens als „Ding an sich", wie Schopenhauer meint.

Wenn nun auch diese natürlichen Kräfte hauptsächlich im Sterben frei zu werden scheinen, so müssen sie uns doch auch sonst innewohnen, und wenn die uns unbekannten Bedingungen vorliegen, werden sie auch im Leben frei werden können; ja es ist keineswegs unglaublich, daß wir auch willkürlich von denselben Gebrauch machen werden können, wenn wir einmal im Besitze einer Experimentalpsychologie sein werden. Dr. **Hagemann** schrieb 1864 an Zschokke, daß in seinem von ihm verschlossenen Zimmer, dessen Schlüssel er, drei Meilen entfernt, bei sich trug, von den Hausgenossen Klavierspiel gehört worden sei. Als man eintrat war das Klavier geschlossen. Sein Vater war während seines Lebens oft und von vielen glaubhaften Zeugen als Doppelgänger gehört und gesehen worden, einmal sogar von mehreren Zeugen als Phantom erblickt worden, während sie von ihm selbst, also der wirklichen Person, die im Nebenzimmer lag, ausgehende Detonationen hörten.[2]) Wenn nun auch beigefügt wird, daß gerade nach dem Tode des Vaters sich derartiges nicht mehr ereignete, so spricht doch die Ähnlichkeit dieser Phänomene mit solchen in zahllosen Gespenstergeschichten für die Identität der Kräfte in beiden Fällen. Unsere magischen Fähigkeiten, über die wir im Leben selten verfügen, sind dieselben, durch die wir nach dem Tode wirken können. Sie müssen also im Leben unserer verborgenen Substanz angehören, und diese Substanz muß den Tod überdauern. Daher nennt der Apostel Paulus die magischen Fähigkeiten die „Kräfte der künftigen Welt".

An Fernwirken durch Elektrizität könnte auch bei der Autosomnambulen Susette gedacht werden. Sie besaß das Vermögen, als Phantom zu erscheinen, und machte davon, besonders Zweiflern gegenüber, häufig Gebrauch, bei Nacht,

---

1) **Wieland**: Werke XXX, 236.

2) **Perty**: Blicke i. d verborgene Leben. 130.

wie am Tage. Ein solcher Besuch sagte sie, matte sie sehr ab, und koste sie große Anstrengung. Oft waren solche Besuche mit Detonationen im Zimmer verbunden[1]) Ein junger Mann, bei dem sich Anfälle von Irrsinn zeigten, und der deshalb bewacht wurde, rief in der Nacht nach seinem viele Meilen entfernten Bruder, der diesen Ruf deutlich hörte.[2]) Auch diese Übertragung muß also durch eine der natürlichen fernwirkenden Kräfte vermittelt worden sein, wie ja sogar die bloße Gedankenübertragung ohne einen materiellen Träger sich nicht denken läßt.

Näher treten wir der Realität wiederum bei solchen materiellen Veränderungen, in welchen das Phantom, dem Beobachter zum Teil oder ganz sichtbar, als Vermittler erscheint. Zunächst sind hier solche Schriften zu erwähnen, deren erstes historisches Vorbild das Mene tekel des Belsazar war. Herr von S, eines Abends in der ruhigsten Stimmung nach Hause kommend, hatte kaum seine Kerze angezündet, als er ein fremdartiges Geräusch hörend und umsehend eine Hand erblickte, die rasch das Wort Godefroy auf ein Blatt Papier schrieb und verschwand. S. hatte einen Freund dieses Namens in Nordamerika, notierte sich Tag und Stunde und erhielt nach einiger Zeit die Nachricht von dem zu gleicher Stunde erfolgten Tod seines Freundes in Kanada.[3]) Ein noch merkwürdigerer Bericht dieser Art stammt aus der Feder des früheren amerikanischen Gesandten Dale Owen in Neapel: Der Schottländer Robert Bruce, etwa 30 Jahre alt, diente auf einem Handelsschiffe, das zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fuhr. In seiner Kajüte, die an die des Kapitäns stieß, saß er einst in Berechnung der Länge vertieft, und mit dem Resultat nicht zufrieden, rief er in die Kajüte, wo er den Kapitän schreibend zu sehen glaubte. Da er keine Antwort erhielt, ging er hinein, erblickte aber, als der Schreibende den Kopf erhob, ein völlig fremdes Gesicht, das ihn starr betrachtete. Bruce stürzte auf das Verdeck und machte dem Kapitän Mitteilung; als Beide in die Kajüte kamen war niemand zu sehen, aber auf der Tafel des Kapitäns war mit unbekannter Hand geschrieben: „Steuert nach Nordwest!" Man verglich die Schriften aller, die an Bord waren; es paßte keine. Man durchsuchte das ganze Schiff, es wurde aber kein Versteckter gefunden. Der Kapitän, der im schlimmsten Fall nur ein paar Stunden verlieren konnte, ließ nun nach Nordwesten steuern. Nach wenigen Stunden begegnete man einem im Eis steckenden Wrak mit Menschen, ein nach Quebek bestimmtes verunglücktes Schiff; Mannschaft und Reisende waren in größter Not. Als das Boot die Verunglückten aufs Schiff brachte, fuhr Bruce beim Anblick eines Menschen zurück, der in Angesicht und Anzug ganz jenem Phantom in der Kajüte glich. Diesen ersuchte nun der Kapitän auf die andere Seite der Tafel „Steuert nach Nordwesten!" zu schreiben, und es war die gleiche Handschrift. Dagegen berichtete der Kapitän des verunglückten Schiffes, jener Mann sei um Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen und hätte, nach $1/2$ Stunde erwacht, gesagt: Heute werden wir gerettet. Er hatte geträumt, er sei an Bord eines Schiffes, das zur Rettung heran segle, und beschrieb das Schiff so, daß es, als es wirklich in Sicht kam, aus der Beschreibung erkannt wurde. Der Schreiber erklärte auch noch, es komme ihm auf diesem Schiffe alles so bekannt vor, wie es aber zugegangen, wisse er nicht.[4]) Daß nun Somnambule, wenn sie sich ihrer Erlebnisse erinnern, dieselben geträumt zu haben glauben, ist bekannt. Im Übrigen könnte man hier allerdings sagen, daß ein wirklicher Traum stattgefunden, daß in dem-

[1]) Kerner: Magikon. IV, 195. — [2]) Kerner: Magikon. II, 233.

[3]) Perty: Die Realität magischer Kräfte. 66.

[4]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II, 122.

selben Fernsehen eintrat, daß das Phantom nur durch Gedankenübertragung entstand, und die Schrift gleichzeitig durch Fernwirkung. Vereinzelt lassen sich diese Bestandteile ohne Schwierigkeiten annehmen, aber ihre merkwürdige Vereinigung in einem gegebenen Augenblick spricht doch viel eher für die Realität des Phantoms. Da die Realität eines Astralleibes auf deduktivem Wege erkannt wurde, ist es ja vorweg wahrscheinlich, daß wir ihm auch in der Erfahrung begegnen werden. Man könnte wohl noch seine Trennbarkeit vom Körper bezweifeln, aber auch für diese spricht der meist vorhandene kataleptische Zustand des Körpers, der eine starke Einbuße an seelischer Substanz anzuzeigen scheint.

Im Ganzen genommen läßt sich also sagen, daß die Realität der Phantome ungewiß bleibt, so lange dieselben nur sichtbar, hörbar und fühlbar sind; die Fernwirkung wird aber unwahrscheinlich und die Realität wahrscheinlich, wenn das Phantom an leblosen Objekten Veränderungen, besonders von bleibender Art, wie z. B. Schriften vornimmt.

Daß den Phantomen Stofflichkeit zugeschrieben werden muß beweist die photographische Platte — wovon später; von spektralanalytischen Experimenten, welche die Art dieser Stofflichkeit bestimmen würden, ist mir nichts bekannt; aber vorweg ist anzunehmen, daß bei den Phantomen nur an einen materiellen Darstellungsstoff von hoher Verdünnung gedacht werden kann. Daher dürfte mancher Zweifler, selbst wenn er die Realität des Phantoms zugiebt, doch geneigt sein, die Möglichkeit materieller Wirkungen zu leugnen, da Materie, fast bis zur Unwahrnehmbarkeit verdünnt nicht als Träger genügender Kräfte anzunehmen sei. Indessen ist dieses Problem der Mystik identisch mit dem der Homöopathie, welches letztere durch Crookes und Jäger experimentell im bejahenden Sinne entschieden ist. Beide Probleme sind durch die Molekularphysik zu entscheiden. Jede Kraft ist das Produkt aus zwei Faktoren: Masse und Geschwindigkeit. Crookes hat nun in seiner Schrift über „Strahlende Materie" experimentell nachgewiesen, daß in luftleeren Räumen — soweit wir solche herstellen können — die molekularen Bewegungen der Atome sogar gesteigert stattfinden, und Jäger hat in seiner „Neuralanalyse" das Gleiche für homöopathische Verdünnungen nachgewiesen. Es kann also, indem die eine Komponente der Kraft, die Masse, verdünnt wird, die andere Komponente, die Geschwindigkeit, in einem Grade vermehrt werden, der einer Erhöhung des Produktes, der Kraft, gleichkommt. Wenn sich also aus der Materialität der Phantome ihre Fähigkeit, überhaupt zu wirken, ergiebt, so werden künftige Experimente noch darthun, daß sogar eine erhöhte Wirksamkeit den Phantomen selbst dann zugeschrieben werden kann, wenn sie für unsere Sinne unsichtbar sein sollen; denn selbst aus der Unsichtbarkeit ist nicht auf Immaterialität zu schließen, sondern eben nur auf solche Materie, welche Lichtstrahlen nicht zurückwirft, sondern hindurchläßt.

Es ist vorläufig noch gar nicht abzusehen, welche Fülle neuer Einsichten und Probleme sich aus der experimentellen Untersuchung mystischer Probleme für die Physik und Chemie ergeben wird. Freilich kennen gerade die Vertreter dieser Fächer die transscendentale Physik und Chemie kaum

dem Namen nach. Ein Naturforscher aber vom Range eines Wallace ist sich dieser Perspektive wohl bewußt, und hat sich darüber erst jüngst in einem Essay über den modernen Spiritualismus im Boston Herald geäußert: Die Wissenschaft wird gleichen Vorteil daraus ziehen, daß ihr der Spiritualismus ein neues Gebiet unübertrefflichen Interesses eröffnet haben wird. Gerade wie hinter der sichtbaren Welt der Natur sich ein unsichtbares All von Kräften befindet, dessen Studium fortwährend neue Welten von Erkenntnis eröffnet, oft in innigster Verbindung mit dem wahren Verständnis der uns vertrautesten Naturerscheinungen stehend, so wird die Welt des Geistes durch die neuen Thatsachen und Grundsätze, die uns das Studium des Spiritualismus erschließt, Licht empfangen. Die moderne Wissenschaft ist ganz erfolglos in Darlegung der Natur des Geistes, vermag keine Rechenschaft über sein Dasein im Weltall abzulegen, außer durch den rein wörtlichen und undenkbaren Glaubenssatz, daß er ein „Erzeugnis der Organisation" sei. Der Spiritualismus auf der anderen Seite erkennt im Geiste die Ursache der Organisation und vielleicht des Stoffes selbst, und er hat viel zur Kenntnis der Natur des Menschen beigetragen, indem er das Dasein individueller Geister nachgewiesen hat, die von denen menschlicher Wesen nicht zu unterscheiden, aber doch von irgend einem menschlichen Körper gesondert sind. Er hat uns bekannt gemacht mit Formen des Stoffes, von denen die materialistische Wissenschaft keine Kenntnis hat, und mit einer ätherischen Chemie, deren Verwandlungen weit wunderbarer sind, als irgend welche, mit denen die Wissenschaft sich abgiebt. Er liefert uns so den Beweis, daß es Möglichkeiten organisierten Daseins giebt, die über die der materiellen Welt hinausliegen, und indem der Spiritualismus dies thut, beseitigt er den größten Stein des Anstoßes auf dem Wege des Glaubens an den zukünftigen Zustand des Daseins — die Unmöglichkeit, so oft tief empfunden von dem Jünger der materialistischen Wissenschaft, den bewußten Geist von seiner Verbindung mit dem Gehirn und dem Nervensystem zu trennen." [1])

Der Naturwissenschaft, die sich heute noch weigert, die mystischen Phänomene anzuerkennen, wird es in Bälde gehen, wie einst der Kirche. Vor einigen Jahrhunderten hat die Kirche den Glauben an die Antipoden mit wahrem Hohne nicht nur als ketzerisch, sondern als absurd verworfen, später aber konnte sie nicht genug Missionäre auftreiben, diese zuerst geleugneten Antipoden zu bekehren. So werden auch unsere Naturforscher, und noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts, gerade diese heute noch geleugneten Thatsachen erst recht zu ihrem Spezialstudium machen und mit einem wahren Bienenfleiße sich der Erforschung derselben zuwenden. Insbesondere die Psychologen werden alsdann nicht nur die modernen Berichte durchstudieren, sondern auch eifrig in den alten Schweinslederbänden des Mittelalters blättern, weil sie zu jener Erkenntnis gekommen sein werden, die Medizinalrat Schindler schon vor drei Jahrzehnten in den Worten aussprach: „Ohne die Betrachtung magischen Geisteslebens ist jede Psychologie ein unvollendetes Werk. . . . Die moderne Zeit kennt nur ein intelligentes Tagesleben; für sie existitiert jene andere Seite seelischer Thätigkeit gar nicht; sie negiert alles, was sich nicht einer Erklärungsweise in ihrem Sinne fügt. So vernachlässigt sie die ganze eine Hälfte der Seele, und kann deshalb nie zu einer wahren Seelenkunde gelangen." [2])

[1]) Light: 30. May 1885.

[2]) Schindler: Magisches Geistesleben. Vorrede und S. 53.

Die
Offenbarung Johannis.

Von

Johannes Kreyßer.

III. Das Weib und der Drache.

(Kap. 12, 1–12.)

Eine Erscheinung, wie Murillo die Madonna malte, wird am Himmel sichtbar, glänzend wie die Sonne, den Mond zu ihren Füßen, auf ihrem Haupte eine Sternenkrone. Doch bald verändert sich das hehre Bild. Das Weib erscheint schwanger, wird von den Wehen befallen, hat große Qual zur Geburt. Ein gewaltiger Drache, rot von der Höllenglut, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern tritt vor sie hin. Verwüstuns folgt seinen Spuren am Himmelszelt, denn sein Schweif wirft viele Sterne zu Boden. Er will das Kind der himmlischen Frau verschlingen, den Gottessohn, der alle Völker beherrschen soll mit eisernem Scepter (Ps. 2, 6). Aber es wird zu Gott entrückt und sie selbst auf eine unbestimmte Zeit (1260 Tage) in die Wüste geborgen, wo Gott für sie sorgt (v. 1–6). Es ist nicht zweifelhaft, daß mit dem Weibe die alt-testamentliche Theokratie, wie sie sich in der Kirche fortsetzt, gemeint ist, denn nur diese kann die Mutter des Messias sein. Unter dem Satan, der auf ihn lauert, sind die Nachstellungen der Juden gegen Jesum bis zur Himmelfahrt zu verstehen. Sein Tod, der nur den Leib betraf und mit der Auferstehung endet, wird für nichts geachtet.[1] Die Wüste, welche in den Zeiten der Verfolgung zu den Versammlungen der Christen diente, versinnbildlicht zugleich die Verborgenheit, in welche die Kirche fliehen mußte und wo sie unter allen Gefahren von Gott geschützt wird. Unverkennbar spielt das Symbol zugleich auf die Verfolgung des Christuskindes durch Herodes und auf die Flucht der heiligen Jungfrau nach Ägypten an, und man muß überhaupt zugeben, daß Maria dem Apostel zwar nicht die himmlische Frau selber, wohl aber der Typus oder das Vorbild derselben ist. Der Drache bleibt allein auf dem Schauplatz und wird nun Veranlassung einer neuen, visionären Ideen-Assoziation, welche die Überwindung des Fürsten dieser Welt zum Gegenstande hat. Das ist der berühmte Kampf Michaels mit dem Drachen. Was in der intelligiblen Welt bereits als vollendetes Faktum dasteht, wiewohl es in der Welt der Zeit und des Raumes noch als Entwickelungsprozeß erscheint, das wird, wie noch oft, als Vorgang im Himmel geschaut. Der Satan hat (wie in Hiob 1, 2) bis dahin noch eine Stelle im Himmel als der Verdächtiger, Kritiker,

[1] Vergl. Joh. 14, 30.

Ankläger, der bemüht ist, das Böse hervorzusuchen, zur Erscheinung zu bringen, aufzuzeigen. Daher der Triumph: „Nun ist der Verkläger unserer Brüder niedergeworfen, der sie verklaget, Tag und Nacht vor Gott" (v. 10). Dies Prinzip ist nunmehr im Himmel überwunden, mit desto größerer Wut wirft es sich auf die Erde. Wer ist aber Michael, sein himmlischer Sieger, der Fürst der Engel Gottes? In der ganzen heiligen Schrift erscheint Christus einerseits als der Sieger über den Satan[1]) und stellt selber die Ausstoßung des Satans aus dem Himmel als Folge seines Werkes hin[2]), andererseits wird er das Haupt aller Engel[3]), ja der Erstgeborne aller Kreaturen genannt, der auch im Himmel alles zu sich selbst versöhnt und Frieden gemacht hat. In unsrer Stelle selbst wird der Sieg dahin beschrieben, daß nun die Gewalt dem Gesalbten Gottes zugefallen sei und daß die Gläubigen den Satan überwunden haben durch das Blut des Lammes. Michael (d. h. Wer ist wie Gott?), der übrigens im Text gar nicht ein Engel genannt wird, ist also keine „apokryphisch-mythologische" Vorstellung, sondern niemand anders als Christus selbst. Daß dieser noch eben ein neugeborenes Knäblein war, darf dabei so wenig überraschen wie in der vorigen Darstellung seine Erscheinung bald als der Löwe aus Juda, bald als das erwürgete Lamm, bald als der Sieger auf weißem Rosse. Eben weil es sich hier um einen rein transscendentalen Vorgang handelt, konnte der Erlöser nicht in seiner historischen Gestalt erscheinen, ohne das Mißverständnis zu erwecken, daß nicht bloß von einer zweiten Seite desselben Werkes, sondern von einem zweiten Werk die Rede sei. Der Umstand, daß Michael bereits bei Daniel und zwar als Genius Israels auftritt, um als solcher für dasselbe zu streiten, ändert daran nichts, denn Christus ist allezeit auch der Genius des Volkes Gottes.

Nach diesem Exkurs kehrt die Darstellung zu dem irdischen Kampfe zurück. Die Kirche (das Weib) wird auf Adlersflügeln in die Verborgenheit getragen und dort erhalten, solange es Gott gefällt. Wohl ergehen große Trübsalsfluten über sie, die der Drache hinter ihr herschießt, aber die Erde hilft dem Weibe und zieht die Wasser ein — d. h. die Natur dieser sublunarischen Welt, wo alles zuletzt von selber ein Ende nimmt, auch die Lust an den Christenverfolgungen. — Die Kirche kann der Satan nicht überwinden, dafür rächt er sich durch beständigen Krieg mit den „Übrigen von ihrem Geschlecht" d. h. den aus den Verfolgungen übrig Gebliebenen, welche Gottes Gebote bewahren und das Zeugnis Jesu haben.

IV. Das Tier aus dem Meer und das Tier aus der Erde.
(Kap. 12, 18—14, 20).

Als der Apostel, wahrscheinlich um sich von seiner Aufregung zu erholen, an den Meeresstrand geht, wird ihm eine neue Vision. Er denkt

[1]) Vergl. Eph. 1, 20; Kol. 2, 15; Hebr. 2, 14; I. Joh. 3, 8.

[2]) Joh. 12, 31; Luk. 10, 18.

[3]) Eph. 1, 21; Kol. 2, 10; Hebr. 2, 4 ff.

etwa an das gräßliche Schauspiel im Amphitheater, wo seine Brüder unter dem Jubel eines entmenschten Pöbels und seines Cäsars von wilden Tieren zerfleischt werden. Ist dieses römische Volk nicht selber eine reißende Bestie? Hat nicht schon Daniel so die Weltmächte geschaut? — Er blickt auf die zusammenschlagenden Fluten. Ein Tier steigt daraus hervor, in welchem die vier Tiere Daniels (Kap. 7), von denen das erste ein Löwe, das andere ein Bär, das dritte ein Parder ist und das vierte zehn Hörner hat, zu einem einzigen Ungeheuer werden. Gemeint ist also ein aus dem Meer der Völker (vergl. 17, 15) aufsteigendes Weltreich, welches nicht nur die Macht sondern auch die Raubtiernatur aller früheren Weltreiche in sich vereinigt und eine durch und durch dämonische Erscheinung ist. „Denn der Drache giebt ihm seine Macht und seinen Thron und große Gewalt" (13, 2): das antichristische Rom, in welchem die souveräne, sich selbst vergötternde und Gott feindliche Weltmacht sich verkörpert hat, wie nie zuvor. Die sieben Köpfe werden später von den Königen (Kaisern) gedeutet, welche bereits gewesen sind und die zehn daraus erwachsenden Hörner von Königen, welche noch kommen sollen. Sie versinnbildlichen das Cäsarentum, welches wider die Kirche streitet, die christenverfolgenden Kaiser. Eins der Häupter erscheint wie zum Tode wund, aber die Wunde wird wieder heil und bewundernd folgt die ganze Erde dem Tiere nach, d. h. Nero der Christenverfolger ist blutig untergegangen, aber sein Tod hat dem Antichristentum auf dem Cäsarenthron keine tötliche Wunde geschlagen. Dasselbe wird fortfahren mit seinen Gotteslästerungen und von den Bewohnern der Erde göttliche Ehre empfangen, deren Verweigerung das Hauptverbrechen der Christen ist.

Als der Apostel sich umwendet sieht er ein anderes Tier aus der Erde aufsteigen. Es sieht unschuldig aus wie ein Lamm und redet wie ein Drache. Die ganze Gewalt des Tieres übt es vor seinem Angesicht d. h. unter seinem Einflusse und bewirkt, daß die Bewohner der Erde dem Tiere huldigen, dessen Wunde geheilt ist. Späterhin wird es auch der falsche Prophet genannt. Es ist die heidnische Wissenschaft im Dienste der Weltmacht. Sie thut große Zeichen, so daß sie selbst Feuer vom Himmel fallen läßt, wobei an Wunderthäter wie Appollonius von Tyana so wie an die damalige Naturwissenschaft zu denken ist, die noch ganz im Gewande der Zauberei auftrat. Plinius berichtet, z. B.[1]) daß es möglich sei, durch geheimnisvolle Mittel Blitze vom Himmel herab zu zwingen. Nero insbesondere hielt viel von der Magie, dieser antiken Form des Spiritismus. Die Chaldäer, Mathematiker, Astrologen spielten an seinem Hofe eine wichtige Rolle und namentlich einer derselben Balbillus hatte den größten Einfluß auf ihn.[2]) Aber auch die Überlieferung, daß der in der Apostelgeschichte (8, 9) erwähnte Magier Simon nach Rom gekommen, bei Nero durch seine Leistungen zu hohem Ansehen gelangt, ein Hauptfeind des Apostels Petrus gewesen und zuletzt bei einem Versuche zu fliegen umgekommen sei, wird bis zu einem gewissen Grade

[1]) Hist. natur. II, 54. [2]) Sueton, Nero 40, Dio Cassius 66, 9.

von heidnischen Schriftstellern bestätigt.[1]) Nero, so berichtet Sueton, habe längere Zeit einen Menschen an seinem Hofe unterhalten, welcher versprochen habe zu fliegen. Aber bei dem ersten Versuche, welcher im Amphitheater auf dem Marsfelde stattfand, stürzte der neue Ikarus jämmerlich herab, so daß das Blut dem Kaiser ins Gesicht spritzte. Diese Geschichte, an deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel berechtigt ist, beweist, daß der Verunglückte in der That ein starkes Medium gewesen sein muß. Denn eine Flugmaschine hat er nicht gebraucht, sonst wäre es gesagt und in eine beträchtliche Höhe muß er wirklich gelangt sein, wie die christliche Sage berichtet, wenn er bei seinem Herabsturz den Kaiser mit seinem Blute befleckte, denn der Sitz des Kaisers befand sich auf der höchsten Stelle des Amphitheaters. Wir haben hier beiläufig wiederum einen wohlbezeugten Fall von Levitation aus der alten Geschichte. — Das Tier aus der Erde macht ferner als heidnische Kunst dem Antichristen ein Bild und vermag dem Bilde Geist zu geben, als ob es spräche, nämlich in den gleichsam lebendigen oder sprechenden Statuen der antiken Plastik. Das Verbrechen der Christen, diesen Bildern die Anbetung zu verweigern, erscheint daher um so größer. Das Tier drückt ferner Kleinen und Großen, Reichen und Armen, Sklaven und Freien das Malzeichen des Antichristen auf, wie die römischen Soldaten sich den Namen ihres Imperators einzuätzen pflegten, so daß niemand ohne dies Zeichen d. h ohne die Zugehörigkeit zum antichristischen Heidentum kaufen und verkaufen, d. h. eine staatsrechtliche Existenz führen kann — zugleich eine Hindeutung auf das durch und durch heidnisch-despotische Recht. Zum Schluß wird der Name des antichristischen Tieres selber angegeben. Aber wie man unter ein Rätsel dessen Lösung etwa mit den Zahlen der Buchstaben setzt, damit sie nicht dem ersten Blick in die Augen fällt, so verfährt der Apostel hier, offenbar um den Feinden, denen sein Buch in die Hände fallen könnte, unverständlich zu bleiben. „Wer Verstand hat, der beachte die Zahl des Tieres, es ist nämlich eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666“ (13, 18). Von den mancherlei Deutungen bleibt die alte „traditionelle, welche schon Irenäus[2]) und Hippolytus[3]) mitteilt, die befriedigendste: „Der Lateiner“ d. h. Römer, ein Wort, dessen griechische Buchstaben *Λατεῖνος* als Zahlzeichen gefaßt, obige Summe ergeben.[4])

Im heiteren Gegensatz gegen diese dämonischen Ungeheuer folgt wieder eine Szene im Himmel, den Sieg und den Frieden der vollendeten Gerechten darstellend. Die Auserwählten (darum ist ihre Zahl genau bestimmt: 144000 [nach 7, 9], jedoch gehören auch die dort genannten Unzähligen dazu) singen dem Lamme ein neues Lied wie Harfenton und Wasserrauschen, das niemand erlernen kann, als die erkauft sind von der Erde Gott und dem Lamme. Sie sind Jungfrauen, nicht im Sinne des Cölibats (denn wie hätte Petrus und andere Heilige davon aus-

[1]) Sueton, Nero, c. 12. Dio Chrysost., orat. XXI, 9 cf. Juvenal, satir. III, 79.

[2]) Haer. V, 30. [3]) de Christo et Antichristo, 50.

[4]) Vergl. de Wette, Komment. S. 140 f.

genommen sein können?), sondern weil sie mit der großen Hure nicht gebuhlt (vergl. 17, 2), d. h. sich unbefleckt gehalten haben von dem Götzendienste (14, 1—5). Daß auch auf Erden der Ausgang kein anderer sein wird, scheint mir nicht zweifelhaft, aber nicht in einem Spiegelbilde wird es offenbar, sondern aus den Ratschlüssen Gottes, welche von verschiedenen, kurz nach einander auftretenden Engeln, gleichsam als Herolden verkündet werden. Der erste fliegt mitten durch den Himmel und proklamiert ein ewiges Evangelium für alle Bewohner der Erde, womit den Feinden zugleich ihr Gericht angesagt ist. Ihm folgt ein andrer mit dem Rufe: „Gefallen, gefallen ist die große Babel", d. h. das weltbeherrschende Rom, darauf ein dritter, der ewigen Zorn und Brand den Anbetern des Tieres droht. Ihm antwortet eine Stimme von oben: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihren Leiden, ihre Werke aber folgen ihnen" (14, 13). Ein Symbol des jüngsten Gerichtes bildet den Schluß. Der Menschensohn auf der Wolke, eine Krone auf dem Haupt und in der Hand eine Sichel. Ein Engel bringt ihm aus dem Heiligtum den Auftrag, die Sichel anzuschlagen und zu ernten, denn „überreif ist die Ernte der Erde". Und die Erde ward geerntet. — Daß der Menschensohn hier nicht Christus sein könne, weil er von dem Engel einen Befehl erhält, ist unbegründet. Denn der Befehl kommt ja von Gott und der Engel ist nur Überbringer desselben. Der Zeitpunkt des Gerichts ist aber auch nach Christi eigenen Worten „nur dem Vater nicht dem Sohn bekannt" (Mark. 13, 32). — Derselbe Gedanke wird nun noch einmal unter dem Bilde der Weinlese dargestellt. Diese hält ein anderer Engel, der den Auftrag dazu erhält von dem Engel des heiligen Feuers im inneren Heiligtum. Daß es hier nur ein Engel ist, darf nicht auffallen. Engel sind auch sonst die „Schnitter und Gehülfen des Herrn der Ernte" (Matth. 13, 39). Die Trauben der Erde werden geschnitten und in die große Kelter des göttlichen Zornes geworfen. „Und die Kelter ward getreten außerhalb der Stadt, nämlich der Stadt Gottes, denn „draußen sind die Hunde (vergl. 22, 15) und Blut floß aus der Kelter bis ans Gebiß der Pferde 1600 Stadien weit" (14, 20). Zu Grunde liegt das Bild von Gott als Keltertreter (Jes. 63, 6): „Ich zertrat die Völker in meinem Grimm und zermalmte sie in meinem Zorne, daß ihr Saft zur Erde rann". Die Zahl 1600 hat wie alle in der Apokalypse natürlich mystischen Sinn. Am besten wird sie gedeutet als bestehend aus 4 × 400 und bezeichnend die Ausdehnung nach den vier Weltgegenden.

V. Die sieben Zornschalen und Babels Fall.

(Kap. 15—18.)

Nach der Vision am Meeresstrande folgt eine andere am Himmel, darstellend die sieben letzten Plagen, mit denen der Zorn Gottes vollbracht ist d. h. die Katastrophe über Rom. Denn daß später noch andere Kämpfe stattfinden werden, lehrt 20, 7. Deshalb erscheint der Luftkreis gemischt mit dem Feuer der Blitze und der Chor der Überwinder

stimmt einen Lobgesang an, in welchem der Sieg im voraus gefeiert wird (15, 1—4). Aus dem Tempel des Himmels treten nun sieben Engel denen Schalen gegeben werden, die gefüllt sind mit dem Zorne Gottes. Als Bild von der Unwiderstehlichkeit seiner Allmacht wird der Tempel voll vom Rauche seiner Herrlichkeit, so daß niemand eindringen kann (v. 5—8). Die Ähnlichkeit der nun folgenden Plagen mit den sieben Posaunen (Kap. 8 u. 9) und den sieben Siegeln (Kap. 6) springt in die Augen, nur daß hier alles noch spezieller auf Rom bezogen und als verdiente Strafe seiner Frevel hingestellt wird. Als die erste Schale ausgegossen wird, erscheinen giftige Geschwüre an den Menschen, die das Malzeichen des Tieres tragen und sein Bild anbeten. Die römische Welt ist mit unheilbaren Krebsschäden bedeckt und durch und durch von Fäulnis und Verderben ergriffen. Bei der zweiten Schale wird das Meer, bei der dritten die Wasserquellen voll Blut . . . Überall nichts als Blut! Aber den Engel der Wasser hört man sagen: „Gerecht bist du, der da ist und der da war und der da kommt, daß du so gerichtet hast, denn Blut von Heiligen und Propheten haben sie vergossen und Blut hast du ihnen zu trinken gegeben, denn sie sind's wert" (16, 5). Bei der vierten Schale sieht man die Menschen von Sonnenglut gequält, bei der fünften das Reich des Tieres verfinstert — Symbol der Leiden in den letzten Zeiten Roms. „Sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerz und lästerten den Gott des Himmels wegen ihrer Schmerzen und Geschwüre und bekehrten sich nicht von ihren Werken[1]" (v. 10). Die siebente Zornschale trocknet den Strom Euphrat (d. h. die östliche Grenzscheide des Reichs), daß den Königen des Ostens der Weg bereitet werde. Es ist dasselbe Ereignis, das auch von der letzten Posaune angekündigt wird. Von Osten her werden sich die Scharen der Barbaren (Hunnen) über das Reich ergießen. Der Drache, das Tier, der falsche Prophet, d. h. die römische Welt und ihre Kultur bieten alles auf, um die ganze Erde zum Widerstande gegen sie zu versammeln auf den großen Tag des Allmächtigen, aber die dämonischen Geister ihrer Beredsamkeit werden zu Fröschen, die wohl quaken aber nichts mehr ausrichten. Der Ort, wo sie ihre Scharen versammeln heißt Harmaggedon,[2]) ein aus der Geschichte Judas bekanntes Schlachtfeld, welches sprüchwörtlich geworden war[3]) für den Jammer furchtbarer Schlachten. Eine ungeheure Völkerschlacht, wie sie wirklich auf den katalaunischen Feldern geliefert wurde, spiegelt sich in dem Vorgesicht des Sehers. Mit der siebenten Schale ist es endlich geschehen, was alle bisherigen Plagen nur vorbereiten. Ein Erdbeben (wie 6, 12) versinnbild-

[1]) Wenn in heißen Gegenden der lang ausgebliebene Regen eine Dürre verursachte, so war es im nördlichen Afrika nach Augustin schon Sprüchwort geworden: „Regnet es nicht, so schiebe die Schuld auf die Christen!" non pluit Deus, duc ad Christianos. Wenn in Ägypten der Nil die Felder nicht befruchtete, wenn in Rom die Tiber überschwemmte, wenn eine ansteckende Krankheit wütete, bei jedem Erdbeben, jeder Hungersnot oder einem andern öffentlichen Unglücksfall wurde die Volkswut gegen die Christen aufgeregt. „Das haben wir," hieß es, „dem Zorn der Götter wegen der Ausbreitnng des Christentums zuzuschreiben" (Neander, „Kirchengesch." I S. 87 f). — [2]) הר מגדון — [3]) Vergl. II Kön. 23, 29; II Chron. 35, 25; Sach 12, 11.

licht die Umwälzung der Welt. Seine Schrecken werden ebenso wie dort ins Ungeheure gemalt. Die Inseln fliehen, die Berge sinken zusammen, zentnerschwerer Hagel fällt hernieder. Die große Stadt aber zerfällt in drei Teile und die Städte der (zu ihr gehörigen) Völker fallen. So muß die große Babel den Glutwein des Zornes Gottes trinken (16, 17). Bekanntlich zerfiel das römische Reich bei seinem Untergange wirklich in drei Teile: das oströmische, ostgotische und fränkische Reich. — Sein Untergang bedeutet für den Historiker das Ende der antiken Welt, für den Propheten das Gericht über das klassische Antichristentum. Die Bekehrung kurz vor dem Ende, die freilich der Apokalyptiker nicht ahnte, ist nur die Gnade im Gericht, der versöhnende Abschluß der Katastrophe, welche durch ungeheure Schuld verwirkt ist.

Was sich schon in der Zerstörung Jerusalems und dem Gericht über die Synagoge des Satans darstellte (vergl. 3, 9), das sieht der Apostel in dem unendlich viel wichtigeren Falle Roms und des römischen Antichristentums völlig erfüllt, nämlich den Sieg des Reiches Gottes und die Ankunft des siegenden Menschensohnes auf Erden. Es treten ja auch hier thatsächlich dieselben Mächte, die sich zu allen Zeiten gegen das Reich Gottes erheben, in ihrer vollen, gigantischen Kraft auf den Kampfplatz, und mit Recht hat die Christenheit von jeher hier die Typen aller späteren Kämpfe dieser Art gefunden. Unter diesen Umständen ist die Begeisterung begreiflich, mit der die Darstellung bei den Bildern des Triumphes verweilt. Einer der sieben Engel zeigt dem Seher des Näheren das Gericht der großen Hure, die auf dem Völkermeere thront (17, 15). Im Geist in die Wüste entrückt, sieht er sie auf dem Tiere sitzen, angethan mit Purpur und Scharlach, Gold und Edelsteinen, einen goldenen Becher in ihrer Hand, eine Bachantin — aber trunken nicht von Wein, sondern von dem Blute der Heiligen. Auf ihrer Stirn steht ihr Name, der ein dämonisches Mysterium enthält: „Babel, die große, die Mutter aller Huren und Gräuel der Erde." Dies Geheimnis wird von dem Engel beschrieben: „Das Tier, das du sahest, war und ist nicht und wird heraufsteigen aus dem Abgrunde und ins Verderben und es werden sich verwundern die Bewohner der Erde" (17, 8), — offenbar derselbe Gedanke wie 13, 3, wo das Tier an einem seiner Häupter eine Todeswunde hat, die dennoch wieder heil wird. Während aber dort dasselbe allgemein als das Römertum gedacht ist, wird es hier individualisiert. „Die sieben Häupter sind sieben Berge, wo das Weib sitzt" (v. 9) — Rom, die Siebenhügelstadt. Aber es sind zugleich sieben Könige. Fünf sind gefallen, der eine ist, der andere ist noch nicht gekommen und wenn er gekommen ist, darf er nur eine kleine Zeit bleiben. Und das Tier, das war und nicht ist, ist selbst der achte und ist einer von den sieben und gehet ins Verderben" (v. 10 u. 11). „Dieses sonderbare Verhältnis, daß in dem einen Gliede die ganze Natur oder Persönlichkeit des Ungeheuers sich darstellt soll unstreitig den Gedanken ausdrücken, daß in diesem rätselhaften Kaiser der Geist des römischen Widerchristentums in vollster Stärke zur Erscheinung gekommen sei." (de Wette.) Aus allen weiteren Angaben ist

klar, daß wiederum Nero gemeint ist. Wir sehen daraus, daß der Apostel unter Vespasian schrieb. Dieser ist also der Kaiser, welcher ist. Seine fünf bereits gewesenen Vorgänger sind: Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Die ephemeren Zwischenkaiser Galba, Otho, Vitellius werden nur als Prätendenten betrachtet und nicht gezählt. Der siebente, der noch nicht gekommen ist und nur eine kleine Weile bleiben darf, ist der früh verstorbene Titus. Domitian ist der achte. In diesem zweiten Christenverfolger, den schon Tertullian einen zweiten Nero nennt[1]), lebt dieser wieder auf. Darum ist er das Tier, das war und nicht ist, und einer von den sieben.

Um dieses eklatante Beispiel prophetischen Hellsehens zu beseitigen, bestreitet man einerseits, daß die Prätendenten bei der Zählung übergangen seien; andererseits behauptet man, daß die geweissagte Wiederkehr sich auf die historische Person Neros beziehe. Es existierte nämlich, wie Sueton, Tacitus, Dio Cassius u. a. berichten, eine Sage, daß dieses Scheusal nicht wirklich tot, sondern zu den Parthern geflohen sei, wo er ein Heer sammele, um seine Herrschaft wieder zu erobern. Diesen Volksglauben habe der Apokalyptiker geteilt. Wir fragen zunächst: War jenes Gerücht wirklich nur eine thörichte Fabel und nicht vielmehr der Ausdruck des divinatorischen Volksinstinkts, daß die Tage Neros noch nicht vorüber seien? eine Weissagung ebenso bedeutsam wie die deutsche Sage vom Kaiser Rothbart, der aus dem Kyffhäuser wiederkehren werde — nur daß dieser die entgegengesetzte Hoffnung zu Grunde lag? Bei den Christen erhielt diese Sage aber noch eine andere Gestalt. Man zweifelte nicht, daß Nero wirklich tot sei und erwartete dennoch seine Wiederkehr. Die darauf bezügliche Stelle des Laktantius haben wir bereits angeführt. Augustin macht zu II Theff. 2 folgende Bemerkung, welche ebenso gut hierher paßt[2]): Einige glauben, es sei dies vom römischen Reiche gesagt und der Apostel habe dies deshalb nicht deutlich schreiben wollen, um sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er dem römischen Reiche übel, da man erwartete, es werde ewig dauern: so daß er also mit den Worten: „Bereits ist das Geheimnis der Ruchlosigkeit wirksam," den Nero hätte verstanden wissen wollen, dessen Thaten schon die des Antichrists schienen. Daher vermuten einige von ihm, er werde auferstehen und der Antichrist sein. Andere aber meinen, er sei nicht getötet, sondern vielmehr hinweggenommen worden, damit man meine, er sei getötet worden und er werde lebend in der Kraft des Alters, in welchem er stand, als man glaubte, er sei umgebracht worden, verborgen gehalten, bis er zu seiner Zeit geoffenbart und wieder in die Herrschaft eingesetzt wird. Doch ist mir die Ansicht derer, die so denken, gar zu abenteuerlich". Sulpicius Severus erklärt[3]): „Sicher wurde sein (Neros) Leib getötet. Daher glaubt man, daß er, obwohl er sich selbst mit dem Schwerte umgebracht hat, nach Heilung seiner Wunde erhalten sei (wie von ihm geschrieben ist, die tötliche Wunde ward heil) und gegen Ende der Welt gesendet werden würde, um das Geheimnis der Bosheit auszuüben." Die Wiederkehr eines Verstorbenen in seinen Geistesverwandten ist aber eine aus den bibl. Schriften geläufige Vorstellung.[4]) Daß

[1]) Apolog. 5.

[2]) De civitat. Dei XX. 19, 3. [3]) Hist. II, 29.

[4]) Vgl. Mal. 4, 5; Matth 11 14; 17, 12; 14, 2; Luk 9, 7 ff

dieselbe auch an unserer Stelle nur von der Wiederkehr desselben geistigen Prinzips verstanden werden soll, beweist auf unwidersprechliche Weise die Identifikation des einen Hauptes (Nero) mit dem antichristischen Tier (Rom). — Die zehn Hörner sodann sind „Könige, welche die Herrschaft noch nicht haben", also zukünftige Kaiser, „aber Macht, eine Stunde lang empfangen werden mit dem Tiere", (eine Stunde, weil die Verfolgungszeiten nur eine kleine Weile dauern (I. Petr. 1, 6). Was ihnen nämlich gemeinsam ist, wird sogleich gesagt: „Sie haben einen Sinn und geben ihre Macht dem Tiere", d. i. dem Antichristentum, „und werden mit dem Lamme streiten, aber das Lamm wird sie überwinden, denn es ist der Herr der Herren und der König der Könige" (17, 13 u. 14). Es sind also die zukünftigen Christenverfolger auf dem Cäsarenthrone, die der Seher in Begleitung des wiederkehrenden Nero kommen sieht. Auch diese Weissagung ist glänzend erfüllt, obgleich die Zahl zehn nur als runde zu betrachten ist. Auf Grund dieser Stelle kann man außer Nero und Domitian noch folgende Christenverfolger zählen: Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Septimius Severus, Maximinus Thrax, Decius, Gallus Valerian, Diocletian, Julian Apostata. Von der weiteren Regierung dieser Kaiser heißt es auffallender Weise: „Sie werden die Hure hassen und sie wüste und bloß machen, ihr Fleisch fressen, sie mit Feuer verbrennen", womit auf die fortwährenden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege der Cäsaren seit Septimius Severus hingewiesen ist, mit denen sie das Reich zerrütteten. „Denn Gott hat in ihre Herzen gegeben, seinen Willen zu vollbringen und Einen Sinn zu vollbringen und ihr Reich dem Tiere zu geben, bis die Worte Gottes vollbracht sind" (17, 17), d. h. sie bereiten im Widerspruch mit ihren bewußten Zwecken als Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen den Zusammenbruch der römischen Herrschaft vor.

Endlich folgt ein Triumphgesang im Himmel über den Fall der großen Babel, der offenbar die Schilderungen des Untergangs von Tyrus bei Hesekiel 26—28 recitiert und daher die Ereignisse beim Untergange Roms gewiß nicht als eine getreue Kopie jener Katastrophe in allen Einzelheiten darstellen will. Daß die Geschichte in der Eroberung und Zerstörung Roms durch Westgoten und Vandalen nur eine armselige Erfüllung der hochfliegenden Erwartungen des Apostels gebracht habe (de Wette), ist Geschmackssache. Den Zeitgenossen erschien sie damals gründlich und vollständig genug, und die vandalische Verwüstung ist sprüchwörtlich geworden. Die Stätte der antiken Weltstadt liegt noch heute in Ruinen, denn das moderne Rom ist auch örtlich eine andere Stadt. Stoff zum Nachdenken aber giebt es, daß späteren Geschlechtern die Schrecken noch immer nicht groß genug sind, welche die Katastrophen der Geschichte begleiten. Allein das alles sind Nebendinge. Der Kern der Vision, die als symbolisches Vorgesicht gefaßt werden muß, ist doch nur der, daß die große Hure als solche, das vom Blute der Heiligen trunkene Babel (Rom) mit seinen antichristischen Cäsaren, ob es sich gleich die ewige Stadt nannte, von Grund aus und für immer vom Erdboden verschwinden werde, und die Erfüllung dieser Weissagung wird niemand leugnen.

❧

Johann Baptista van Helmonts
Leben und Lehre.

Von
Karl Kiesewetter.

In einem ähnlichen Verhältnis wie die großen Reformatoren auf religiösem Gebiet, Luther und Melanchthon, standen die Reformatoren der Medizin und Anthropologie, Paracelsus und Helmont, zu einander. Luther und Paracelsus sind die bahnbrechenden Geister, urkräftige, dem Volk entstammende und im Volk lebende Kernmenschen, welche mit kühner, treffender Intuition die Gebrechen der von ihnen gepflegten Zweige menschlichen Wissens erkennen, die das von Schwamm und Würmern zernagte altersmorsche Gebäude scholastischer Weisheit in Trümmer werfen und an seiner Stelle einen kraftgenialen Rohbau aufführen. Bei weit überlegener Genialität mangelt Luther wie Paracelsus doch die wissenschaftliche Politur ihrer Mitreformatoren; durch diese aber treten die „Subtilen und Katzreinen" in ihre Rechte. Melanchthon und Helmont kommen mit Pflug und Harke, um den jungfräulichen Boden des von Luther und Paracelsus mit der Holzaxt ausgerodeten Urwalds zu bearbeiten und fruchtbar zu machen. Sie sind die Männer, welche die genialen Ahnungen und Entwürfe der bahnbrechenden Meister ausführen und recht eigentlich wissenschaftlich salonfähig machen. Melanchthon wie Helmont sind auch nicht gegen die Mängel und Irrtümer ihrer Meister blind, sondern ergänzen und vertiefen deren Lehren in vieler Beziehung. Inwieweit aber Helmont das paracelsistische Lehrgebäude ausbaute, werden wir in später folgenden Ausführungen sehen, nachdem wir hier zunächst das Leben dieses merkwürdigen Mannes geschildert haben.

Johann Baptista van Helmont, Erbherr zu Merode, Royenborg, Oorschot, Pellines &c. wurde 1577 als Sprößling eines altadeligen Geschlechtes zu Brüssel geboren. Er war der jüngste Bruder mehrerer Geschwister und wurde schon im Jahre 1580 seines Vaters beraubt.

Von seiner Mutter sehr sorgfältig erzogen, besuchte van Helmont schon in sehr frühem Alter die Universität zu Löwen, wo er bereits mit siebenzehn Jahren zum Magister (jetzt Dr. phil.) promoviert werden sollte. Aus Bescheidenheit nahm er diese Würde nicht an, denn er wollte, wie er in seinem Studia Autoris betitelten Aufsatz sagt, nicht für einen Meister erklärt werden, während er kaum ein tüchtiger Schüler sei. Schon damals erkannte er die aufgeblasene Hohlheit der Scholastik und verzichtete gänzlich auf das Studium der philosophischen Disziplinen mit Ausnahme der Moralphilosophie. Hingegen hielt er, durch anatomische Übungen vorbereitet, auf Zureden einiger seiner Lehrer Vorlesungen über Chirurgie. Bald jedoch sah er, daß er lehrte, was er nicht wußte und

was nur durch langes praktisches Studium erlernt werden konnte; mit solchem Studium der Anatomie und Chirurgie in den Seziersälen und Kliniken war es damals aber ebenso erbärmlich bestellt wie mit dem Theoretischen in den Schriften der Alten. Helmont warf sich also auf das Studium der Geographie und hörte ferner den Jesuiten Martin del Rio (1551—1608) seine Disquisitiones magicae vortragen, ohne jedoch auch hier Befriedigung zu finden. Jetzt wandte er sich der Mathematik zu und erlernte die Geometrie, Algebra und Astronomie, wobei ihm das Studium des Copernicus die Augen über die Nichtigkeit der Excentrizitäten und Epizykel des ptolemäischen Systems öffnete. Für die Astrologie, deren Wesen und Wahrheit sich Helmont sehr richtig als unabhängig von der mechanischen Einrichtung des Weltalls dachte, hatte er ein großes Interesse. Um nun das Zutreffen der Astrologia judiciaria, der die äußern Erlebnisse des Menschen weissagenden Astrologie, zu erproben, stellte Helmont die Erlebnisse eines ihm bekannten Edelmannes, dessen Geburtszeit er kannte, zusammen und schickte sie ohne Bezeichnung des Namens des Edelmannes und sonstiger Personalien, nur mit Angabe der geographischen Länge und Breite, an die berühmtesten Astrologen des In- und Auslandes. Denselben war die Aufgabe gestellt, aus den äußern Umständen und Zufällen des Lebens dieses Edelmanes durch die Lehre von den Direktionen den Augenblick von dessen Geburt zu finden; ein Preis von 600 Dukaten war auf die Lösung des Problems gesetzt. Zum Überfluß fügte er noch einigen dieser Anfragen das Himmelsschema ohne Zeitangabe bei. Hätte nun Helmont nur das erstere gethan, so wäre die Konstruktion der richtigen Schemas mit genauer Zeitangabe ein frappanter Beweis für die Richtigkeit der Astrologie gewesen; sowie er aber das Schema beifügte, machte er seine Aufgabe zu einer rein mathematischen, welche aus einem Sternenstand für gegebene Länge und Breite die Zeit zu finden hatte. Eben dadurch machte Helmont seine Absicht zuschanden, denn nichts ist einem rechnenden Astronomen leichter als diese Zeitbestimmung. Trotzdem fand Helmont keinen, der die Aufgabe zu seiner Befriedigung löste; der der Wahrheit am nächsten kommende hatte noch eine Differenz von 37 Minuten. Leider ist nicht gesagt, ob dieser Astrolog ein Schema hatte oder nicht; in ersterem Falle wäre die Differenz aus den mangelhaften Tafeln, Ephemeriden und Instrumenten leicht erklärlich; im zweiten aber wäre die so annähernde Zeitbestimmung ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der Astrologie, wie wir schon sagten. Wie dem nun auch sein mag, so war dieses ungenügende Experiment für Helmont hinreichend, die Astrologia judiciaria zu verwerfen; hingegen maß er dem „Blas“ [1]) der Sterne einen wichtigen Einfluß auf das kosmische und organische Leben zu. Wir werden auf seine in dem Aufsatz „Astra necessitant, non inclinant“ etc. niedergelegten Ansichten zurückkommen; in diesem Aufsatz erzählt Helmont auch sein eben geschildertes Experiment.

[1]) „Blas“ ist bei Helmont sowohl der kosmische Magnetismus (Blas stellarum) als auch die psychische Kraft (Blas humanum).

Von der unzureichenden Mathematik wandte sich Helmont ganz zur Moralphilosophie und besonders der stoischen sowie der pythagoräischen Lehre zu. In den Kapuzinermönchen sah er christliche Pythagoräer, und gewiß wäre er in diesen Orden getreten, wenn sein schwächlicher Körper die asketische Lebensweise vertragen hätte. Zu dieser Zeit schlug Helmont auch ein Kanonikat aus, welches ihm, für den Fall, daß er Theologie studieren wolle, angeboten wurde, und seine Gemütsstimmung wurde mehr und mehr religiös überreizt. Jetzt begann die somnambulistische Veranlagung Helmonts sich auszubilden, die bei seiner Individualität so hervorstechend ist. Er sagt darüber:[1]) „Ich bat aber den Fürsten des Lebens sehr oft, daß er mir Kräfte verleihen wollte, die nackte Wahrheit an sich selbst zu erkennen, zu betrachten und zu lieben. In diesem Verlangen bestärkten mich Thomas a Kempis und Tauler. Als ich mir nun einbildete und im Vertrauen lebte, daß ich durch diese stoische Lebensweise in der christlichen Vollkommenheit recht zunehmen könne, so fiel ich einstmals nach länger fortgesetzten Übungen ermüdet in einen Traum. Mir war, als sei ich eine leere Blase geworden, welche von der Erde bis in den Himmel reichte; über derselben schwebte ein Sarg, unter ihr gähnte die Finsternis des Abgrundes. Da erschrak ich über die Maßen und zugleich vergaß ich alles, was ich von der Welt und mir selbst wußte. Als ich wieder zu mir kam, ging mir in einem Augenblick die Erkenntnis auf, daß wir in Christo leben, weben und sind. — Ich verwunderte mich über meine vorige Unwissenheit und bemerkte, daß die stoische Askese mich zu einem leeren aufgeblasenen Wesen gemacht hatte, welches zwischen dem Abgrund der Hölle und dem unvermeidlichen Tod dahin schwebte."

Durch diesen symbolischen Traum wurde Helmont aller seitherigen Neigungen und Beschäftigungen überdrüssig und begann gleichsam zur Aufheiterung den Dioskorides und Matthiolus (1500—1577) zu lesen, weil er nichts für notwendiger hielt, als die Gnadengeschenke Gottes im Pflanzenreich zu bewundern und daraus für sich und alle Bedürftige Früchte zu sammeln. Bald jedoch bemerkte er, daß die Botanik seit den Tagen des Dioskorides keine Fortschritte gemacht habe, sondern sich stets in dem ausgefahrenen Geleise der vier Grade oder Qualitäten und endloser Namenkrämerei bewege. Deshalb begann er selbständig zu botanisieren und mit Arznei-Pflanzen Versuche zu machen. Dadurch wurde Helmont zur Medizin zurückgeführt; er studierte den Hippokrates, Galen und Avicenna, las die Werke von 600 Autoren und sah, daß ihr Wissen eitel und ärmliches Stückwerk war. Nur Paracelsus gab ihm einen Halt und seiner medizinisch-philosophischen Spekulation eine bestimmte Richtung. Nun wandte sich unser Autor der praktischen Medizin zu und machte auch hier die traurigsten Erfahrungen; er fand, daß man jede Krankheit, welche den Galenischen Syrupen, Latwergen und destillierten Wässern nicht weichen wollte, unter die Kategorie der unheilbaren warf. Dadurch kam Helmont abermals auf den Gedanken, die damalige Heilkunde für eine betrugvolle Erfindung anzusehen, ohne welche die alten Völker viel glücklicher gelebt hätten.

Helmont warf sich jetzt auf das Studium der Ethnographie, der Rechte und Politik, um auch hier eine wandelbare ungewisse Tradition

[1]) Studia autoris § 8.

und ein Recht ohne Wahrheit zu finden. Zudem war er der Ansicht, daß die Beherrschung und Regierung seiner selbst ihm schon gerade schwer genug werde, und daß er sich deshalb kein Urteil über das Leben und die Habe anderer anmaßen dürfe. Darum entschloß er sich, dem Studium der Jurisprudenz und Politik gleichfalls zu entsagen.

Alle Zweifel und Enttäuschungen wendeten den Geist Helmonts von der gewöhnlichen Methode des Studierens ab; er fing an zu glauben, daß sein Intellekt ungleich mehr durch Figuren, Bilder und Erscheinungen der Phantasie an Erkenntnis gewinne, als durch das Hin- und Herbewegen der folgernden Spekulation. Wenn er sich den Tag hindurch mit irgend einem Gegenstand des Wissens beschäftigt und von dem noch nicht ganz vollendeten Begriff desselben ein Bild in seiner Seele entworfen hatte, mit welchem er durch eine innere Betrachtung gleichsam eine geheime Zwiesprache halten konnte, so kam ihm in dem darauf folgenden Schlaf meistens dieselbe Erscheinung vollkommener und heller wieder vor, und er sah sich durch diese Hellträume in der Auffindung der Wahrheit oft wunderbar gefördert. Diese somnambulen Zustände waren aber immer um so deutlicher und unverworrener, je weniger er den Leib mit Speise und Trank überladen und je fleißiger er den Tag hindurch mit dem Gegenstande seiner Forschung sich beschäftigt und Gott um Erleuchtung gebeten hatte. Darüber war Helmont hoch erfreut und glaubte, daß er von Gott ein näheres Mittel zur Einsicht und einen neuen Weg zum Lernen erhalten habe.[1])

Wir wollen an dieser Stelle die wichtigsten Visionen Helmonts mit dessen eigenen Worten folgen lassen, aus welchen der Leser ihre Eigenartigkeit am besten erkennen kann.

Es geschah, daß ich in einen tiefen Schlaf sank, in welchem ich meinem Verstand nach sehr merkwürdig zu träumen begann. Mir erschien meine Seele, zwar klein[2]), aber doch in menschlicher Gestalt, wiewohl ohne jedes sexuelle Merkmal. Dieses Gefühl versetzte mich in große Verwunderung und Bestürzung; ich wußte nicht, welche Ichheit in mir wäre, weil ich die Seele als etwas von mir Verschiedenes sehen und verstehen konnte, daß mein Verstand außerhalb meines Körpers sich befand. Darauf brach in der Seele ein gewisses Licht hervor, demgegenüber das sichtbare Licht dieser Welt wie die dunkelste Finsternis erschien. — Und zwar war dieses Licht nicht etwas von der Seele Verschiedenes, weshalb es auch keine Ähnlichkeit mit allen sublunarischen Dingen hatte. Hieraus ging mir sofort die Erkenntnis auf, daß wir, die wir hier mit dem Fleische vereinigt sind, durch dasselbe von einer wahren und erleuchteten Einsicht abgehalten werden; daß die Seele in einem friedlichen stillen Wesen erkenne, keineswegs aber durch die ungewissen und zweifelvollen Schlüsse der Vernunft, welche nichts als blinde Bilder der Wahrheit, verwirrte Trugschlüsse und falsche Überzeugungen in sie hineinführt. — Als ich nun in diesem Zustand eines doppelten Verstehens mich befand, schwebte über der Seele die Drohung des Herrn, welcher gleichsam Gericht halten wollte über das, was recht und unrecht in mir war, weil ich mir nach den Worten des Predigers die Untersuchung aller Dinge unter dem Monde vorgenommen

[1]) Venatio scientiarum §§ 17—42.

[2]) Im Oupnekhata heißt es: In dem großen Feuer in der Herzöffnung wird eine kleine Flamme aufwärts lodern und in deren Mitte wird Atma (das Göttliche) sein.

hatte. Deshalb wollte die Seele in diesem mir erschienenen Bilde sich selbst prüfen nach dem Spruche Pauli im Briefe an die Korinther:[1]) „Wer weiß, was in dem Menschen ist, als allein der Geist des Menschen, welcher in ihm ist?" Deshalb that die Seele das Lied an ihrem rechten Auge auf. Dasselbe war nicht wie ein menschliches Auge mit Augapfel, Häuten und Feuchtigkeiten versehen, sondern eine kleine dem Abendstern ähnliche hellglänzende Kugel. Dieses Auge, obwohl es einen überaus herrlichen Glanz ausstrahlte, machte mich doch wegen seines ungewohnten Anblicks äußerst bestürzt. Es leuchtete aber sowohl innen nach dem Grunde der Seele hinein als nach außen über die ganze Seele hin. — Es warf auch einen Strahl in den Glanz desjenigen Verständnisses, welches zuerst verborgen war und sich nun gleichsam zu einer besondern Person oder Ichheit gemacht hatte. Dasselbe begehrte jetzt Rechenschaft von dem das Gemüt enthaltenden Teile der sinnlichen Seele (Petebat autem ab animae sensitivae thymosi computum) darüber, ob derselbe beim Schreiben dieses Buches auch auf den eigenen Willen resigniert und alles nur allein dem gnädigen Willen Gottes anheim gegeben habe; oder ob er einen egoistischen Zweck verfolgt habe, wie diejenigen thun, welche ihre ganze Lebenszeit mit der Frage für die Errichtung ihres Denkmals und für den Nachruhm zubringen. Es folgt nun eine lange Unterredung des gespaltenen Ichs, wobei Helmont zur Erkenntnis seiner verstockten Eitelkeit kam und dieselbe abzulegen sich bestrebte; diesen Dialog übergehen wir als nicht wesentlich. Es heißt dann weiter: Als sich diese (Erkenntnis) einstellte, that sich das andere Auge auch auf, und ich sah, daß die Untersuchung aller sublolarischen Dinge eine gute vom Vater des Lichtes herkommende Gabe sei, mit der sich die Menschen zur Besserung ihrer Unwissenheit beschäftigen sollen, ohne sich einer eiteln Selbstgefälligkeit hinzugeben. Deshalb bat ich den Herrn fußfällig, daß er nach seinem gütigen Wohlgefallen mir gnädig sei, weil ich meine Eitelkeit ablegen und die mir widerstrebende Ichheit kreuzigen und töten wolle. — Ich faßte den festen Vorsatz, dieses Buch den Flammen zu übergeben, was ich auch gethan hätte, wenn ich nicht ein anderes inneres Gesicht gehabt hätte. Ich sah vor mir einen herrlichen Baum, welcher sich gleichsam über die ganze Erde ausbreitete, so daß ich mich über seine Größe und Breite entsetzte. Er war voll von unzähligen wohlriechenden, schön gefärbten und glänzenden Blumen, welche jede auf einer werdenden Frucht anfsaß. Von diesen Millionen Blumen brach ich eine ab, worauf sofort deren Geruch, Farbe und Schönheit verschwand. Im Augenblick ging mir das Verständnis dieses Gesichtes auf: nämlich ich sollte wissen, daß alle Gaben Gottes gleichsam wie die Blumen und herrlicher als Salomon auf seinem Thron feien. So lange diese Blumen am Baume wären, berechtigten sie zu den schönsten Hoffnungen, welche vernichtet würden, wenn der Mensch eine ihm gegebene Gabe unterdrückt und von ihrem Ursprung abbricht. Die Blume verschwindet alsdann, und den, der sie abgerissen, trifft die Schuld, daß sich die Frucht nicht entwickeln konnte.[2])

Helmont beschloß infolge dieser Vision, seine Bemühungen fortzusetzen. — Ein andermal sah er wieder das mystische Licht anscheinend eine Ewigkeit, und doch hätte er während des Anschauens desselben kaum vier Silben aussprechen können. „Von dieser Zeit an fand ich, daß ich viel anders ward als früher, denn ich hatte einen Vorgeschmack von der Unsterblichkeit der Seele bekommen, welche der Grund der Religion und des Glaubens und eine Wissenschaft ist, herrlicher als alle irdischen Güter."[3])

---

[1]) 1. Kor. 2, 11. — [2]) Confessio autoris §§ 4—13.

[3]) Venatio scientiarum §§ 17, 18.

Auf Anraten seines Beichtvaters entäußerte sich Helmont seiner brennenden Wißbegierde und begab sich — nach seinem Ausdruck — in die Ruhe oder Armut des Geistes und blieb gelassen in den allerliebreichsten Willen Gottes. „Nachdem ich nun zwei Monate lang auf alle Wissenschaften verzichtet hatte und in geistiger Blöße und Armut lebte, wurde ich wieder in den Zustand geistigen Schauens versetzt, als ich gerade an meinem Athanor (Destillierofen) saß. Ich kam aber bald wieder zu mir und wußte nicht, wie lange das Licht gedauert hatte. Jedoch weiß ich, daß mir wegen der Verwunderung und meines Frohlockens über diese neue Erscheinung das Licht wieder genommen wurde und ich in meine vorige Finsternis und Verwirrung zurückfiel, weil ich den äußeren Verstand in mir noch nicht genug getötet und gekreuzigt hatte. Obgleich Aristoteles von diesem Licht keine Erfahrung hatte, scheint er es doch nach anderer Quelle und Erfahrung über die Arbeit der Weisheit und die Adepten mit den Worten beschrieben zu haben: *Βελτίον διακείμενος ἢ ἐν ἐπιγραφῇ εἰδώς* [1]) Derselbe nennt, offenbar nach einer unverstandenen Äußerung eines dritten, die von oben zur Arbeit Berufenen besser und vornehmer als die Gelehrten, welche demonstrieren, wodurch eben nach Aristoteles die menschliche Wissenschaft entstehen soll. Ich ersah aus diesem Licht, daß ich dem äußersten Verstande und der Phantasie Valet sagen müsse, wenn ich die Hoffnung auf rechte Erkenntnis der Wahrheit hegen wolle, denn diese sind nur tierische Künste.“[2])

Nun verwarf Helmont alle Bücher und verschenkte deren im Wert von 700 Gulden an arme Studenten, bereute aber später diese That und meinte, es sei besser gewesen, wenn er sie verbrannt hätte.

Im Jahre 1599 promovierte Helmont als Doctor Medicinae zu Löwen und machte mit mehreren Freunden eine Reise über die Alpen nach Savoyen, von welcher er im Jahre 1602 zurückkehrte. Vor dieser Reise hatte er sein väterliches Erbe an seine Schwester verschenkt, welche als Witwe in ziemlich ärmlichen Verhältnissen gelebt hatte.

Während seiner Reise hatte sich unser Mystiker besonders der Chemie und der Darstellung chemischer Arzneien sowie der Geheimmittel des Paracelsus gewidmet. Einer der damals einen besondern Stand ausmachenden alchymistischen Laboranten, welche Liebhabern ohne chemische Kenntnisse als Gehülfen dienten, hatte Helmont in den Handgriffen unterwiesen, und mit reichen chemiatrischen Kenntnissen beladen kehrte derselbe in die Heimat zurück. Sein Ruf als Wunderarzt erscholl weit und breit und der Kurfürst von Köln, Herzog Ernst von Bayern, der Veranstalter der ersten Gesamtausgabe der paracelsischen Werke, suchte ihn vergeblich an seinen Hof zu ziehen.

Die ersten sechs Monate des Jahres 1604 verlebte Helmont in London am Hofe der Königin Elisabeth, bereiste dann England und

---

[1]) Wo steht diese Stelle? Meinem Vermuten nach entstammt sie der 1550 zu Frankfurt gedruckten Practica Lapidis Philosophici des spätern griechischen Alchymisten Aristoteles, denn mit diesem Titel deckt sich der Labor Sophiae Helmonts. Dieser spätere Aristoteles wurde allgemein mit dem Stagiriten verwechselt. Noch im 15. Jahrhundert lebte eine Familie Aristoteles in Bologna. Vgl. Schmieder: Geschichte der Alchymie, S. 119.

[2]) Was van Helmont über die Versetzung seines Bewußtseins aus dem Kopf in die Herzgrube sagt, welche sich bei ihm infolge des Genusses von Eisenhutwurzel einstellte, habe ich bereits im Februarheft der Sphinx S. 138 f. wiedergegeben.

kehrte im Herbst 1605 nach Antwerpen zurück, wo er ein frommes Edelfräulein heiratete. Er schlug einen Ruf des Kaisers Rudolph II. aus[1]) und zog mit seiner Gattin nach Vilvoorden, wo er von 1609 bis 1617 in ländlicher Ungestörtheit der Forschung, der Betrachtung und den Experimenten oblag. Sein Eifer wurde durch wahre Wunderkuren belohnt, welche er mit seinen „Geheimmitteln" verrichtete, und die seinen Ruf in alle Lande trugen. Er ging zu keinem Kranken, ohne gerufen worden zu sein, heilte aber dann selbst verzweifelte Fälle, nahm nur freiwillig gebotene Honorare an und war sehr wohlthätig.

Seine Gattin gebar ihm vier Kinder, von denen jedoch nur sein 1618 geborener Sohn Franz Mercurius am Leben blieb, welcher 1702 zu Berlin als Leibarzt Königs Friedrich I. und Freund von Leibnitz starb.

Den Namen Mercurius verdankt Helmonts Sohn einer jener Thatsachen, welche der modernen Wissenschaft so unbequem sind. Im Jahre 1617 nämlich saß zu Vilvoorden auf Betrieb persönlicher Feinde ein irischer Edelmann, Arzt und Alchymist Namens James Butler gefangen. Derselbe besaß einen gelben, porösen nach gebranntem Seesalz riechenden (Helmont nennt ihn Drif) Stein, mit dem er durch bloßes Daranlecken binnen einer Stunde einen mitgefangenen gefährlich an der Rose erkrankten Mönch heilte. Helmont, welchem damals ein Feind langsam wirkendes und Lähmung erzeugendes Gift beigebracht hatte, schickte zu Butler und bat denselben um Hilfe. Butler tauchte seinen Stein in Öl, welches er dem Gelähmten mit der Anweisung sandte, seine Glieder damit zu salben. Dieses Salben half Helmont zwar nichts, wohl aber kurierte das äußerlich angewandte Öl dessen Frau augenblicklich von einem Geschwulst an beiden Beinen und eine Magd vom Rotlauf; desgleichen wurde eine an beiden Händen gelähmte Witwe sofort hergestellt. Helmont selbst wurde durch innere Anwendung des Öls geheilt. Diese Vorgänge schildert Helmont ausführlich in seinem „Butler" betitelten Aufsatz. Helmont dankte Butler für seine Genesung und erhielt von demselben eine Kleinigkeit dieses Steines, mit welchem er auch, wie Helmont an drei Orten ausdrücklich bekundet, Quecksilber in Gold verwandelte. Er sagt darüber:[2]) „Die Wirklichkeit des goldmachenden Steines, welche von vielen bestritten wird, bin ich zu behaupten genötigt, weil ich selbst davon erhalten und damit Versuche gemacht habe. Ich habe nämlich diesen goldmachenden Stein einigemal mit meinen Händen betastet und mit meinen Augen gesehen, daß gemeines Quecksilber, dessen Gewicht mehrere tausendmal größer war als das des goldmachenden Pulvers, mittelst desselben wahrhaft verwandelt wurde. Das Pulver hatte die Farbe des Saffrans, war sehr schwer und schimmerte wie grob gestoßenes Glas. Ich erhielt davon ein Viertel eines Granes oder $^1/_{2400}$ einer Unze, wickelte es in Wachs, damit es vom Kohlendampf nicht zerstreut wurde und warf es auf ein halbes Pfund kochendes eben gekauftes Quecksilber in einen gewöhnlichen Schmelztiegel. Sofort entstand ein Geprassel und das Quecksilber gerann wie ein Kuchen bei einer den

[1]) Helmont sagt im Tumulus Pestis: animae vero periculum incurissem, was sich auf Rudolfs Ruf als schwarzer Magier bezieht. Wir werden s. Z. über „Fürstliche Medien" referieren.

[2]) Demonstratio Theseos § 58.

Schmelzpunkt des Bleies übersteigenden Hitze. Bald verstärkte ich jedoch das Feuer durch Blasen und ließ das Metall schmelzen. Beim Ausgießen fand ich acht Unzen des reinsten Goldes, woraus sich ergab, daß ein Gran dieses Pulvers zur Veredelung von 19 200 Gran Quecksilber in Gold hinreicht.

In seinem Aufsatz Vita aeterna wiederholt Helmont diese Erzählung mit den gleichen Worten, denen er im Arbor Vitae noch hinzufügt, daß er mit (nachträglich) geschenktem Pulver den Versuch in Gegenwart vieler Zeugen mehrmals wiederholt habe. Dieses Experiment erfreute Helmont dermaßen, daß er seinem 1618 geborenen Sohn in der Taufe den Namen Mercurius beilegte, weil das Element Mercurius nach alchymistischer Theorie das Tingens und Hermes-Merkur der Schutzpatron der Alchymisten ist. — Diese eben erzählte Begebenheit hält selbst Kopp im zweiten Bande seiner berühmten „Geschichte der Chemie" für einen unanfechtbaren historischen Beweis geschehener Metallverwandlung.

Dieser Butler stammte aus der Familie der Herzöge von Armond, hatte große Reisen gemacht und in Afrika das Geheimnis der Metallverwandlung erlernt. Nach England zurückgekehrt, hatte er am Hofe Jacobs I. großen Einfluß und machte aus seiner alchymistischen Kunst gar kein Geheimnis. Um von ihm dieselbe zu erlernen, trat ein Arzt in seine Dienste, aber der vorsichtig gewordene Butler übte die Transmutation nur bei verschlossener Thüre aus. Einst schickte nun Butler diesen Diener aus, um Blei und Quecksilber zu kaufen; anstatt aber seinen Auftrag auszuführen, begab sich derselbe in ein Nebenzimmer, um seinen Herrn zu belauschen. Hier hatte er nämlich in einer Höhe, von der aus er das ganze Zimmer übersehen aber selbst nicht bemerkt werden konnte, ein Loch in die Wand gebohrt und stieg auf einen Stuhl, um zu dem Loch zu gelangen. Als der Stuhl mit Gepolter umfiel, kam Butler aus seinem Zimmer geeilt und wollte den Lauscher erstechen; derselbe floh aber und zeigte den Adepten wegen Falschmünzerei an. Butler wurde verhaftet, aber sofort wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem man bei der stattfindenden Haussuchung keine Münzgerätschaften, wohl aber vierzig Pfund reines Gold in Stangen vorfand. Butler floh jedoch aus England und wurde etwa 1625 auf Betrieb Buckinghams ermordet. Diese Umstände erzählt der bekannte Historiker Morhof in seiner in Mangets Bibliotheca chemica curiosa[1]) abgedruckten Epistola ad Langelottum aus dem Munde von Buckinghams Haushofmeister. Wie Helmont im Arbor Vitae sagt, repräsentierte Butlers Stein einen Wert von etwa 200 000 Pfund Gold, weshalb Helmont auch die Ansicht derer nicht teilt, welche annehmen, daß aus dem Gold ein gewisser Stoff ausgezogen werde, der dann wieder eben so viel Metall veredle.

Aus dem fernern Leben van Helmonts sind keine bemerkenswerten Ereignisse mehr zu verzeichnen. Um das Jahr 1640 fing er an zu kränkeln und starb infolge einer starken Erkältung am 30. Dezember

---

[1]) 2 Bde. Folio, Genf 1702. Vgl außerdem Lenglet du Fresnoy: „Histoire de la Philosophie hérmetique". Teil I., S. 398, Gmelin: „Geschichte der Chemie", Teil I., S. 510 und Schmieder: „Geschichte der Alchymie", S. 361.



Johann Baptista van Helmont

(1577 – 1644)

nach dem Titelbilde der Sulzbacher Ausgabe seines Werkes:
„Aufgang der Artzney-Kunst“.

Die Unterschrift des Bildes lautet:

Diß ist der Helle Mund　Zur Lehre von Artzneyen,
Zu langer Lebensfrist,　Von Krankheit zu befreyen
Er öfnet die Natur　Biß auf den tiefsten Grund.
Komm! Höre, was Er sagt,　Der Wahrheit — Helle Mund!

1644 abends gegen 6 Uhr bei vollem Bewußtsein, nachdem er am Tag zuvor an einen Freund nach Paris geschrieben hatte: Gott sei Lob und Ehre in Ewigkeit, dem es gefallen hat, mich aus dieser Welt abzurufen. Wie ich vermute, wird mein Leben nicht mehr über 24 Stunden dauern, denn heute habe ich den ersten Fieberanfall aus Schwäche und Mangel an Lebensthätigkeit ausgehalten, weshalb ich denn vollenden muß.

Die Werke Helmonts sind einzelne Abhandlungen, von denen neun bei seinen Lebzeiten erschienen. Franz Mercurius[1]) besorgte 1648 zu Amsterdam bei Elzevir eine Gesamtausgabe der Schriften seines Vaters, nachdem dieselben mit genauer Not der Vernichtung entrissen worden waren; ein Graf von Oiden hatte nämlich während der damaligen Wirren Stadt und Schloß Vilvoorden erobert und wollte die Manuskripte eben auf Rat eines galenischen Arztes verbrennen lassen, als das Schloß von der Gegenpartei überrumpelt und so das Meiste gerettet wurde. So berichtet Knorr von Rosenroth in der Vorrede zu seiner 1683 zu Sulzbach in Folio erschienenen Übersetzung der Helmont'schen Werke. Von diesen erschienen außerdem noch 1674 und 1682 zu Frankfurt a. M. lateinische Ausgaben.

Der Arzt Deleuze nennt in Wolfarts „Neuem Asklepieon" Helmont „einen geistreichen Mann, welcher in der Geschichte der Physiologie und Medizin Epoche machte. Er war es, der seine Zeitgenossen von dem alten Geleise der Galenisten und Araber abbrachte und sie zum Studium der Gesetze des Lebens hinleitete. Er war es, der zuerst das System der epigastrischen Kräfte kennen lernte und die mächtige Einwirkung des Magens auf die andern Organe einsah. Viele jetzt in manchen physiologischen Abhandlungen und besonders in denen der Schule zu Montpellier[2]) verbreiteten Ideen wurden von ihm zuerst ausgesprochen, und ohne seine Entdeckung über „Blas" und „Gas" würde Stahl wahrscheinlich der Chemie niemals einen rechten Umschwung gegeben haben. Wenn auch van Helmont durch seine Einbildungskraft sich öfters zu Irrtümern verleiten ließ, so ist doch wenigstens seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit niemals zu bezweifeln; und fühlte er sich begeistert, so heißt das nur so viel, daß er seine Ideen weder aus Büchern noch aus dem Umgang und der Überlieferung anderer Menschen schöpfte, sondern durch tiefes Nachdenken über die Erscheinungen der Natur aus sich selbst gewann. Das Zeugnis eines solchen Mannes ist dann auch von großem Gewicht, und seine Meinungen dürfen nicht ohne Prüfung verworfen werden.

In einigen weiteren Aufsätzen werden wir die Helmont'schen Lehren und Erfahrungen darstellen, soweit sie Bezug haben auf Übersinnliches.

---

[1]) Leibnitz verewigte des jüngern Helmonts Andenken durch folgende Grabschrift:

> Nil patre interior jacet hic Helmontius alter,
> Qui junxit varias mentis et artis opes.
> Per quem Pythagoras et cabbala sacra revixit,
> Eleusque parat, qui sua cuncta sibi.

[2]) Die Schule von Montpellier kultivierte in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besonders den animalischen Magnetismus.

Eine Art von sogenannten Geistern.

Ein eigenes Erlebnis und dessen Erklärung[1])

von

Lord Lytton Bulwer.

Einer meiner Freunde, ein Schriftsteller und Philosoph, sagte eines Tages halb ernst-, halb scherzhaft zu mir: „Denke dir, seit wir uns das letzte Mal sahen, habe ich im Mittelpunkte Londons ein Haus entdeckt, in dem Gespenster umgehen.“

„„Wahrhaftig, spukt es darin? Und welche Sorte von Geistern?““

„Das kann ich dir nicht beantworten; alles was ich darüber weiß, ist folgendes: Vor sechs Wochen suchten meine Frau und ich möblierte Zimmer. Wir schritten eine einsame Straße entlang und sahen an einem Fenster einen Zettel „Möblierte Zimmer zu vermieten“. Die Lage sagte uns zu, wir betraten das Haus, die Zimmer gefielen uns, wir mieteten sie auf wöchentliche Kündigung und — verließen sie am dritten Tage. Keine Gewalt der Erde hätte meine Frau vermocht, länger darin zu bleiben, und ich wundere mich nicht darüber.“

„„Was in aller Welt ist euch denn darin zugestoßen?““

„Entschuldige — aber ich habe durchaus keine Lust, als abergläubischer Träumer belächelt zu werden, noch kann ich andererseits verlangen, daß du auf meine Versicherung hin dich von etwas überzeugen ließest, was jeder anzweifelt, der es nicht mit eigenen Augen sah. Ich will dir nur eines sagen, es trieb uns weniger Gehörtes noch Gesehenes hinweg; nein, es war ein unbeschreibliches Grauen, das uns beide befiel, so oft wir die Thür eines gewissen kleinen, leeren Zimmers zu passieren hatten, obschon sich durchaus nichts Ungewöhnliches aus demselben vernehmen ließ.

---

[1]) Das hier mitgeteilte Erlebnis Bulwers ist in dieser seiner Darstellung wahrscheinlich mehr oder weniger ausgeschmückt, obwohl er selbst versicherte, daß das Erzählte sich wirklich zugetragen habe. Wichtig für unsere heutige Bewegung aber sind garnicht diese Thatsachen an sich, denn wer sich über dieselben unterrichten will und an solchen Abenteuern Geschmack hat, kann dergleichen Spukhäuser in fast jeder Stadt und auch auf dem Lande überall finden. Einige solcher Fälle sind ja übrigens in neuester Zeit auch durch die Society for Psychical Research in London wissenschaftlich untersucht worden. — Wertvoller ist vielmehr Bulwers Auffassung und Auslegung dieser übersinnlichen oder „okkulten“ d. h. uns bisher noch „verborgenen“ unaufgeklärten Thatsachen, und diese Anschauungen Bulwers sprechen sich nicht allein in der von ihm am Schlusse gegebenen Erklärung, sondern schon in seinem Benehmen während des Erlebnisses wie auch in seiner ganzen Darstellung desselben aus. Daß solche Erklärung freilich nur wenige thatsächliche Fälle deckt, wird jeder Sachkundige sofort entgegnen. Wer aber mit den während der letzten Jahre festgestellten Thatsachen des Hypnotismus, mit den Hexereien der Suggestion mentale und aller verschiedenen Arten der übersinnlichen Willensbeeinflussung bekannt ist, wird jedenfalls diese Erklärung Bulwers unschwer annehmen können. (Der Herausgeber)

Unserem Abkommen gemäß, bezahlte ich der Haushälterin den Wochenpreis am vierten Tage, indem ich ihr sagte, daß uns die Zimmer nicht ganz genehm seien und daß wir den Rest der Woche nicht darin verbleiben würden. Sie antwortete trocken: Ich weiß weshalb, Sie sind bereits länger hiergeblieben, als irgend einer Ihrer Vorgänger. Wenige brachten eine zweite Nacht hier zu, niemand eine dritte. Es scheint, sie haben sich gütig gegen Sie benommen.

„Sie? — wer?" fragte ich, indem ich erzwungen lächelte.

Sie — je nun, ich meine diejenigen, die in diesem Hause umgehen; mögen sie sein, wer sie wollen, mich stören sie nicht. Ich entsinne mich „ihrer" Gegenwart Jahre und Jahre zurück, als ich dieses Haus nicht in dienender Stellung bewohnte; aber ich weiß sehr wohl, daß „sie" nicht die Ursache meines Todes sein werden. Mir ist das gleich, ich bin alt und muß so wie so sterben und dann lebe ich doch in diesem Hause mit „ihnen" fort.

Die Frau sprach mit so schwermütiger Resignation, daß mich eine Art von Scheu abhielt, weiter mit ihr zu plaudern. Niemand war froher, so leichten Kaufs davon zu kommen, als meine Frau und ich."

„„Du erregst meine Neugier aufs höchste — entgegnete ich — ich könnte mir kaum etwas vorstellen, was mich mehr reizte, als in einem Hause zu nächtigen, in dem Gespenster umgehen. Bitte, gieb mir die Adresse der Wohnung, die ihr so geflohen.""

Ich erhielt dieselbe und als wir schieden, wandte ich mich sofort dem bezeichneten Stadtviertel zu. Das Haus lag auf der nördlichen Seite von Oxfordstreet, in einer düsteren, aber anständigen Straße. Es war verschlossen. Kein Vermietungszettel war zu entdecken, keine Antwort kam auf mein Klopfen. Eben wollte ich mich wegwenden, da trat ein Bierjunge, der leere Zinnkrüge aus den nachbarlichen Häusern eingesammelt, auf mich zu und sagte höflich: „Suchen Sie jemand in diesem Hause, mein Herr?"

„„Ja, ich hörte, es sei mietfrei.""

„Zu vermieten? Ah, das sollte mich wundern, die Hüterin desselben ist tot — seit drei Wochen tot und niemand findet sich, der Lust hätte, die vakante Stelle einzunehmen, obgleich Herr J. hohe Bezahlung dafür aussetzte. Er bot meiner Mutter, die seine Aufwärterin ist, ein Pfund pro Woche, nur um täglich die Fenster zu öffnen und zu schließen, jedoch sie mochte das Anerbieten nicht annehmen."

„„Sie mochte nicht? Und aus welchem Grunde?"".

„Weil es hier spukt; die Hüterin wurde mit weitaufgerissenen Augen in ihrem Bette tot aufgefunden. Sie sagen, der Satan habe sie erdrosselt."

„„Du nanntest eben Herrn J., den Besitzer des Hauses. Wo wohnt der?""

Ich gab dem Bierjungen seine wohlverdiente Belohnung für seine bereitwillige Auskunft und ging meines Weges weiter zu Herrn J. in G—street — ganz nahe der Straße, in der das Spukhaus stand. Ich

war so glücklich, Herrn J., einen ältlichen Mann mit einem klugen Gesicht und einnehmendem Wesen, zu Hause zu treffen und teilte ihm mein Anliegen ohne Umschweif mit. Ich sagte ihm, daß sein Haus als ein von unheimlichen Besuchern belästigtes bekannt sei, daß ich ein lebhaftes Verlangen hätte, Räume mit eigenen Augen zu sehen, die in jenem zweifelhaften Rufe stünden und daß ich ihm zu größtem Dank verpflichtet sein würde, wenn er es mir mietweise nur für eine Nacht zur Verfügung stellen wolle. Ich wolle jeden Preis, den er irgend fordere, für diese Gefälligkeit zahlen.

„Mein Herr," sagte Herr J. mit ausgesuchter Höflichkeit, „das Haus steht Ihnen ganz zur Verfügung, für so lange oder so kurze Zeit, als es Ihnen irgend beliebt. Miete dafür anzunehmen, steht für mich völlig außer Frage — die Verpflichtung ist ganz auf meiner Seite, da es Ihnen ja möglicherweise gelingen kann, die Ursache der sonderbaren Erscheinungen zu entdecken, die das Haus augenblicklich gänzlich wertlos machen. Ich kann es geradezu nicht vermieten, denn ich finde nicht einmal jemand, der es in Ordnung halten und an der Thüre Rede stehen will. Unglücklicherweise spukt es wahrhaftig darin (und das ist nicht einmal der rechte Ausdruck dafür), denn es geschieht dies nicht nur bei Nacht, sondern am hellen, lichten Tage, obschon die Ruhestörungen und Erscheinungen des Nachts unheimlicheren, ja manchmal geradezu erschreckenden Charakters sind.

Ich befreite die beklagenswerte Alte, die vor drei Wochen starb, einst aus dem Armenhause. Sie war meiner Familie als Kind schon bekannt und hatte bessere Tage gesehen, befand sich sogar in so guten Verhältnissen, daß sie einst Abmieterin meines Oheims gewesen war. Sie hatte eine leidliche Erziehung genossen, besaß einen starken Geist und war das einzige Wesen, was ich je zu überreden vermochte, in jenem Hause auszuhalten. Ich muß sagen, seit ihrem so plötzlichen Tode, dessen Art durch den Leichenbeschauer allgemein bekannt wurde, verzweifelte ich daran, ihre Stelle je wieder besetzt zu sehen, noch viel weniger einen Mieter zu finden. Ich überlasse das Haus mit Vergnügen jedem auf ein Jahr gratis, der sich verpflichtet, die Steuern dafür auf seine Schultern zu nehmen."

„„Seit wann hat denn Ihr Haus diesen unheimlichen Charakter?""

„Das bin ich kaum in der Lage, Ihnen beantworten zu können, es ist lange — sehr lange her.

Die alte Frau, die ich gleichfalls darüber befragte, meinte, es habe 30 bis 40 Jahre hindurch, ehe sie es mietete, darin gespukt. Ich meinerseits habe den größten Teil meines Lebens im ostindischen Zivildienst verbracht. Im vorigen Jahre kehrte ich nach England zurück, um die Erbschaft eines Onkels anzunehmen, unter dessen Nachlaß jenes fragliche Haus war. Ich fand es mit verschlossenen Fensterläden und Thüren vor. Die Fama ging, es hausten Gespenster darin und es sei deshalb von allen lebenden Wesen gemieden. Ich belächelte dies unglaubliche Histörchen, gab Geld aus, sein Inneres und Äußeres zu renovieren, fügte

dem altväterischen Amöblement neue hübsche Stücke hinzu, inserierte die Wohnung und bekam einen Mieter auf ein Jahr. Es war ein Oberst außer Dienst.

Er bezog das Haus mit seiner Familie, bestehend aus Tochter, Sohn und vier bis fünf Dienstboten — am nächsten Tage verließen sie es sämtlich. Jeder einzelne beschwor, eine andere Erscheinung gehabt zu haben, doch alle erfüllte das gleich Entsetzen.

Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, den Obersten wegen Kontraktbruches gerichtlich belangen zu lassen — ja, ich konnte ihn nicht einmal tadeln. —

Darauf wies ich der besagten Alten ihre Stellung als Hüterin an und autorisierte sie, das ganze Grundstück, in kleine möblierte Wohnungen parzelliert, zu vermieten. Ich hatte nie einen Mieter, der über zwei Tage geblieben wäre.

Es würde zu weit führen, Ihnen die Erlebnisse der einzelnen zu erzählen — nicht zwei davon haben die gleiche Erscheinung gehabt. Jedoch — urteilen Sie lieber selbst, anstatt mit beeinflußter Phantasie jene Schwelle zu überschreiten; bereiten Sie aber Ihren Geist vor, Ungewöhnliches zu sehen und zu hören und wappnen Sie sich mit jeder Vorsichtsmaßregel, die Ihnen irgend zu Gebote steht."

„„Haben Sie selbst nie den Versuch gemacht, einmal eine Nacht in jenem Hause zuzubringen?""

„Gewiß. Ich verblieb zwar keine Nacht darin, hingegen drei Stunden bei strahlender Tageshelle. Meine Neugier ist nicht befriedigt, aber sie ist gedämpft. Ich empfinde keinerlei Verlangen, das Experiment je zu wiederholen. Sie sehen, mein Herr, ich gehe Ihnen gegenüber sehr offenherzig zu Werke und rate Ihnen wohlmeinend, wenn Ihr Verlangen nicht ganz besonders dringend und Ihre Nerven nicht ganz besonders stark sind, — stehen Sie ab davon, eine Nacht in jenem Hause zu verbringen."

„„Mein Interesse ist ein nicht zurückzudrängendes — sagte ich — nur ein Feigling verkriecht sich hinter seine zarten Nerven, sobald es gilt, einer ungewöhnlichen Situation die Stirne zu bieten, auch sind die meinigen durch Gefahren jeder Art gestählt. Ich kann mich mit vollem Recht auf sie verlassen — sogar Geistern gegenüber!""

Herrn J.'s Gegenargumente schienen erschöpft. Er nahm aus seinem Schreibpulte die Schlüssel des verhängnisvollen Hauses, gab sie mir, und ihm aufrichtig für seine Offenheit und freundliche Erfüllung meines Wunsches dankend, trug ich meine Beute im Triumph davon. Brennend vor Ungeduld, nahm ich, zu Haus angelangt, meinen treuen Diener vor. Es war ein junger Mensch von sprudelndem Temperament, furchtlosem Charakter und freier von abergläubischen Vorurteilen als irgend jemand.

„„Frank — sagte ich — du erinnerst dich, wie enttäuscht wir waren, als wir in Deutschland in jenem alten Schlosse übernachteten, wo das Gespenst ohne Kopf, das darin umgehen sollte, uns nicht erschien! — Soeben höre ich von einem Hause hier in London, in dem die Geister

sich weniger zurückhaltend benehmen. Ich beabsichtige eine Nacht daselbst zuzubringen. Nach allem, was ich höre, bleibt jeder Zweifel ausgeschlossen, daß wir es nicht verlassen werden, ohne Absonderliches gehört oder gesehen zu haben, im Gegenteil — vielleicht sogar Haarsträubendes. Kann ich, wenn ich dich mit mir nehme, mich felsenfest auf deine Geistesgegenwart verlassen, es ereigne sich, was da wolle?""

„O Herr, bitte verlassen Sie sich auf mich," antwortete Frank, indem er vor Vergnügen strahlte.

„„Nun gut — hier sind Adresse und Schlüssel des Hauses. Geh, wähle mir ein Schlafzimmer nach deinem Geschmack und da seit Monaten keine Seele diese Räume betrat, lüfte das Bett, mache ein behagliches Feuer und vergewissere dich hinreichend, ob Lichter und Brennmaterial vorhanden sind. Nimm meine Pistole und meinen Degen an dich — damit wäre mein Teil erledigt. Nun rüste auch du dich wohl aus und wenn wir alsdann nicht einem halben Dutzend Gespenster gewachsen sind, erkläre ich uns für ein paar erbärmliche Wichte."

Ich meinesteils war für den Rest des Abends durch Geschäfte so dringender Natur in Anspruch genommen, daß mir keine Muße blieb, über das nächtliche Abenteuer, dem ich förmlich meine Ehre verpfändet hatte, nachzugrübeln.

Ich speiste sehr spät und allein, meiner Gewohnheit nach beim Essen lesend. Meine Lektüre waren Macaulays Essays. Ich beschloß das Buch mitzunehmen. Es war ein so kerniger Stil, so viel praktische Lebenswahrheit darin, daß es mir wie ein Gegengift gegen die Einflüsse einer überreizten Phantasie vorkam. Gegen halb zehn Uhr steckte ich das Buch ein und schlenderte gemächlich dem Geisterhause zu. Ich nahm meinen Lieblingshund mit mir, einen außergewöhnlich schneidigen Bullterrier — einen Hund, der nachts in den unheimlichsten Schlupfwinkeln und Durchgängen auf Rattenfang herumstrolchte — ein kapitaler Hund einem Gespenst gegenüber.

Es war eine kühle Sommernacht. Leichte Wolkengebilde überzogen den Himmel. Dennoch war der Mond sichtbar; jedoch sein Licht war fahl verblassend. — Aber es war doch ein Mond; und wenn es die Wolken gestatteten, so konnte er gegen Mitternacht mit intensiverem Lichte leuchten. Ich erreichte das Haus, klopfte und mein Diener öffnete mir mit einer vergnügten Grimasse.

„Herr, es ist alles in bester Ordnung und sehr gemütlich hier."

„„O, — erwiderte ich enttäuscht; — ist dir denn gar nichts Verdächtiges begegnet?""

„Doch Herr, ich will offen sein, ich hörte etwas Sonderbares."

„„Wie denn? — sprich!""

„Das Geräusch von Fußtritten trappelte hinter mir her und ein- bis zweimal hörte ich ein leises Geflüster dicht an meinem Ohr — sonst weiter nichts."

„„Du bist also nicht im geringsten furchtsam?""

„Ich! Herr, durchaus nicht," und des Burschen kühner Blick bürgte

mir von neuem dafür, daß — möge kommen was da wolle — er mich nicht verlassen würde!

Wir standen im Vestibül, die Hausthür war geschlossen und meine Aufmerksamkeit lenkte sich auf den Hund.

Dieser lief zuerst fidel hinein, kroch aber bald zur Ausgangsthür zurück und kratzte und winselte, um hinaus gelassen zu werden. Ich streichelte seinen Kopf, ermutigte ihn freundlich und der Hund schien sich mit seiner Lage auszusöhnen. Er folgte mir und Frank an die Fersen geheftet durch das Haus, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, vorauszulaufen, um schnuppernd das fremde Terrain zu rekognoszieren.

Wir untersuchten zuerst die Souterrain-Räume, Küche, Speisegewölbe und besonders die Keller. Zwei bis drei völlig mit Spinngeweben überzogene Flaschen Wein lagerten dort, augenscheinlich seit vielen Jahren in ungestörter Ruh. Zechbrüder waren die Geister also nicht. Im übrigen entdeckten wir nichts Bemerkenswertes. Es war dort ein kleiner, düsterer, von hohen Mauern rings umschlossener Hinterhof. Die Steinplatten auf dem Fußboden waren feucht und mit Staub, Ruß und Nässe bedeckt; daher hinterließen unsere Fußtritte leichte Spuren. Jetzt zeigte sich in dieser sonderbaren Umgebung die erste Außergewöhnlichkeit, deren Augenzeuge ich war.

Plötzlich vor mir, auf dem feuchten Gestein, formte sich von selbst eine fremde Fußspur. Ich stand still, faßte meinen Diener am Arm und deutete nach der Stelle hin; soeben formte sich die zweite. Ich trat rasch darauf zu, aber die fremde Spur blieb immer auf einen Schritt mir voraus. Es war eine kleine Spur, wie vom Fuße eines Kindes, indes war der Eindruck zu schwach, um die Form vollständig beurteilen zu können. Im Augenblick hatten wir beide den Gedanken, daß sie der Abdruck eines nackten Kinderfußes sei. Das Phänomen verschwand, als wir an der gegenüberliegenden Mauer ankamen und wiederholte sich auch auf dem Rückweg nicht. Wir stiegen die Treppen wieder hinauf und betraten die Zimmer zu ebener Erde, das Speisezimmer, ein kleines Wohnzimmer und einen dritten winzigen Raum, der mutmaßlich als Bedientenzimmer benutzt worden war, alle still wie das Grab. Dann gingen wir in die Salons, die neu eingerichtet schienen. Im Vorderzimmer angelangt, setzte ich mich auf einen Armstuhl.

Frank stellte das Licht, mit dem er geleuchtet, auf den Tisch. Ich befahl ihm die Thür zu schließen. Als er sich umwandte, meinen Befehl auszuführen, begann ein mir gegenüber an der Wand stehender Stuhl sich schnell und geräuschlos vorwärts zu bewegen und blieb einen Meter entfernt mir gegenüber still stehen.

„„Nun, wenn's weiter nichts ist, — sagte ich mit einem halben Lachen, — 's ist mir lieber als Tischrücken!““

Als ich lachte, warf aber mein Hund den Kopf zurück und heulte. Frank war, indem er sich wegwandte, die Wanderschaft des Stuhles entgangen. Er beschäftigte sich damit, den Hund zu beschwichtigen. Ich hatte ununterbrochen den Stuhl im Auge und glaubte darauf, wie aus

bläulichem Dunst gewoben, die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Die Linien waren jedoch so unklar, daß ich meiner eigenen Phantasie zu mißtrauen anfing. Der Hund hatte sich wieder beruhigt.

„„Stelle diesen Stuhl hier mir gegenüber an die Wand zurück,““ sagte ich zu Frank. Er gehorchte.

„Waren Sie das, Herr?““ fragte er, sich kurz umdrehend.

„„Ich — was?““

„Ich bekam eben einen Schlag. Ich fühle denselben schmerzhaft hier an der Schulter.“

„„Nein, — sagte ich. — Aber wir haben es mit Taschenspielern zu thun, und wenn wir auch ihren Kunststückchen nicht auf die Spur kommen, so werden wir sie doch fangen, ehe sie uns verblüffen.““

Wir hielten uns nicht weiter in den Salons auf, sie waren so feucht und kalt, daß ich mich freute, hinauf in mein Zimmer und an das Feuer zu kommen. Wir verschlossen die Thür. Eine Vorsichtsmaßregel, die wir überhaupt durchgängig beobachteten. Das von meinem Diener für mich gewählte Schlafzimmer war das beste in der ganzen Etage. Höchst geräumig, hatte es zwei Fenster Front nach der Straße zu. Ein viersäuliges Bettgestell, das dem Kamin gegenüber stand, in dem ein helles Feuer prasselte, nahm keinen bedeutenden Raum ein. Zwischen Fenster und Bett befand sich die Thür des Kabinetts, worin sich mein Diener etabliert hatte. Es war dies sehr klein und enthielt nichts außer einem Schlafsofa. Keine Verbindungsthür führte nach dem Treppenhaus — auch existierte sonst keine Thür, außer dieser, die zu meinem Zimmer führte. Zu beiden Seiten meines Kamins waren Wandschränke ohne Schlösser angebracht und mit derselben melancholischen Tapete wie die Wand überklebt. Wir untersuchten die Schränke genau — sie enthielten nur einige Haken zum Aufhängen weiblicher Kleidungsstücke sowie auch die äußeren Wände; alles erwies sich durchaus massiv. Nachdem ich mein Zimmer so inspiziert, wärmte ich mich ein wenig, zündete mir eine Zigarre an und ging dann, von Frank begleitet, meine Rekognoszierung zu vollenden.

Auf dem Treppenabsatz vor unsern Gemächern war eine zweite Thür — sie war fest verschlossen. „Herr, — sagte mein Diener überrascht, — ich schloß bei meinem Kommen diese Thür so gut wie alle übrigen auf, auch kann sie nicht von innen verriegelt worden sein, denn es ist —.“ Ehe er den begonnenen Satz vollendete, ging besagte Thür, ohne daß sie einer von uns berührt hätte, langsam von selbst auf. Wir sahen uns gegenseitig einen Augenblick verblüfft an. Ein und derselbe Gedanke beschlich uns — irgend eine menschliche Einwirkung mußten wir hier entdecken! Ich schritt voran, mein Diener folgte. Wir befanden uns in einem kleinen, öden, düsteren Zimmer ohne jegliches Ameublement, einige leere Koffer und Körbe in einer Ecke. Die Läden des einzigen kleinen Fensters waren geschlossen, nicht einmal ein Kamin fand sich vor, keine andere Thür als die, durch die wir eingetreten waren, kein Teppich auf dem Fußboden, obschon derselbe alt, uneben und wurmstichig war,

was die hellen ausgebesserten Flecke deutlich bekundeten. Kein lebendiges Wesen war sichtbar, kein Platz, wo sich eines hätte verbergen können. Während wir noch dastanden und rundum blickten, schloß sich die Thür langsam von selbst, genau so, wie sie sich zuvor geöffnet. — Wir waren Gefangene.

Zum erstenmale überkam mich ein unaussprechliches Grauen — nicht so meinen Diener. „Ich glaube gar, Herr, die denken uns fangen zu können — ich sage Ihnen, mit einem Stoß meines Fußes fliegt die verwitterte Thür auf." — „„Sieh zuvor, ob sie nicht deiner Hand weicht,"" sagte ich und suchte meine Furcht abzuschütteln, während ich die Läden öffnete, um mich zu überzeugen, wie es außerhalb aussah. Ich schob die Riegel zurück. Das Fenster ging auf den kleinen zuvor beschriebenen Hof hinaus. Ich konnte keinen Vorsprung außerhalb entdecken, es ging senkrecht hinab. Niemand hätte, um durch dieses Fenster zu entfliehen, irgendwo festen Fuß fassen können, ehe er hinab auf die Steinplatten kam.

Frank hatte die ganze Zeit über erfolglose Versuche gemacht, die Thür zu öffnen. Er wandte sich jetzt um und bat um die Erlaubnis, Kraft anwenden zu dürfen.

Ich muß, um diesem Menschen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hier nochmals konstatieren, wie völlig frei von jeglicher Furcht er war.

Seine Kaltblütigkeit, seine ganze Haltung, ja sogar Heiterkeit unter so außergewöhnlichen Verhältnissen zwangen mir Bewunderung ab. Ich beglückwünschte mich innerlich zu diesem Genossen, welcher der Situation so ganz gewachsen war, und gab ihm willig die verlangte Zustimmung. Obwohl er ein außergewöhnlich starker Mann war, erwies sich doch seine Kraft hier ebenso machtlos wie seine mäßigeren Anstrengungen — die Thür rührte sich nicht unter seinen Stößen. Nun versuchte auch ich mich an der Thür, — alles umsonst. Als ich meine Versuche aufgeben mußte, kam wieder jene namenlose Angst über mich. Diesmal war sie anhaltender — unbezwinglicher. Ich hatte das Gefühl, als stiege ein geisterhaftes Wehen aus den Ritzen des holprigen Fußbodens auf und füllte die Atmosphäre mit giftigem, der menschlichen Existenz feindseligem Dunst. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, wieder langsam und geräuschlos, ganz von selbst. Rasch sprangen wir auf den Treppenabsatz hinaus. Nun sahen wir ein großes, bleiches Licht vor uns herschweben, so groß wie eine menschliche Gestalt, jedoch form- und masselos. Es bewegte sich die Treppe hinauf, die zu den Böden führte. Ich folgte dem Licht und mein Diener folgte mir. Die Erscheinung schlüpfte in eine zur Rechten gelegene Dachkammer, deren Thür offen stand. Ich trat sofort auch ein. Da schrumpfte das große Licht zu einer kleinen Kugel zusammen, die strahlend und lebhaft leuchtend einen Augenblick über einem Bett in der Ecke schwebte, flackerte und verschwand. Wir näherten uns dem Bett und untersuchten es genau. Es hatte ein eisernes Gestell, wie man es oft auf Böden als Schlafstätte für die Dienerschaft findet.

Auf der Kommode dicht daneben, lag ein altes, verblaßtes, seidenes

Tuch; eine Nadel steckte noch in dem halb reparierten Riß. Das Tuch war dick mit Staub bedeckt, jedenfalls gehörte es der alten letztverstorbenen Haushüterin, und dies mochte ihr Schlafraum gewesen sein. Meine Neugier stieg. Ich öffnete die Fächer. Allerlei Überreste weiblicher Kleidungsstücke, nebst zwei, mit einem gelben Band umbundenen Briefen lagen darin. Ich war so frei, dieselben an mich zu nehmen. Außerdem fanden wir nichts Bemerkenswertes in dem Zimmer vor, noch tauchte das Licht wieder auf, wohl aber vernahmen wir beide genau leise, trippelnde Schritte dicht vor uns. Die Inspizierung der 4 bis 5 anderen Böden ergab nichts — doch waren und blieben die Fußtritte uns stets voraus. Nichts war zu sehen — absolut nichts, aber der trippelnde Schritt war desto mehr zu hören. Meine Hand umschloß fest die beiden Briefe. Als ich die Treppe hinabstieg, fühlte ich deutlich mein Handgelenk umklammert und einen schwachen Versuch, mir die Briefe zu entwinden. Ich schloß meine Hand fester und der Druck am Gelenk ließ nach.

In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, fiel es mir erst jetzt auf, daß mein Hund uns nicht gefolgt war, als wir es verließen, sondern sich zitternd an das Feuer drängte. Ungeduldig faltete ich die Briefe auseinander und während ich las, nahm mein Diener die Waffen, die ich ihm befohlen mitzunehmen, aus ihren Futteralen. Er plazierte sie auf meinem Nachttisch und bemühte sich dann vergebens, den Hund zu beschwichtigen.

Die Briefe waren kurz, sie waren datiert und die Daten 35 Jahre alt. Offenbar waren es Billets eines Liebhabers an seine Erwählte oder eines Gatten an sein junges Weib. Nicht allein die Ausdrücke, sondern auch ganz bestimmte Anspielungen auf eine frühere Seereise charakterisierten den Seemann. Orthographie und Handschrift waren die eines nur mittelmäßig gebildeten Menschen, dennoch war die Sprache an sich mächtig. Durch alle liebkosenden Ausdrücke hindurch klang eine Art von wilder Leidenschaft, und hier und da fanden sich Andeutungen über ein Geheimnis, das sich jedoch auf keine Liebesaffäre bezog, sondern auf ein Verbrechen.

„Wir sollten uns lieben," so lautete, wie ich mich deutlich erinnere, die eine Stelle, „denn wie würde die Welt uns fluchen, wüßte sie darum." Und weiter: „Teile dein Schlafgemach nie mit jemand, denn du sprichst im Schlaf." Ferner wiederum: „Geschehenes ist unabänderlich und ich sage dir, kein Zeuge steht gegen uns auf, es sei denn die Toten kehrten wieder." Hier war mit einer besseren und zwar weiblichen Handschrift geschrieben und unterstrichen: „Sie stehen wieder auf!" Am Schluß des Briefes jüngsten Datums endlich hatte dieselbe weibliche Hand weiter geschrieben: „Gestorben auf dem Meere am 4. Juni, an demselben Tage als —

Ich ließ die Hand sinken und verlor mich in Sinnen über das Gelesene. Indessen fürchtete ich, der Gedankengang nach dieser Richtung hin möchte meine Nerven aufregen. Ich war fest entschlossen, meinen

Geist in der nötigen Spannkraft zu erhalten, um gegen alles Wunderbare gewappnet zu sein, es komme, was da wolle.

Bereits rückte die Nacht bedeutend vor. Ich sprang empor, legte die Briefe auf einen Tisch, schürte das Feuer, das lustig knisterte und öffnete meinen Band Macaulay. Mit leidlicher Gemütsruhe las ich bis ½12 Uhr, dann warf ich mich auf mein Bett, hieß meinen Diener sich zurückziehen, jedoch sich wach erhalten und die Verbindungsthür unserer Zimmer nicht zu schließen. Ungefähr 20 Minuten später war mir, als streife ein außerordentlich kalter Luftzug meine Wange. Die Thür rechts, nach dem Flur, schien aufgegangen zu sein, aber nein, sie war zu. Ich wandte mich links und sah, wie die Flamme meines Lichtes, wie vom Luftzug bewegt, heftig hin und her flackerte. Im selben Augenblick glitt meine, dicht neben dem Revolver liegende Uhr sacht vom Tisch, leise, leise, wie von unsichtbarer Hand gezogen, sie war verschwunden. Ich schnellte empor, ergriff mit einer Hand den Revolver, mit der anderen den Degen, denn ich verspürte keine Lust, meine Waffen das Schicksal meiner Uhr teilen zu lassen. So bewaffnet spähte ich auf dem Fußboden herum, aber keine Spur von meiner Uhr. Jetzt begann es dreimal langsam am Kopfende meines Bettes zu klopfen.

„Sind Sie das, Herr?“ rief mein Diener.

„„Nein, sei auf deiner Hut.““

Nun sprang der Hund auf, setzte sich aufrecht, spitzte die Ohren und bewegte sich rasch nach rückwärts und vorwärts. Er sah mich dabei mit sonderbar beredtem Blick an, so daß sich meine volle Aufmerksamkeit auf mein Tier konzentrierte. Plötzlich erhob dasselbe sich langsam, jedes Haar an ihm sträubte sich, es stand starr und festgebannt da und hatte einen wilden Blick. Es blieb mir jedoch keine Zeit, den Hund länger zu beobachten. Mein Diener stürzte aus seinem Zimmer heraus.

Wenn ich je das Entsetzen in einem menschlichen Antlitz sah, so war es in dieser Stunde. Ich hätte den Mann nicht erkannt, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre, so verzerrt waren seine Züge. Er flog an mir vorüber und raunte in einem Ton, der kaum von seinen Lippen zu kommen schien: „Laufen Sie, was Sie können — er ist hinter mir.“

Er erreichte die Thür zum Korridor, riß sie auf und raste fort. Ich folgte ihm unwillkürlich, wollte ihn zurückrufen, aber ohne mich zu beachten, schwang er sich, krampfhaft das Treppengeländer fassend, hinab, riß die Hausthür auf und ich hörte nur noch, wie sie zuschlug — ich war allein im Geisterhause. Ich gestehe, ich schwankte einen Augenblick, ob ich meinem Diener folgen sollte oder nicht, allein Stolz und Neugier hielten mich von so feiger Flucht zurück. Ich trat wieder in mein Zimmer, schloß die Thür und schritt vorsichtig nach dem kleinen Kabinett, fand aber keinerlei Erklärung für meines Dieners Entsetzen. Nochmals die Wände prüfend, tastete ich, nach einer geheimen Thür suchend, umher, aber es fand sich keine Spur davon, auch nicht das

kleinste Rißchen in der Tapete. Wie in aller Welt hatte dasjenige, was ihn verscheucht, möge es heißen, wie es wolle, Zutritt gefunden, 'außer durch mein Zimmer. Ich verfügte mich zurück in dasselbe, schloß und verriegelte die Thür zum Kabinett und stellte mich an den Kamin, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt bemerkte ich, daß mein Hund in die Ecke des Zimmers kroch und sich derartig dagegen drückte, als wolle er sich buchstäblich den Weg in die Wand erzwingen. Ich näherte mich dem armen Tier und sprach ihm zu, es war außer sich vor Furcht, fletschte die Zähne, geiferte und hätte mich sicher gebissen, dafern ich es berührte. Er schien mich nicht zu erkennen. Wer jemals in einem zoologischen Garten ein Kaninchen durch den Blick der Schlange gebannt in einem Winkel hocken sah, der nur kann sich die Todesqual ausmalen, die der Hund ausstand. Als alle Versuche scheiterten, das Tier zu besänftigen, fürchtend, daß sein Speichel, wie bei der Tollwut, giftig sein könnte, überließ ich es sich selbst, legte meine Waffen auf den Tisch zurück, setzte mich und nahm Macaulay wieder auf. Nach kurzer Zeit gewahrte ich, daß sich etwas zwischen Licht und Buch stellte, denn es fiel ein Schatten auf das Blatt. Ich sah auf und sah, was mir schwer, vielleicht nie glücken wird zu beschreiben. Es war ein dunkles Etwas vor mir, das sich wie aus Luft von selbst bildete und sehr unentschiedene Konturen zeigte. Ich kann nicht sagen, daß es eine menschliche Gestalt war und doch hatte es eine große Ähnlichkeit mit einer solchen oder wenigstens mit dem Schatten derselben. Je länger ich hinsah, desto mehr lösten sich Licht und Schatten von einander los und die Größenverhältnisse der Erscheinung schienen mir enorm, denn das oberste Ende berührte fast die Decke. Während ich unablässig darauf hinstarrte, empfand ich einen Hauch von eisiger Kälte. Ein Eisberg direkt vor mir hätte mich nicht mehr zusammenschauern machen können, noch hätte er eine so intensive Kälte auszuströmen vermocht. Als ich fortfuhr das Ungeheuerliche anzustieren, kam es mir vor (jedoch das kann ich nicht einmal bestimmt behaupten), als unterscheide ich ein paar Augen, die aus der Höhe auf mich herabsahen. Einen Augenblick schien mir ihre Existenz zweifellos, den andern waren sie wieder verschwunden, jedoch zwei Strahlen bläulichen Lichtes schossen durch das Dunkel und zwar gingen sie von jener Stelle aus, wo ich glaubte, daß mir vorhin Augen begegnet waren. Ich versuchte zu sprechen — meine Stimme versagte vollständig.

Ist das Furcht? dachte ich bei mir. O nein, die kenne ich nicht. Ich wollte aufstehen — umsonst — eine unsichtbare Gewalt hielt mich nieder. Ein fremder Wille lehnte sich gegen den meinigen auf, ein unendlich überlegener, ungefähr so, wie Sturm und Feuer der Menschenhand gegenüber. Und nun, da dieser Gedanke mehr und mehr in mir zur Überzeugung reifte — kam ein Entsetzen über mich, das jeder Beschreibung spottete. Nur mein Stolz hielt mich aufrecht — nicht mein Mut. Entsetzen ist das, sagte ich mir, und keine Furcht; so lange ich aber diese banne, wird mich nichts anfechten, weil meine Vernunft alles dies für ein Gebilde der Phantasie hält. Mit einer heftigen Bewegung

gelang es mir, meine Hand nach meinen Waffen auszustrecken, als ich es aber that, bekam ich einen eigentümlichen Ruck und mein Arm sank kraftlos an meiner Seite nieder. Und nun, um das Maß des Grauens vollzumachen, nahm der Glanz der Lichter mehr und mehr ab, sie verlöschten nicht, aber ihre Flamme schien wie langsam zurückgezogen zu werden. Genau so geschah es mit dem Feuer im Kamin und in wenigen Augenblicken lag das Zimmer im tiefsten Dunkel. Die Angst, bei der Idee, mit dem dunklen Etwas, dessen Macht ich vorhin so intensiv gefühlt hatte, im Finstern allein zu sein, brachte eine Gegenwirkung in mein Nervensystem. Das Entsetzen, in mir hatte jenes Stadium erreicht, daß mich entweder meine Sinne verlassen hätten oder ich den Zauber brechen mußte. Ich brach ihn. Ich fand meine Stimme wieder, obgleich sie mehr wie ein Aufschrei klang. Ich erinnere mich, daß ich Worte herausstieß wie: „Ich fürchte mich nicht, meine Seele ist frei von Schuld," zu gleicher Zeit fand ich die Kraft zum Aufstehen. Von tiefem, tiefem Dunkel umgeben, flog ich nach der Fensterseite hin — riß den Vorhang zurück und stieß die Läden auf — mein einziger Gedanke war Licht!

Und wie ich den Mond so ruhig, hoch und klar über mir sah, empfand ich eine Freude, die mich für alle Schrecknisse entschädigte. Da stand der Mond, da waren die Gasflammen in der öden menschenleeren Straße. Ich wandte mich nach dem Zimmer zurück. Der Mond durchdrang dessen dunkle Schatten nur spärlich und teilweise — aber es war eben doch Licht darin. Das dunkle Etwas war verschwunden, nur einen düsteren Reflex, als wäre er der Schatten der Schattengestalt, nahm ich an der gegenüberliegenden Wand wahr. Mein Auge fiel nun auf den alten, runden Mahagonitisch, der ohne Decke dastand. Da erhob sich eine Hand bis zum Handgelenk sichtbar. Sie schien von Fleisch und Blut wie meine eigene zu sein, aber es war die einer älteren Person — dürr, runzlich und klein dazu — eine Frauenhand. Diese Hand umschloß sanft die beiden Briefe auf dem Tisch — Hand und Briefe verschwanden. Nun folgten erneut die drei abgemessenen Stöße gegen die Bettwand zu Häupten, die ich vor Beginn des wunderbaren Dramas bereits vernommen. Als dieser Lärm vorüber war, erbebte das Zimmer fühlbar und von nah und fern tauchten Funken und Kügelchen, wie erleuchtete Wasserblasen in allerlei Farben, grün, gelb, feuerrot und himmelblau, auf. Hinauf und herunter, herüber, hinüber, hierhin, dorthin, winzigen Irrlichtern gleich, bewegten sich die Funken, langsam und schnell, je nach Laune. Ein Stuhl (wie zuvor im Salon unten) rückte langsam von der Wand aus vorwärts, ohne sichtbare Aktion und postierte sich mir gegenüber am Tisch. Plötzlich, wie von dem Stuhl empor, wuchs ein Schatten weiblicher Form. Er war so deutlich sichtbar, wie eine lebende Gestalt und doch totenbleich, wie eine Leiche. Das Gesicht war jugendlich, von sonderbar melancholischer Schönheit. Hals und Schultern waren entblößt und das Übrige der Erscheinung in ein wallendes weißes Gewand gehüllt. Die Gestalt glättete ihr langes, gelbliches, über die Schultern fallendes Haar. Ihr Blick war unverwandt auf die Thür geheftet, sie

schien lauschend, spähend, zu warten. Der Schatten der Schattengestalt im Hintergrunde wurde tiefer und abermals schien es mir, als funkelten Augen aus der Höhe nieder, den weiblichen Schatten beobachtend. Aus der Thür, obschon sie sich nicht öffnete, wuchs eine andere Gestalt heraus, gleich deutlich, gleich aschfahl, die eines jungen Mannes. Er war in der Tracht des vorigen Jahrhunderts oder wenigstens in einer ganz jener ähnlichen. Die männliche, sowie die weibliche Gestalt, wenngleich sehr deutlich, waren unbedingt masselos, nicht greifbar, sondern Gespenster und zwar war an ihnen etwas Widerstreitendes, Gegensätze, die sich bekämpften. Beide waren lächerlich und furchtbar zugleich in dem mühsamen Aufputz ihrer alten Kostüme, die mit ihren Spitzen, Krausen und Schnallen in höfischer Genauigkeit ausgeführt waren; zu alledem das leichenhafte Aussehen und die geisterhafte Schweigsamkeit ihrer schwebenden Träger. Im Augenblick, als die weibliche Figur sich der männlichen zuneigen wollte, löste sich der Schatten von der Wand los, und alle drei waren in Dunkel gehüllt. Ja, im ersten Morgengrauen schien es, als wären die beiden Gespenster in der Gewalt des Schattens, der sich über sie aufschwang. Ein Blutfleck wurde nun auf der Brust des weiblichen sichtbar. Das männliche Gespenst lehnte sich auf ein Geisterschwert, Blut rieselte heftig von seiner Krause und seinen Spitzen nieder und wieder verschlang der Schatten, der zwischen ihnen gestanden, alle drei, sie waren verschwunden. Wieder schossen die bunten Blasen empor, segelten und wogten herum, schwollen dicker und dicker auf und ihre Bewegungen wurden immer wirrer. Die Schrankthür zur rechten des Kamins that sich auf und aus der Öffnung trat die Gestalt einer alten Frau mit Briefen in der Hand, mit denselben Briefen, welche die Hand vorhin ergriffen hatte und hinter der Erscheinung erklangen Fußtritte. Sie drehte sich aufhorchend um, öffnete dann die Briefe und schien zu lesen und über ihre Schulter hinweg blickte ein bleifarbenes Gesicht, wie das eines vor langer Zeit Ertrunkenen, aufgeschwollen, gebleicht und mit Seegras in dem tropfenden Haar. Der Frau zu Füßen lag eine Masse, wie die eines entseelten Körpers und neben demselben hockte ein Kind, ein elendes, unsauberes Kind, den Hungertod auf den Wangen und Furcht in den Augen. Und als ich das Antlitz der Frau näher ins Auge faßte, verschwanden die Furchen und Linien und es wurde ein jugendliches Gesicht daraus mit strengem, steinernem Blick. Der gewaltige Schemen schoß vorwärts und überschattete mit seinem Dunkel alle drei Gespenster, wie er es zuvor mit den anderen gethan. Nichts blieb sichtbar als der Schatten, den ich unausgesetzt beobachtete, aus dem abermals zwei Augen leuchteten, boshafte Schlangenaugen. Und die Lichtblasen stiegen und fielen und machten ihre unregelmäßige und ungestüme Irrfahrt mitten im Schein des verblassenden Mondenlichtes, aber aus den Kugeln wie aus der Schale des Eies, brachen widrige Larven heraus, blutlos und scheußlich anzusehen. Ich kann sie nur schwärmenden Milben in einem Wassertropfen vergleichen, wenn sie das Mikroskop veranschaulicht; durchsichtige Körper, geschmeidig, beweglich, einer den anderen verjagend, einer den

anderen verschlingend. Figuren winziger Gestalt und doch mit unbewaffnetem Auge erkennbar. Ihr Herumstreichen war systemlos, sie näherten sich mir schneller und in dichteren Haufen und krochen über meinen rechten Arm hinweg, den ich unbewußt wie zur Abwehr böser Kobolde befehlend ausgestreckt hielt. Manchmal berührte mich etwas, aber das kam nicht von ihnen; unsichtbare Hände stießen mich an. Einmal sogar umschloß ein Griff von kalten, weichen Fingern meine Kehle. Ich blieb mir klar bewußt, daß, sowie ich der Furcht wich, ich in körperlicher Gefahr schwebte, deshalb konzentrierte ich meine ganze Kraft nur in dem einen Gefühl — mit eiserner Willenskraft zu widerstehen. Ich wandte mein Gesicht von dem Schatten, ganz besonders aber von den gräßlichen Schlangenaugen ab, die nun deutlich sichtbar geworden waren. Denn dort und sonst in nichts um mich herum, das ward ich gewahr, lag ein „Wille" von intensiv schöpferischer Gewalt zum Bösen, ein Wille, der den meinigen zu zermalmen fähig war. Das fahle Morgengrauen fing an sich zu röten, wie in der Nähe einer Feuersbrunst und die Larven schwammen wie in feuriger Lohe einher. Nochmals erbebte das ganze Gemach', nochmals ließen sich drei abgemessene Stöße vernehmen. Der dunkle Schatten verschlang alles mit seiner Finsternis, als ob von ihm alles ausginge und zu ihm alles zurückkehren müsse.

(Schluß folgt.)



Kürzere Bemerkungen.*)

Glaubensbekenntnis.

Du fragst, ob eines Gottes Hand
Dich durch dein Menschenleben leitet?
Gewiß, so lange glutentbrannt
Ein hoher Traum die Brust dir weitet,
Und was du tief im Geist geträumt,
In dir die beste Kraft entfachte,
Daß es dein Wille ungesäumt
In Kämpfen zur Entfaltung brachte;
Solang dein Herz vor dem, was rein,
In schweigender Begeist'rung betet;
Solang, was niedrig und gemein,
In schönem Zorn die Stirn dir rötet;
Solang du noch das Banner führst,
Dem du dein Leben zugeschworen; —
Solang du selbst dich nicht verlierst,
Ist dir auch noch kein Gott verloren.

Lou.

Die ursprüngliche Bedeutung der Hamletsage.

Den Stoff zu seiner gedankenschweren Hamlet-Tragödie entnahm Shakespeare der Historia danica des Saxo Grammaticus, welcher im Jahre 1204 als Propst zu Roeskild starb.

Saxo erzählt die Hamletsage folgendermaßen: Im Jahre 500 vor Christo ermordete ein König Fengo von Seeland oder Jütland seinen Bruder, den König Horvendil und ehelichte dessen Weib Geruthe. Horvendils Sohn aber, Amleth, tötete den Mörder seines Vaters, vermählte sich mit der schottischen Prinzessin Hermuntrut und unterlag auf einer Haide dem Dänenkönig Vigtet, mit welchem sich die treulose Hermuntrut verheiratete.

Dem Anschein nach gleicht Saxos Bericht der halb verklungenen Sage von irgend einem Familienzwist altnordischer Stammeshäuptlinge,

*) Unter dieser stehenden Rubrik besprechen wir, soweit der Raum reicht, Gegenstände von gegenwärtiger Bedeutung, bringen auch Notizen und Korrespondenzen, die ein allgemeineres Interesse finden dürften. Wir sind unsern Lesern dankbar für jede Zusendung, welche zur Aufnahme in diese Abteilung geeignet erscheint, sowie für jeden Hinweis auf Gegenstände, welche hier der Erwähnung wert sind. Eine Verpflichtung aber zur Berücksichtigung solcher Zusendungen können wir freilich nicht übernehmen. (Der Herausgeber).

und doch ist er nur nach neueren Forschungen Wolzogens u. a. ein historisierter Naturmythus der Edda.

Die Edda nämlich, um 1050 von Sämund Sigufson dem Weisen aus uralten Skaldenliedern zusammengestellt, enthält in der Form von Handlungen göttlicher und heroischer Personen, in welchen die Naturkräfte personifiziert sind, die Bilder altgermanisch-nordischer Naturphilosophie.

Der letzte Sang der Edda ist das Lied vom König Frote von Dänemark und seiner Mühle Grotti, die alles mahlte, was er wünschte, Gold und Frieden. Die Mägde, die da mahlten, hießen Fenja und Menja. Der Seekönig Mausing raubte die Mühle und ließ auf seinem Schiffe weißes Salz mahlen, bis alle in der Petlandsbucht versanken.

König Frote ist die heroisierte Gestalt des Gottes Froh, des Frühlings. Die Saat sprießt und keimt von neuen zur Zeit des Frühlings unter der Herrschaft Frote-Frohs. Bei der Mühle Grotti ist das Erzeugnis Grütze (grautr), Gries (griot) und Korn selbst (mhd. grûz) an die Stelle der Erzeugerin getreten; die Mühle aber ist die mütterliche Erdkraft selbst, dasselbe, was sonst die Göttin Freya und Frohs Braut Gerdhr bedeuten. Fenja und Menja deuten den Sprachstämmen nach auf die belebende Kraft des Wassers und das Gold der Ernte hin. Frote überarbeitet die Mägde, d. h. das Korn wird durch die Macht der Sonne zur Reife getrieben. Da aber kommt der Feind, Mausing, als Räuber gerade wie Loki, der das Haar der Sippia, das Ährenfeld, abschneidet; die Erntezeit ist die Sonnenglut. Er raubt die Mühle mit samt den Mägden, nachdem sie ihn selber herangemahlen haben. Die Ernte des reifen Korns ist geborgen, und von da ab mahlen sie Salz, nämlich Schnee. Schließlich versinkt alles im Meer, d. h. das Feld wird von Regen- und Schneewasser überschwemmt.

An dieses alte Naturbild lehnte Saxo seine weiterentwickelte Sage an, die er nach dem Volksmund niederschrieb, in welchem die personifizierten Naturkräfte längst zu historischen Personen geworden waren, wie dies in den Mythologieen und Heldensagen aller Völker tausendfach vorkommt. König Horvendil, deutsch Karwendel oder Orendel, wird von König Fengo getötet, wie Frotes Macht durch Fenjas Arbeit schließlich zermahlen wird. Fengo-Mausing heiratet die Witwe des Königs, Geruthe-Grotti. Der Sohn, Amleth, rächt des Vaters Tod. Amleth heißt das Gemahlene, das Korn, und hat somit auch die Bedeutung der jungen Aussaat, des wiedergeborenen Frote, Froh, Frühling. Shakespeare hat die Geruthe zur Gertrud gemacht, mit deren Namen die Göttin Geruthe-Freya überhaupt als christliche Heilige bezeichnet wird. Fengo nennt er Claudius, was die lateinische Übersetzung des nordischen Loki (des Hinkenden) ist, dessen Stelle er ja einnimmt.

Mit Ophelia-Hermuntrut sprang Shakespeare freier um. In Saxos Sage deutet die buhlerische Hermuntrut auf die Traute des Irmin. Irmin ist identisch mit Froh; also ist Hernuntrut die verjüngte Freya, die Erde im jungen Frühling, welcher von Viglet, dem verjüngten Fengo, überwunden wird. (Laërtes). Schon in der Lokasenna wirft Loki Freya Buhlerei mit allen Asen und Elben vor.

Mithin ist die Grundlage der Hamlettragödie der ewige Wechsel des Jahres.

Ein merkwürdiges Spiel des Schicksals gab dem zweiten Vater des Hamlet, dem Dichter, denselben Namen, den der erste, der mythische trug: „Horvendil" nämlich heißt Pfeil- und Speerschüttler (Frühlingswind) wie „Shakespeare". **Carl Kiesewetter.**

Tamburini und Sepilli.

Anleitung zu experimentellen Untersuchungen des Hypnotismus.

In zwei kleinen Heften liegen die Untersuchungen der genannten beiden italienischen Gelehrten, von denen der erstere Direktor, der andere Assistenzarzt an der Staats-Irrenanstalt zu Reggio ist, in genehmigter deutscher Übersetzung (Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden 1882 und 1885) vor. Die Übertragung ist musterhaft von Dr. med. Fränkel in Bernburg ausgeführt und von demselben mit kurzen Vorreden begleitet. In diesen hebt er sehr mit Recht die ganz außerordentliche Bedeutung hervor, welche die Thatsachen des Hypnotismus für die gerichtliche, namentlich die strafrechtliche Praxis haben; wie sich in erster Linie kein Arzt, welcher je zur sachverständigen Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit von Angeklagten berufen werden könnte, einem gründlichen Studium dieser Erscheinungen entziehen kann, und wie in weiterer Folge auch die psychologischen Anschauungen der Juristen sich dadurch wesentlich umgestalten werden. Anfangs wird es sehr schwer sein, den Vertretern des Rechts die Unverantwortlichkeit des Hypnotisierten sowie jedes somnambul Handelnden zu beweisen. Danach aber tritt im Gegensatz dazu wieder die noch größere Schwierigkeit ein, in denjenigen Fällen, wo dann ein Angeklagter etwa Somnambulismus nur vorschützen könnte, nachzuweisen, wann dieser Zustand simuliert ist und wann die Wahrscheinlichkeit, daß eine hypnotische Beeinflussung vorgelegen habe, wirklich anzunehmen ist.

Durch diese kurzen und anschaulichen Darstellungen ihrer Untersuchungen haben sich Professor Tamburini und Dr. Sepilli ein entschiedenes Verdienst erworben. Dieselben werden vor allen Ärzten als eine Anleitung für eigene Untersuchungen willkommen sein; im weiteren aber auch Laien, so namentlich den Juristen selbst, zu gleichem Zwecke dienen können.

Behandelt sind in diesen beiden Heften besonders die Methoden der Hervorbringung, und die verschiedenen Phasen der Hypnose sowie die Erklärung der Erscheinungen. Nicht veranschaulicht werden dagegen die juristisch wichtigsten Erscheinungen der sog. Suggestion mentale. In diagrammatischen Zeichnungen aber sind auf beigegebenen Tafeln die untrüglichen Merkmale der verschiedenen Zustände und besondere Einwirkungen während derselben auf die Atem- und Pulsbewegung dargestellt. Wertvoll ist auch die dem ersten Hefte beigegebene Litteratur-Übersicht bis zum Jahre 1882; leider ist dieselbe im 2. Hefte nicht fortgesetzt. Vielleicht holt der

Übersetzer dies nach, falls dieselben italienischen Gelehrten etwa noch weitere spezielle Untersuchungen über die Suggestion mentale veröffentlichen sollten. Im 2. Hefte weisen sie selbst darauf hin, daß sie sich bisher „von der Erforschung feinerer Vorgänge auf psychischem Gebiete ferngehalten haben" (S. 14). Natürlich kann es auch diesen Ärzten nicht entgangen sein, daß dies ja der eigentliche Kernpunkt solcher Untersuchungen ist.

H. S.

In Sachen des Spiritismus.

Professor Dr. Adolf Bastian, der Direktor des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin, ist unbestrittenermaßen von allen gegenwärtig auf unserm Planeten lebenden Menschen der weitest gereiste und vielleicht auch von allen Anthropologen der gelehrteste, wenn man darunter die Fülle der im Gedächtnis festgehaltenen Thatsachen versteht; aber er ist leider in seinen Äußerungen der verwirrteste. Die letztere Eigenschaft ist um so mehr zu beklagen, weil dadurch die gewaltige Masse des sonst vortrefflich verwertbaren Materials seines Wissens für die Kulturentwicklung der Menschheit vollständig verloren geht. Bastian hat viele und dicke, auch mehrbändige Bücher verfaßt und pflegt noch jetzt, außer langathmigen Artikeln, die er in Zeitschriften veröffentlicht, jährlich mehrere Bände herauszugeben, aber alles was er schreibt, sind wüste, kritiklose Zusammenstellungen von Thatsachen und Meinungen anderer ohne alles System und Ordnung, das Wertvollste neben dem Wertlosesten zu einem endlosen Seil zusammengedreht und überdies in einem Stil geschrieben, den nicht einmal derjenige lesen kann, welcher mit dem Gegenstande und der Litteratur desselben, den Bastian gerade behandelt, vollständig vertraut ist. Ohne alle Zubereitung und Durcharbeitung bietet er dem Publikum an, was ihm eben in den Kopf kommt. Er hat offenbar nicht einmal soviel Achtung vor seinen Lesern, daß er sich die Mühe nimmt, seinen Gedankenbericht nur irgendwie zu ordnen. Wunderbar ist dabei aber, daß sein Name als Weltreisender und als Ethnologe es ihm immer noch ermöglicht, Verleger für solche Schreiberzeugnisse zu finden. Zu beklagen ist dies nach verschiedener Richtung hin, weil dadurch das Material thatsächlich verloren geht und unbeachtet bleiben wird, es sei denn etwa, daß sich später einmal jemand finden sollte, der dasselbe durcharbeitet und es lesbar und verwertbar machen würde. Besser wäre es natürlich, die Verleger zwängen Bastian, dies selbst zu thun.

Einen solchen Haufen ungeordneter Thatsachen und Gedanken in Form eines „Seiles ohne Ende" hat Bastian kürzlich wider in der Nicolaischen Verlagshandlung (R. Stricker, Berlin) unter dem Titel: „In Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie" veröffentlicht. Es werden sich schwerlich ein Dutzend Menschen finden, soweit die deutsche Zunge reicht, welche dies Buch durchlesen werden. Und doch könnte gewiß mancher viel daraus lernen, wenn er es nur durchlesen könnte. Einen einzigen Nutzen allein wird auch dieses Buch wie alle anderen Schriften Bastians haben. Es dient jedem, der es in die Hand nimmt, als eine abschreckende Warnung gegen die Vielwisserei einseitiger Verstandesbildung.

Hübbe-Schleiden.

Eine Spukgeschichte auf Ascheberg.

Telepathische Fernwirkung eines Lebenden.

Vor kurzem sind bei Bergmann in Wiesbaden die „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" von Rudolph Schleiden, dem früheren hanseatischen Gesandten und Reichstagsabgeordneten, erschienen. Dieses anregend geschriebene Buch nimmt mit Recht ein allgemeineres Interesse in Anspruch, da es die kulturelle und politische Entwickelung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in den inhaltreichen Erlebnissen eines Mannes schildert, welcher berufen war, vielfach in hervorragender Weise bei den bewegten Ereignissen auch der zweiten Hälfte mitzuwirken. Unter jenen Erzählungen aber findet sich auch eine, um derentwillen wir diese Schrift besonders hier zu erwähnen Veranlassung nehmen.

Im Jahre 1811 hatte der Vater des Verfassers den bekannten Herrschaftsitz Ascheberg am Plöner See in Holstein erworben. Dieses sehr umfangreiche und wunderbar schön gelegene Gut war vom 13. bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts im Besitze der gräflich Rantzauschen Familie gewesen.

Der Graf verkaufte dasselbe, von brennendem Ehrgeize getrieben, 1799, um in Kopenhagen Karriere zu machen, und kaufte sich in Seeland an. Seine umfassenden Kenntnisse und seine Arbeitskraft verschafften ihm dort schon in jungen Jahren eine angesehene Stellung als Mitglied erst des Kommerzkollegiums, dann der Deutschen Kanzlei, und die durch deutsche Bildung verbunden mit französischer Feinheit ausgezeichnete Gräfin unterstützte durch ihre Liebenswürdigkeit und seltenen gesellschaftlichen Eigenschaften seine ehrgeizigen Bestrebungen. Dennoch glaubte er seine Verdienste nicht nach Gebühr anerkannt. Kränklichkeit und unangenehme Vermögensverluste steigerten seine Ungeduld. Mißmutig wandte er Kopenhagen den Rücken und nahm die Stelle eines Oberpräsidenten und Universitätskurators in Kiel an, wo er schon am 23. Februar 1812 starb. — Ich erwähne diese Einzelheiten nach mündlichen Erzählungen meiner Eltern, weil der unerfüllte gebliebene Wunsch dieses Grafen Rantzau, Ascheberg zurückzukaufen, von einzelnen zur Erklärung einer wunderlichen Spukgeschichte angeführt ist, die sich gerade während seiner letzten Krankheit dort zutrug.[1]

Meine Mutter hat oft erzählt, wie sie eines Abends, als mein Vater nach dem Gasthofe gegangen war, wo er den Bauern des Gutes und der gesamten Dienerschaft ein Vogelschießen und einen Tanz veranstaltet hatte, mit Julie Hegewisch in dem damals als Wohnstube benutzten früheren Arbeitszimmer des Grafen, gerade an der Stelle gesessen habe, wo dieser einst zu sitzen pflegte. Da sei plötzlich zwischen ihnen ein so schmerzliches Seufzen und Stöhnen ertönt, daß sie aufs Ärgste erschreckt aufgesprungen seien, jede ein Licht ergriffen habe und sie auf den Hausflur geeilt seien. Mein Vater, der gleich darauf zurückgekommen, habe sofort mit dem Diener alles untersucht, aber nichts entdecken können. Beim Zubettegehen habe ihr dann ihre Jungfer erzählt, daß sie schon zwei Tage vorher, als sie einer großen Wäsche wegen, früh — aber sich in der Uhr irrend, zu früh — aufgestanden sei und sich noch etwas

[1] Diese Deutung derselben findet sich auch in den „Denkwürdigkeiten" des Pastors J. W. Rautenberg (Hamburg), der in den Jahren 1814 und 1815 Hauslehrer auf Ascheberg war. Doch wird dort der vormalige Besitzer des Gutes, dessen sterbender Geist die Störung hervorgebracht haben soll, irrtümlicher Weise von Ahlefeld, statt Graf Rantzau, genannt.

auf dem Sopha in jenem Zimmer hingelegt habe, durch denselben schrecklichen Ton ganz erschüttert sei, aber nicht gewagt habe, davon zu sprechen, weil sie gefürchtet habe, ausgelacht zu werden. Seit jener Zeit wiederholten sich nun die beängstigenden Töne allabendlich. Nur einmal als der zum Besuch anwesende Maler Tischbein der „Dichter mit der Palatte" oder der „Maler-Poët"[1]), spottend den Geist zitierte, der sich so lästig vernehmbar mache, sollen sie ausgeblieben sein. Der Ofen und der Schornstein wurden abgebrochen, der Fußboden aufgenommen, die Ursache jedoch nicht ermittelt. Vorurteilsfrei, fanden sich Schleidens bald in die unangenehme Störung, obgleich das Gestöhn manchmal so laut ward, daß es nicht möglich war, mit dem Vorlesen eines Buches fortzufahren, und die Diener sich stritten, wer das Theegeschirr in das unheimliche Zimmer hineinbringen solle. Sonderbar genug verstummte das Stöhnen in derselben Woche — der Tag ist wegen einer kurzen Abwesenheit der Bewohner nicht genau zu bestimmen gewesen —, in welcher jener Graf Rantzau starb, und es ist später niemals wieder vernommen." H. S.

Eduard von Hartmann und Julius Duboc.

Im Novemberheft der „Sphinx" S. 295 finde ich in dem Aufsatz „Von Ludwig Feuerbach bis auf die Gegenwart" von Julius Duboc folgende Stelle: „Wie aber die Kunst sich auf pessimistischem Standpunkt als lügnerische Illusion erweist, so natürlich auch die Liebe, und da es nicht Sache der Vernunft sein kann, Illusionen das Wort zu reden, so ist es nur konsequent, wenn auch in seiner Nacktheit für den unbefangenen Sinn um so widerwärtiger und abstoßender, wenn der Philosoph des „Unbewußten" über diesen Punkt seine Meinung in folgender Weise zusammengefaßt und gebeichtet hat." Es folgt dann eine Reproduktion aus dem Pessimismuskapitel der „Philosophie des Unbewußten"[2]). Die unmittelbare Fortsetzung der citierten Stelle lautet aber ebendaselbst, wie folgt: „Vom Standpunkte der Eudämonologie des Individuums ist dies (nämlich die wenn mögliche Ausrottung des Triebes) meiner Ansicht nach das einzig mögliche Resultat. Wenn etwas Triftiges dagegen vorzubringen ist, so können es nur solche Erwägungen sein, welche vom Individuum ein Hinausgehen über den Standpunkt seines Egoismus verlangen" u. s. w.) Nun wird weiterhin von mir in demselben Kapitel der Phil. d. Unb. als der wesentliche Wert des Pessimismus die Klarstellung der Unhaltbarkeit des Standpunkts der individuellen Glückseligkeit angegeben[3]), und von dem höheren und allein maßgebenden Standpunkt der Hingebung an den Prozeß des Ganzen die Restitution der Instinkte und der teleologisch wertvollen Illusionen gefordert[4]). Wenn Herr Duboc von allen meinen Schriften und von denjenigen meiner Gesinnungsgenossen, in welchen diese Fragen auf das ausführlichste erörtert werden[5]), nichts gekannt hätte als dies eine Kapitel aus der Philosophie

[1]) Vergl. „Tischbeins Leben und Briefwechsel", Leipzig 1872.

[2]) 1. Aufl. S. 565, 9. Aufl. Bd. II S. 320—321. — [3]) S. 613 resp. 372.

[4]) S. 614—615 u. 638 resp. 374—375 u 403—404.

[5]) Z. B. Ges. Stud. u. Aufs. S. 161—163; Phil. Fragen der Gegenwart S. 161—163 u. 102—112; das ganze Werk über „Das sittliche Bewußtsein", speziell 2. Aufl. S. 53—59, 223—247, 547—559, 627—632, 641; ferner die ganze Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus"; endlich A. Taubert: „Der Pessimismus und seine Gegner. S. 37—51, und O. Plümacher: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart." S. 216—225.

des Unbewußten, so hätte er doch vor dem Irrtum bewahrt bleiben müssen, mir eine Konsequenz des individualeudämonistischen Standpunkts als eine Zusammenfassung und „Beichte" meiner Meinung zu unterstellen. Er gründet aber nur auf seine Darstellung meines Pessimismus die entstellende und herabwürdigende Polemik, mit welcher er denselben seit Jahrzehnten in Abhandlungen, Büchern, Feuilletons und gelegentlichen Bemerkungen verfolgt.

Gr. Lichterfelde bei Berlin, den 28. Okt. 1886.

Dr. Ed. v. Hartmann.

Herr von Hartmann bemängelt meinen in Bezug auf ihn gebrauchten Ausdruck „seine Meinung", indem er ihn als Meinung des Pessimismus interpretiert und darin einen Widerspruch mit dem thatsächlichen Kern seiner Schriften findet. Wie er sich die im Pessimismus vor sich gehen sollende, dem ursprünglichen Pessimismus übrigens unbekannte „Restitution des Instinkts und der teleologisch wertvollen Illussionen" eigentlich denkt, was er sich genau darunter vorstellt, wird außer ihm und einigen seiner Anhänger wohl niemand recht begriffen haben. Deshalb aber war auch wohl kaum Grund gegeben, mich falsch aufzufassen, und ich glaube auch nicht, daß meine Leser meine Worte anders verstanden haben werden, als sie verstanden werden sollten: „Seine Meinung" sollte heißen, was nach Herrn von Hartmanns Meinung für alle Welt (die aber eben nicht pessimistisch ist, sondern durchweg auf dem Standpunkte der individuellen Glückseligkeit steht) zu gelten habe. Bin ich in diesem Sinne verstanden worden, wie ich glaube, so habe ich ja Herrn von Hartmann nicht Unrecht gethan. Daß aber meine Kenntnis seiner Leistungen nicht eine so mangelhafte ist, wie er annehmen zu dürfen glaubt, darüber können ihn meine Schriften hinlänglich belehren.[1]) Im übrigen „verfolge" ich ihn nicht, sondern ich habe in der ersten Auflage meiner „Psychologie der Liebe" (1874) seine „Metaphysik der Geschlechtsliebe" zum erstenmal kritisiert, seit jener Zeit aber als Vertreter des Optimismus mich gelegentlich mit ihm als Vertreter des Pessimismus zu beschäftigen gehabt.

Dresden, 5. Novbr. 1886.

Julius Duboc.

Weitere formelle Bemerkungen über diesen Gegenstand sind wir nicht in der Lage hier zu gestatten. Wir bedauern, daß eine Erörterung solcher gegensätzlichen Anschauungen, wie die hier vertretenen, in unserm heutigen Kulturleben noch selten ohne das Hervortreten persönlicher Gegensätze stattfindet. Dies zu veranlassen oder zu fördern, lag selbstverständlich nicht in unserer Absicht. Wir benutzen aber diese Gelegenheit, unsern Lesern ein weiteres sachliches Eingehen auf die hier angedeuteten Gesichtspunkte der beiden verschiedenen Weltanschauungen nahe zu legen. H. S.

---

[1]) Z. B. „Psychologie der Liebe", 1. Auflage S. 183—206. „Leben ohne Gott", Anhang: E. v. Hartmanns Berechnung des Weltelends. „Optimismus" S. 103—120 und 365—376.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber
Dr. Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München.



Unser Jahrgang 1887.

Für denselben liegen uns u. a. folgende Artikel vor:

Freiherr Dr. **Carl du Prel:** Die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt. — Die Solidarität des Phantoms mit dem Körper.

Dr. **Julius Duboc:** Ein Kapitel aus der Trieblehre. 1. Was heißt L'homme machine? 2. Die Thatsache des Gewissens. 3. Die Freiheitsfrage und die Göttlichkeit des Menschen.

August Niemann: Die Menschenseele. Platons und Aristoteles' Streit über deren Wesen. — Platons esoterische Lehre.

Lorenz Oliphant: Das wahre Geistesleben und die Wertschätzung übersinnlicher Thatsachen.

Charles C. Massey: Glaube und Beweis im Gebiete mystischer Forschung.

Frederik W. H. Myers: Die menschliche Persönlichkeit im Lichte der hypnotischen Suggestion.

Professor **W. F. Barrett:** Unerforschte Vorgänge, welche bei ungewöhnlichen Seelenzuständen auftreten.

Professor **Elliot Coues:** Biogen. — Seele. — Kann Stoff denken?

Professor **Xaver Pfeifer:** Der goldene Schnitt und seine unbewußte Anwendung in Kunst und Technik.

Max Dessoir: Der Hypnotismus in Frankreich.

Professor Dr. **Bernheim:** Die hypnotische Suggestion im Hinblick auf die Pädagogik betrachtet.

Dr. **A. Liébeault:** Bekenntnisse eines ärztlichen Hypnotisten.

Dr. **Edgar Bérillon:** Hypnotismus und Erziehung.

Ludwig Hofner: Hysterie und Hypnotismus.

Gerard B. Finch: Geistige Heilungen. — Shakespeares Sturm.

Dr. jur. **Ludwig Kuhlenbeck:** Die Beweismethode für berichtete Thatsachen. — Das zweite Gesicht bei den Westfalen. — Giordano Bruno und die natürliche Magie.

Carl Kiesewetter: Michael Nostradamus. — Apollonius von Tyana. Julianus Apostata. — Alchymie. — Astrologie.

Ferdinand Maack: Der Minnetrank in Tristan und Isolde — Liebeszauber. Ein Beitrag zur Geschichte des tierischen Magnetismus.

Murdhna Joti: Seherschaft. Eine indische Ansicht von derselben.

Andrew Jackson Davis: Die Loslösung des Astralkörpers. Visionen.

O. Plümacher: Der Salemer Hexenprozeß. Eine Erinnerung an alte böse Zeiten.

Johann S. Hauffen: Die Injekta, ein geschichtliches Rätsel. — Die Elementarwesen. Was lehrt und was weiß man von denselben? — Der Prossener Mann, ein merkwürdiger Hellseher des 18. Jahrhunderts.

Gottschalk Thorsten: Die sechs Schwäne. Ein Beitrag zum Nachweis des Esoterismus im Volksbewußtsein.

Rhoda Broughton: Ein symbolischer Wahrtraum. Was er bedeutete.

A. von Winterfeld: Die Strada Stretta. Ein Auszug aus den Papieren eines Malteser Ritters.

Der Herausgeber.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.



